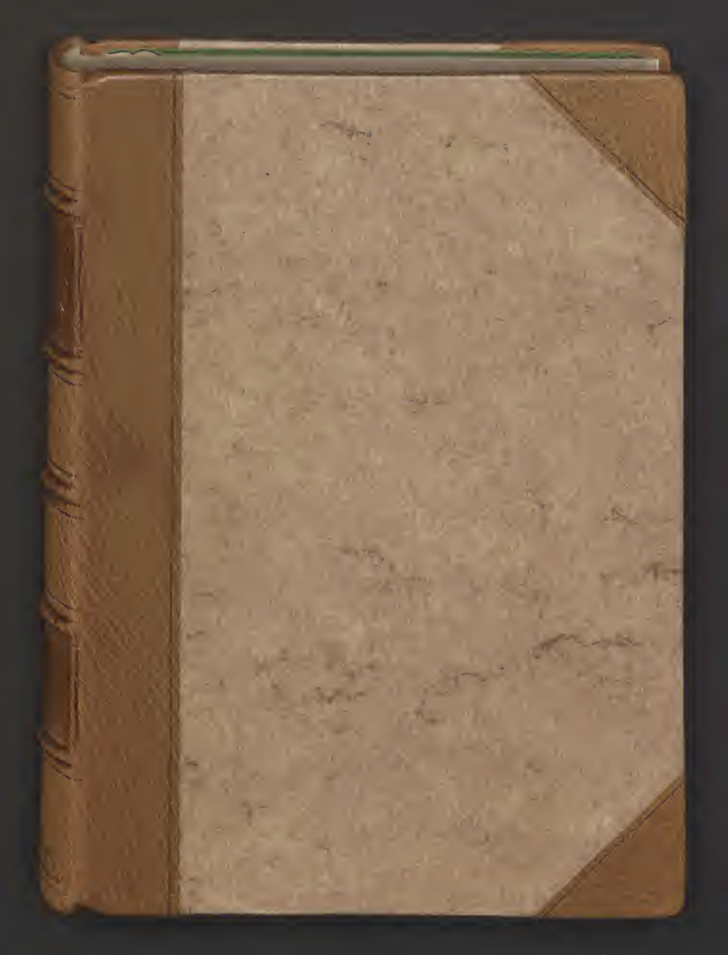
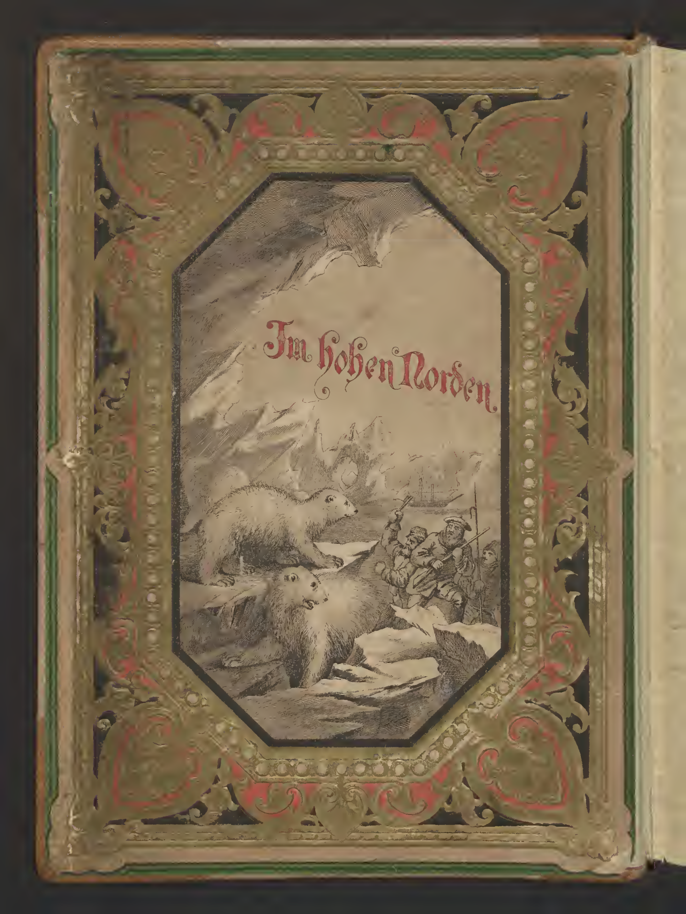



Im hohen Norden


SEÐLABANKI
ÍSLANDS
EX LIBRIS











Art A.v.E. Hochdanz.

Die Walrosse Nordgrönlands

Im hohen Norden.

Reisen und Abenteuer in den Polarländern.

Der deutschen Jugend

und ihren Freunden gewidmet

von

Theodor Griesinger.

Mit Illustrationen

von

Guido Hammer, H. Leutemann und C. Kolb.

Stuttgart.

K. Thienemann's Verlag.
(Julius Hoffmann.)

1864.



Inhalt.

Seite

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Sibirien oder Nordasien.

I.

Yermak, der Räuber.

Vom Jahr 1533 bis 1584 herrschte über Rußland der Kaiser oder Czar Iwan II. Wasiljewitsch, mit dem Beinamen „der Schreckliche". Er verdiente diesen Namen, denn nie gab es einen Selbstherrscher und Despoten, welcher ihn an Grausamkeit übertraf; andererseits aber werden wohl wenige Regenten je auf einem Throne gesessen haben, welche für die Erziehung und Heranbildung ihrer Völker, für die Entwicklung des Handels und Wandels, für das Aufblühen der Industrie sowie der Künste und Wissenschaften, endlich für die Vergrößerung ihres Reichs und die Ausdehnung ihrer Landesgränzen so viel oder gar mehr bewerkstelligten, als gerade Er, Iwan II. mit dem Beinamen „der Schreckliche".

Unter seine vielen Großthaten ist auch die zu zählen, daß er anno 1552 die mächtige Stadt Kasan, den Sitz eines tartarischen Königs, eroberte und hiezu zwei Jahre später die noch viel wichtigere Provinz und Stadt Astrachan fügte, denn nun dehnte sich das russische Reich bis an die Gränze Asiens aus, und die ungeheure Strecke Landes, welche zwischen dem Kaspischen und Weißen Meere liegt, gehörte ohne Unterbrechung dem Czaren an. Einen gar sehr großen Nutzen gewährten nun allerdings für den Anfang diese Ländereien nicht, indem sie nur äußerst dünn bevölkert waren. Ueberdieß trieben die wenigen Bewohner, — im Süden beinahe lauter Tartaren, im Norden dagegen Mongolen — keinen Ackerbau, sondern sie zogen viel=

mehr nomadisirend einher und lebten theils von der Viehzucht, theils vom Fischfang und der Jagd. Um so mehr aber mußte dem Czaren Iwan Wasiljewitsch daran liegen, ordentliche Colonisten in jene Gegenden zu bekommen, und es fehlte daher von seiner Seite, wie man sich wohl denken kann, keineswegs an Aufmunterungen und Aufforderungen, dorthin zu ziehen. So ließ sich denn unter Anderen auch ein altrussischer Kaufherr, Namens Anika Stroganoff, bewegen, seine Heimath zu verlassen, um in der Nähe von Kasan bei einem unbedeutenden Kolonistendörfchen, Namens Solvytschegotskah, ein Salzwerk anzulegen, und diese Unternehmung glückte ihm so gut, das heißt er gewann so viel Salz, daß er sich voraussagen durfte, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden. Obwohl er nämlich Tag und Nacht sieden ließ, so konnte er der Nachfrage doch nie ganz genügen, und seine Waare war in Astrachan eben so gesucht, als in Moskau, der Hauptstadt des Reichs. Ja sogar vom Uralgebirge her, oder vielmehr von dem Theile desselben, welchen man den „Werchoturischen" nennt, kamen Kauflustige, und diese waren ihm bei weitem die liebsten, weil sie ihm in Tausch für das Salz und einige andere Waaren, die er ihnen bieten konnte, kostbare Pelze brachten, die er in Altrußland für theure Preise losschlug! Natürlich übrigens nahm Stroganoff die Pelze nicht nur so blindlings hin, sondern er befragte die Ueberbringer auch nach ihrer Herkunft, sowie nach ihren übrigen Verhältnissen, und so erfuhr er denn, daß sie Tartaren seien, deren Heimath über dem Gebirge drüben einen unendlichen Umfang habe. Zugleich erklärten sie, von einem großen Khan regiert zu werden, dessen Residenz „Sibir" heiße, weßhalb sie auch den Beinamen „Sibirier" führten, und schließlich versicherten sie, daß ihr Land einen großen Ueberfluß an Thieren besitze, welche das herrlichste Pelzwerk liefern. Aus diesem Grunde entschloß sich Stroganoff später, als der Verkehr bereits einige Jahre gedauert hatte, den Fremdlingen ein Dutzend seiner Leute mitzugeben, damit sie das gepriesene Pelzland mit eigenen Augen besichtigen möchten, und das Frühjahr darauf kehrten diese richtig mit der Nachricht zurück, daß sich Alles so verhalte, wie die „Sibirier" gesagt hätten. Auch brachten sie zur Bestätigung dessen eine nicht geringe Anzahl von Zobel- und Hermelinpelzen mit, welche damals einen noch viel höheren Werth hatten, als jetzt, und — wer wird es also dem Stroganoff übel nehmen, wenn sein Herz vor Freude aufjubelte? Nun ward sogleich ein sehr frequenter Tauschhandel mit den Sibiriern ins Leben gerufen — ein Handel, an dem sich übrigens auch noch die übrigen Bewohner von Solvytschegotskah betheiligten — und der Reichthum, der dadurch gewonnen wurde, ging ins Ungeheure; nach einigen Jahren jedoch hielt es Anika Stroganoff für gerathen, den Czaren Iwan von dem neu entdeckten Handelswege in Kenntniß zu setzen, denn wenn „der Schreckliche" unter der Hand Kunde davon erhielt, so war es gar wohl möglich, daß er den Stroganoff für sein Schweigen streng bestrafte. Der kluge Kaufmann machte sich also auf den Weg nach Moskau, allein — mit leeren Händen trat er nicht vor den Czar, sondern er brachte demselben eine Parthie Pelze mit, und ward in Folge dessen aufs Leutseligste angenommen. Ja er erhielt sogar

zur Belehnung für die neu gemachte Entdeckung alles Land, welches zwischen den Flüssen Wolga, Kama und Tschinsowa gelegen ist, mit der Aufforderung, recht viel Kolonien und Handelsplätze daselbst zu gründen, zum Eigenthum angewiesen, und da dieser Landstrich zum mindesten die Größe eines Königreichs hatte, so wird man es sich erklären können, woher es kommt, daß die jetzigen Grafen Stroganoff, die Abkömmlinge jenes Anika, zu den reichsten und angesehensten Großen des russischen Reichs gehören!

Dieß war der Anfang der Entdeckung Sibiriens. Allein wenn man nun auch durch Anika Stroganoff Kunde von seiner Existenz erhielt, so war damit natürlich noch keinerlei Besitzergreifung verbunden. Mit anderen Worten, ums Jahr 1560 wußte man, daß es ein großes Land, welches Sibirien heiße, jenseits der Gebirge gebe; aber noch nicht ein Fleckchen davon gehörte zum russischen Reiche. Zwar allerdings sah sich Czar Iwan veranlaßt, im Jahr 1570 eine kleine Truppenabtheilung von Solvytschegotskah aus über die Werchoturischen Berge hinüberzusenden, und diese Truppen unterwarfen sich sofort, trotzdem daß ihre Anzahl eine sehr geringe war, einen nomadisirenden Tartarenstamm, dessen Anführer Yediger einen jährlichen Tribut von tausend Pelzthierfellen versprach; allein nachdem sie diese Heldenthat verübt, kehrten sie wieder über die Gebirge zurück, ohne es zu wagen, weiter vorzudringen. Ihr Endzweck war ja auch kein anderer gewesen, als das Land zu recognoseiren, und diesen Endzweck hatten sie erreicht! Zu weiteren und umfassenderen Expeditionen hatte übrigens Czar Iwan vorderhand keine Zeit, indem er mit anderen Angelegenheiten vollauf beschäftigt war, und so ging selbst die von der genannten Truppenabtheilung gemachte Eroberung wieder verloren, indem gleich darauf Yediger von dem mächtigen Tartarenfürsten Kutschum-Chan, der damals von Osten her siegreich vordrang, gefangen genommen wurde. Ja von dort an hörte alle und jede Verbindung über das Gebirge hinüber für mehr als ein halbes Decennium gänzlich auf, denn Kutschum-Chan verfuhr gegen die russischen Händler äußerst feindselig und machte sogar einmal den Versuch, das Stroganoff'sche Anwesen durch eine Abtheilung seiner Horde, welche er unter den Befehl seines Neffen Mehemed-Kul stellte, gänzlich zu zerstören. Der Tartarenfürst wollte also, was man sagt, „den Styl umdrehen" und über die Berge herüber ins Russische einfallen; doch dieß sollte ihm übel bekommen, wie wir jetzt gleich sehen werden.

Ich habe oben erzählt, daß Iwan der Schreckliche die Gränzen seines Reichs durch die Eroberung von Astrachan anno 1554 bis an das Kaspische Meer ausdehnte, und ich muß nun hinzusetzen, daß in Folge dieser Eroberung die unternehmungslustigen russischen Kaufleute alsobald Handelsverbindungen mit der Bucharei und Persien anknüpften. Dieser Handel nahm von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an und Czar Iwan ließ deßwegen gute Straßen herstellen, welche bis ans Kaspische Meer führten, denn es lag ihm Alles daran, sein Reich so schnell als möglich emporzubringen. Allein bald beklagten sich die Kaufleute, daß ihre Waarenzüge ausgeplündert würden, und zwar bezeichneten sie die zwischen dem Don und der Wolga herumstreifenden Ko-

saken, einen mit den Tscherkessen sehr nahe verwandten und äußerst kriegerischen Volksstamm, als Urheber dieses Verbrechens. Der Czar sandte verschiedene Beamte ab, um die Sache zu untersuchen und ließ zugleich die Anführer der Kosaken strengstens ermahnen, die kaufmännischen Waarenzüge und Karawanen, wenn sie sich nicht der strengsten Strafe aussetzen wollten, künftighin in Ruhe zu lassen, denn vorerst sollten, weil die Kosaken seit der Eroberung Astrachans russische Unterthanen geworden waren, friedliche Mittel versucht werden. Die Beamten kamen dem Befehle ihres Herrschers aufs genauste nach, allein einen Erfolg erzielten sie nicht, sondern die Kosaken fuhren vielmehr fort, die Kaufleute zu plündern und sogar die neuangelegten Straßen zu verheeren Nun war natürlich der grimmige Czar schnell entschlossen. Er sammelte augenblicklich ein großes Heer, verstärkte dasselbe durch verschiedene Tausende seiner „Strelitzen", einer herrlichen Fußtruppe, welche er erst kurz vorher errichtet hatte, und zog gegen die Räuber zu Felde. Die Kosaken suchten Stand zu halten, aber vergebens. Iwan schlug sie in einer blutigen Schlacht, tödtete ihrer eine große Menge, nahm noch Mehrere gefangen und ließ sofort je den zehnten Mann von diesen hinrichten. Dadurch überkam diejenigen, welche dem Kampfe durch ihre flinken Pferde entkommen waren, ihrer etwa sechs bis siebentausend, eine unendliche Angst, und sie suchten so schnell als möglich aus dem Bereich des Schrecklichen zu kommen, denn sie waren sich ihrer Schuld bewußt und wußten, daß der gewaltige Herr ohne Mitleid gegen sie verfahren würde. Vorwärts war also die Losung, vorwärts das breite Thal der Wolga hinauf, immer schneller immer schneller, immer weiter immer weiter! Einige Tage lang wurden sie verfolgt, aber sie gönnten sich und ihren Rossen keine Ruhe, als bis sie die Soldaten Iwans weit hinter sich hatten und in Gegenden kamen, die noch fast gänzlich unbewohnt waren. Jetzt erst, an einer wald- und grasreichen Stelle, machten sie Rast, um ihre Pferde einmal wieder ordentlich zu füttern und zugleich für sich das nöthige Wild zu erjagen, da sie bisher so zu sagen fast von Nichts gelebt hatten. Uebrigens hielten sie sich auch hier vor der Rache Iwans noch nicht für ganz sicher, sondern beschloßen, gleich den andern Tag wieder weiter zu reiten; doch nicht, ehe sie sich einen obersten Anführer gewählt hätten. Sie sahen nämlich wohl ein, daß es ihnen vor allem Noth thue, fest zusammen zu halten und von Einem Willen geleitet zu werden. Wer ging nun aber aus der Wahlurne hervor? Einstimmig: **Yermak Timofeeff** (einige Schriftsteller schreiben auch Yermak Timodajeff), einer der Edelsten unter ihnen und zugleich ein Mann vom kräftigsten Alter, schlank von Statur aber eichenstark von Sehnen und Knochen, mit breiter Stirne und blitzenden schwarzen Augen, der Kühnste und Tapferste der ganzen Schaar, ein geborner Eroberer und Feldherr. Ihm vertrauten sie Leib und Leben an, ihm schwuren sie Gehorsam bis in den Tod, ihm wollten sie folgen und führte er sie gleich an den Rand des tiefsten Abgrundes oder gar in diesen selbst hinein; Er aber, Er, Yermak Timofeeff, war es, der ein anderer Ferdinand Cortez seinem Herrn und Kaiser ein neues unermeßliches Reich, nämlich das ganze nördliche Asien erobern sollte!

Kaum hatte sich Yermak als „Ataman“ oder Oberanführer installirt, so kommandirte er zum Aufbruch und abermals gings an den Ufern der Wolga hinauf in nördlicher Richtung vorwärts. Wie sie jedoch der Stadt Kasan auf einige Tagreisen nahe genug gekommen waren, befahl er rechts abzuschwenken, und nun ritten sie den Ufern der Kama entlang gegen Osten zu. „Je weiter wir gegen Nordost vordringen,“ sagte Yermak, „um so entfernter sind wir von Moskau und um so weniger kann uns der Arm Iwans des Schrecklichen erreichen.“ Die Wahrheit dieses Satzes sahen auch die übrigen Alle ein und sie folgten daher ihrem Anführer, ohne sich irgend zu besinnen, obwohl der Winter vor der Thür war und man hätte wohl anfangen dürfen, an die Winterquartiere zu denken. Wie sie nun aber acht oder neun Tage lang an der Kama aufwärts geritten waren, kamen sie auf einmal in eine kultivirte Gegend, und plötzlich sahen sie ein mit Pallisaden und Gräben umgebenes Städtlein vor sich. Yermak befahl seinen Leuten Halt zu machen und sprengte nur von Wenigen begleitet voran. Bald erfuhr er von den Arbeitern auf dem Felde, was er wissen wollte, nämlich daß das Städtchen Orel heiße und mit der ganzen weiten Umgebung auf viele Dutzend von Meilen hin der Familie Stroganoff gehöre. „Der Anika Stroganoff,“ setzte Einer der Arbeiter hinzu, „das ist Derjenige, welcher Alles erworben und gegründet hat, ist zwar nicht mehr am Leben, sondern mit seinem einzigen Sohne vor einigen Jahren als ein Mann von fast hundert Jahren verstorben; aber er hat Enkel hinterlassen und der Aelteste derselben, Maximus, residirt in Orel, von wo aus er das ganze große Besitzthum überwacht und regiert.“

Kaum hatte Yermak diese Auskunft erhalten, so gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte von seinen paar Begleitern gefolgt ins Städtchen hinein, unmittelbar vor das Haus des Maximus Stroganoff, den er zum Glück daheim antraf. Die Unterredung dauerte nicht lange, denn Yermak war kein Mann von vielen Worten; dessen ungeachtet aber war sie von der allerhöchsten Wichtigkeit und von einem ganz unermeßlichen Erfolge.

„Du siehst, Maximus,“ sagte der kühne Räuberanführer, nachdem er über sich und seine Verhältnisse die nöthige Auskunft ertheilt hatte; „du siehst, daß du nur zwischen zwei Dingen wählen kannst. Entweder gibst du uns freiwillig, wessen wir bedürfen, nämlich Nahrung und Winterquartiere, so weit wir sie uns nicht durch unsere eigene Anstrengung beschaffen können, oder aber nehmen wir uns beides, wenn nicht noch mehr, mit Gewalt, denn eurer sind nur wenige Hunderte, während ich sechstausend Krieger unter meinen Befehlen habe; von Moskau her aber, oder von Astrachan Hülfe zu erlangen, ist dir vor nächstem Frühjahr eine Unmöglichkeit.“

Maximus Stroganoff besann sich einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, indem er in der nächsten Minute schon einsah, daß der Kosakenataman vollkommen recht habe.

„Wenn ich,“ versetzte er demgemäß, „wenn ich dir nun Alles freiwillig gewähre, wessen du mit deinen Leuten diesen Winter über benöthigt bist, versprichst du mir, gute Mannszucht zu halten und mit dem Verschwinden des Schnees abzuziehen?“

„So dir einer meiner Leute etwas entwendet, und wär's auch nur vom Werthe und von der Größe einer Stecknadel," erwiederte Yermak, „so magst du mich einen Schuft und Feigling nennen, wenn ich ihn nicht am Leben strafe; daß ich aber im Frühjahr weiter ziehen werde, das muß dir dein eigener Verstand sagen, denn ich kann es doch sicherlich nicht darauf ankommen lassen, daß der Czar abermals eine Armee gegen mich ins Feld schickt."

Beide Männer gaben sich nun die Hände und das Resultat war, daß die sechstausend Kosaken wenige Stunden später schon in Orel einrückten, wo man sofort Baracken aufschlug und sie so gut als möglich unterbrachte. Für den Winter richtete man übrigens noch wärmere Wohnungen her, und um es kurz zu sagen: Maximus Stroganoff hielt in jeglicher Beziehung sein Wort, indem er zu den Wohnungen noch kräftige Nahrung und warme Kleider fügte, weil die Winter in Orel, sowie überhaupt überall am Kama sehr lang und streng sind. Nicht minder ehrenwerth benahmen sich die ungebetenen fremden Gäste, und man hätte es kaum für möglich halten sollen, daß Menschen, die so viele Jahre lang nichts gekannt hatten, als Raub und Gewaltthätigkeit, nun auf einmal so überaus in den Schranken der Ordnung sich halten könnten; allein der Grund für diese musterhafte Aufführung lag nicht sowohl in ihnen selbst und in ihren eigenen guten Grundsätzen, als vielmehr in dem ungemeinen Respect vor ihrem Ataman, denn sie wußten wohl, daß er jeden niederschießen würde, der sich eine Ausschweifung oder gar einen Angriff auf fremdes Eigenthum zu Schulden kommen ließe. Unter solchen Umständen konnte es natürlich nicht fehlen, daß die beiden Männer, der Yermak und der Maximus, große Hochachtung vor einander bekamen und sogar enge Freundschaft unter sich schloßen. Ueberdem besprachen sie sich in den langen Winterabenden oft und viel über die damaligen Zustände Rußlands, und namentlich unterließ es Maximus Stroganoff nicht, Alles und zwar wiederholt zu erzählen, was sich auf das Pelzland über dem Gebirge drüben sowie auf Kutschum-Chan, den gewaltthätigen Unterbrecher des Pelzhandels, bezog. Merkwürdig aber! Yermak wurde es nie müde, diese Erzählung mitanzuhören, und brachte das Gespräch immer wieder darauf zurück, wie wenn er ein besonderes Interesse dabei hätte, jede Kleinigkeit so genau als möglich zu erforschen. Ja er begnügte sich nicht einmal damit, den Stroganoff selbst auszufragen, sondern er wandte sich auch an die Männer, welche in früheren Jahren von dem Großvater des Maximus über die Gebirge geschickt worden waren, und ließ nicht früher ab von ihnen, als bis sie ihn mit allen Verhältnissen, so weit es nur irgend ging, bekannt gemacht hatten!

„Höre, Maximus," wandte er sich nun eines Abends an das Haupt der Familie Stroganoff, bei dem er wie gewöhnlich zu Gast geladen war. „Höre, Freund, es ist wohl sicherlich dein innigster Wunsch, den so schnöde unterbrochenen Pelzhandel mit den Nationen über dem Gebirge drüben wieder auferstehen zu sehen?"

„Ich kann's nicht läugnen," erwiederte Stroganoff, „denn der Nutzen, den wir dabei hatten, war in der That ein immenser; aber" setzte er seufzend hinzu, „diese goldene Zeit kehrt nie wieder."

„Und weiter," fuhr Yermak kaltblütig fort, ohne sich an die Seufzer des Andern zu kehren; „und weiter verlangst du nach nichts mehr, als dich an diesem Tartarenfürsten zu rächen, dieweil er allein die Schuld trägt, daß der einträgliche Handel, von dem ich so eben gesprochen, nicht mehr florirt."

„Ich gäbe viel darum," rief Stroganoff voll Wuth, „wenn ich ihn nur eine Minute lang meinen Zorn fühlen lassen könnte. Aber was hilft es davon zu sprechen, da dieß doch eine reine Unmöglichkeit ist?"

„Nicht so unmöglich als du wähnst," entgegnete Yermak in tiefem Ernste, „sondern ich mache mich vielmehr anheischig, dieß Alles und noch mehr ins Werk zu setzen, so du mir anders deinen Beistand nicht verweigerst."

Erstaunt sah Maximus Stroganoff auf, denn er glaubte nicht recht gehört zu haben; aber der Ataman Yermak wiederholte das eben Gesprochene Wort für Wort, indem er jede Silbe besonders betonte.

„Und worin soll mein Beistand bestehen?" fragte jetzt Maximus mit ziemlich zweifelhafter Miene.

„Du besitzest hier in Orel zwei kleine Kanonen," versetzte Yermak, „und bist zugleich mit sehr vielen Feuergewehren nebst Pulver und Kugeln versehen, um deine Leute damit zu waffnen, wenn du von feindlichen Horden überfallen werden solltest. Gib mir diese Kanonen und Feuergewehre, so will ich ausführen, was ich versprochen."

Jetzt begriff Maximus Stroganoff, wohinaus der Yermak wolle, allein sein Erstaunen minderte sich deßwegen doch nicht, denn wenn der Kosakenataman auch die paar hundert Flinten nebst den zwei Kanonen besaß, so mußte man es deßwegen doch ein fast wahnwitziges Unternehmen nennen, mit solchen Streitkräften gegen den Kutschum-Chan, der zwar allerdings von Feuerwaffen noch nichts wußte, aber dagegen fast alle Tartarenstämme über dem Gebirge drüben beherrschte, zu Felde ziehen zu wollen. Diese seine Zweifel und Bedenken äußerte Stroganoff auch unverhohlen; allein Yermak blieb fest bei seiner Erklärung, ohne auch nur um eine Linie zurückzuweichen.

„Gib mir alle deine Gewehre nebst der nöthigen Munition," rief er im Tone der Begeisterung," versieh mich auf einige Wochen mit den Nahrungsmitteln, deren ich bedarf, und ich marschire nicht nur mit meinen Leuten über die Gebirge hinüber, sondern ich demüthige auch den Kutschum-Chan und erobere sein ganzes Land. So thue ich, und setze dafür mein Leben, meine Ehre, mein Alles zum Pfande!"

Solch' zuversichtlicher Sprache und solch' dringendem Begehren konnte Maximus Stroganoff in die Länge nicht widerstehen, sondern er erklärte sich vielmehr bereit, auf die Pläne des Ataman einzugehen und denselben nach seinen besten Kräften zu unterstützen. Auch hielt er getreulich, was er versprach, und überlieferte dem tapferen Yermak gleich den andern Tag alle seine Feuerwaffen, damit dieser im Stande sei, seine Leute darauf einzuüben. Ja damit begnügte er sich noch nicht einmal. Vielmehr sandte er, sowie der inzwischen gefallene tiefe Schnee fest genug gefroren war, einige Schlitten nach Kasan, um von dort noch mehr Gewehre herbeizuschaffen!

Welch' merkwürdiges Leben und Treiben entstand nun aber in dem sonst zur Winterszeit so ungemein stillen und ruhigen Städtchen Orel! Jeden Morgen gleich in aller Frühe ertönten Trommel- und Hornsignale, welche die sechstausend Kosaken auf den allgemeinen Sammelplatz beriefen, und sofort ward den ganzen Tag mit nur ganz kurzer Unterbrechung exercirt oder nach dem Ziele geschossen, so daß es eine wahre Freude war, nur zusehen zu können. Auch Reisemärsche wurden angestellt nebst Feldübungen, und an Scheingefechten, schwierigen Flußübergängen, Angriffen auf künstliche Verschanzungen und was dergleichen mehr ist, fehlte es ohnehin nicht. Zu diesem Behufe theilte Yermak seine Leute in sechzig Compagnien oder Abtheilungen ein, über deren jede er einen „Sotniki“ oder Hauptmann nebst zwei „Pjatidesiatinki“ oder Lieutenants setzte, und je drei Compagnien erhielten wieder einen höheren Officier, während je sechs Compagnien ein Regiment unter einem „Unterataman“ bildeten. Er selbst, als oberster Commandant und Generalfeldmarschall, hielt sich vier Adjutanten, welche seine Befehle sowohl auszufertigen als zu überbringen hatten, und daß er vom Aufgang der Sonne an bis zu deren Untergang im Sattel war, um alle Uebungen persönlich zu leiten oder doch zu überwachen, kann man sich denken. So wurde in die ganze Truppe nach und nach eine merkwürdig militärische Ordnung gebracht, und die sonst so unbändigen Bursche von Räuber-Kosaken gewöhnten sich an eine Disciplin, um welche sie die best geschultesten regulären Soldaten beneiden durften. Ueberdieß war von einer Bevorzugung wegen adeliger Geburt oder aus sonstigen Gründen natürlich gar keine Rede, sondern rein das Verdienst, also Tapferkeit und Kenntnisse, entschied beim Vorrücken zu Offiziersstellen, und somit hatte Jeder ohne Unterschied Aussicht auf die höchste Rangstufe, sowie er sich nur vor seinen Kameraden auszeichnete. Das weckte den Ehrgeiz und Nacheiferungstrieb, indem sich nun Jedweder bestrebte, der Erste zu werden, und so gelang es dem Ataman Yermak seine Kosaken innerhalb weniger Monate in lauter Männer zu verwandeln, die selbst vor der größten Uebermacht nicht zurückschreckten.

Auf diese Art verging den in Orel Einquartirten der Winter, so lang er auch dauerte, ungemein schnell, und sowie nun der Juni den Sommer brachte (von einem eigentlichen Frühling ist in dieser Gegend keine Rede, sondern wenn der Schnee schmilzt und die Eisdecke aufgeht, stellt sich auch gleich die Sommerwärme ein), war Yermak mit seinen Leuten sofort bereit, seinen kühnen Zug anzutreten. Auch lieferte Maximus Stroganoff, wie er versprochen hatte, so viele Lebensmittel, daß die Sechstausend auf die nächsten vier Wochen damit ausreichen konnten; innerhalb dieser vier Wochen aber — so war Jeder überzeugt — mußte man doch schon so viele Feinde besiegt haben, daß man von deren Vorräthen und Lieferungen im Ueberfluß leben konnte! An einem schönen hellen Morgen Ende Juni 1578 begann der Ausmarsch, und am Abend hatte man schon so viele Meilen zurückgelegt, daß von Orel, selbst von einer Bergspitze aus, nichts mehr zu sehen war. Als Marschroute war zum Voraus festgesetzt worden, daß man vom Einflusse der Tschussowaja (man schreibt den Namen auch Tschinsowa) in

die Kama an dem Laufe des ersteren Flusses folgen wolle, dieweil da ein Paß über die Werchoturischen Berge hinüberführen sollte, und diese Route ward auch genau eingehalten, indem man von Orel aus Führer mitnahm, welche des Wegs kundig waren. So ging in den ersten paar Wochen alles nach Wunsch und die einzige Klage war die, daß die Lebensmittel reißend schnell abnahmen, ohne daß man bis jetzt Gelegenheit fand, sie durch Contributionen vom Feind zu ersetzen. Man begegnete nämlich gar keinem Feinde, sondern nur wenigen Häuflein friedfertiger Eingeborener, die entweder mit einigen Dutzend Stücken Vieh das Land durchzogen und überall hielten, wo ein guter Weideplatz war, oder aber an einem Flüßchen dem Fischfang oblagen, und diese armen Leute konnten natürlich keinen Proviant für sechstausend Mann liefern. Unter solchen Umständen fand es Yermak für angemessen, an der Tschussowaja, oder wenn man lieber will Tschinsowa, in einer waldreichen Gegend eine längere Haltstation zu machen, theils um links und rechts Kundschafter nach etwaigen Wohnplätzen der Eingeborenen auszusenden, theils um die Lücken in den Lebensmittelvorräthen durch die Jagd zu ersetzen; allein so klug und weise auch dieser Beschluß zu sein schien, so sollte er doch von großem Nachtheil für die Expedition sein. Zwar allerdings — die Jagd fiel ziemlich ergiebig aus und man durfte sich zu den vielen erlegten Thieren, unter denen Rehe und Hirsche eine Hauptrolle spielten, Glück wünschen; allein die Leute, welche als Kundschafter ausgesandt worden waren, kamen gänzlich unverrichteter Dinge zurück und wußten nichts von entdeckten Städten und Dörfern zu erzählen. Ueberdem hatten sie unterwegs einige ihrer Kameraden beim Uebersetzen über einen reißenden Fluß verloren und darunter auch die paar Führer, welche man von Orel mitgebracht hatte. Das war ein furchtbares Unglück, denn diesen letzteren Verlust zu ersetzen, war rein unmöglich. Vielmehr sah man sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sich von jetzt an ohne nähere Kenntniß des einzuschlagenden Weges durchbringen zu müssen.

Endlich brach man von der Haltstation auf und rückte wieder an der Tschinsowa aufwärts, ohne sich je von dieser Richtung abbringen zu lassen. Auch gestattete Yermak unterwegs keinen längeren Aufenthalt mehr, außer wenn man in einen für die Jagd besonders günstigen Bezirk kam, denn die Sommermonate flogen so schnell dahin, als wären sie nur Tage, und es war doch nothwendig, vor dem Eintritt des Winters irgend einen bewohnten Ort zu erreichen, in welchem man Quartier nehmen konnte. Da — Anfangs Septembers trat ihnen ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegen. Sie kamen nämlich an die Einmündung eines Flusses, der eben so groß und stark war, als der, an welchem sie bisher aufwärts marschirt waren, und nun fragte es sich, welchem von diesen beiden Flüssen sie von nun an folgen sollten. Sie wußten, daß die Quellen der Tschinsowa im Werchoturischen Gebirge zu suchen seien, und daß bei diesen Quellen der beste Uebergang über die genannten Berge stattfinde; aber — welches von den beiden hier zusammenströmenden Wassern bildete die Tschinsowa? Ach,

da war guter Rath theuer, und es blieb am Ende nichts anderes übrig, als auf gut Glück zu wählen. Leider aber fiel die Wahl ganz falsch aus, denn der gewählte Fluß war nicht die Tschinsowa, sondern, wie sich hernachmals herausstellte, die Sylwa, ein vom Norden herabkommender Nebenfluß der Tschinsowa. Dieß merkte man jedoch erst, nachdem man schon viele Tagreisen seinen Ufern entlang zurückgelegt hatte, und nun war es zu spät, wieder umzukehren, indem sich auf einmal, so zu sagen über Nacht, der Winter durch ein eben so heftiges als lang andauerndes Schneegestöber ankündigte. Vom Weiterreisen konnte also jetzt keine Rede mehr sein, sondern es galt vielmehr, so schnell als möglich ein Winterquartier herzurichten, und da zum Glück viel Holz in der Nähe wuchs, so ging man sofort mit allem Eifer daran, Bäume zu fällen, um aus ihnen Blockhütten zu errichten. Hierin — in dem Herstellen von Blockhütten, Ställen und was dergleichen mehr ist, besaßen die Kosaken schon von früher her eine große Geschicklichkeit, und sie kamen daher in unglaublich kurzer Zeit damit zu Stande. Weit schwieriger war die Beschaffung der Lebensmittel; doch wußte sich Yermak damit zu helfen, daß er tagtäglich — die ärgste Sturm- und Schneegestöberzeit abgerechnet — einen Theil seiner Leute auf die Jagd sandte, während ein anderer Theil die ganze Gegend durchstreifen mußte, um gute Beute nach Hause zu bringen. Wo man also nur irgend eine Parthie der nomadisirenden Eingeborenen traf, bemächtigte man sich ohne Weiteres ihres Viehs und Mundvorraths, sowie insbesondere auch ihres Heus oder sonstigen Futters, denn wenn die Pferde der Kosaken auch noch so genügsam waren, so konnten sie doch von dem wenigen Gras, das sie unter dem Schnee fanden, nicht satt werden. Auf diese Art brachte Yermak mit seinen Leuten den Winter hin und derselbe ging im Ganzen genommen ohne besondere Unfälle vorüber. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er trotzdem auch manches Opfer kostete, indem die Eingeborenen sich ihr Hab und Gut keineswegs immer nur so sanftmüthiglich nehmen ließen, sondern vielmehr oft und viel Gegenwehr leisteten, und den Einen oder den Andern ihrer Feinde niederschlugen.

Endlich brach der Frühling herein, und man konnte an das Abschlagen des Lagers denken; allein nunmehr bemerkte Yermak zu seinem Schrecken, daß die mitgenommene Munition sich mehr und mehr ihrem Ende zuneige, und somit versammelte er alle seine Officiere zu einem Kriegsrath, welchem er die Frage vorlegte, ob es unter solchen Umständen gerathen sei, den Weiterzug anzutreten. Diese Frage wurde einstimmig mit „Nein“ beantwortet, dagegen aber und zwar eben so einstimmig beschlossen, sofort nach Orel zurückzukehren, sich daselbst mit neuen Vorräthen zu versehen und dann mit frischen Kräften dem Feinde entgegenzuziehen. Mit frohem Jubel begrüßten die Kosaken den gefaßten Entschluß, und ein Jeder von ihnen strengte sich aufs äußerste an, Alles so schnell als möglich zur Abreise herzurichten. Auch trat man diese gleich den andern Tag an und — merkwürdig, der Weg, zu dem man auf dem Herzug mehr als vier Monate gebraucht hatte, wurden nun auf der Rückreise in wenigen vier Wochen zurückgelegt.

Ende Mai 1579 kamen sie wieder in Orel an, aber besonders freundlich war eben der Willkomm nicht. Wenn nämlich auch die Familie Stroganoff reich und sogar sehr reich war, so konnte doch die Bewirthung von sechstausend Männern nicht für eine Kleinigkeit angeschlagen werden, und überdieß verlangte Jermak jetzt gar noch eine neue und zwar weit reichlichere Ausrüstung, als das erste Mal. Das war wirklich viel, fast zu viel, um ruhigen Bluts zu bleiben!

„Du hast dein Versprechen schlecht erfüllt," rief Maximus Stroganoff dem Ataman entgegen, als dieser seine Forderungen stellte, „und ich werde deßwegen nichts mehr für dich thun, ausser wenn du eine Bürgschaft stellst für Wiederersatz meiner Auslagen."

„Die stelle ich," erwiederte Jermak.

„Und worin besteht sie?" fragte Maximus.

„Hierin," rief Jermack, indem er so kräftig an sein Schwert schlug, daß es laut wiederklang.

Nun erwiederte Stroganoff kein Wort mehr, denn er sah wohl ein, daß es eine ungemeine Thorheit wäre, einem Kriegsführer, der sechstausend Soldaten hinter sich hatte, eine erfüllbare Forderung abzuschlagen. Ueberdem wurde ihm aus der späteren Erzählung Jermaks vollkommen klar, daß Letzterer nur deßwegen wieder nach Orel zurückgekehrt sei, weil ihn die Nothwendigkeit dazu zwang, und schließlich überzeugte er sich bald vollkommen davon, daß der Kosakenführer noch ganz von demselben Eifer für die Unternehmung beseelt sei, wie das Jahr zuvor; ja daß sich dieser Eifer wo möglich noch gesteigert habe. Demgemäß lieferte er sofort nicht blos Alles, was Jermak verlangte, nämlich Pulver, Blei und Lebensmittel in weitaus genügender Quantität, sondern er fügte auch freiwillig noch einen weitern Vorrath von Flinten hinzu, so daß sich jetzt jeder Kosak mit einem Feuergewehr bewaffnet sah. Was aber dem tapfern Jermak insbesondere Freude machte, war einmal das, daß sich seinem Corps ein Dutzend freiwilliger Musiker anschlossen (denn er verhehlte sich nicht, daß oft und viel der Klang einer kriegerischen Musik in einem Treffen den Sieg entscheidet) und sodann das, daß die Gemahlin Stroganoffs eine jede seiner Compagnien mit einer mit einem Heiligenbilde gezierten Fahne beschenkte, indem hiedurch seine Truppe ganz das Ansehen einer regulären Armee bekam.

„Nunmehr schwöre ich, zu siegen oder zu sterben," rief er, die Hauptfahne voller Begeisterung schwenkend, und „Sieg oder Tod!" schrieen ihm alle seine Kosaken nach.

Ende Juni war man mit allen Vorbereitungen fertig und sogar die Barken, auf denen man die vielen Vorräthe die Kama und Tschussowaja hinaufbringen wollte, lagen parat. Diese Schiffe gingen am letzten Juni unter Segel und am Tage darauf folgte der Ataman selbst mit seinem Hauptcorps unter fliegenden Fahnen und begleitet von den Klängen seiner neugebildeten Musik.

„Ich wünsche dir dießmal besseres Glück, als das letzte Mal," sagte Maximus Stroganoff beim Abschied zu Jermak; „aber ich fürchte, die ungebahnten Wege durch

die Wildniß, die Rauheit des mächtigen Gebirges, das du zu überschreiten hast, die undurchdringlichen Moräste nebst den breiten reißenden Strömen in den Ebenen, endlich der Widerstand der dir an Zahl ums Hundert- und Tausendfache überlegenen Völkerstämme, mit denen du es zu thun haben wirst — ich fürchte dieß alles zusammengenommen wird dich das vorgesetzte Ziel kaum erreichen lassen."

„Du wirst von mir hören," erwiederte Yermak mit dem gezogenen Schwerte grüßend und seinem Rosse die Sporen gebend, daß es ihn mit wenigen Sätzen an die Spitze seiner Truppen brachte.

So ganz unrecht hatte übrigens der Maximus Stroganoff mit seinen Unglücksprophezeiungen keineswegs; denn der Schwierigkeiten gab es in der That, wie sich nur zu bald zeigte, so viele, daß ein unendlicher Muth und eine ebenso unendliche Kraft dazu gehörte, um dieselben zu überwinden. Das Allerniederschlagendste aber bei der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten war, daß eine große Anzahl der Abentheurer dabei ihr Leben lassen mußte und in Folge dessen das Corps des Ataman im Verlaufe der Zeit merkwürdig zusammenschmolz. Doch ich will der Geschichte nicht vorgreifen, sondern alles der Ordnung nach erzählen.

Das erste ernsthaftere Hinderniß, welches sich dem Zuge entgegenstellte, war der Umstand, daß die Tschussowaja bald zu seicht wurde, um die schwerbeladenen Barken zu tragen. Man mußte also ausladen und die Waaren den Pferden aufbürden; die Fahrzeuge selbst dagegen, die man um keinen Preis zurücklassen wollte, dieweil man sie später, wenn man erst die Gebirge zwischen Europa und Asien überschritten hatte, nothwendig brauchte — diese mußten von Menschenhänden fortgeschafft werden. Man denke sich nun diese mühselige Arbeit! Doch gings noch leidlich, so lange man dem Ufer der Tschussowaja entlang marschirte, allein als nun das Bergsteigen begann, das Steigen über Klingen und Klippen, über Felsen und Abgründe, durch Gestrüpp und Waldung, durch Wildnisse, in welchen man zuerst mit der Axt arbeiten mußte, ehe man eindringen konnte — als dieses begann, da konnte man nicht mehr von „Mühseligkeit" sprechen, sondern die Anstrengung war vielmehr eine „unsägliche." Zum Glück übrigens konnte man sich auf die mitgenommenen Führer verlassen, und so kam man bereits bis Mitte October über die höchste Spitze des Werchoturischen Gebirges hinüber. Wenige Tage später erreichte man den Anfang eines wunderbar romantischen Thals, welches von einem klaren Silberbache, der Serebranka, bewässert wurde, und nun jubelten die Kosaken laut auf, denn sie glaubten die Hauptschwierigkeiten überwunden zu haben. Allein sie jubelten viel zu frühe. Kaum nämlich waren sie in dieses Thal eingetreten, so brach der Winter mit solcher Macht herein, daß von einem Weitermarschiren keine Rede sein konnte, und man hatte also die Gewißheit, die kalte Jahreszeit gerade ebenso wie voriges Jahr in selbstgemachten aus rohen Baumstämmen und Zweigen verfertigten Holzbaracken, einem „Krepost" wie man in Rußland sagt, überwinden zu müssen. Eine tröstliche Aussicht war dieß nicht und Yermak selbst hatte gehofft, dießmal in einer eroberten Tartarenstadt seine

Winterquartiere nehmen zu können. Doch obschon er sich hierin bitter getäuscht sah, so ließ er sich gleichwohl nichts anmerken, sondern ertheilte seine Befehle wegen Hauens der Bäume mit derselben Ruhe und Zuversicht wie immer. Bald war das Nöthigste geschehen und nun begannen dieselben Streif- oder vielmehr Raubzüge, durch welche man sich auch das Jahr zuvor Lebensmittel und Fourage zu verschaffen gewußt hatte, von neuem. Natürlich mußten die armen Wogulen und Siriänen, denn so hießen die Menschenstämme, welche die Gegend hier herum nothdürftig bevölkerten, unter diesen Gewaltthätigkeiten besonders schwer leiden, denn so sagt ein Chronist aus jener Zeit — „die Kosaken nahmen Alles, was sie fanden, und ließen das arme Volk ohne irgend einen Vorrath von Lebensmitteln in seinen Hütten zurück;" da übrigens diese zwei Stämme nur sehr dünn gesäet waren und sich auch durchaus keines Ueberflusses rühmen konnten, so reichten ihre Vorräthe nicht zu, Yermaks Armee zu ernähren, und diese mußte also ihre Streifzüge viel weiter ins Land hinein bis zu den Tartaren hin ausdehnen. Bei diesen aber gings nicht so glimpflich ab, sondern dieselben wehrten sich überall aufs äußerste, und die Folge war daher, daß die räuberischen Eindringlinge, wo sie sich stark in der Minderzahl befanden, ohne weiteres niedergemetzelt wurden. Ja sogar ein bedeutenderes Corps derselben, das sich bis an die vom Süden her in die Tura fließende Neiwa vorgewagt hatte, entging diesem Schicksale nicht, indem es nur einem Einzigen von Allen gelang, sich gleich im ersten Augenblick des Kampfes auf sein schnelles Roß zu werfen und so dem allgemeinen Blutbade zu entgehen! Waren jedoch die Verluste durch das Schwert des Feindes schon groß, so stiegen diejenigen, welche durch Seuchen und Krankheiten aller Art erzeugt wurden, noch viel höher, und wie nun, als endlich der Winter sein Ende erreichte, der tapfere Yermak am Mai 1580 sein Heer musterte, fand es sich, daß er nur noch über siebzehnhundert und fünfzig waffenfähige Männer zu verfügen hatte. Die Andern, ihrer etliche Tausende, hatte entweder der Tod hinweggerafft, oder waren sie durch Strapatzen und Krankheiten so entkräftet, daß er sie im Lager zurücklassen mußte!

Alles dieß schreckte jedoch den kühnen Ataman nicht ab, denn er wußte wohl, daß in jedem seiner noch übrigen abgehärteten Mannen die Kraft von einem ganzen Dutzend Tartaren liege, und so brach er dennoch am genannten ersten Mai mit seiner kleinen Armee auf, um vermittelst verschiedener kleiner Flüßchen den Tagil und nach diesem die Tura, zwei bereits schiffbare Nebenflüsse des Tobol zu erreichen. War er aber an diesem angelangt, so befand er sich inmitten des Gebiets des mächtigen Kutschum-Chens, jenes Tartarenoberhaupts, zu dessen Besiegung er ausgezogen war, und dann — dann mußte es sich entscheiden, wem schließlich die Oberherrschaft über Sibirien zustehe! Nach wenigen Wochen, obwohl mit unsäglicher Mühe — weil die Barken nebst allen Vorräthen an Munition, Lebensmitteln, Zelten u. s. w. nur sehr schwer transportal waren — wurde der Tagil erreicht und nun errichtete man zu den Barken hin noch einige Flösse, um sich mit Allem und Allem einschiffen zu können. Es gelang und lustig schwammen sie den Fluß hinab, der Tura zu. Da, wie sie

diese beinahe erreicht hatten, sahen sie am rechten Ufer eine Menge von Gezelten, wie wenn sich allda eine Armee gelagert hätte, und nun ließ Yermak sogleich Halt machen. Im Augenblicke waren seine Leute gelandet, im Augenblicke hatten sie die paar kleinen Kanonen in Ordnung gebracht und wiederum im Augenblicke saßen sie zu Pferde!

„Schießt nicht," schrie Yermak den Seinigen zu, „bis ihr ihnen auf fünfzig Schritte nahe gerückt seyd; dann aber verfehle keiner seinen Mann."

Vorwärts gings in fest geschlossener Ordnung, der Feind aber entwickelte sofort ebenfalls seine Streitkräfte und es zeigte sich, daß derselbe wohl zehntausend Mann zählen mochte. Es waren lauter Tartaren — ein Volk, dem man sonst keineswegs Feigheit vorwerfen kann — und ihr Anführer, der Fürst Jewantschy, ein Vasall Kutschum-Chans, galt, wie sich später herausstellte, für einen der tapfersten Krieger und umsichtsvollsten Feldherrn seines Stamms. Ebendeßwegen hatte ihn auch Kutschum-Chan ausersehen, daß er sich dem weiteren Vordringen Yermaks, über welchen er durch Kundschafter bereits genau unterrichtet war, entgegenstemme und wo möglich „dem Räuber das Handwerk ganz lege." Der Kampf aber sollte ganz anders ausfallen, als Jewantschy und Kutschum-Chan auch nur ahnen konnten. So bald nämlich die beiden Heere einander nahe genug gerückt waren, gaben die Kosaken mit ihren Flinten und Kanonen zugleich eine Salve und über diesen furchtbaren Donner, so wie zugleich über die furchtbare Wirkung — denn mehr als Tausend fielen zumal getroffen nieder — erschracken die Tartaren so unendlich, daß sie über Hals und Kopf sämmtlich davon liefen, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen. Unaufhaltsam rannten sie rückwärts, als ob ein gräßlicher Zauberer sie verfolge, und die Meisten warfen auch noch ihre Lanzen, Bogen und Pfeile weg, um nur recht schnell aus dem Bereich des Höllenfürsten zu kommen; daran aber dachten sie ohnehin nicht, das Zeltlager oder auch nur etwas von seinem Inhalt zu retten, sondern sie ließen Alles im Stich, weil sie dachten, einem solchen Feinde gegenüber doch nichts ausrichten zu können.

Das war ein wohlfeiler Sieg und zugleich einer, welcher die unermeßlichsten Folgen nach sich zog. Nicht nur nämlich erwies sich die Beute, welche sich in dem im Stich gelassenen Lager vorfand, als eine äußerst beträchtliche, besonders in Lebensmitteln und Pelzkleidungsstücken, sondern es kamen nun auch von allen Seiten her Gesandtschaften kleiner Stämme, welche freiwillig ihre Unterwürfigkeit erklärten und verschiedenes kostbares Pelzwerk als Tribut brachten. Man war also jetzt im gesuchten Pelzlande angekommen und hatte somit das eine Ziel der Expedition bereits erreicht; das andere aber, die Besiegung Kutschum-Chans, konnte sicherlich auch nicht ausbleiben.

Nachdem alles Werthvollere aus dem geplünderten Lager in die Schiffe geschafft worden war, fuhr Yermak die Tura weiter hinab; allein je weiter er vorrückte, um so mehr mußten sowohl er als seine Leute sich darüber wundern, wie cultivirt plötzlich die Gegend wurde, in die sie kamen. Links und rechts an den Ufern weideten

große Viehheerden, so daß man nur zugreifen durfte, wenn man hungrig war, und von Zeit zu Zeit stieß man auf kleine Dörfer oder Städtchen, welche natürlich sofort zur Unterwerfung und Tributreichung gezwungen wurden. Am ersten August erreichte man Tsaugy (das jetzige Tjumen), einen von Tartaren bewohnten und wohlbefestigten Ort, der hart an der Tura lag, und hier war es, wo Yermak seit der gewonnenen Schlacht zum ersten Mal wieder Widerstand fand. Allein der erste Sturm schon überlieferte die Stadt seinen Händen, und zur Strafe ward ein solch' furchtbares Blutbad unter den waffentragenden Männern angerichtet, daß die sämmtlichen Umwohner auf viele Stunden hin demüthigst zu Kreuze krochen. Weil jedoch dieses Tsaugy so gar gut inmitten einer offenbar sehr wohlhabenden Umgebung lag, wo man Lebensmittel aller Art im Ueberflusse vorfand, und weil zugleich Raum genug da war, um das ganze Corps bequem unterzubringen, so beschloß Yermak hier den dritten Winter zuzubringen, und er hatte diesen Entschluß auch nie zu bereuen. Nicht nur nämlich ging der besagte Winter ohne irgend eine wesentliche Störung von Seiten des Feindes vorüber; nicht nur blieben seine Leute alle munter und gesund, trotzdem die Kälte wieder einen sehr bedeutenden Grad erreichte; sondern es glückte ihm auch durch abgeschickte kleine Corps die ganze Gegend nach allen vier Windseiten zur Tributpflichtigkeit, d. i. zur Ablieferung von Zobel- und anderen Pelzen zu bringen. Dagegen aber hielt er seine Leute aufs strengste an, an denen, welche ihre Unterwürfigkeit erklärt hatten, nicht nur keinerlei Raub mehr zu begehen, sondern sie vielmehr auf alle Weise zu schützen, indem er sich gleichsam als einen Monarchen betrachtete, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen liegen muß.

Im Frühjahr 1581 brach Yermak von Tsaugy auf, um die Tura weiter hinab bis in den Tobol zu schiffen, und da er den Winter durch nicht angegriffen worden war, so glaubte er, daß er auch jetzt auf nur wenig Widerstand stoßen werde. Dem war aber durchaus nicht so, sondern Kutschum-Chan hatte vielmehr alle die ihm untergebenen Fürsten aufgeboten, daß sie ihre Streitkräfte sammeln und damit dem Feinde allüberall auf seinem Zuge entgegentreten sollten, während er selbst seine Hauptmacht in der Nähe seiner Hauptstadt Sibir concentriren wollte, um dort die etwa noch übrig gebliebenen Reste der schrecklichen Eindringlinge zu vernichten. Man kann sich also wohl denken, daß Yermaks Zug von Tsaugy an fast jeden Tag durch irgend einen kleineren oder größeren Kampf, den man zu bestehen hatte, aufgehalten wurde; allein immer ging die kleine Heldenschaar siegreich daraus hervor, obwohl natürlich nie ohne einen wenigstens theilweisen Verlust. Zweimal jedoch war der furchtlose Ataman in großer Gefahr gänzlich zu unterliegen, und jedesmal rettete ihn nur seine fast außerordentliche Kühnheit. Das erste Mal stand ihm der Tartarenfürst Mehemed Kul mit einer mehr als zehnmal überlegenen Heeresmacht gegenüber, und dieser feuerte seine Truppen durch sein eigenes Beispiel so sehr an, daß sie unbekümmert darum, ob auch links und rechts neben ihnen ihre Brüder von Kugeln getroffen niederstürzten, den Kosaken mit vorgehaltenen Spießen geradezu auf den Leib rückten. Schon lagen

ihrer Hunderte durchbohrt zu Boden und immer noch würgten die Tartaren mit gleicher Wuth fort, da sammelte Yermak zehn seiner besten Mannen um sich, und mit diesen Zehn stürmte er den Hügel hinan, auf welchem sich Mehemed Kul von seiner vierhundert Mann starken Leibwache umgeben hielt.

„Durch!" schrie Yermak, sein Roß so antreibend, daß es mit einem Satz über die erste Linie der Vierhundert hineinsprang.

„Durch!" schrien auch die Zehne, indem sie ihrem Führer folgten, und im nächsten Momente lag Mehemed Kul nebst einem Dutzend seiner Vornehmsten todt zu Boden.

Jetzt natürlich flohen die Tartaren nach allen Seiten und die Schlacht war gewonnen; obwohl mit großen Opfern. Dagegen fand sich eine so starke Beute vor, daß man sie nicht ganz einschiffen konnte, sondern einen großen Theil am Ufer vergraben mußte.

Die zweite bedeutende Gefahr drohte dem kleinen Heere Yermaks, als dasselbe den Tobol hinabfuhr. Plötzlich nämlich, an einer Stelle, wo der Fluß sehr schmal und reißend war, während die beiden steilen und dichtbewaldeten Ufer eine Landung fast unmöglich oder wenigstens höchst gefährlich machten, stieß das vorderste Boot auf ein im Wasser verborgenes Hinderniß, über welches es nicht hinwegkommen konnte, und hiedurch wurden nun selbstverständlich auch die übrigen Boote zum Stillstand genöthigt; zu gleicher Zeit aber flogen aus dem Walde von rechts her Tausende von Pfeilen auf die Flotille herüber, so daß sich in Kurzem nicht Wenige der Russen schwer verwundet fühlten. Das war ein schlimmer Augenblick — ein so schlimmer, daß man es selbst einem Yermak nicht hätte verdenken können, wenn er den Kopf verloren hätte. Lag ja doch der im Walde postirte Feind, von dem man bis jetzt gar nichts wahrgenommen hatte, so gut zwischen Zweigen und hinter Stämmen versteckt, daß ihn die Kugeln der Kosaken nur schwer erreichten, während die Letzteren in ihren offenen Booten und Flößen den Pfeilen der Tartaren unmöglich ausweichen konnten! Doch selbst in dieser gräßlichen Lage ließ sich der kühne Ataman auch nicht einen Augenblick lang aus der Fassung bringen, sondern sein erstes war, daß er sofort die Boote beorderte, statt in der Mitte des Flusses zu halten, so nahe als möglich an das steile und hohe Ufer der rechten Flußseite hinzufahren, damit die Pfeile über sie hinwegflögen. Sodann winkte er einigen der stärksten und gewandtesten seines Corps, und mit ihnen stürzte er sich ohne Weiteres in den Fluß hinab, so tief und reißend er auch war, um das verborgene Hinderniß des Näheren zu untersuchen. Was fanden sie nun aber, als sie untertauchten? Nichts anderes als eine schwere eiserne Kette, die quer über den Fluß gespannt war und durch Balken, die in das Flußbett eingerammt waren, fest gehalten wurde! Sie rüttelten mit vereinter Kraft an den Balken, um sie einzureißen; aber vergebens. Sie suchten dann die Kette durch einen Hebel zu sprengen, doch ebenso vergebens. Da sahen sich die Leute mit verzweifelten Blicken an und Einer wagte es sogar von der Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen, zu flüstern;

allein es traf ihn ein so furchtbarer Blick aus dem Feuerauge des Ataman, daß ihm die Worte im Munde erstarben.

„Beide Kanonen aufs vorderste Schiff," commandirte jetzt Yermak.

Es geschah, und inmitten eines Hagels von Pfeilen lud Yermak sofort die beiden Stücke mit eigenen Händen. Dann richtete er sie mit äußerster Genauigkeit auf einen und denselben Punkt, nämlich auf den, wo die Kette an die Balken befestigt war. „Feuer," schrie er nun und — richtig, die Kette war gesprengt.

Das war ein glücklicher Schuß, und nur ihm allein verdankten sie ihre Rettung. Weil nämlich nun ihrer Weiterfahrt durchaus nichts mehr im Wege lag und die Strömung sie sehr schnell den Fluß hinabtrug, so kamen sie bald aus dem ihnen gelegten furchtbaren Hinterhalt heraus, obwohl freilich nicht ohne ziemliche Verluste erlitten zu haben.

In der zweiten Hälfte des Octobers erreichten sie die Stelle, wo sich der Tobol mit dem gewaltigen Irtisch vereinigt, und hier machten sie Halt, weil sie nun nicht mehr weit von dem vielgerühmten Sibir, der Hauptstadt der Tartaren, entfernt sein konnten. Auf einer Anhöhe, an der Seite, welche jetzt die große Stadt Tobolsk einnimmt, ward sofort ein Lager geschlagen, das man mit starken Palisaden umgab, und nun sandte Yermak kleine Streifcorps aus, um die Gegend zu recognosciren und nach dem Feinde zu spähen. Man hatte übrigens nicht lange nach ihm zu suchen, denn derselbe stand nur wenige Meilen von Yermaks Lager entfernt weiter oben am Irtisch, an einem Orte mit Namen Tschuwatsch, und seine zahlreichen Zelte dehnten sich so weit aus, daß man sie kaum übersehen konnte. Es war das Hauptheer der Tartaren unter dem unmittelbaren Oberbefehle Kutschum-Chans, so wie seines ersten Feldherrn, des Fürsten Meneik Kul, und dasselbe zählte, wie sich hernachmals herausstellte, in Allem und Allem mehr als vier und zwanzigtausend streitbare Männer, worunter vielleicht die Hälfte zu Pferde diente. Nun, nach Erhalt dieser Nachricht, hielt auch Yermak Musterung über sein Heer, aber siehe da, dasselbe war nicht einmal mehr ganz achthundert Mann stark, so sehr hatte es seit dem Abgang von Tsaugy nothgelitten. Sollte man nun nicht meinen, es werde bei dem Gedanken, wie unendlich überlegen der vor ihm stehende Feind über ihn sei, eine bange Furcht seine Seele ergriffen haben? Bei gewöhnlichen Menschen wäre dieß ohne Zweifel der Fall gewesen, nicht so aber bei ihm! Im Gegentheil — es lebte die bestimmteste Zuversicht in ihm, daß er siegen werde, und somit sehnte er sich nach nichts mehr, als so bald als möglich mit dem Tartarenchan zusammenzutreffen. Und seine Leute? Nun wahrhaftig, diese dachten, wie er, denn sie hatten es längst verlernt ihre Gegner zu zählen!

Dessenungeachtet versäumte Yermak keine einzige der Vorsichtsmaßregeln, welche kluge Feldherrn vor dem Beginn einer Schlacht zu treffen pflegen, und namentlich sorgte er dafür, daß seine Mannen sich nach den Strapatzen der letzten paar Monate

gehörig stärkten und ausruhten. Auch mußten die Gewehre nebst den Kanonen alle frisch gereinigt werden und jedem Einzelnen wurde die gehörige Munition verabreicht. Ebenso versammelte er seine Officiere, und gab ihnen die genauesten Instructionen, wie sie in dem bevorstehenden Kampfe die unter ihnen stehenden Truppen zu leiten hätten. Kurz es wurde auch nicht das Geringste vernachlässigt, was zur Erringung des Sieges beitragen konnte, und schließlich ritt er, von nur Wenigen begleitet, um das ganze Tartarenlager herum, um zu sehen, von wo aus dasselbe am besten anzugreifen wäre.

Doch zu dem Letzteren kam es nicht, denn siehe da, am 23. October, früh Morgens, setzte sich der Feind plötzlich in Bewegung und marschirte geradezu auf die Anhöhe los, auf welcher Yermak mit seinen achthundert Kosaken verschanzt war. Dieser bemerkte dieß nicht so bald, als er seine Truppen in einem großen Viereck aufstellte und in dieser Stellung die Tartaren mit großer Ruhe erwartete.

„Freunde und Genossen," rief er, zwischen den Reihen der Seinigen dahinsprengend, „heute ist der Entscheidungstag, nach welchem ihr euch schon so lange gesehnt. Dort rückt der Feind heran. Es sind nur armselige Tartarenhorden, die ihr schon so oft geworfen habt. Bis Mittag muß der Sieg unser sein."

„Hurrah!" schrieen die Kosaken begeistert. „Es lebe unser Ataman, der Held Yermak!"

Immer näher rückte Kutschum-Chan und derselbe war ohne Zweifel nicht wenig erstaunt, daß das kleine Häuflein auf der Anhöhe oben ihn gleichsam bewegungslos erwartete. Aber horch, was war das? Ein Blitz, ein Rauch, ein Donner und ganze Reihen seiner Krieger lagen auf den Erdboden hingestreckt! Die Kosaken hatten den Feind so nahe kommen lassen, bis sie gewiß wußten, daß keine Kugel fehlen konnte. Doch so furchtbar auch die Wirkung dieses Feuers sich erwies, so ließen sich die Tartaren, welche durchaus keine Feiglinge waren, deßwegen doch nicht zur Flucht hinreißen, sondern sie erwiederten vielmehr die Salve durch einen Hagel von Pfeilen, welche sie auf die Kosaken abschossen. Auch stellte sich jetzt Kutschum-Chan nebst seinem Feldherrn Meneik Kul selbst an ihre Spitze, um sie gegen die kleine Minderzahl auf der Anhöhe zu führen; allein es erfolgte eine zweite, dritte und vierte Salve, deren jede Hunderte von Tartaren niedermähte, während die von diesen abgesandten Pfeile von den dicken Pelzen, in welche die Kosaken ihren ganzen Leib gehüllt hatten, zum großen Theil wirkungslos abprallten. Zehnmal im Ganzen stürmten die Tartaren heran, doch jedes Mal wurde ihr Anprall durch die unerschütterliche Ruhe des kleinen Kosakenhäufleins abgeschlagen und jedes Mal wurden zu den Hunderten von Todten und Verwundeten neue Hunderte hinzugefügt. Da endlich fing der Feind an zu ermatten und der eilfte Angriff geschah keineswegs mehr mit dem Feuer, wie die früheren.

„Jetzt noch eine Salve, meine Kinder," schrie nun Yermak mit weithin tönender Stimme, „und dann in geschlossenen Reihen vorwärts im Galopp, daß wir sie in alle vier Winde zerstreuen."

Er glaubte nämlich, daß dieß der rechte Augenblick sei, um aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, und sein Feldherrnauge hatte ihn auch richtig nicht getäuscht. Wie ein Sturmwind flogen die Kosaken die Anhöhe hinab und in wilder Unordnung zerstreuten sich die Tartarenhorden, indem sie sich bald dahin, bald dorthin zu retten suchten. Kutschum-Chan selbst so wie seine ganze Umgebung wurden in diese allgemeine Flucht mit hineingerissen und von Widerstand war bald gar keine Rede mehr. Im Gegentheil — nie hatte ein Feldherr einen vollständigeren Sieg erfochten, nie ein König eine vollständigere Niederlage erlebt, und die Folge war, daß das große Lager des Tartaren-Chans mit allen seinen ungeheuren Schätzen in die Hände der Kosaken fiel.

Doch diese Folge mochte noch als eine der geringsten angesehen werden. Der tapfere Yermak nämlich sah ein, daß ein Sieg nur ein halber Sieg ist, wenn man ihn nicht auf die rechte Weise zu benützen versteht, und deßwegen rückte er sogleich den andern Tag, ohne seinen Kriegern eine längere Ruhe zu gönnen, gegen Sibir, die Hauptstadt der Tartaren, vor. Nur wenn er sich im Besitz dieser wichtigen Festung sah, konnte er hoffen, seine bis jetzt gemachten Eroberungen zu behaupten! Natürlich setzte er voraus, eine zahlreiche Besatzung darin zu finden, welche fest entschlossen sein würde, den Platz bis aufs äußerste zu vertheidigen, und er überlegte daher schon in seinem Innern, ob er einen Sturm wagen oder aber es auf eine regelmäßige Belagerung ankommen lassen solle. Aber siehe da, das Gerücht von dem furchtbaren Blutbade, welches er unter den Tartaren angerichtet, hatte die Besatzung in eine solche Furcht gesetzt, daß sie über Hals und Kopf geflohen war, und somit konnte Yermak seinen Einzug in die Stadt halten, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu erfahren. Dies geschah am 26. October 1581 und noch am selbigen Tage ließ er sich von den Gesammteinwohnern den Eid der Treue schwören, denn er betrachtete sich nun als den Nachfolger Kutschum-Chans, dessen Reich er über den Haufen geworfen hatte.

Uebrigens nicht blos er selbst betrachtete sich als solchen, sondern alle Völkerstämme ringsum, die Tartaren zum Theil selbst nicht ausgenommen, thaten gerade eben so. So stellten sich denn bereits in den nächsten Tagen verschiedene Gesandtschaften bei ihm ein, welche ihm die Huldigung ihrer Stämme nebst dem meist in Pelzwerk bestehenden üblichen Tribut überbrachten, und selbst weiter entfernt hausende Nationen, wie z. B. die Ostjäcken erboten sich freiwillig, ihm alljährlich dreihundert der besten Zobel zu senden, wenn er sie als seine Vasallen in seinen Schutz nehmen wolle. Mit einem Worte, er war durch die Besiegung Kutschum-Chans ein Monarch und König geworden, gerade wie es andere durch Erbschaft waren, und sein Reich erstreckte sich so unendlich weit, daß er dessen Gränzen nicht einmal annähernd ermessen konnte.

Aber, so groß nun auch seine Freude hierüber war, so mußte er sich doch bald selbst fragen, wie es ihm denn möglich sein werde, diese seine ungeheure Eroberung

zu erhalten? Kutschum-Chan war allerdings besiegt und weit über den Irtisch hinüber nach Osten hin entflohen; aber konnte er nicht an die Spitze eines Heeres wiederkehren und die kaum unterworfenen Tartaren zur Empörung reizen? Ueberdieß auch die übrigen Völkerstämme — wer stand dafür, daß sie sich immer treu erwiesen und fortfuhren, den „Jassak" oder Tribut zu entrichten? Und solchen Möglichkeiten oder vielmehr Wahrscheinlichkeiten hatte er nicht viel mehr als fünfhundert Krieger gegenüberzustellen, denn dreihundert waren in der blutigen Schlacht vom 23. October entweder getödtet oder zu Krüppeln verwundet worden! Da mußte also vorgesorgt werden, damit nicht alle bisher erlangten Erfolge möglicherweise über Nacht wieder verloren gingen, aber sein Entschluß war bald gefaßt. Er erkannte nämlich auf den ersten Blick, daß hier Rußland allein ins Mittel treten könne, und darum sandte er bereits am 22. December seinen vertrautesten Hettmann oder Adjutanten mit Namen Iwan Kolzow mit fünfzig Kosaken nach Moskau an den Czaaren Iwan den Schrecklichen ab, um diesem das neueroberte Reich zu Füssen zu legen und zugleich sofortige Hülfstruppen zu verlangen. „Siehe," schrieb der frühere Räuber an den Czaaren; „siehe wir sind von der Kama über das große Gebirge hinüber, dann über die Tura in den Tobol und aus ihm über die Fluthen des Irtisch gedrungen. Mächtige Völker haben wir bekriegt. Aber wohl erkennen wir, daß wir nicht werth sind, vor deine Augen zu treten. Deinem Schwerte der Rache entronnen kommen wir zurück, Gnade zu erflehen, die Schätze Kutschums zu deinen Füssen zu legen, dir diese Länder unter deinen Scepter zu geben und als deine treuen Sklaven deine Fahnen nach dem fernsten Osten zu tragen." So schrieb Jermak an den Czaaren und diesem Schreiben fügte er noch vier und zwanzighundert der herrlichsten Zobel nebst anderem Pelzwerk, zusammen im Werth von einer halben Million Gulden, bei, während zugleich drei der vornehmsten Tartarenfürsten, über die er verfügen konnte, die Reise mitmachen mußten. Auch vergaß er die Strogonoff'sche Familie keineswegs, sondern Iwan Kolzow mußte die Reise über Orel machen und dem Maximus ein sehr reiches Präsent von Pelzwerk übergeben, denn Jermak war nicht der Mann, der sein Wort nicht stets eingelöst hätte.

Man kann sich denken, wie sehr der Czaar Iwan Wasiljewitsch erstaunte; als Iwan Kolzow mit seinen außerordentlichen Nachrichten und Präsenten ankam; allein natürlich ließ er nun den Zorn, den er früher gegen den Räuber Jermak gefaßt hatte, gänzlich schwinden und nahm dessen Abgesandten mit großer Güte auf. Iwan wurde also aufs köstlichste bewirthet und es erschien sofort ein Decret des Czaaren, welches den Jermak in der Würde als oberster Statthalter und Befehlshaber in all' den Landen, die er durch sein Schwert erobert hatte, bestätigte. Ueberdieß ertheilte der Czaar all' den tapfern Mannen Jermaks große Belohnungen in Gold, und dem Letzteren ward ein Ehrenpelz ertheilt, den Iwan II. Wasiljewitsch selbst früher getragen hatte — die größte Gunstbezeugung, welche damals einem russischen Unterthanen erwiesen werden konnte. Die Hauptsache aber war, daß Jermak sogleich bedeutende Verstärkungen er-

hielt, mit dem Versprechen, noch bedeutendere würden nachfolgen, damit die große Eroberung nicht nur festgehalten, sondern wo möglich noch weiter ausgedehnt werden möchte. Wie nämlich in der Zeit der Eroberung Amerikas durch die Spanier eine Menge von Abenteurern aus Europa nach dem neuen Welttheile hinüberschifften, um daselbst ihr Glück zu machen und Goldreichthümer anzusammeln, gerade eben so erklärten sich jetzt in Moskau nicht wenige kühne Männer bereit, dem Iwan Kolzow nach Sibirien, wo es zwar kein Gold, aber dafür Pelzwerk von ungeheurem Werthe zu erbeuten gab, zu folgen, und in wenigen Wochen stieg deren Anzahl bis auf fünfzehnhundert; regelmäßige Soldaten aber fügte die Regierung ebenfalls noch hinzu, obwohl für den Anfang nur fünfhundert und zwar unter der Anführung des Fürsten Bolkowsky. Kurz also, die Mission Iwan Kolzows war vollständig geglückt, oder um mich eines deutlicheren Ausdrucks zu bedienen, der Endzweck, warum er nach Moskau gesandt worden war, wurde in allen seinen Theilen erreicht und Yermak, der geächtete Räuberhauptmann, welcher, wenn man ihn gefangen hätte, ohne Zweifel hingerichtet worden wäre, hatte sich jetzt zu einem der berühmtesten Feldherrn und hochangesehensten Würdeträger des russischen Reichs emporgeschwungen. Auch schien ihm eine noch viel glänzendere Zukunft bevorzustehen, denn von einem so kühnen, energischen Mann, welcher mit so ausgezeichneten Talenten ausgestattet war, durfte man wohl erwarten, daß er seinem Siegeszug noch lange keinen Einhalt thun werde, und dann mußte ihn natürlich der Czaar mit immer größern Ehren auszeichnen; allein gerade bei ihm, dem Helden Yermak, zeigte sichs, wie unendlich wahr das Sprüchwort ist: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“

Yermak setzte nämlich allerdings sowohl während der Abwesenheit seines Hettmann in Moskau, als auch insbesondere nach dessen Wiedereintreffen mit den oben gemeldeten Verstärkungen seine Streif- und Eroberungszüge mit gleicher Verwegenheit, so wie auch mit dem gleichen Glücke noch zwei Jahre lang fort, und es gelang ihm während dieser Zeit nicht nur alle Bemühungen Kutschum-Chans, sein Reich wieder zu erobern, zu nichte zu machen, sondern auch die ganze ungeheure Länderstrecke, welche zwischen dem Irtisch und dem Obi bis zur Vereinigung dieser beiden Flüsse sich ausdehnt, zu erobern; dagegen erreichte ihn mitten in seiner Siegeslaufbahn ein überraschend schneller Tod, und es sollte ihm nicht einmal die Genugthuung zu Theil werden, nach einer gewonnenen Schlacht auf dem Felde der Ehre seinen Geist auszuhauchen. Es war im Sommer des Jahres 1584, als Kutschum-Chan wieder, wie fast jedes Jahr zuvor, mit einer schnell gesammelten Armee ins Land eindrang. Yermaks Hauptmacht stand damals am Obi, eben damit beschäftigt, die Stämme der Ostjacken vollends zur Unterwerfung zu bringen; deßwegen raffte der Ataman nur geschwind dreihundert seiner tapfersten Reiter zusammen, um damit den Kutschum-Chan wieder über die Grenzen zu jagen. Spät Abends am 6. August kam er am Irtisch an und schlug sofort sein Lager auf einer kleinen Insel des Flusses, unweit der jetzigen Festung Kullara, auf. Seine Leute, wie auch er selbst, waren von den Strapatzen der

letzten Tage todtmüde, und überließen sich sogleich dem Schlafe, welchem selbst die aufgestellten Schildwachen nicht widerstehen konnten. Sie dachten nicht entfernt daran, daß sie sich ganz in der Nähe Kutschum-Chans befänden, und da die Nacht regnerisch und stockfinster war, so hielten sie einen Ueberfall, besonders auch bei dem Schrecken, welchen der Name Yermak verbreitete, für rein unmöglich. Aber Kutschum-Chan, ein keineswegs zu verachtender Gegner, rückte, so bald er von seinen Kundschaftern über die für ihn so günstige Sachlage unterrichtet war, in aller Stille um Mitternacht heran, watete mit dem auserlesensten Theil seiner Krieger über den Fluß auf die Insel hinüber und fiel mit solchem Ungestüm über die Schlafenden her, daß dieselben in der Verwirrung und bei der tiefen Finsterniß gar nicht einmal im Stande waren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Die Tartaren schlachteten sie förmlich ab, wie die Metzger mit den Kälbern in einem Schlachthause thun, und in weniger als zehn Minuten waren Alle niedergemacht bis auf Einen, welcher die Schreckensnachricht nach Sibir brachte.

Yermak selbst übrigens war nicht unter den Hingemordeten, sondern er sollte sein Leben auf andere Weise verlieren. So wie nämlich sein Ohr den Schlachtruf der Feinde hörte, sprang er sofort auf, wappnete sich in aller Schnelligkeit, und sprang nun mit gezogenem Schwerte, wie wüthend um sich schlagend, mitten unter die Tartaren hinein, indem er zugleich den Seinigen zurief, sich um ihn zu schaaren. Furchtbar trafen seine Streiche, und mehr als einem Dutzend machte er den Garaus: aber dennoch gelang es ihm nur erst nach den unsäglichsten Anstrengungen und nachdem er wahre Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, sich eine Gasse zu bahnen und bis zum Ufer des Irtisch durchzuschlagen. Ihrer Zwanzig oder Dreißig verfolgten ihn und zugleich fühlte er, daß er im Handgemenge mehrere Wunden erhalten hatte. Deßwegen verlor er aber doch weder seinen Muth noch seine Besonnenheit, sondern er rannte vielmehr dem Orte zu, wo er ein Boot am Ufer befestigt wußte. Er fand richtig den Platz und nahm sofort seinen Anlauf, um in den Nachen zu springen, aber der Sprung war zu kurz und er fiel in den Strom, aus dem er, obwohl ihn in der Schwimmkunst sonst keiner übertraf, nicht mehr auftauchte. Seine schwere Rüstung zog ihn hinab, und überdem hatten ihn ohne Zweifel die erhaltenen Wunden zu sehr geschwächt, als daß er im Stande gewesen wäre, sich über dem Wasser zu halten.

Also endete Yermak Timofeeff, über dessen Tapferkeit und Kühnheit nur Eine Stimme ist, — Yermak Timofeeff, der Eroberer Sibiriens, dessen große geistige Gaben selbst Iwan dem Schrecklichen Achtung abtrotzten! Sein Leichnam wurde den Tag darauf im Irtisch aufgefunden und Kutschum-Chan ließ ihm aus Rache alle Schmach anthun, die man nur einem Todten anthun kann; aber kaum waren diese ersten Ausbrüche der Wuth vorüber, so fingen die Tartaren an, sich derselben zu schämen. Ihm, dem Tapfersten der Tapfern, ihm, dessen Heldenarm sie so oft überwältigt hatte, ihm sollten sie nicht die Ehren erweisen, welche Göttersöhnen gebühren?

Somit nahmen sie den mißhandelten Leichnam, wuschen ihn rein und begruben ihn ganz auf dieselbe Weise, wie sie sonst ihre Fürsten zu begraben pflegten. Ja sogar göttliche Ehren thaten sie ihm an, indem sie tagtäglich an seinem Grabe Opfer darbrachten, und noch hundert Jahre später beteten sie zu ihm, wenn sie in Noth waren, daß er ihnen seinen tapfern Beistand leihen möge! Wenn nun aber seine Feinde, die Tartaren, so handelten, wie unendlich werden ihn nicht erst seine Kosaken beweint und betrauert haben, sie, denen er während seines Lebens nicht nur ein Vater, sondern vielmehr Alles und Alles war? Auch der Czaar von Rußland beklagte seinen Tod laut, und später wurde dem Helden in Tobolsk auf Befehl der russischen Regierung ein Denkmal gesetzt. Doch das größte Denkmal sind seine Thaten, und so lange man den Namen Sibirien nennt, wird man auch ihn nennen müssen, durch welchen Sibirien an Rußland gekommen ist.

Freilich im ersten Momente nach Yermaks Tode schien es, als ob es dem Kutschum-Chan gelingen würde, seine alte Herrschaft wieder zu begründen, denn die Russen waren so bestürzt, daß sie sogar die Hauptstadt Sibir räumten und sich weit hinter den Tobol zurückzogen. Allein schon nach wenigen Jahren schickte der Hof von Moskau neue Truppen über den Ural hinüber, und diese eroberten mit leichter Mühe alles Verlorene wieder. Ja nicht zufrieden damit, drangen sie immer weiter nach Osten vor, und in weniger als einem Jahrhundert ward all' das ungeheure Ländergebiet, welches jetzt Sibirien heißt und sich von den Grenzen Europas bis an den östlichen oder stillen Ocean, so wie vom Eismeer im Norden bis an die Grenzen des Kaiserthums China im Süden erstreckt, unter die moskowitische Oberherrschaft gebracht!

II.

Ein Sommer und Winter am Obi.

„Ein prächtiger Fluß, der Obi," sagte eines Abends der Pelzhändler Sava Jesimoff zu seinem jungen Freunde Jacob Malewinskoi, als sie in der Wohnstube des ersteren gemüthlich rauchend beisammen saßen. „Ein wirklich prächtiger Fluß," fuhr er nach einer kleinen Pause, große Wolken ausblasend, fort, „ein Fluß der Flüsse, ein Strom der Ströme, an dessen Uferwäldern es im Winter Zobelthiere zu Tausenden gibt, während ein einziger Mann in ihm zur Sommerszeit so viel Fische fangen kann, daß er sie in zehn Jahren nicht aufzuessen im Stande ist."

„Du warst längere Zeit dort, Sava," erwiederte Jacob Malewinskoi, seinen älteren Freund bedeutsam anschauend.

„Ja, viele Jahre lang," meinte dieser, „und erwarb mir durch die Jagd und den Fischfang so viel, daß ich nahe daran war, ein reicher Mann zu werden. Du weißt, ich habe von jener Zeit her immer noch den Beinamen Promyschlennik, das ist der Pelz- und Glücksjäger."

„Ja, aber das Glück hast du doch nicht erreicht," versetzte Jacob mit einem gutmüthigen Lächeln.

„Was kann man gegen das Geschick?" entgegnete der Andere mit großem Ernste. „Ich hatte mir bereits ein Beträchtliches erworben, und wollte eben damit in meine Heimath kehren, als das Unglück mich mit einem listigen Kaufmann zusammenführte, der mir durchs Spiel alles wieder abnahm. Aber wenn ich jetzt wieder hinginge, jetzt wäre ich klüger, besonders wenn ich dich an meiner Seite hätte. Also was meinst du, wollen wirs nicht zusammen wagen? Du möchtest schon lange gerne in die Welt hinaus und bist auch der Mann dazu. Nun wie ists? Hast nicht Lust nach Sibirien an die Ufer des Obi?"

„Ich habe wohl früher schon daran gedacht," sagte Jacob Malewinskoi, „und deßwegen heute das Gespräch darauf gebracht; aber es ist ein furchtbar weiter Weg, und die Reise möchte vielleicht fast unser ganzes Kapitel aufzehren."

„Pah, Kapital!" rief der ältere Sava. „Die Reise wird uns Nichts oder

wenigstens so viel als Nichts kosten. Du weißt, die Regierung schickt alle Frühjahre einen großen Waarentransport von hier nach Tobolsk, und diesem uns anzuschließen, wird man uns nicht verweigern; von Tobolsk an aber schiffen wir mit den Kaufleuten, die nach Obdorsk reisen, den Irtisch hinab in den Obi bis nach Beresow, und dann sind wir mitten im Lande der Ostjäcken und der Pelzthiere. Freilich, das darf ich dir nicht verhehlen, die Zeiten sind nicht mehr, wo man von den Bewohnern des Obithals für einen kupfernen Kessel so viel Zobelfelle erhielt, als in den Kessel hineingingen, denn die Menschen sind klüger und die Zobel rarer geworden, allein ein resoluter Mann, der zugleich selbst Jäger ist, kann deßwegen doch noch ein Hübsches erwerben und somit sollte ich denken, werde es uns beiden nicht fehlen."

Diese Unterredung fand vor noch nicht allzulanger Zeit an einem Februarabend in der großen Stadt Moskau statt, und hatte die Folge, daß Sava Yesimoff, der Promyschlennik, wie man ihn gewöhnlich nannte, ein abgehärteter Jäger in den vierziger Jahren, seinen weit jüngeren Freund Jacob Malewinskoi, in dessen Gesicht ebensowohl Klugheit als Gutmüthigkeit lag, während sein Körper von Kraft und Gesundheit strotzte, zu überreden wußte, zusammen mit ihm eine Glücksfahrt an den Obi anzutreten. Kaum war übrigens dieser Beschluß gefaßt, so beeilten sich die beiden Männer, die nöthigen Zurüstungen zu machen und insbesondere kauften sie auch diejenigen Handelsartikel ein, mit welchen man nach der Versicherung Savas die besten Tauschgeschäfte machen konnte. Diese waren Mehlfässer in ziemlich großer Anzahl nebst einigen Fäßchen gebrannten Wassers; dann Tabak, Töpfe, Kessel und Messer; endlich messingene Knöpfe und Ringe, Glasperlen, Nadeln und andere Kleinigkeiten ähnlicher Art. Mit all' diesem beluden sie verschiedene Schlitten, holten darauf die Erlaubniß ein, sich an die im März abgehende Transportkarawane der Regierung anzuschließen, und kamen im April wohlbehalten über Kasan in Tobolsk an. Dort verkauften sie sofort Schlitten und Pferde und mietheten sich dann ein eigenes Häuschen, in welchem sie sich selbst und ihre Waaren unterbrachten. Von einer Weiterfahrt den Irtisch hinab konnte nämlich vor der Hand noch nicht die Rede sein, da der Strom stets bis Mitte oder gar Ende Mai fest zugefroren bleibt, und sie hatten also voraussichtlich über einen Monat in Tobolsk zuzubringen. Müssig gingen sie übrigens während dieser Zeit nicht einen einzigen Tag, sondern der erfahrene Sava erbaute augenblicklich über den Heerdsteinen einen kunstlosen Backofen, mittelst dessen sie sofort einen Theil ihres Mehls in Brod verwandelten. Hiezu schüttelte zwar Jacob Malewinskoi oft und viel den Kopf, weil er sich keine Möglichkeit dachte, Absatz für diese Waare am Obi unten zu finden, besonders weil das Brod, bis sie dahin kamen, ganz hart und ausgetrocknet sein mußte, allein Sava Yesimoff bestand hartnäckig auf seiner Idee.

„Ich sage dir," antwortete er regelmäßig auf die Einwürfe Jacobs, „die Ostjäcken sind große Schlemmer und Leckermäuler geworden, und sie, die noch vor zwanzig oder dreißig Jahren nur allein von Wildfleisch und Fischen lebten, können jetzt ohne

Brod gar nicht mehr existiren, weßwegen ihnen auch alle Kaufleute Mehl zuführen. Allein was für ein Brod backen sich nun die armen Eingebornen? Sie machen einen dicken Stampf aus Wasser und Mehl, bringen diesen in eine runde Kuchenform und legen ihn zwischen zwei heiße Steine, bis er gar ist. Das heißen sie dann Brod, obwohl es schmeckt, wie eine Wassersuppe ohne Salz und Schmalz. Aber eben darum jauchzen sie vor Vergnügen, wenn sie sich einmal russisches, mit Salz und Hefe bereitetes Brod verschaffen können, und das ist der Grund, warum ich so darauf dringe, unser Mehl zu verbacken."

Endlich trat Thauwetter ein und unsere beiden Abenteurer schifften sich sofort in Verbindung mit einigen russischen Kaufleuten, welche ihr Beruf nach Obdorsk führte, auf einer sogenannten Lodje, das ist in einem großen hochbordigen Boote, das etwa hundert Tonnen fassen mochte, ein. Die Reise ging ziemlich schnell von statten, denn der Irtisch ist ein mächtiger Strom, bei Tobolsk schon in der Größe, Tiefe und Breite unserer Donau bei Linz, dagegen aber meist mit flachen Ufern, die von düsteren Tannenwaldungen eingesäumt sind. Menschliche Wohnungen sah man äußerst selten, und wenn solche je vorkamen, so waren es elende Hütten, die kaum über den Erdboden hervorragten. Um so zahlreicher waren die Vögel, und von Kranichen, wilden Enten, Gänsen, Tauchern, Falken, Wasserraben und dergleichen mehr wimmelte es oft förmlich. Auch zeigten sich diese Thiere gar nicht scheu, zum besten Beweis, daß sie von den Menschen nicht besonders viel gestört wurden, und Jacob Malewinskoi, der ein sehr guter Schütze war, holte daher manchen Braten aus den Lüften herab. Nach zehn Tagen erreichten sie den Obi und dieser, ein an sich schon gewaltiger Strom, bildete nun, nachdem der Irtisch sich mit ihm vermengt hatte, eine solch' großartige Wasserfluth, daß Jacob Malewinskoi in nicht geringes Staunen gerieth.

„Ich habe geglaubt, der größte Fluß sei die Wolga," sagte er endlich, „aber ich muß gestehen, sie hält den Vergleich mit diesem Riesenstrom nicht aus."

„Habe ich es dir nicht vorher gesagt?" rief Sava Yesimoff mit stolzer Miene. „Ja, er ist ein prächtiger Strom, der Obi, und vermöchte die größten Kriegsschiffe zu tragen. Das kann aber auch nicht anders sein, denn er kommt weit, weit her von der chinesischen Grenze und durchfließt im Ganzen von seinem Ursprung bis zu seinem Ausfluß eine Strecke von fünfhundert, ja mit seinen Krümmungen sogar von vierzehnhundert Stunden. Welcher andere Strom könnte sich dessen rühmen?"

„Trotzdem aber," fuhr drauf der Andere nach einigem Besinnen fort, „kann ich ihn nicht schön nennen. Sieh nur wie trüb und schlammig seine Fluthen sind, und dann die furchtbar einförmigen Ufer! Nirgends ein Berg, nirgends kühne Felsenwände; Alles flach, öd und traurig. Links und rechts Sümpfe und abermals Sümpfe und zur Abwechslung höchstens Haideflächen nebst düsteren Fichtenwäldern. Ueberdem wo bleibt denn das Leben? Nirgends sehe ich eine Ansiedlung, nirgends Menschen, sondern es ist vielmehr, als wären wir in dieser ganzen ungeheuren weiten Fläche die einzigen Wesen, welche athmen."

„Kein Leben?“ entgegnete Sava Yesimoff, seinem Gefährten einen unmuthigen Blick zuwerfend. „Das Leben findet sich hier nicht außerhalb des Stroms an seinen Ufern, sondern in ihm, mitten in seinen Fluthen. Siehe, jetzt ist die Zeit, wo Myriaden von Lachsen und Stören vom Meere her den Fluß hinaufziehen und die Schaaren der Hechte, der Barsche und der Plötze sind eben so unzählig. Deßwegen nennen die Ostjäcken den Obi auch ihre Mutter, und Viele verehren ihn sogar als wie einen Gott, weil er es ist, der ihnen Nahrung reicht. Gib Acht, in wenigen Tagen werden wir mitten in den Fischerbootflotillen sein, und dann wette ich zehn gegen eins, daß du anders urtheilen wirst.“

Sava Yesimoff hatte Recht. Nach wenigen Tagen schon begegneten sie einzelnen Schifferbooten, und je weiter sie den Fluß hinabkamen, um so zahlreicher erschienen dieselben. Der Fischfang hatte also bereits begonnen und sie mußten sich beeilen, wenn sie sich die bessere Ernte nicht entgehen lassen wollten. Zum Glück erreichten sie jedoch den Zielpunkt ihrer Reise schon nach kurzer Zeit, und sie fühlten sich dem Manne am Steuer ordentlich zu Dank verpflichtet, als derselbe auf einen erhabenen Punkt am niedrigen Sandufer deutend, das längst ersehnte Wort „Beresow“ aussprach. Nach wenigen Stunden waren sie an Ort und Stelle und die Lodje hielt an, um unsere beiden Abenteurer mit ihren sämmtlichen Effekten auszuladen.

„Das ist die Stadt Berosow, von der du mir sagtest?“ rief jetzt Jacob Malewinskoi, seinem Freunde Sava einen zwischen Staunen und Spott getheilten Blick zuwerfend, denn er konnte nicht begreifen, daß dieß eine Stadt sein sollte, da er außer etwa fünfzig bis sechzig von rohem Schiffsbauholz aufgerichteten einstockigen Holzhäusern nichts sah, als etliche hundert Erdhütten, die viele Aehnlichkeit mit großen Maulwurfshügeln hatten. „Dieses Ding da,“ wiederholte er noch spöttischer als zuvor, „soll eine Stadt sein, und in dieser werden wir den Sommer zubringen?“

„Ja freilich ist's eine Stadt,“ entgegnete Sava Yesimoff, sein sonst so ernstes Gesicht unwillkürlich zu einem Lächeln verziehend, „und zwar eine für das nördliche Sibirien noch recht ansehnliche, denn ich kenne da Ortschaften, die keine zwanzig Einwohner zählen, und doch auch den Namen einer Stadt beanspruchen. Mach' also kein so verdutztes Gesicht, sondern laß uns vielmehr, während unsere Kisten ans Land geschafft werden, nach Beresow hineingehen, um ein Magazin für unsere Waaren nebst einer Schlafstelle für uns selbst zu miethen.“

Jacob Walewinskoi hatte Sibirien bereits so weit kennen gelernt, um mit seinem Freunde Sava über den Begriff „Stadt“ nicht weiter zu rechten, indem es nur zu wahr ist, daß in dem nördlichen Theile desselben, wo auf eine Quadratmeile Landes oft nur ein einziger, sage ein einziger Mensch kommt, die Ansiedlungen oder Städte, wie man sie nennt, manchmal nicht viel bedeutender sind, als bei uns in Deutschland ein Weiler oder auch nur ein ordentlicher Bauernhof. Ohne also ein Wort weiter zu verlieren, schickte er sich an, den Sava Yesimoff nach der Stadt zu geleiten; allein es wurde ihnen schwer, durchzukommen. Kaum nämlich hatte sich die Lodje am Ufer

festgelegt, so kamen eine Menge Menschen aus den niedrigen Erdhütten, von denen ich so eben gesprochen, hervor und eilten sämmtlich dem Ufer zu, um den fremden Herren auf höchst zudringliche Weise ihre Dienste anzubieten. Die Meisten derselben gehörten dem männlichen Geschlechte an; doch befanden sich auch verschiedene Weiber und Kinder unter ihnen; alle insgesammt aber waren von kleiner oder doch wenigstens nur mittelgroßer Gestalt, mit sehr dünnen mageren Beinen und offenbar nur geringer körperlicher Kraft. Ihre Gesichtsfarbe näherte sich dem Dunkelbraunen, die borstigen Haare aber glänzten kohlschwarz, wie auch die kleinen Aeuglein, die neugierig unter der niedrigen Stirn hervorlugten. Ueberdem zeichneten sie sich durch dicke Lippen, breite Wangen und eine kurze, ziemlich platte Nase mit großen Flügeln aus, so daß man keineswegs sagen kann, sie seien dazu geschaffen, einen besonders angenehmen Eindruck zu machen. Im Gegentheil hatten sie für einen Europäer etwas Widerliches, besonders auch weil sie äußerst ungewaschen, schmutzig und unreinlich aussahen, und dieses Widerliche wurde noch durch ihre plumpe Bekleidungsweise vermehrt, indem die Männer fast durchaus in weiten aus Rennthier- oder Hasenfellen zusammengenähten Jacken und Hosen steckten, während die Weiber und Kinder nichts als einen langen, vom Hals bis auf die Knöchel gehenden hemdartigen Rock vom gleichen Stoffe trugen.

„Was sind das für verkommene Creaturen?" fragte Malewinskoi seinen Genossen leise.

„Das sind," erwiederte Sava, „die Eingebornen dieses Distrikts oder vielmehr dieses ungeheuren Ländergebietes, denn das untere Obithal mit seinen Nebenströmen umfaßt ein Areal, in welchem der vierte Theil von Europa Platz hätte. Sie führen den Namen Ostjäcken und ihre Gesammtanzahl übersteigt die Nummer fünfzigtausend gewiß nicht, woraus du, da außer ihnen nur einige wenige Russen sich hier am Obi ansässig gemacht haben, auf die Dichtheit der Bevölkerung einen Schluß ziehen kannst. Verkommene Creaturen aber darfst du die armen Ostjäcken deßwegen doch nicht nennen, weil sie trotz des harten Climas, in dem sie leben, und trotz der mühsamen und elenden Weise, auf welche sie ihr Leben zu fristen gezwungen sind, sich dennoch eine gutherzige, zufriedene und sogar fröhliche, wenn auch etwas einfältige und abergläubische Denkungsweise bewahrt haben. Bedenke nur — die verkrüppelten Bäume, die du von hier aus siehst, nebst den Weiden, dem Moos und dem Riedgras dazwischen, sind das Einzige, was in diesem kalten Lande gedeiht, und da kann man doch nicht erwarten, daß die Bewohner so geleckt und geschniegelt aussehen, wie die Eingebornen Europa's. Uebrigens wirst du bald eine bessere Meinung von ihnen bekommen, wenn du einmal näher mit ihnen bekannt bist."

Mit diesen Worten ging er mitten unter den Haufen der Ostjäcken hinein und richtete in ihrer Landessprache einige Fragen an sie. Ein halbes Dutzend antwortete zumal, und wie es schien, keineswegs zur Unzufriedenheit Sava's, denn er wählte sich sofort einen der Männer aus den Uebrigen heraus und dieser schritt ihnen, so schnell er konnte, als Führer voran.

„Die Sache trifft sich äußerst glücklich für uns," sagte jetzt Sava zu seinem jungen Freunde. „Die Ostjäcken theilten mir nämlich mit, daß hier kürzlich ein eingewanderter russischer Händler gestorben sei, dessen Wittwe mit ihren Kindern nach Tobolsk, von woher sie gebürtig, zurückkehren werde und die daher nichts sehnlicher wünsche, als einen Käufer zu ihrem Holzhäuschen nebst Magazin zu finden. Der Preis," setzte er hinzu, „wird ohne Zweifel spottbillig sein, weil das baare Geld hier herum eine rare Sache ist und weil man bei solchen Käufen gewöhnlich nichts bezahlt, als den geringen Holzwerth, den solche Hütten haben."

In wenigen Minuten hatten sie das kleine Anwesen erreicht, und sie traten ohne Weiteres durch die niedere Thür ein. Dasselbe enthielt nichts, als ein einziges Gemach, dessen Boden aus rohen Planken bestand, und auf diesem Boden kauerte die ganze Familie des verstorbenen Russen, eine Frau mit mehreren Kindern, alle gerade so gekleidet wie der Stamm der Eingebornen. Sie schienen eben ihr Mittagsbrod zu verzehren; allein wie unendlich einfach war nicht dasselbe! Jedes Kind nämlich hielt einen ziemlich großen, aber rohen ungekochten Fisch in den Händen, von dem es lustig abbiß, und als besondere Würze diente ein Stück kuchenartigen, harten, ungesäuerten Brodes, so wie es die Ostjäcken zu bereiten verstanden. Offenbar also hatte sich die Familie gänzlich in die Lebensweise der Ostjäcken hineingelebt, und Jacob Malewinskoi konnte später noch oft die Bemerkung machen, daß bei weitem die meisten Russen, welche längere Zeit am unteren Obi zubringen, es gerade eben so halten. Rühmten sich doch, wie er ein halb Jahr darauf nach Obdorsk kam, mehrere nicht ungebildete Männer gegen ihn, daß sie in vollen sechs Monaten nur rohes Fleisch verzehrt und dadurch ihre Gesundheit auf's beste erhalten hätten! Ebendeßhalb kam auch die Frau nicht im Geringsten in Verlegenheit, als die zwei Fremden eintraten, und weder sie noch ihre Kinder unterbrachen ihre Mahlzeit auch nur einen Augenblick lang; eine große Freude aber bezeugte sie, als sie erfuhr, um was es sich bei dem Besuche handle, und da sie ihre Forderung äußerst billig stellte, so war der Handel bald abgemacht. Nur natürlich bedang sie sich aus, noch so lange in dem Häuschen wohnen bleiben zu dürfen, bis sie Gelegenheit fände, nach Obolsk zurückzureisen, und hierauf gingen unsere Abenteurer um so bereitwilliger ein, als es dieser Gelegenheiten im Sommer sehr viele gab, und sie selbst einstweilen in dem an das Häuschen anstoßenden oder vielmehr den Hintertheil desselben bildenden Magazine, einem ebenfalls einstockigen und sehr niedrigen, aus rohen Balken und Planken zusammengezimmerten Gebäude, campiren konnten. Kaum war übrigens dieses Geschäft abgemacht, so eilten sie wieder an's Ufer, um ihre vielen Kisten und Ballen in's Magazin heraufzuschaffen, und da die herumstehenden Ostjäcken gegen das Versprechen einer kleinen Belohnung gerne mit Hand anlegten, so wurden sie hiemit in kürzester Zeit fertig.

„So weit wären wir also," sagte am Abend dieses Tages Sava Yesimoff zu seinem Gefährten Jacob Malewinskoi, als sie beide recht gemüthlich in ihrem bescheidenen, aber mit Teppichen und Matten wohl ausgestatteten Quartier bei einer Tasse

selbst bereiteten Thee's schmauchend bei einander saßen; „so weit wären wir also, und nun, Freundchen, bekenne mir offen, wie bist du mit unseren Angelegenheiten zufrieden?"

„Hm!" erwiederte Malewinskoi lächelnd. „Bis jetzt ist uns so zu sagen alles nach Wunsch gegangen, denn die Strapazen der Reise, sowie die Einfachheit und Einförmigkeit unserer Selbstverköstigung schlage ich nicht hoch an. Aber wie es uns nun beim Fischfang, von dem wenigstens ich blutwenig oder nichts verstehe, ergehen wird, das ist wieder eine andere Frage."

„Ich habe dir ja längst gesagt," entgegnete Sava, „daß wir die Fische nicht selbst fangen werden, sondern dieselben vielmehr durch die Ostjäcken, wie es hier zu Lande gebräuchlich ist, für uns fangen lassen. Aber, aber," fuhr er nach einer Pause in etwas bedenklichem Tone fort, „ein bischen widerwärtig ists freilich, daß wir nicht schon seit Wochen mit den Verhältnissen bekannt sind, denn in diesem Falle könnten wir uns die Sichersten und Solidesten unter den Fischern auslesen, während wir jetzt vielleicht an eine ganz falsche Fährte kommen. Auch hörte ich schon auf der Herreise, daß Viele derselben gar tief im Schuldbuche dieses oder jenes Kaufmanns stehen und daher ihre Fische nur an ihren Gläubiger abliefern dürfen."

„Was?" rief Jacob Malewinskoi laut auflachend. „Die Bewohner des Obi im hohen Norden Sibiriens, also weit außerhalb der Gränze der Civilisation, haben ebenfalls Schulden, wie die Bewohner der großen Städte? Nun, sage mir, Sava, wie geht denn das zu?"

„Ei ganz einfach," versetzte der Letztere. „Der Ostjäcke kann die Brodnahrung, wie ich dir schon früher sagte, nicht mehr entbehren, und ebenso hat er sich, seit die Russen bis zu ihm vorgedrungen sind, noch verschiedene andere Bedürfnisse angewöhnt. Dieses Alles bezieht er nun von den russischen Kaufleuten, welche ihm dafür seine Fische abnehmen. Allein oft und viel nimmt er mehr Waare aus, als der Werth der von ihm gefangenen Fische beträgt, und dann sind die Schulden da; der Kaufmann aber borgt ihm gerne, weil er daran die Bedingung knüpft, daß der Schuldner die Fische, die er das nächste Jahr fängt, an Niemanden andern als an ihn, den Gläubiger, ablassen darf.

„Aber welchen Vortheil haben denn die russischen Kaufleute dabei, daß sie ihre Waaren auf solch' unsichere Weise hinausborgen?" fragte Malewinskoi verwundert.

„Welchen Vortheil?" erwiederte Sava. „Ei, drei für einen! Zum Ersten brauchen sie sich nun keine große Mühe mehr zu geben, ein gehöriges Quantum Fische zusammen zu bringen, sondern sie sind ihrer Sache schon zum voraus gewiß; für's Zweite zahlen sie einem Schuldner für die Fische, die er ihnen bringt, nie so viel, als dieselben werth sind, und überdieß berechnen sie noch einen ungeheuren Zins für das Waarendarlehen; für's Dritte endlich liefern sie zwar ihre eigene Waare, wie's gesetzlich ist, zum allgemein üblichen Preise ab, aber sie liefern eine viel schlechtere und werthlosere Waare und der arme geprellte Ostjäcke darf drob kein Wörtlein des Tadels verlauten lassen. Du siehst also, die Civilisation verbreitet nicht überall, wohin sie

kommt, Wohlfahrt und Segen. Zum Glücke jedoch soll es, wie man mir sagte, noch immer viele Obistrombewohner geben, welche sich vor den listigen Darlehengebern unabhängig zu erhalten wußten, und an diese müssen wir uns halten."

„Bleibt dabei," entgegnete Malewinskoi, „und gleich morgen wollen wir aus Aufsuchen derselben gehen."

Das thaten sie denn auch, und da ihnen die Frau, der sie das Häuschen abkauften, mit gutem Rath an die Hand ging, so fanden sie bald eine ziemliche Anzahl von Eingebornen, die recht gerne mit ihnen in Verkehr und Handelschaft traten.

Von jetzt an — es war Anfangs Juli — begann ein äußerst reges Leben auf dem Obi, und man sah denselben von früh Morgens bis spät Abends mit einer Menge von Fahrzeugen bedeckt, deren Insaßen mit nichts Anderem beschäftigt waren, als ihre großen Netze auszuwerfen, in welchen sie die Bewohner des Wassers heraufholten. Allein nicht blos auf dem Strome selbst herrschte eine rege Thätigkeit, sondern auch an dessen Ufern, so daß diese flachen öden Gestade auf einmal den Stempel der Einförmigkeit verloren. Allüberall nämlich, wo die Sandufer eine kleine Erhöhung bildeten, entstanden kleine Colonien, indem hier die mit dem Fischfang beschäftigten Ostjäcken ihre Sommerjurten aufschlugen, in denen sie ihre sämmtlichen Familienmitglieder unterbrachten; neben den Jurten aber pflanzten sie hohe glatte Weidenstämme in die Erde, auf welche sie kleine von Weiden geflochtene Körbe stellten, um in ihnen die gesammelten Fische vor den Wölfen und Vielfrassen, deren es im Ueberflusse gab, zu sichern. Man darf übrigens nicht wähnen, daß all' die viele Arbeit, die es nun gab, blos von den Männern und Jünglingen verrichtet worden sei. Im Gegentheil, die Weiber und Mädchen hatten eben so viel zu thun, denn ihnen lag es ob, die den Tag zuvor gefangenen Fische auszuweiden, sie zu spalten und dann an langen Rechen aufzuhängen, damit sie von der Sonne getrocknet würden. Damit hatten sie vom Morgen bis zum Abend zu thun, und es war also ein wahres Glück, daß sie in dieser Arbeit nicht durch's Kochen und die Zubereitung der Speisen unterbrochen wurden. Von einer warmen Mahlzeit war nämlich während der nächsten drei Monate gar nie die Rede, sondern wenn die Männer Abends ihren Fang an's Ufer brachten, so begnügten sie sich mit einer kleinen Portion trockenen Brodes, wozu sie große Quantitäten roher Fische, die man nur ein klein wenig vorher von den Schuppen reinigte, verzehrten. Auch blieben sie bei dieser Nahrungsweise vollkommen gesund, und wenn sie sich vollends den Luxus eines Schluckes Branntwein erlauben durften, so steigerte sich das Gefühl der Gesundheit zu dem der lustigsten Fröhlichkeit. Am allervergnügtesten aber waren die jungen noch nicht arbeitsfähigen Kinder, denn diese tummelten sich den ganzen Tag im Freien neben den Jurten herum, und man sah selten eines von ihnen, ohne daß es an einem rohen Fische genagt hätte.

Ganz eben so viel Arbeit, als für die Ostjäcken, gab es auch für den Sava Desimoff und seinen Freund Jacob Malewinskoi. Einer von ihnen fuhr nämlich den ganzen Tag in seiner Lodje, welche von einigen gemietheten Ostjäcken gerudert wurde,

auf dem Obi herum, um den Fischfang der Leute, mit welchen sie Verträge abgeschlossen hatten, zu überwachen und zugleich die Fische in Empfang zu nehmen; der andere aber, der in Beresow blieb, hatte vollauf damit zu thun, daß er die erhaltenen Störe und Lachse durch die Weiber der gemietheten Ostjäcken einsalzen und nachher in Fässer verpacken ließ. Das erstere Geschäft versah im Anfang vorzugsweise Sava Yesimoff, weil er sich mit den Eingebornen leichter verständlich machen konnte; später jedoch, als Jacob Malewinskoi sich durch tägliche Uebung das Nöthigste jener so einfachen Sprache angeeignet hatte, wechselten sie regelmäßig jede Woche mit einander ab und theilten auf diese Art alle Leiden und Freuden eines solchen Lebens in ganz gleiche Portionen. So verfloß ihnen der Sommer so schnell, daß sie gar nicht wußten, wie ihnen geschah, denn zur Langeweile hatten sie keine Zeit, obwohl ein Tag dem andern fast auf's Haar glich. Doch fehlte es auch nicht an kleinen Abenteuern, und ich kann nicht umhin, wenigstens zweier derselben Erwähnung zu thun.

Eines Abends nämlich, als Jacob Malewinskoi mit seiner vollbeladenen Lodje seiner gegenwärtigen Heimath zufuhr, sah er ein russisches Kaufmannsboot am Ufer halten und zugleich bemerkte er, wie in der daselbst befindlichen Ostjäckencolonie eine auffallende Bewegung unter den Leuten herrschte. Er fuhr näher hinzu, um zu ersehen, um was es sich handle, und da er nun die Frauen kreischen und die Männer schreien hörte, so beschloß er zu landen, weil er glaubte, es habe ein Unglück gegeben. Ein Unglücksfall hatte sich nun übrigens nicht ereignet, wohl aber ein Fall der gröbsten Ungerechtigkeit oder vielmehr des schamlosesten Betrugs, indem ein russischer Händler sich eben einer großen Ladung von Fischen bemächtigte, welche er längst mit einem Faß guten Mehls bezahlt zu haben behauptete, während das Mehl total verdorben und unbrauchbar gewesen war. Dieß alles wurde unserem Helden, sowie er den Fuß ans Land setzte, von einigen ostjäckischen Frauen auf die heftigste Weise vorgetragen, und zugleich baten ihn dieselben, sich ihrer doch gegen den gewaltthätigen Kaufmann anzunehmen. Jacob war eine Zeit lang im Zweifel, ob er sich in den mißlichen Handel mischen solle; da er möglicherweise große Widerwärtigkeiten davon haben konnte; allein als nun auch einige der Männer herbeikamen und ihm von dem verdorbenen Mehl zeigten, da siegte sein Gerechtigkeitsgefühl sogleich über die Selbstsucht und er trat sofort zu dem Kaufmann, der inzwischen ganz unbekümmert um alles Geschrei fortgefahren hatte, die Fische einladen zu lassen.

„Landsmann," sagte er auf russisch zu ihm, „du hörst, über was sich die Leute beklagen, warum machst du deinen mit dem Mehl begangenen Fehler nicht wieder gut? Man thut sehr Unrecht, wenn man einen reichen Mann übervortheilt, aber doppelt und dreifach schlecht handelt man, wenn man arme Leute, wie diese da, beschwindelt."

„Freundchen," erwiederte der russische Händler, ein starker breitschultriger Mann mit einem ungemein schlimmen Blick; „Freundchen, du wirst viel klüger handeln, wenn du dich um deine eigenen Angelegenheiten bekümmerst. Dieß rathe ich dir mit um so mehr Recht, als du heuer zum ersten Mal an den Obi kommst, während ich dieß

seit zehn Jahren thue und also in allen Obiangelegenheiten wohl bewandert bin. Du siehst hieraus, daß ich dich kenne."

„Und ich kenne dich auch, Isak Glottoff," rief Jacob Malewinskoi. „Ich kenne dich, und zwar als einen hartherzigen gewaltthätigen Mann, welcher nur auf seine Bereicherung bedacht ist, ohne sich darum zu kümmern, ob die Mittel, durch die er es wird, schlimm sind, oder nicht. Aber dießmal soll dir der versuchte Betrug nicht gelingen, denn ich bin entschlossen, mich der armen Leute hier auf's entschiedenste anzunehmen."

„Du?" erwiederte Isak Glottoff mit einem höhnischen Lächeln, indem er zugleich seine breite Rechte erhob, wie um seinem Gegner eins zu versetzen. Doch ließ er die Hand sogleich wieder sinken, als er dem entschlossenen Auge Jacobs begegnete und dessen gedrungene muskulöse Gestalt betrachtete. „Du?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort; „und wie willst du denn das ins Werk setzen?"

„Das sollst du gleich sehen," entgegnete Jacob Malewinskoi. „Kommt, ihr Leute," wandte er sich dann an die Ostjäcken, „bringt das Faß Mehl in meine Lodje, damit ich es dem Regierungscommissär in Beresow zur Prüfung vorlege; euer Familienältester aber soll mich begleiten und ich stehe euch dafür, daß ihr gegen den gewaltthätigen Mann Recht erhalten werdet."

„Oho," höhnte Isak Glottoff, „da hinaus willst du? Da werde ich dir wohl zuvorkommen müssen!"

Mit diesen Worten befahl er der Mannschaft seiner Lodje, die letzten Fische vollends an Bord zu bringen, bestieg dann selbst sein Schiff und fuhr in der Richtung nach Beresow ab.

Ohne Zweifel hoffte er, wenn er der Erste auf den Platz käme, den Regierungscommissär günstig für sich stimmen zu können, und dieß war auch gar nicht unwahrscheinlich, da die russischen Beamten in der Regel der Bestechung sehr zugänglich sind oder wenigstens in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, noch waren; allein Jacob Malewinskoi ließ sich hiedurch nicht im Geringsten abschrecken, sondern nahm das Mehl nebst dem Familienältesten an Bord und fuhr damit aufs eiligste ebenfalls Beresow zu. Dort traf er nun zwar allerdings den Glottoff bereits an, denn dieser war ihm richtig zuvorgekommen; dessen ungeachtet aber verlor er den Muth nicht, weil er den Commissär bisher immer als einen Mann hatte kennen lernen, welcher wenigstens gröbere Ungebührlichkeiten durchaus nicht duldete. Ueberdem wußte er, daß erst in neuster Zeit die strengsten Befehle von Petersburg angekommen waren, den heillosen Uebervortheilungen der Ostjäcken durch die Händler zu steuern, und hierauf fußend gelang es ihm in der That, das Ohr des Beamten für die gerechte Sache zu gewinnen. Isak Glottoff erhielt also eine derbe Strafrede, mußte sofort das verdorbene Mehl durch ein gleich großes Quantum der besten Sorte ersetzen und ward nur deßwegen ohne weitere Buße entlassen, weil er bisher noch niemals angeklagt gewesen

sei. Wer war nun froher als die armen Ostjäcken? Fast hätten sie ihren wackeren Beschützer mit ihren Liebkosungen erdrückt und sein Ruhm erscholl unter allen ihren Stammsgenossen. Um so furchtbarer aber kochte der Zorn in der Brust des Isak Glottoff, und er warf beim Abschied dem Jacob einen so grimmigen Blick zu, daß dieser nun wohl wußte, er habe sich für die Zukunft vor demselben in Acht zu nehmen.

Das zweite Abenteuer, welches Jacob Malewinskoi erlebte, war ganz anderer Natur und hätte diesen beinahe das Leben gekostet. Zu Ende des August nämlich hatte die Temperatur eine Höhe erreicht, wie man sie selten am untern Obi erlebte, das heißt der Barometer stieg bis auf zwanzig Grad Réaumur über Null und in Folge dessen entwickelte sich ein prächtiges Gewitter, dessen Donnerschläge in der weiten Ebene furchtbar dahinrollten. Zugleich erhob sich ein Sturmwind von solch' immenser Gewalt, wie man es bei uns zu Lande gar nicht für möglich halten würde, denn derselbe fegte Alles vor sich hin, ohne irgend einen Widerstand zu dulden, und selbst die stärksten Weidenbäume knickte er wie Strohhalme ab. Natürlich suchten sofort die sämmtlichen Obibefahrer so schnell als möglich das sichere Ufer zu erreichen, und dieß gelang auch den Meisten, so daß im Ganzen nur sehr wenige Unglücksfälle zu beklagen waren. Ueberdem zogen die Leute, sowie sie das Ufer erreicht hatten, ihre Boote mit vereinten Kräften ans Land herauf und so wurden auch diese in ihrer großen Mehrzahl gerettet. Kurz also das Gewitter, so heftig es auch wüthete, brachte keinen großen Schaden und fast nur für Jacob Malewinskoi schien es unglücklich enden zu wollen. Zwar allerdings brachte auch er seine Lodje glücklich ans Land und überdem gelang es ihm, sich mit seinen paar Ruderern vor dem Sturm und Regen in die Jurte eines ihm befreundeten Ostjäcken, mit Namen Nikul Bowa, eines der Angesehensten seines Stammes, zu retten, wo sie von der bereits darin befindlichen Familie äußerst gastfreundlich aufgenommen wurde. Nun war aber diese Jurte, weil auf einem kleinen Sandhügel hart am Strome errichtet, dem Sturmwind besonders ausgesetzt, und urplötzlich kam ein Stoß, der nicht blos das ganze Anwesen über den Haufen warf, sondern auch das Dach mit sammt einem Theil des Weidengeflechts mit sich fortriß. Dieß geschah so schnell und mit solcher Gewalt, daß sie Alle eine Weile wie betäubt dasaßen; doch stand es nur einen Moment an, so schrie die älteste Tochter des Ostjäcken, ein Mädchen von achtzehn Jahren, laut auf und stürzte sich ohne Weiteres in den Strom hinab. Mit großem Geschrei fuhren jetzt auch die Andern auf; doch konnte sich im ersten Augenblicke Niemand erklären, wodurch das Mädchen zu dieser That veranlaßt worden sein möge. Nur allein Jacob Malewinskoi sah, daß auf dem in den Obi hinabgerissenen Weidengeflechte ein kleines menschliches Wesen kauerte, und nun begriff er auf einmal die ganze Sachlage. Das kleine menschliche Wesen konnte Niemand anders sein, als das jüngste Söhnlein des Nikul Bowa, und die Jungfrau hatte sich in den Obi gestürzt, um das Brüderlein, einen etwa fünfjährigen Knaben, den der Vater besonders lieb hatte, vom Ertrinken zu retten, ohne daß sie bedacht hätte, daß sie vom Schwimmen gar nichts verstehe. Wie der Blitz warf jetzt Jacob seinen

Oberrock ab und fest entschlossen, sowohl das Mädchen, als auch den Knaben den Wellen zu entreißen, sprang er sofort ebenfalls in den Strom. Zum Glück bildete dieser hier eine kleine Bucht, in welcher die Wasser verhältnißmäßig ruhiger dahinfloßen, und so glückte es dem wackeren jungen Mann, der ein vortrefflicher Schwimmer war, ohne viel Mühe, das Mädchen noch ehe dasselbe untersank zu ergreifen und nach kurzem Rudern ans Land zu bringen. Dort übernahmen es die Ostjäcken, die sich indeß heulend und händeringend daselbst aufgestellt hatten, und bald schlug es unter ihren Liebkosungen die Augen wieder auf. Aber für unsern Helden war die Arbeit nur erst halb gethan, denn der arme Knabe schwamm auf seinem Weidengeflechte immer noch auf dem Wasser und fing jetzt sogar bereits an, von den eigentlichen Stromwogen erfaßt zu werden. Zum zweiten Male stürzte sich also Malewinskoi ins Wasser und schwamm dem Weidengeflechte nach. Gelang es ihm dasselbe zu erhaschen, ehe es in die Mitte des Obi hinausgetrieben wurde, dann war eine Rettung noch möglich; wo nicht, so mußte das Kind und wahrscheinlich auch er selbst unrettbar verloren sein. Mit gewaltigen Stößen arbeitete er sich vorwärts und in kürzerer Zeit, als man hundert zählen konnte, erreichte er sein Ziel, zu welchem ihn die Wellen so zu sagen selbst hintrugen. Er faßte das Geflecht, rief dem Knaben zu, sich so fest als möglich zu klammern, und wandte sich nun, das Geflecht vor sich herstoßend, wieder dem Ufer zu. Doch wehe, er war zu weit hinausgetrieben worden und all' seine Kraft reichte nicht hin, die furchtbar hoch gehenden Wellen quer zu durchschneiden. Fast übermenschliche Anstrengungen machte er; allein der von dem Sturme aufgeregte Fluß strömte allzugewaltig dahin, als daß ein Mensch, und besaß er auch die Stärke eines Riesen, den Sieg über die Wogen hätte davon tragen können. Immer mehr erschlaffte seine Kraft, immer mehr erlahmten seine Nerven und obwohl er sich stets wieder aufraffte und den Kampf auf's neue begann, so kam er doch dem Ufer um keinen Schritt näher. Bereits schwindelte es ihm vor den Augen und sein Kopf sank tief ins Wasser hinab. Doch noch einmal tauchte er auf und noch einmal kämpfte er um sein Leben. Vergeblich! Zum zweiten Mal stürzte die Fluth über ihn her und nun schwanden ihm die Sinne gänzlich. Er war verloren!

Doch nein — verloren war er deßwegen noch nicht. Die am Ufer befindlichen Leute nämlich, ich meine den Nikul Bowa mit seiner Familie und seine eigenen Ruderer, waren inzwischen auch nicht unthätig gewesen, sondern hatten, so bald sie die Noth Malewinskoi's sahen, dessen Lodje vom Uferrand ins Wasser geschleppt und fuhren ihm nun trotz Sturm, Regen und Wogenschlag mit Aufbietung aller ihrer Kräfte nach. Jeden Augenblick drohte das Schifflein von einer Welle begraben zu werden, allein sie arbeiteten, daß der Schweiß ihnen rinnweise von der Stirne troff, und sie arbeiteten sich glücklich durch. Welch' unendliche Freude nun für die wackeren Ostjäcken, als sie zuerst das Weidengeflecht mit dem Knaben und dann den Jacob Malewinskoi auffischten! Unter lautem Jubelgeschrei ruderten sie ans Ufer zurück, und dieß gelang ihnen um so leichter, als nunmehr der Sturm eben so plötzlich nachließ, als er plötz-

lich gekommen war. Doch wie schnell schwand nicht diese Freude wieder, als sie am Lande angekommen, zwar den Knaben — dieser erholte sich sogar schnell wieder — nicht so aber den kühnen Malewinskoi ins Leben oder vielmehr zum Bewußtsein zurückzurufen vermochten! Todt nämlich war Letzterer nicht, denn er athmete ja; allein nachdem derselbe eine Zeit lang kalt und steif dagelegen, wie wenn er bereits dem Schattenreiche angehörte, hob sich seine Brust auf einmal gewaltsam und sein Körper wurde wie vom furchtbarsten Frost geschüttelt. Gleich darauf überzog seine Wangen eine Glühhitze und er fing an, die tollsten Sachen zu reden; seine Augen aber glänzten wie Kohlen und zugleich verdrehte er sie oft so, daß man nur noch das Weiße von ihnen sah.

„Unsern Freund und Beschützer hat der böse Feind erfaßt," sagte jetzt Nikul Bowa traurig, „und wir müssen nach dem Tadebtsi senden."

„Und zugleich nach seinem Genossen Sava Yesimoff," setzte ein anderer der Ostjäcken hinzu.

Beides geschah augenblicklich, d. h. der älteste Sohn Nikul Bowa's eilte fort, den Tadebtsi aus einem nicht allzuweit entfernten Ostjäckendörflein herbeizuholen, und die Bootsmannschaft des Erkrankten ruderte so schnell sie konnte in der Lodje nach dem nahen Beresow hinab, um seinen Freund Yesimoff von dem schlimmen Unfall zu benachrichtigen. Inzwischen aber übernahm Nikul Bowa, welcher mit Hülfe der Seinigen längst eine neue Jurte errichtet und in dieser dem armen Jacob Malewinskoi aus Matten und Pelzen ein so weiches Lager, als nur immer möglich, bereitet hatte, die Rolle des Krankenwärters, und keine Bewegung des Phantasirenden entging seinem Auge; allein zu seinem innigsten Leidwesen bemerkte er nicht nur keine Besserung, sondern die Krankheit verschlimmerte sich vielmehr augenscheinlich von Stunde zu Stunde.

Doch während nun der wackere Ostjäcke trauernd am Lager des russischen Freundes sitzt und mit unendlicher Sehnsucht auf die Ankunft des Tadebtsi wartet, dürfte es vielleicht am Platze sein, die Neugierde des Lesers in Beziehung auf diese letztere Persönlichkeit zu befriedigen. Mancher wird wohl geglaubt haben, es sei dieß die ostjäckische Benennung für den Arzt; allein dem ist durchaus nicht so, denn im Lande der Ostjäcken gibt es keine Aerzte und von Apothekern ist auch nichts zu entdecken. Der Tadebtsi ist vielmehr der Schamane, wie man in der gelehrten Welt sagt, d. i. der Geisterbeschwörer, und vertritt nur in so ferne die Stelle des Arztes, als die Ostjäcken des Glaubens sind, daß alle Krankheiten von bösen Geistern gemacht seien. Am untern Obi nämlich herrscht noch ein wenig Heidenthum, und der größte Theil der Einwohner hat nicht einmal die Taufe empfangen. Ist Einer aber auch getauft, was im südlicheren Theile des Landes gegen den Irtysch zu hie und da vorkommt, so besteht sein ganzes Christenthum darin, daß er ein Kreuz um den Hals trägt und ein Gottesbildchen an die Wand hängt, wie es ihn der Pope gelehrt hat; im Uebrigen aber huldigt er durchaus demselben heidnischen Aberglauben, in welchem seine nörd-

lichen Brüder noch befangen sind. Und worin besteht nun dieser heidnische Aberglaube? Einfach darin, daß der Ostjäcke die Ueberzeugung hat, die Luft sei mit einer Menge von Geistern bevölkert, von welchen die Schicksale der Menschen und alles Bestehenden abhängen. Allerdings meint er zugleich, daß über diesen Geistern eine höhere Gottheit, welche den Namen „Turum" führt, stehe; aber selbstthätig greife dieser Turum nicht ein, sondern er überlasse vielmehr das ganze Regiment den Untergöttern und Geistern. Ebendeßwegen wendet sich der Ostjäcke in allen Lagen seines Lebens an diese Geister, von denen er sich zum Theil Bilder — Götzenstatuen der rohesten Art — macht; wenn jedoch seine eigenen Bitten und Opfer nichts fruchten, so läßt er den Schamanen holen, damit dieser die Geister beschwöre und durch seine Zauberworte ihren Zorn beschwichtige. Namentlich geschieht dieß bei Unglücksfällen, z. B. wenn der Fischfang schlecht ausfällt, wenn man krank ist, wenn man sich einen mächtigen Feind gemacht hat, oder wenn sonst was Widerwärtiges vorkommt, und der Tadib oder Tadebtsi ist stets bereit, seine Beschwörungen vorzunehmen, sowie derjenige, welcher ihn rufen läßt, ein tüchtiges Opfer von Fischen oder sonstigen Lebensmitteln nicht scheut.

Gegen Abend traf Iwan Yesimoff ein und man kann sich denken, wie er erschrak, als er seinen jungen Freund in einem so äußerst bedenklichen Zustand fand. „Mein Gott, mein Gott," rief er einmal über das andere, „wenn der Junge stürbe, wie wollte ichs verantworten, daß ich ihn zu der Fahrt an den Obi veranlaßt habe!"

„Stille, Freund, und jammere nicht," erwiederte Nikul Bowa. „Siehe, ich habe nach dem Tadebtsi gesandt, daß er den bösen Geist austreibe, und Jacob Malewinskoi wird also nicht sterben."

„Nach dem Tadebtsi?" erwiederte Iwan mit einem tiefen Seufzer. „O was gäbe ich nicht darum, wenn ich in der Schnelligkeit einen Arzt von Moskau herbeirufen könnte! Allein was nicht sein kann, kann nicht sein und so möge denn in Gottes Namen der Schamane seine Faxen vornehmen!".

Nicht lange hernach ward der Vorhang, der die Zeltthür bildete, auf die Seite geschoben, und der Sohn Nikul Bowa's erschien in Begleitung eines Fremden, vor welchem Nikul sofort mit seiner ganzen Familie sich erhob, um ihm den Ehrenplatz am Herde anzuweisen. Der Fremde war ein Mann von etlichen und vierzig Jahren, klein und hager, mit ganz dünnen Beinen und tiefliegenden schwarzen Augen, die er kaum vom Boden erhob. Im übrigen sah er jedoch aus, wie ein gewöhnlicher Ostjäcke, und auch in seiner Kleidung unterschied er sich durch Nichts von seinen Landsleuten. Dagegen trug er ein ziemlich umfangreiches Päckchen bei sich und legte dieses sorgsam neben sich nieder, als er, ohne ein Wort zu reden, seinen Sitz einnahm.

Eine Zeit lang herrschte nun die tiefste Stille im Zelte, nur allein unterbrochen von dem Stöhnen und den abgebrochenen Worten des phantasirenden Kranken; da erhob sich plötzlich der Schamane, befahl sofort dem ostjäckischen Familienoberhaupte, ein starkes Feuer auf dem Herde anzünden zu lassen, und begab sich dann, sein Päckchen unter dem Arm, zum Zelt hinaus. Seine Abwesenheit dauerte jedoch nicht lange,

kaum etwas länger als man braucht, um ein recht tüchtiges Feuer anzufachen, allein wie er nun wieder hereintrat, war er ein ganz anderer Mensch. Er trug nämlich jetzt einen kurzen Mantel von Rennthierleder, der über und über mit schmalen Riemen, sowie mit kleinen Eisenblechen von den verschiedensten Gestalten bedeckt war, und eben so sonderbar geschmückt oder verbrämt sahen auch seine Schuhe und Beinkleider aus. Kopfbedeckung hatte er keine, dagegen hing ihm sein langes Haar, das noch nie mit einer Scheere in Berührung gekommen war und welches er sonst in einen Knoten zusammengebunden trug, ganz wild über die Schultern herab, und es sah fast so aus, als ob sein Haupt von Hunderten von Schlangen umringelt sei. Auch hielt er ein ganz eigenthümliches Instrument in der Hand, nämlich eine Art Trommel oder Tamburin von etwa einem Fuß Durchmesser und einem achtelsfuß Höhe, das nur einen einzigen Boden von fast durchsichtigem Rennthierfell hatte, und dessen steifer Rand mit allerlei kleinen Messingringen nebst andern Zierathen behangen war; zum Schlagen dieser Trommel aber führte er einen sogenannten Bolujak bei sich, d. i. einen flachen hölzernen Schlegel, der mit Rennthierhaut überzogen und ebenfalls mit allerlei Tand verziert war. Also ausgerüstet trat der Schamane ins Zelt und begann seine Beschwörung damit, daß er sofort den Kranken mit verschiedenen Pelzen, die er sich reichen ließ, aufs sorgfältigste bedeckte. Dann schürte er das Feuer, daß es hoch aufflammte, und indem er noch extra Wasser hineinspritzte, daß mächtige Dämpfe aufstiegen, brachte er in dem Zelte einen Grad von Hitze hervor, welchen man kaum aushalten konnte. Ihm aber war es augenscheinlich ganz wohl dabei, denn er setzte sich sofort mit unterschlagenen Beinen, wie die Türken thun, hart neben den Patienten, zog dann eine Pfeife aus seinem Mantel hervor und fing an, ganz gemüthlich zu rauchen. Dieß dauerte eine gute halbe Stunde oder noch länger. Drauf steckte er die Pfeife ein, ergriff die Trommel und schlug sie unter langen Pausen, indem er zugleich ein äußerst trauriges Liedchen dazu sang. Nachdem er jedoch mit diesem Lied zu Ende war, fing er an viel heftiger auf die Trommel loszuschlagen, und zugleich begleitete er die Schläge mit einem furchtbaren Geschrei, das er nach allen vier Himmelsgegenden richtete. Und immer heftiger schlug er die Trommel und immer gräßlicher brüllte er! Ja, bald glich dieses Brüllen dem Geheul einer Rotte von wilden Thieren, und da er hiezu auch noch mit den heftigsten Körperverdrehungen um das Bett des Kranken herumhüpfte, während Schaum vor seinem Munde stand und seine Augen wie Karfunkel glitzerten, so mußte ihn ein Europäer nothwendig für einen rasend gewordenen Wahnsinnigen halten. Endlich erschöpfte er sich durch sein Schreien, Toben und Springen so sehr, daß er plötzlich wie ein vom Schlag Getroffener niederstürzte, und man hätte ihn nun für todt halten können, wenn dem nicht das Keuchen seiner Brust widersprochen hätte. Doch währte dieser sinnlose Zustand nicht lange an, sondern nach weniger als einer Viertelstunde schon sprang er frisch gestärkt wieder auf, zog ein wohl drei Zoll langes Messer hervor, stieß es sich ohne Weiteres in den Leib und verlangte sogar von einem der Umstehenden, daß er dasselbe ihm mit einem Hammer

bis zum Hefte hineinklopfe. Kaum aber war dieß geschehen, so trat er an den Herd, nahm drei feurige Kohlen mit der bloßen Hand heraus und verschluckte eine nach der andern, ohne daß er den geringsten Schmerz verrieth. Dann fing das Tanzen um den Kranken herum von neuem an, und während desselben gab er die Kohlen wieder von sich, jedoch wie es schien, mit einiger Anstrengung. Schließlich riß er das Messer aus dem Leibe und erklärte, daß, weil kein Blut nachfloß — offenbar war er einen halben Schuh tief wattirt —, der böse Geist, welcher sich des Kranken bemächtigt habe, für dießmal noch Gnade für Recht ergehen lassen wolle, natürlich übrigens unter der Voraussetzung, daß man demselben ein großes Opfer in Fischen darbringe.

Damit hatte die merkwürdige Ceremonie, welche im Ganzen drei Stunden in Anspruch genommen haben mochte, ein Ende, und der Schamane setzte sich nun abermals neben den Kranken nieder, um ganz ruhig seine Pfeife zu rauchen. Natürlich wandten sich sofort auch die übrigen Anwesenden, deren Aufmerksamkeit bisher durch die Beschwörung vollkommen in Anspruch genommen gewesen war, nach dem Patienten um und siehe da — er lag wie gebadet im Schweiße. Dagegen schlief er ruhig, und da die fliegende Hitze total verschwunden war, so mußte es Jedem einleuchten, daß ein radikaler Umschwung in der Krankheit eingetreten sei.

„Habe ich es nicht gesagt," flüsterte jetzt Nikul Bowa dem Sava Yesimoff mit einem überaus glücklichen Lächeln zu, „daß der Tadebtsi den bösen Geist durch seinen Zauber bezwingen werde?"

„Ja gewiß," entgegnete Sava mit einem eben so frohen Gesichte, „gewiß hat er den bösen Geist bezwungen, aber nicht durch seinen Zauber, sondern durch das furchtbare Schwitzbad, in welchem mein Freund nun seit drei Stunden liegt. Verhalte es sich damit übrigens wie es wolle, so danke ich meinem Schöpfer aufs herzinnigste, daß eine solch' glückliche Wendung eingetreten ist."

In der That war Jacob Malewinskoi den andern Tag wieder gänzlich hergestellt, so daß er von neuem seinen gewohnten Geschäften nachgehen konnte, und demgemäß hatte auch dieses Abenteuer keine nachtheiligen Folgen für ihn. Im Gegentheil stellte es ihm verschiedene Annehmlichkeiten in Aussicht, denn Nikul Bowa, welcher „den Retter seiner Kinder" — so nannte er unsern Helden von nun an — überaus lieb gewann, ließ mit Bitten nicht nach, als bis derselbe ihm versprach, wenn es irgend angehe, wenigstens über den Anfang des Winters, das ist über die Hauptjagdzeit nach den Pelzthieren, sein Gast sein zu wollen.

Mit schnellen Schritten rückte der September, mit welchem sich der kurze Sommer am unteren Obi zu verabschieden pflegt, heran, und die meisten russischen Kaufleute fuhren nun, nachdem sie alle ihre mitgebrachten Waaren für Fische vertauscht hatten, eiligst in ihren schwer beladenen Lodjen den Fluß hinauf, um Tobolsk noch zu erreichen, ehe der Frost eintrete. Einige Wenige jedoch machten sich nach Obdorsk auf den Weg, um da die kalte Jahreszeit zu erwarten und dann ihren Fischvorrath auf Schlitten nach Moskau oder in eine andere größere Stadt Altrußlands zu schaffen.

Letzteres zu thun, wäre nun eigentlich auch die Aufgabe Yesimoffs und Malewinskoi's gewesen, allein sie wurden dessen durch einen besonderen Zufall überhoben. Einer der russischen Kaufleute nämlich, deren Bekanntschaft ihnen diesen Sommer zu Theil geworden war, hatte sich contractlich verpflichtet, einem Großhändler in St. Petersburg ein bestimmtes Quantum Fische zu liefern, und befand sich nun am Ende der Fischzeit in der größten Verlegenheit, weil es ihm kaum möglich gewesen war, auch nur die Hälfte des genannten Quantums zusammen zu bringen. Somit wandte er sich an unsere beide Helden, von denen er wußte, daß sie keinerlei Contract eingegangen hätten, sondern auf eigene Rechnung handelten, und drang in sie, daß sie ihm ihre Vorräthe überlassen sollten. Da er ihnen nun aber wirklich annehmbare Preise bot, so hätten sie wohl thöricht gehandelt, wenn sie auf den Handel nicht eingegangen wären und zwar um so mehr, als sie meist gutes Mehl in Zahlung bekamen, für welches sie später auf der Messe zu Obdorsk, wo dasselbe aufgespeichert lag, kostbares Pelzwerk eintauschen konnten. Ueberdieß hatten sie von Anfang an halb und halb im Sinne gehabt, wie den Sommer so auch den Winter am Obi zuzubringen, warum sollten sie also nicht zugreifen, wenn ihnen die Hand dazu geboten wurde? Demgemäß beschlossen sie, so lange am Obi zu verweilen, bis die Ostjäcken abzögen, dann aber wollten sie mit Nikul Bowa sich weiter ins Innere des Landes hineinmachen, sich dort nach dem Muster der Eingebornen eine Winterjurte errichten und die ersten Monate der kalten Jahreszeit bis zum Beginn der Messe zu Obdorsk gar fröhlich der Jagd widmen.

„Ein sehr kluger und lobenswerther Entschluß", werden nun ohne Zweifel alle Jagdliebhaber ausrufen, allein am Obi gehört ziemlich viel Muth und Standhaftigkeit dazu, ihn durchzuführen, dieweil man da einer Witterung trotzen muß, von der man in Deutschland ganz und gar keinen Begriff hat. Am gräßlichsten ist übrigens die Uebergangszeit vom Sommer zum Winter, also die Zeit, welche man bei uns zu Lande den Herbst heißt und die von Vielen als die lieblichste aller Jahreszeiten gepriesen wird. Am Obi dauert sie zum Glück nicht lange, kaum zehn oder vierzehn Tage, aber mein Gott, was für Tage sind dieß! Man denke sich einen grauen, düsteren Himmel, der ganz auf die Erde herabhängt und seine Schleußen von früh Morgens bis spät Abends, sowie von spät Abends bis früh Morgens in ewiggleicher Stärke geöffnet hat, so daß die Mutter Erde die Wasser nicht mehr schlucken kann, sondern alle Niederungen in mächtige Seen verwandelt werden. Man denke sich dazu einen Sturmwind, der alles niederfegt, was nicht durch Dämme und andere Vorsichtsmaßregeln geschützt ist, und der zugleich so schrecklich heult, daß er selbst das Heulen der Wölfe, und wenn es deren selbst Tausende wären, übertönt. Man denke sich dieß Alles im großartigsten Maßstabe, so bekommt man einen schwachen Begriff von den Herbstzuständen am unteren Obi. Aber auch nur einen schwachen, denn in der Wirklichkeit ists immer noch weit ärger, als in der Vorstellung, und man kann es daher den Ostjäcken kaum verübeln, wenn sie glauben, zur Herbstzeit schwirren alle bösen Geister in den Lüften herum, um mit einander zu kämpfen, und die Menschen zu ver-

derben. Gewiß eine fürchterliche Zeit! Eine Zeit, in welcher die Einwohner des Landes sich schnellstens nach den Wäldern flüchten, weil im Freien ihre Jurten unbedingt fortgeweht würden! Eine Zeit, in welcher man jede Nacht den Weltuntergang erwartet und an jedem Tag meint, der Himmel sei am Einstürzen!

Zwölf mal vierundzwanzig Stunden lang hatte es dießmal fortgeregnet und fortgestürmt, und zwar auf eine Weise, daß Sava Yesimoff nebst seinem Gefährten diese ganze Zeit über auch nicht ein einziges Mal aus ihrer niederen Wohnung in Beresow herauskommen konnten, sondern sich vielmehr darin wie Igel verkriechen mußten. Da hörte auf einmal sowohl Sturmwind als Regen auf, allein an ihre Stelle trat nunmehr ein fast noch größeres Uebel, nämlich ein Nebel, der so dicht war, daß man ihn, wie man zu sagen pflegt, mit Händen greifen konnte. Selbst die nächsten Gegenstände zu unterscheiden, war unmöglich, und die sämmtliche Einwohnerschaft Beresows sah sich daher abermals ins Zimmer gesprochen. Dieser Nebel übrigens dauerte nicht lange an, kaum zwei Tage, und verwandelte sich sofort in ein Schneegestöber, wie man es ebenfalls nur am Obi erleben kann. Es schnie nämlich nicht, wie es in civilisirten Ländern der Brauch ist, sondern der Schnee fiel förmlich haufenweise, und bald war die ganze Ebene längs des Flusses wohl sechs Fuß hoch in ihr Winterkleid gehüllt. Da endlich am sechszehnten Tage vom Eintritt der Regenzeit an gerechnet, hellte es sich auf und zugleich erhob sich ein so überaus kalter Wind, daß nicht nur die Oberfläche des Schnees sich sofort mit einer starken Kruste bedeckte, sondern daß auch die Ränder des Obi nebst den kleineren Gewässern fest zugefroren. Der Winter war also da, obwohl man sich erst zu Anfang des Monats October befand, und aus der Kälte, die jetzt schon herrschte, konnte man den Schluß ziehen, wie hoch sich dieselbe steigern werde, wenn man erst in die eigentlichen Wintermonate, in den December, Januar und Februar, hineinkomme. Allein wie unendlich froh war man nicht an diesem Winter, der den Menschen doch endlich erlaubte, aus ihren Hütten hervorzukriechen, in welche sie nun seit fast dritthalb Wochen hineingebannt gewesen waren!

Auch unsere beiden Freunde Yesimoff und Malewinskoi gratulirten sich nicht wenig zu dem Eintritt der kälteren Jahreszeit, denn Nikul Bowa hatte ihnen versprochen, sie dann sogleich in seine Winterquartiere weiter oben am Obi, mehr gegen Süden zu, wo die Wälder dichter sind, abzuholen; doch war es bereits drei Tage lang gefroren und der wackere Ostjäcke erschien immer noch nicht. Das kam ihnen etwas bedenklich vor, und wenn sie auch nicht glauben konnten, daß er ihrer ganz vergessen habe, so schien es ihnen immerhin wahrscheinlich, daß derselbe durch ein gewichtiges Hinderniß abgehalten sei, sie abzuholen. Auch am vierten Tage, als sie eben an dem nun gänzlich verlassenen und öden Obi hinspazirten, war dieß der Gegenstand ihrer Unterhaltung; allein horch, was war das für ein ganz ungewöhnlicher Ton, der da urplötzlich ihre Ohren traf? Klang das nicht, wie das Läuten einer kleinen

Glocke oder gar wie das Gebimmel verschiedener Röllchen? Sie wandten sich dem Tone zu, der immer näher und näher kam, und wie unendlich freudig erstaunten sie jetzt nicht, als sie um eine Sandecke biegend zwei Schlitten über die harte Schneedecke daherfliegen sahen, in deren einem ganz gewiß kein Anderer als Nikul Bowa die Zügel lenkte!

„Nikul Bowa! Nikul Bowa!“ schrie Jacob Malewinskoi aus Leibeskräften, und ruhte nicht, als bis sein Ruf die Ostjäcken erreichte. „Aber, beim ewigen Gott,“ setzte er gleich darauf voll tiefen Erstaunens hinzu, als die beiden Schlitten sich ihnen mit merkwürdiger Geschwindigkeit näherten, „was sind denn das für Zugpferde, welche der Nikul und sein Begleiter vorgespannt haben? Doch nein,“ verbesserte er sich sogleich wieder, „das sind keine Pferde, sondern Hirsche, denn sonst hätten sie ja keine Geweihe.“

„Es sind auch keine Hirsche,“ erwiederte Sava Yesimoff lächelnd, „obwohl sie in genauer Verwandtschaft zu einander stehen. Sieh nur, wie kurz und dick ihr Hals, wie lang und plump ihr Kopf und wie niedrig gestreckt ihre Statur ist, so wirst du deinen Irrthum sogleich erkennen. Trotzdem nun aber diese Thiere da sich nicht der Schönheit der Hirsche und Pferde rühmen können, so haben sie doch einen weit höheren Werth, wenigstens für den Bewohner des hohen Nordens, denn sie dienen ihm sowohl als Zugpferd wie als Lastthier, und sogar das Rindvieh ersetzen sie ihm durch ihre Milch und ihr Fleisch.“

„Es sind Rennthiere,“ rief jetzt Jacob Malewinskoi mit einiger Beschämung, „und ich benahm mich recht unwissend, daß ich dieselben nicht gleich dafür erkannte.“

Inzwischen war Nikul Bowa ganz nahe gekommen, hielt sofort sein Gespann mit einem Ruck an und sprang, sich aus seinen Pelzen losschälend, mit lautem Halloh aus seinem Schlitten heraus. „Da sind wir, euch abzuholen,“ rief er, fröhlich mit den Händen klatschend, „nämlich ich und mein künftiger Tochtermann der Serpoi Opalskaja, der voll Begierde ist, den Lebensretter seiner Braut zu begrüßen. Wir wären wohl schon vor ein paar Tagen gekommen, wenn es sich hätte machen lassen, aber wir mußten warten, bis der Schnee fest genug war, daß die Thiere nicht mehr durchbrachen.“

Der Serpoi Opalskaja war für einen Ostjäcken gar kein übler Bursche und er benahm sich, während sie alle Viere nach dem nahen Beresow zuwandelten und die Schlitten hinter sich drein zogen, besonders gegen Jacob Malewinskoi so außerordentlich zuvorkommend, daß dieser ihm unwillkürlich gut wurde. Uebrigens auch der Nikul Bowa sah aus, wie die helle Freundlichkeit, und konnte es kaum erwarten, bis sie die Wohnung der zwei Russen erreicht hatten. Dann winkte er seinem Tochtermann, daß dieser die Rennthiere ausspanne und an eine in etwas vor dem Winde geschützte Stelle führe, wo sie sich ihre Nahrung — Moos und Flechtgras — um so leichter unter dem Schnee hervorsuchen konnten; er selbst aber holte aus den beiden

Schlitten zwei ziemlich umfangreiche Päcke hervor und legte jedem seiner russischen Freunde einen derselben vor.

„Dieß ist für dich, Sava Yesimoff," sagte er schmunzelnd, „und dieß für dich, Jacob Malewinskoi. Mein Weib und meine Tochter haben's während der Regenzeit zusammengenäht und ich hoffe, ihr werdet das kleine Andenken nicht verschmähen."

In jedem Packe waren zwei vollständige Anzüge von Rennthierhäuten, wie sie die Ostjäcken während der strengen Kälte zu tragen pflegen; für Jacob Malewinskoi aber lag noch ein weiterer Anzug von Hasen- und Eichhörnchenfellen bei, der keinen geringen Werth hatte.

„Wo denkt ihr hin; das ist viel zu viel," riefen die beiden Beschenkten, wie aus einem Munde.

„Still, still," erwiederte Nikul Bowa. „Ihr würdet nicht so reden, wenn ihr unsere Gebräuche besser kennen würdet, denn nach diesen hätte eigentlich Serpoi Opalskaja seine Braut, die du vom Tode errettet, um einen weit höheren Preis von dir einzulösen. Habe ich doch selbst in meiner Jugend mein Weib um nicht weniger als fünfzig Rennthiere erkauft!"

Nikul Bowa hatte Recht. Unter den Ostjäcken ist es nämlich Sitte, daß der Vater seiner Tochter kein Heirathsgut mitgiebt, sondern er läßt sich vielmehr sein Jawort zur Hochzeit um ein bestimmtes Quantum Fische oder um eine bestimmte Anzahl Rennthiere abkaufen, und die Kaufsumme steigert oder verringert sich natürlich, je nachdem der Freiwerber über mehr oder weniger Mittel zu gebieten hat.

Den anderen Morgen schon in aller Frühe, also lange ehe die Sonne, die jetzt erst um zehn Uhr zu erscheinen pflegte, über den Horizont heraufstieg, holte Serpoi Opalskaja die Rennthiere herbei, um sie an die Schlitten zu spannen, und Jacob Malewinskoi war ihm dabei behülflich, da er noch nie einen Zug dieser Art gesehen hatte. Er überzeugte sich aber bald, daß die Einrichtung eine eben so einfache, als sinnreiche sei. Die Schlitten der Ostjäcken bestehen nämlich bei einer Länge von ungefähr sechs Fuß, so daß zwei Personen bequem hinter einander sitzen können, nur aus zwei Läufen, welche nach vorn aufwärts gebogen sind und durch verschiedene Querhölzer zusammengehalten werden. Auf diese Läufe setzt man dann ein Weidengeflecht, das stuhlartig geformt ist, und wenn mit Pelzen ausgeschlagen einen recht bequemen Sitz bietet, vor jeden Schlitten aber spannt man zwei Rennthiere, und die Zugriemen nebst den Zäumen und Leitriemen gleichen fast denen, die wir bei unseren Pferdegeschirren anwenden, nur mit dem Unterschied, daß sie durchgängig aus Rennthierfellen geschnitten sind, weil man am Obi von Hanfseilen nichts weiß. Auch gehen die Zäume nicht durch das Gebiß, sondern man befestigt vielmehr auf dem Vorderkopf jedes Thiers vier spitzige, scharfe Knochen, und wenn man diese hart anzieht, so greifen sie äußerst schmerzhaft in die Haut ein, so daß die Thiere sogleich stille stehen. Ueberdem führt der Fuhrmann statt einer Peitsche einen langen Stock, der vorn mit einem spitzigen Knochen versehen ist, und wenn er nun links fahren will, so stupft

er das Thier auf der rechten Seite, will er jedoch rechts, so berührt er das linke Rennthier. Schließlich gibts nirgends am Obi ein Rollengeschirr, sondern es bringen es meist nur die Reicheren zu einem kleinen Glöckchen, welches sie dem einen der Rennthiere an den Kopfzaum befestigen, während die Aermeren sich ganz lautlos und still über die ungeheure Schneefläche fortbewegen.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren bald getroffen, denn am Obi befaßt man sich nicht mit so viel Gepäck, wie in den Ländern der Cultur, und unsere beiden Helden hatten daher nichts unterzubringen als neben etwas Wäsche ihren Jagdapparat. Nun gings vorwärts, aber wie gings vorwärts! Wahrhaftig so war vorher noch keiner von ihnen gefahren, denn die Rennthiere legten in jeder Stunde Zeit fünf Stunden Wegs zurück. Nachdem sie jedoch auf diese Art zwei Stunden lang dahingejagt waren, machten die beiden Ostjäcken Halt, spannten die Thiere ab und erlaubten denselben eine halbe Stunde lang auszuruhen, damit sie nicht allzuschnell abgehetzt würden. Nach weiteren zwei Stunden geschah das nämliche, und so fünfmal im Ganzen; die letzte Station dagegen war nur eine kurze, denn nachdem sie eine geraume Zeit durch einen ziemlich dichten Wald gefahren waren, befanden sie sich auf einmal inmitten einer nicht unbedeutenden Rennthierheerde, und nun hielten die Schlitten augenblicklich still.

„Wir sind zur Stelle," sagte jetzt Nikul Bowa freundlich, indem er aus seinem Schlitten heraussprang, „und ich heiße euch herzlich in meiner Heimath willkommen."

Sie waren richtig an dem Wohnort Nikul Bowas angelangt und ersahen dieß, aus dem Rauche, welcher aus ein paar Erdhütten aufstieg. Ueberdem kamen ihnen sofort die Angehörigen ihres ostjäckischen Freundes entgegengesprungen und grüßten sie wie alte Bekannte, obwohl sie einander gegenseitig wenigstens zum Theil noch ganz fremd waren. Nikul Bowa aber wußte dieß bald ins rechte Geleis zu bringen, indem er die Kinder davon jagte und überhaupt den Empfangsfeierlichkeiten so schnell als möglich ein Ende machte.

„Das ist mein jüngerer Bruder und das seine Frau und das seine Kinder," erklärte er seinen Gästen. „Er wohnt dort in der nebenanstoßenden Jurte, und mein künftiger Tochtermann Serpoi Opalskaja hat sich für jetzt auch bei ihm einquartirt, bis er sich seinen eigenen Hausstand gründet. Uebrigens bilden wir nur eine einzige Familie und haben all' unser Eigenthum wie auch unsere Arbeit gemeinsam. Darum wenn ich Sommers auf den Fischfang an den Obi ziehe, besorgt mein Bruder die Rennthierheerde und führt sie von einem Weideplatze zum andern; wenn aber er den Fischfang übernimmt, so liegt es mir ob, die Rennthiere zu beaufsichtigen, und so wechseln wir regelmäßig alle Jahre ab. Doch kommt nun, daß ich euch in eure Wohnung führe. Wir haben nämlich gedacht, daß es für euch, weil ihr verwöhnte Russen seid, möglicherweise nicht angenehm sein könnte, mit so vielen Leuten, wie wir sind, den ganzen Tag zusammenzuleben, und deßwegen errichteten wir euch eine besondere Jurte, in der ihr es ganz nach eigenem Belieben halten könnt."

Das war gewiß von einem Ostjäcken äußerst rücksichtsvoll gedacht, und die beiden Russen zogen sich daher, da es schon sehr spät war, alsbald in diese ihre Wohnung zurück. Dieselbe sah ganz so aus, wie die Winterjurten der in Beresow wohnenden Ostjäcken, und war eigentlich nichts als eine halb in der Erde befindliche Hütte von sehr niedriger Bauart. Um eine solche herzustellen, gräbt man nämlich den Erdboden vier bis fünf Fuß tief in einer Länge und Breite von etwa fünfzehn Fuß auf, und über dieses Loch breitet man ein Dach, welches drei, oft sogar vier Fuß dicht mit Rasen und Erde bedeckt wird, um die Kälte abzuhalten. Oft und viel fügt man zu dieser Erdschichte noch eine eben so dicke Schneelage, damit ja kein Wind eindringen könne, und eine solche Jurte kann man dann von einem Schneehaufen kaum unterscheiden. Ebenfalls des Winds und der Kälte wegen ist der Eingang sehr niedrig, so daß man sich beim Hinabsteigen in die Höhlung tief bücken muß, und man verschließt denselben gewöhnlich mit einem Weidengeflecht, das dicht mit Pelzen überzogen ist; der innere Raum aber wird gewöhnlich in zwei Localitäten abgetheilt, einen kleinen Vorplatz zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, von Hausgeräth, von Kleidungsstücken u. s. w., und das große Wohnzimmer, welches zugleich zum Speise- und Schlafsaal für die ganze Familie dient. Die Mitte dieses Zimmers nimmt der aus Steinen geformte Herd ein, und gerade über diesem befindet sich ein rundes Loch im Dach, um den Rauch auszulassen. Dieses Loch dient auch zugleich als Fenster, und das durch dasselbe einfallende Licht erhellt die Stube wenigstens nothdürftig. Doch ist hie und da eine Ostjäckenfamilie so luxuriös und anspruchsvoll, daß sie auch in einer Seitenwand ein kleines, aber nur sehr kleines Fensterloch anbringt, und in dieses wird dann ein Stück Fell eingelassen, welches man durch vieles Reiben mit Fett so zu präpariren wußte, daß das Licht wenigstens einigermaßen durchdringt. Solches ist das Aussehen einer Winterjurte in der Obiregion, und gerade so war es auch mit der Wohnung der beiden Russen bestellt. Nur muß ich noch hinzusetzen, daß man den Boden zuvorkommenderweise mit Moos und Matten bedeckt hatte, so wie daß es ihnen an Fellen und Pelzen nicht fehlte, um sich ihr nächtliches Lager zu bereiten.

„Eine prächtige Wohnung," sagte Sava Yesimoff, als sie eine Stunde später im Begriff waren, beim helllodernden Feuer ihres Herdes ihr einfaches aus geröstetem Rennthierfleische bestehendes Abendessen zu verzehren.

„Nicht übel," erwiederte Jacob Malewinskoi lächelnd. „Aber was meinst du wohl, was würden unsere Freunde in Moskau sagen, wenn sie zu uns in unser Erdloch hineinsehen könnten?"

„Was? Erdloch?" entgegnete Yesimoff. „Ich bitte dich, sprich nicht so verächtlich von unserer Residenz, denn du wirst bald merken, daß uns der Palast des Czaaren in Petersburg nicht so gut vor der furchtbaren Kälte und den eisigen Winden dieser Gegend schützen würde, als es unsere einfache Jurte thut. Doch ich denke wir bereiten uns jetzt unser Nachtlager, um morgen gestärkt zu unserem ersten Jagdtag aufzuwachen."

Von nun an begann für unsere zwei Abenteurer auf einige Monate lang eine sehr bewegte Zeit, indem sie nun fast keinen Tag — es müßte denn das Wetter allzugräßlich gewesen sein — vergehen ließen, an dem sie nicht auf die Jagd ausgezogen wären —; allein umgekehrt war dieses Leben doch auch wieder ein sehr einförmiges, weil jeder Tag dem andern beinahe aufs Haar hin glich, und ich werde meinen Bericht daher ziemlich kurz fassen können. Was nämlich die Thiere anbelangt, auf welche Jagd gemacht wurde, so war dieß vor Allem der Zobel, welcher, wie wohl Jedermann weiß, mit dem kostbarsten Pelz, den das nördliche Sibirien liefert, bekleidet ist. Dieses Raubthier hat sowohl in Farbe als Gestalt viele Aehnlichkeit mit einem Marder, wird jedoch nicht ganz so groß und hat ein viel feineres Fell. Auch läßt es sich nur schwer fangen, da es den Menschen schon von weitem wittert, und überdieß hat es sich längst in die unzugänglichsten Waldeinöden zurückgezogen; allein weil man in Petersburg bis zu dreihundert Gulden (hundertfünfzig bis siebzig Rubel) für ein paar besonders schöne Felle mit dichten schwarzen Haaren bezahlt, so scheut der Jäger keine Mühe und Entbehrung, um dem immer rarer werdenden Thierchen nachzustellen. Als zweites kostbares Wild nenne ich den Hermelin, der noch kleiner ist, als der Zobel, indem er nur zehn Zoll lang wird. Auch er scheut die Menschen ungemein und weiß sich in hohlen Bäumen oder noch lieber in Erdlöchern an den Ufern der Flüsse so gut zu verstecken, daß seine Auskundschaftung viel List und Mühe erfordert. Zur Sommerszeit läßt man das Thierchen gänzlich in Ruhe, indem da sein Pelz röthlich braun und weil zugleich sehr dünn, ziemlich werthlos ist, im Winter dagegen, wenn das Fell bis auf die kohlrabenschwarze Spitze des Schwanzes schneeweiß geworden ist, da trägt seine Erlegung ein Erkleckliches ein, obwohl allerdings nicht mehr so viel, wie früher, wo sich die regierenden Fürsten Europas das Vorrecht, ganz allein Hermelinmäntel zu tragen, vorbehalten hatten. Das dritte Pelzthier, auf welches die Ostjäcken mit besonderer Vorliebe Jagd machten, war der Fuchs, und zwar der Fuchs in allen seinen Varietäten; wenn es ihnen dagegen gelang einen solchen von glänzend schwarzer Farbe zu erlegen, so erreichte ihre Freude den höchsten Grad, denn dieses Fell wird gut zehnmal so theuer bezahlt, als das des gewöhnlichen Eisfuchses. Doch schwarze Füchse, Hermelin und Zobel kommen selbst am Obi nicht alle Tage vor, und darum beschränkten sich unsere Jäger auch nicht auf diese edleren und kostbareren Pelzthiere, sondern sie stellten den Eichhörnchen und Hasen, deren es weit mehr gab, mit ebensovielem Eifer nach. Und wahrhaftig — sie thaten wohl daran, indem die Felle dieser beiden Thiergattungen, welche im Winter eine graue, mit eingesprengten schwarzen Stachelhaaren gemischte Farbe annehmen, äußerst warme Kleider geben. Weiter jagten sie noch den Vielfraß mit seinen langen schwarzen aber freilich etwas borstigen Haaren, so wie den Luchs, dessen prächtiger Winterpelz rothbraun schillert, und endlich den Wolf, den Isegrim, mit dessen zottigem Fell die Ostjäcken ihre Schlitten im Winter garniren, so wie sie auch ihre Bettdecken daraus zu verfertigen pflegen.

Doch wie wurde nun gejagt? Ach es geschah nicht auf die fröhliche, aufregende,

männerwürdige Weise, wie man es in Europa gewöhnt ist, sondern Nikul Bowa und seine Leute stellten vielmehr in der ganzen Runde eine Menge von Fallen auf — im Ganzen wohl über fünfhundert — und tödteten sofort jedes auf diese Art gefangene Thier durch einen Schlag auf den Hinterkopf. Man darf übrigens nicht glauben, daß sie diese Jagdweise aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Thatkraft befolgten, denn es gehörte sehr viel Arbeit und Mühseligkeit dazu, die Fallen zu stellen, weil jedes Thier auf die ihm entsprechende Weise, und zwar in Berücksichtigung seiner Größe, seiner Wildheit, seiner Stärke und seiner übrigen Eigenthümlichkeiten behandelt werden mußte. Unterdieß hatte man allwöchentlich nach jeder einzelnen Falle zu sehen und was inzwischen mangelhaft geworden war, durch neue Vorrichtungen zu ersetzen, so daß also kein Tag ohne seine großen Beschwerden vorüberging. Allein die Ostjäcken zeigten sich hierin unermüdlich, und die beiden Russen ahmten ihnen bald in allen Stücken nach, ohne daß sie je mehr, wie sie im Anfang gethan hatten, von ihren Gewehren Gebrauch machten. Warum aber dieß? Nun einfach deßwegen, weil das Fell eines Pelzthieres, wenn es von einer Kugel durchlöchert ist, kaum die Hälfte des Werths eines unbeschädigten Grauwerks hat, und — ein vernünftiger Mensch wird doch nicht so thöricht sein, seinen eigenen Schaden zu wollen? Einzelne der Pelzthiere hatten übrigens ihre Schlupfwinkel an so unzugänglichen Stellen, daß man ihnen dort mit Schlingen und Fallen gar nicht beikommen konnte, und ihrer mußte man also auf andere Weise habhaft zu werden suchen. Doch wie? Ei nun durch einen wohlgezielten Pfeilschuß, wobei man aber nie vergaß den Pfeil statt mit einer scharfen Spitze, vorn mit einer kleinen runden Kugel zu versehen, denn auf diese Art beschädigte man das Fell nicht im Geringsten, betäubte aber das arme Thierchen so sehr, daß es sofort niederstürzte und todtgeschlagen werden konnte. War das nun nicht sinnreich ausgedacht von den Ostjäcken?

Bis Ende December blieben unsere beiden Helden bei Nikul Bowa und diese ganze Zeit über lebten sie fast ganz auf dieselbe Weise, wie auch die Ostjäcken. Ihre Nahrung bestand also aus dem Fleisch der erlegten Thiere, so wie aus getrockneten Fischen und Brod, wozu noch hie und da der Leckerbissen eines Rennthierbratens kam. Auch litten sie von der Kälte nicht besonders Noth, obwohl diese bereits im November so hoch stieg, daß das Quecksilber in ihrem mitgebrachten Thermometer zusammenfror und ihr Athem, wenn sie sich auf der Jagd oder sonst im Freien befanden, sich alsbald in Eisfasern verwandelte. Allein das Glück war, daß gerade bei der heftigsten Kälte eine völlige Windstille herrschte, und überdem bewährten sich die Rennthierfellkleider, welche sie zum Geschenk erhalten hatten, als ein unübertreffbares Schutzmittel gegen die Einwirkungen des Winters. Wenn übrigens der Nordwind vom Eismeer her wehte, dann hüteten sie sich wohl, ihre sichere Jurte zu verlassen, denn die Wuth der Eisstürme droht allen Lebendigen Vernichtung, und selbst die Wölfe suchen bei solchem Wetter den dichtesten Theil der Wälder auf. Hiedurch erhielten sie sich gesund, frisch und munter und selbst die Langeweile plagte sie keinen Augenblick lang,

da sie, selbst wenn sie tageweise zu Hause bleiben mußten, mit dem Abziehen ihrer gefangenen Pelzthiere stets vollauf zu thun hatten. Nur allein ein Umstand trat ihnen oft ziemlich störend in den Weg, nämlich der, daß die Nächte immer länger, die Tage aber immer kürzer und zwar am Ende so kurz wurden, daß die Sonne im Monat December selbst an ganz klaren Tagen nicht über eine Stunde lang am Himmel stund; allein dafür schienen die Sterne um so heller und der Schnee trug ebenfalls das seinige dazu bei, daß man sich nie ganz im Finstern befand. In der Jurte aber brannte ohnehin den ganzen Tag ein lustiges Feuer, bei dem man alle Geschäfte zu verrichten im Stande war, und so verging die Zeit so schnell, daß das Ende des Decembers herankam, fast ehe sie sichs versahen. Freilich trug zu dieser ihrer fröhlichen Stimmung auch der Umstand nicht wenig bei, daß ihre Jagdbeute keineswegs gering ausfiel, denn dieselbe betrug zwar allerdings blos acht Stück Zobel und sieben Füchse, worunter zwei schwarze! aber Hasen hatten sie über fünfzig, Eichhörnchen über hundert und fünfzig, und im selben Verhältniß auch Vielfraße und Wölfe erlegt. Sawa Yesimoff hatte also gezeigt, daß er den Beinamen „Promyschlennik" mit Recht verdiene, und Jacob Malewinskoi war nicht ohne Ruhm in seine Fußstapfen getreten.

Nikul Bowa hatte ihnen versprochen, sie in seinem Rennthierschlitten nach der Stadt Obdorsk zu bringen, und er war nicht der Mann, welcher sein Wort nicht getreulich hielt. Dagegen fiel es den beiden Russen auf, daß er die Zurüstungen zu dieser Reise mit ganz besonderer Sorgfalt betrieb. Er griff nämlich die Zugthiere nicht wie er sonst gewohnt war, aufs Gerathewohl aus der Rennthierheerde heraus, sondern er wählte vielmehr zu den beiden Schlitten vier seiner stärksten, schnellsten und besteingefahrenen Renner, und brachte dieselben drei Tage vor der Abreise abgesondert von den übrigen Thieren an einen besonders guten Weideplatz, offenbar aus keinem andern Grunde, als damit sie sich vorher gehörig kräftigen könnten. Eben so vorsichtig ging er auch bei dem Bepacken der Schlitten zu Werke, indem er insbesondere dafür sorgte, daß keiner derselben mit einer größeren Last beschwert werde, als der andere. Deßwegen wurde sowohl der Pelzvorrath, welchen die beiden Russen erjagt hatten, als auch der Mundvorrath, den man mitnahm, in zwei ganz gleiche Theile getheilt. In der Menge der mitzunehmenden Nahrungsmittel jedoch erwies sich der kluge Ostjäcke fast verschwenderisch, denn obwohl er versicherte, daß sie Obdorsk in vier, längstens fünf Tagen erreichen müßten, so packte er doch so viel getrocknete Fische und Brod ein, daß vier Männer zehn Tage lang davon zehren konnten. Das Allerauffallendste aber war, daß er sogar eine ziemliche Quantität Futter für die Rennthiere — Moos, Flechten und kleine Fichtenzweige — sammeln ließ und ebenfalls auf die beiden Schlitten vertheilte.

„Aber wahrhaftig," meinte da Jacob Malewinskoi, nachdem er diesem Treiben eine Zeitlang zugesehen hatte, „das sind ja Zurüstungen von ganz absonderlicher Art."

„Es ist auch eine absonderliche Reise, welche wir vorhaben," erwiederte Nikul

Bowa mit einem sehr ernsten Gesicht, „und du wirst es bald merken, wenn wir einmal aus den Wäldern heraus in die Tundra, das ist in die baumlose Wüste hinauskommen."

Am ersten Januar war alles zur Abreise fertig und die beiden Russen verabschiedeten sich von den zwei Familien, mit denen sie nun drei Monate lang zusammengelebt hatten. Die Führung der Schlitten übernahmen wieder, wie drei Monate zuvor, Nikul Bowa und sein Tochtermann Serpoi Opalskaja, von den beiden Russen aber setzte sich Sava Yesimoff zum ersteren, während Jacob Malewinskoi sich zu dem jüngeren Ostjäcken gesellte. Alle Viere hatten sich übrigens so dicht in Pelze gehüllt, daß man kaum den Einen von dem Andern unterscheiden konnte, denn es herrschte eine solch' durchdringende Kälte, daß unbezweifelt jeder Theil des menschlichen Körpers, welchen man unbedeckt gelassen hätte, in wenigen Minuten erfroren wäre. Die den Schlitten vorgespannten Rennthiere dagegen schienen von dieser Temperatur nicht im Geringsten belästigt zu werden, sondern sie schnoben lustig in die Luft hinein und glitten mit einer Schnelligkeit über die feste Eisdecke hin, daß es ihnen eine Locomotive kaum zuvorgethan haben würde. Nikul Bowa hütete sich jedoch wohl, ihre Kraft allzusehr in Anspruch zu nehmen und gönnte ihnen regelmäßig von zwei zu zwei Stunden einen längeren Aufenthalt, damit sie sich gehörig erholen könnten. So ging die erste Tagreise — ich brauche diesem Ausdruck, obwohl sich die Sonne die ganze Zeit über nur auf wenige Momente hatte sehen lassen, während dagegen die Sterne und der Mond gar hell am Himmel strahlten — ohne irgend einen Unfall vorüber und am Abend lagerte man sich an einer Stelle, wo man durch eine Gruppe niederer Tannenbäume vor dem Winde geschützt war. Hier fanden die Thiere reichliche Nahrung, indem der Schnee nicht allzutief lag, die Reisenden aber brachten mit Leichtigkeit so viel Holz zusammen, daß sie sich ein Feuer anmachen und eine warme Mahlzeit, die erste an diesem Tage, bereiten konnten. Nach dem Essen legten sie einen neuen Holzvorrath auf das Feuer, damit es die ganze Nacht fortbrenne; drauf wickelten sie sich in ihre Pelze, die sie über die Schneedecke hingebreitet hatten und überließen sich sofort mit derselben Ruhe, als ob sie sich in ihrer wohlverwahrten Winterjurte befänden, dem Bedürfnisse des Schlafes. Wie hätten sie dieß auch anders halten sollen, da sich weit und breit keine menschliche Wohnung befand und die Errichtung einer Jurte allzuviel Zeit in Anspruch genommen haben würde? Uebrigens verlief die Nacht ganz ruhig, ohne irgend eine Störung, und ich habe nur deßhalb länger bei der Schilderung der Schlafstätte unserer Reisenden verweilt, um meinen jungen Lesern einen Begriff davon zu geben, welchen Entbehrungen man bei Reisen im nördlichen Sibiren ausgesetzt ist. Doch nicht blos Entbehrungen ist man ausgesetzt, sondern nicht selten auch Gefahren, und zwar Gefahren der schlimmsten Art, wie unsere Reisenden gleich nachher erfahren sollten.

Nachdem sie sich nämlich am zweiten Tag in aller Frühe auf den Weg gemacht

hatten, konnten sie schon nach einer Fahrt von wenigen Stunden die Bemerkung machen, daß der Wald durch den sie bisher gefahren waren, sich immer mehr in ein niederes verkrüppeltes Buschwerk verwandle, und gegen den Schluß ihrer heutigen Marschroute hin hörte sogar dieses gänzlich auf. Sie befanden sich also jetzt in der baumleeren Region des hohen Nordens, in der sogenannten Tundra, welche sich in einer großen Breite rings um das Eismeer herzieht, und Sommers- wie Winters das allertraurigste Revier ist, welches man auf Gottes Erdboden kennt. Weil nämlich fast neun Monate des Jahrs hindurch bitterkalte Sturmwinde über dieses flache Küstenland dahin brausen, wird aller Pflanzenwuchs an den Boden hinabgedrückt, und die Erde vermag selbst im heißesten Sommer zwischen den unabsehbaren Morästen, die von den ausgetretenen Flüssen herrühren, nichts mehr hervorzubringen, als Moos und Flechtenkraut zur Nahrung für die Rennthiere; Gesträuche aber, oder auch nur höhere Pflanzen gehören unter die Unmöglichkeiten. Höchstens findet man vielleicht an besonders geschützten Stellen eine kleine Weidengattung, die bis zu einem Fuß hoch wird, oder auch streckt ein kleines Blümchen zwischen dem Moose seine matten Aeuglein hervor. Noch fürchterlicher sieht die Tundra im Winter aus, wenn die Flüsse, Seen und Moräste gefroren sind, denn dann ist es gerade, als ob die ganze sichtbare Welt mit einem immensen Schneeleichentuche überdeckt wäre, und um den schreckhaften Eindruck noch zu vermehren, herrscht zugleich eine solche Stille, daß man sein eigenes Herz schlagen hört. Ja nicht einen einzigen Laut vernimmt man, das Sausen und Brausen des Windes ausgenommen, denn selbst das Gebell des Steinfuchses, das Gekrächze der Schneeeule, und das Geheul der Wölfe gehört zu den Seltenheiten, da diese Thiere, weil sie in der großen Einöde keine Nahrung finden, sich Winters in die Wälder oder doch an den Rand derselben zurückziehen. Kurz es sieht fürchterlich traurig aus auf der Tundra und man kann sich daher wohl denken, daß die beiden Russen unwillkürlich von Schauder ergriffen wurden, als Nikul Bowa nach Zurücklegung der fünften Station mitten in der gräßlichen Oede Halt machte, um die Nacht allda zuzubringen.

„Morgen," erklärte der Ostjäcke, „werdet ihr nicht nöthig haben unter freiem Himmel und ohne daß ihr ein Feuer anmachen könnt, zu übernachten, denn ich hoffe, wir erreichen Morgen Abend eine Jurte, welche von einem meiner Bekannten, der sich hie und da auch im Winter mit dem Fischfang abgibt, errichtet wurde; allein für heute gehts nicht anders, als daß wir uns in den Schnee eingraben."

Das thaten sie denn auch in der That und Wahrheit, das heißt sie errichteten, weil der Wind sehr stark von Norden her blies, eine ziemlich hohe Wand von Schnee und legten sich hinter derselben nieder, um zuerst ihr kaltes Abendbrod zu verzehren und dann in ihre Pelze gewickelt Stärkung im Schlafe zu suchen. Nicht weit von ihnen lagen ihre Rennthiere ebenfalls ganz ruhig und an dem mitgebrachten Futter nagend, denn die Schneedecke war hier zu tief, als daß sie dieselbe mit ihren Hufen hätten wegscharren können, und so hörte man bald nichts mehr als das Athemholen der Schlafenden.

Ein paar Stunden mochten auf diese Art vorübergegangen sein, da erwachte Nikul Bowa plötzlich an einem ganz eigenthümlichen Schnauben, das von seinen Rennthieren ausging, und kaum hörte er dieß, so sprang er mit der Behendigkeit eines Jünglings auf, um seine drei Gefährten zu wecken.

„Macht euch fertig, so schnell ihr könnt," rief er ihnen hastig zu, „und du Serpoi Opalskaja spanne augenblicklich deine Thiere an den Schlitten, so wie ich mit den meinigen thue."

„Aber ums Himmelswillen, was gibts denn?" wollte Sava Jesimoff wissen.

„Was es gibt?" entgegnete Nikul Bowa, indem er mit merkwürdiger Eilfertigkeit seinen Rennern die Zugriemen anlegte. „Nun Wölfe gibts. Ich habe schon gestern deutliche Spuren von solchen im Schnee gesehen, sagte aber absichtlich nichts, um euch nicht zu erschrecken, und weil ich glaubte, die Bestien werden nicht auf unsere Fährte kommen, wenn wir ein Stück weit in die Tundra hineingefahren seien. Allein weil sich der Wind inzwischen gedreht hat, haben sie unseligerweise Witterung von uns bekommen, und sie werden uns über dem Hals sein, ehe wir's uns versehen."

Der wackere Ostjäcke hatte nur allzurichtig prophezeit, denn noch hatte er nicht ausgeredet, so hörte man schon das wüste Geheul der Thiere, und in der nächsten Sekunde konnte man bei dem klaren Lichte, welches der Mond verbreitete, ein ganzes Rudel derselben heranstürmen sehen.

„Vorwärts in die Schlitten hinein," schrie jetzt Nikul Bowa. „Die einzige Möglichkeit unserer Rettung beruht nunmehr in der Schnelligkeit unserer Zugthiere."

„Und in der Trefflichkeit unserer Büchsen," setzten die beiden Russen einmüthig hinzu, indem sie diese Waffen nebst Pulver und Blei aus dem Boden der Schlitten hervorsuchten.

Alles dieß, was ich hier erzählte, drängte sich in einen Zeitraum von nur wenigen Minuten zusammen, allein da die Rennthiere, welche die Nähe der Wölfe zuerst gewittert hatten, im höchsten Grade unruhig waren, so brauchte man zum Anspannen derselben doch länger, als Nikul Bowa gewünscht hätte, und darum verringerte sich der Zwischenraum zwischen ihnen und den Bestien in den paar Minuten auf eine wirklich schreckenerregende Weise. Doch jetzt saßen sie in den Schlitten und mit gewaltigen Sätzen griffen die Rennthiere aus.

Nun begann ein Wettrennen, wie es wohl nur auf der Tundra möglich ist, wo sich den Rennern keinerlei Hindernisse in den Weg legen. Da gabs keinen Fluß, keinen Graben, keinen Berg, keine Hecke, sondern nur eine ungeheure Schneefläche und somit gings unaufhaltsam vorwärts — unaufhaltsam mit rasender Eile. Es schien als ob die Angst den Rennthieren Flügel gegeben hätte, so unendlich hitzig verfolgten sie ihren Weg; doch eben so mächtig waren die Sätze der Wölfe, welchen der Hunger und die Hoffnung auf Beute eine doppelte und dreifache Kraft verlieh. Nikul Bowa und Serpoi Opalskaja schrien ihren Thieren zu und stachelten sie zu der

äußersten Anstrengung an, aber sie gewannen deßwegen doch keinen Vorsprung, sondern es schien vielmehr der Vortheil auf der Seite ihrer Feinde zu sein, und namentlich zeichneten sich die beiden vordersten der Wölfe, zwei große starke Bestien, durch ihre außerordentlichen Sprünge aus.

„Jacob Malewinskoi," schrie jetzt Sava Yesimoff seinem jüngeren Gefährten zu, „nimm du den auf der rechten Seite aufs Korn und ziele gut. Ich will den linken niederstrecken."

Sie waren beide vortreffliche Schützen, aber wegen der furchtbaren Schnelligkeit, mit der sie dahinfuhren, schien ein richtiges Zielen fast eine Unmöglichkeit zu sein. Doch siehe da, wie nun die zwei Schüsse krachten, fielen die beiden Bestien getroffen nieder und alsbald warf sich das ganze Rudel von Wölfen über die Leichname her, um sie sofort in Stücke zu zerreißen.

„Schießt noch einmal, dann sind wir gerettet," rief sofort Nikul Bowa, indem er seine Renner mit Gewalt zu einer langsameren Bewegung zwang und seinem Tochtermann befahl, dasselbe zu thun. Er wollte nämlich die Rennthiere ein wenig ausschnaufen lassen, um ihnen nachher wieder eine um so größere Eile zumuthen zu können.

Die beiden Russen luden ihre Gewehre augenblicklich von Neuem und machten sich schußfertig. Auch hatten sie auf eine gute Gelegenheit zum Losdrücken nicht lange zu warten, denn die Wölfe waren mit ihrer Mahlzeit in unglaublich kurzer Zeit fertig und stürmten nun abermals hinter den Schlitten her. Absichtlich ließ man sie ziemlich nahe kommen, damit die Kugeln um so gewisser ihr Ziel nicht verfehlten und — richtig: zum zweiten Male stürzten zwei Wölfe todt nieder!

Nun wiederholte sich dasselbe eckelhafte Schauspiel, daß sich die Bestien auf die noch warmen Cadaver warfen und dieselben in gieriger Hast auffrassen; allein eben dieser gräßlichen Gier verdankten die Reisenden ihre Rettung. Im Momente nämlich, wo die Wölfe ihre Mahlzeit begannen und sich um die Stücke Fleisch rissen, wurden die Rennthiere zum eiligsten Laufe angetrieben und auf diese Art gelang es, in einigen Minuten einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen. Zu gleicher Zeit aber veränderte Nikul auch die Richtung ihres Laufs, um den Wind nicht mehr von vorn, sondern von der Seite her zu bekommen, und dieß hatte zur Folge, daß die Wölfe die richtige Witterung verloren. So konnte man dann schon nach einer Viertelstunde auch nicht die mindeste Spur mehr von ihnen entdecken und die kleine Reisegesellschaft durfte sich für gesichert ansehen. Freilich aber konnte man dagegen auch nicht in Abrede ziehen, daß die herrlichen Renner furchtbar abgehetzt seien und keine ähnliche Strapatze mehr aushalten könnten, denn die Jagd hatte im Ganzen wohl anderthalb Stunden lang gedauert, und in dieser Zeit war eine Strecke Wegs von gewiß zwölf deutschen Meilen zurückgelegt worden. Eine wirklich außerordentliche Zumuthung, selbst für Rennthiere!

Zum Glück übrigens brauchten sie von nun an ihre Gespanne nicht mehr be-



Art A v E Hochdanz

Wolfe in der Tundra Sibiriens



sonders anzustrengen, denn sie erlebten auf der ganzen weiteren Reise bis zur Stadt Obdorsk keinerlei Abenteuer mehr und kamen dort zur rechten Zeit wohl und gesund an. Dennoch bedurfte es mehrerer Tage, bis sich die abgehetzten Thiere wieder gehörig erholt hatten; so wie aber dieß geschehen war, so trat auch Nikul Bowa mit seinem Tochtermann die Rückreise an. „In zwei Monaten komme ich wieder," sagte er zum Abschied, „und bringe euch meine Pelze zum Austausch."

Der Leser wird nun begierig sein, etwas Näheres über die Stadt Obdorsk zu vernehmen, weil deren bereits mehrere Male als eines sehr wichtigen Handelsplatzes von mir erwähnt wurde, und ich will daher dieser Wißbegierde alsobald genügethun. Genannte Stadt liegt am Ausflusse des gewaltigen Obi in den Obischen Meerbusen oder vielmehr ins Eismeer, im ödesten Theile der ohnehin so öden Tundra. Ja man kann sich die Gegend nicht trauriger, das Klima nicht eisiger denken und muß sich daher billig darüber verwundern, wie es civilisirten Menschen einfallen konnte, hier eine Niederlassung zu gründen. Allein wozu verleitet nicht die Gewinnsucht! Kaufleute, welche in Tobolsk am Irtisch wohnten, so wie solche, die sich in Archangel am weißen Meere niedergelassen hatten, erfuhren von Glücksjägern, die sich bekanntlich allüberall herumtreiben, daß der untere Obi merkwürdig reich sei an Fischen, so wie auch daß die Eingebornen daselbst die herrlichsten Pelze, die man sich nur denken könne, trügen, und machten sich demgemäß auf, um Fische und Pelze einzuhandeln. Ihr Gewinn war ein ungeheurer, denn um geringe Spielsachen, um Knöpfe von Messing und Perlen von Glas erhielten sie Waaren, welche den tausendfachen Werth hatten, und hiedurch ermuthigt kamen sie nicht nur selbst immer und immer wieder, sondern ihr Beispiel lockte auch noch Andere an, den unteren Obi ebenfalls zu besuchen. Alle fühlten sich entzückt von der neuen Goldquelle, allein wie das Glück im Leben nie vollkommen ist, so auch hier nicht. Die Reisen hin und zurück nämlich waren furchtbar beschwerlich, und sogar, besonders im Winter, mit nicht wenigen Gefahren verknüpft. Ja es gehörte eine große Ausdauer, eine sehr feste Gesundheit und ein nicht geringer Muth dazu, auf Rennthierschlitten durch die Tundra zu reisen, wo man sich genöthigt sah, viele Tage und Nächte im Schnee ohne Obdach und ohne Feuer zuzubringen, und Mancher mußte eine solche Unternehmung mit dem Leben büßen. Da kamen denn Einzelne der Kaufherren auf den Gedanken, sich feste Wohnsitze zu erbauen, in denen sie es sich während ihrer Anwesenheit im unteren Obithale wenigstens nothdürftig bequem machen könnten, und Andere faßten sogar den kühnen Entschluß, sich gänzlich allda niederzulassen. Freilich nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf so lange, bis sie der Reichthümer genug gesammelt hätten, um sich dann in Petersburg oder Moskau zur Ruhe setzen zu können. So entstand die vielgenannte Stadt Obdorsk, welche im russischen Pelzhandel eine so große Rolle spielt; aber wer nun glauben würde, dieselbe habe das Ansehen einer europäischen Stadt, der wäre in einem großen Irrthum befangen. Nein, nichts weniger als das, sondern die größten Paläste sind nichts mehr als kleine Blockhäuser, zusammengesetzt aus dem

Material von Schiffen, die entweder von Archangel Sommers bis hierher vordrangen oder aber auf denen die Kaufleute von Tobolsk heruntergesegelt kamen, und es will schon viel heißen, wenn ein solches Anwesen mehr als zwei Zimmer enthält. Kurz Obdorsk ist ein zweites Beresow, nur mit dem Unterschied, daß mehr Russen daselbst wohnen und daß auch die Zahl der Winterjurten für die Eingebornen eine weit größere ist. Deßwegen darf man aber doch seine Wichtigkeit nicht unterschätzen. So bald nämlich das Neujahr vorüber ist, beginnt ein ganz eigenthümliches Leben in dem kleinen Städtchen, und es vergeht von nun an volle zwei Monate lang kein Tag, an dem nicht ein Dutzend oder mehr Rennthierschlitten hereingefahren kämen. Die Schlitten machen vor irgend einer der Winterjurten Halt und aus denselben steigen die Söhne der Tundra, die Ostjäcken, alle schwer beladen mit Pelzwerk der verschiedensten Gattung, das sie in den letzten Monaten oder auch früher erbeuteten. Sofort werden nun die Rennthiere an einem der schneefreiesten Weideplätze, so gut es geht, versorgt; so wie aber dies geschehen, wandern die Ankömmlinge in die Stadt hinein, um sich nach den stehenden Preisen zu erkundigen. Sie wissen nämlich aus langer Erfahrung gar wohl, daß es erster Grundsatz der meisten russischen Händler ist, die Zobel- und andere Felle so wohlfeil als möglich zu bekommen, so wie dagegen das Mehl nebst den übrigen Tauschwaaren zu einem übertriebenen Preise an den Mann zu bringen, und um daher nicht gar zu gröblich übernommen zu werden, gehen sie so vorsichtig als möglich zu Werke. Aber wie Wenige nützt diese Vorsicht etwas? Freilich ein Ostjäcke, der keinem Menschen etwas schuldet, wird, wenn er anders ein nüchterner und kluger Mann ist, immer bei mehreren Kaufleuten anfragen, ehe er sich mit einem in einen Handel einläßt, und ebenso wird er die Waaren, die man ihm in Tausch bietet, vorher genau besehen, ehe er losschlägt; allein wie stehts mit denjenigen Eingebornen, welche bei diesem oder jenem Händler vom vorigen Jahr her noch im Buche stehen? Ach ihnen gehts gerade wie den Obifischern, welche in Schulden stecken, das heißt: sie sind und werden betrogen. Ueberdem wie Mancher der Ostjäcken wird nicht durch eine gute Bewirthung, die ihm der Kaufmann bietet, mürbe gemacht und dann wie man zu sagen pflegt übers Ohr gehauen? Der arme Sohn der Tundra, der das ganze Jahr hindurch so gar sehr kümmerlich zu leben gezwungen ist, kann natürlich dem verlockenden Genusse berauschender Getränke nicht widerstehen, und warum sollte also der Kaufmann, trotzdem das Gesetz den Branntweinhandel verbietet, nicht freigebig damit gegen seinen Gast sein? Kurz nur wenigen Eingebornen gelingt es, ungerupft aus den Händen der russischen Kaufleute zu kommen, und jedenfalls bereichern sich die Letzteren am Jassak. Jeder Händler hat nämlich die Pflicht allen denen Eingebornen, welchen er ihre Pelze abkauft, zuvörderst den Jassak oder den Tribut abzufordern, welchen sie jährlich an die russische Regierung zu zahlen haben. Dieser ist an sich sehr gering, allein da der Ostjäcke natürlich kein Geld hat, so zahlt er in Waaren, und da weiß es der Händler immer so einzurichten, daß die Hälfte dieser Waaren an seinen Händen hängen bleibt,

während der Regierungscommissär die andere Hälfte bekommt. Natürlich, denn der Ostjäcke kennt den Geldwerth seiner Pelze nicht und somit wird es dem Händler leicht, den leichtgläubigen und zaghaften Eingebornen zu belügen! Haben nun übrigens die Söhne des Obithals ihre mitgebrachten Felle losgeschlagen und dafür ihre Bedürfnisse an Mehl, Brod, Tabak, Pfannen, Kesseln und Töpfen eingetauscht, so bepacken sie flugs ihre Schlitten, holen die Rennthiere von ihrer frugalen Weide herbei und fahren sofort in Sturmeseile über die schneebedeckte Tundra in ihre Wälder zurück.

Auf diese Weise gestaltet sich das Leben in Obdorsk während der Monate Januar, Februar und März, und obwohl nun solches keineswegs mit dem fröhlichen Treiben einer Messe oder auch nur eines Jahrmarktes in Deutschland verglichen werden kann, so darf dagegen durchaus nicht in Abrede gezogen werden, daß der Umsatz ein äußerst bedeutender, ja ein viel größerer ist, als man öffentlich eingesteht. Deßhalb haben sich auch schon viele Russen kolossale Reichthümer dort gesammelt, viele Abenteurer aber fanden dort ihr frühes Grab, weil sie den Einwirkungen der entsetzlichen Eiswinde, die dort vorherrschen, nicht gewachsen waren. Doch es ist Zeit, daß wir nun, nachdem wir die Stadt Obdorsk hinlänglich kennen gelernt haben, zu unseren beiden Helden zurückkehren, die wir bereits fast allzulange aus dem Gesichte verloren. Ihr erstes Geschäft nach ihrer Ankunft in der Stadt war, daß sie nach den von dem Russen eingetauschten Mehlvorräthen sahen. Glücklicher Weise fanden sie Alles in bester Ordnung und beruhigt hierüber machten sie sich sofort daran, ein gutes Quartier aufzusuchen. Weil es ihnen jedoch schwer fiel, in einem russischen Hause unterzukommen, außer zu sehr hohen Preisen, so zogen sie es vor, sich mit einer ostjäckischen Winterjurte zu begnügen, und sie bereuten dieß auch später keineswegs. Es kamen nämlich einzelne Tage, wo die Kälte bis auf dreiundvierzig Grad Réaumur stieg, und wenn sich nun da ein starker Wind erhob, so ließen sich die Wohnstuben in den Holzhäusern durchaus nicht behaglich erwärmen, selbst wenn man die Oefen ganz glühend machte. Die Winde fanden Eingang trotz doppelter Balken und Bretter, und gar manche Russen zogen sich in Folge dessen schwere Brustkrankheiten zu oder erfroren einen Theil ihrer Glieder. Sie dagegen fühlten sich in ihrer Jurte, deren Erdwände mit dem darauf gelagerten Schnee wohl sieben Fuß dick waren, ganz behaglich, und wenn sie ausgingen, so schützte sie ihr doppelter Rennthieranzug hinlänglich. Minder vortrefflich ging es ihnen, wenigstens im Anfang, mit ihren Geschäften. Einmal nämlich waren sie noch allzugroße Neulinge, als daß sie sich in der Gewandtheit mit den übrigen Händlern, die schon Jahre lang in Obdorsk lebten, hätten messen können, und zum Zweiten that ihnen ihre Ehrlichkeit manchen Abbruch, denn sie bekamen dadurch nicht wenige der eingebürgerten Russen zu Todfeinden. „Ihr verderbt uns das Spiel," sagten diese, „und wir werden euch daher, wo wir nur irgend können, die Kunden abspenstig machen." Dadurch ließen sich aber weder Sava Jesimoff noch Jacob Malewinskoi vom geraden Wege abbringen, sondern sie fuhren fort, für gute Waare gute Preise zu bezahlen und brachten es dadurch so weit, daß kein Ostjäcke, der mit ihnen ein Tausch-

geschäft machte, unbefriedigt von ihnen ging. Die Folge hievon war, daß sie von ihren Kunden an später ankommende Eingeborne empfohlen wurden, und so fingen sich denn doch ihre Kisten und Päcke mit der Zeit ebenfalls zu füllen an. Nur freilich konnten sie sich nicht rühmen mit demselben Vortheil eingekauft zu haben, als ihre Concurrenten, und sie mußten sich daher manchen Hohn von diesen gefallen lassen.

Unter denen, welche sich am feindseligsten gegen sie benahmen, war der hervorragendste jener Isak Glottoff, der sich zur Fischfangzeit durch das Zeugniß Jacob Malewinskoi's gezwungen gesehen hatte, ein Faß schlechten Mehls durch gutes zu ersetzen, und dieser schlimme Mann schien es sich förmlich zum Geschäft zu machen, sie auf alle Weise zu verfolgen. Doch that er es nicht offen und ungescheut vor der Welt, sondern heimlich und versteckt, damit sie ja keine Handhabe zu einer Klage bekämen; allein endlich bewies es sich doch auch in diesem Falle wieder, wie wahr der Satz ist, daß das Unrecht früher oder später seine Strafe bekommt. Eines Tages nämlich, bereits zu Anfang März, als unsere beiden Freunde eben mit der Zubereitung ihrer einfachen Abendmahlzeit beschäftigt waren, trat ein alter Ostjäcke in ihre Jurte, der sich ihnen als einen Freund Nikul Bowa's zu erkennen gab und ihre Hülfe wegen eines an ihm begangenen Unrechts in Anspruch nahm.

„Vor fünf Tagen," erzählte der Alte, „kam ich, in der Absicht meine Pelze und Rennthierfelle hierher zu Markte zu bringen, an der Winterjurte Nikul Bowa's vorbei, und da wir zu einem und demselben Stamm gehören, so sprach ich bei ihm ein. Er rieth mir nun, mich an euch Zwei zu wenden, weil er fest überzeugt sei, daß ihr mich am solidesten halten werdet, und diesen Rath nahm ich natürlich mit Freuden an. Aber da bin ich jetzt und habe keine Felle mehr, um mit euch zu handeln."

„So sind sie dir gestohlen worden," rief Jacob Malewinskoi, „und du verlangst von uns, daß wir dir helfen den Dieb ausfindig zu machen."

„O nein, gestohlen sind sie mir nicht worden," entgegnete der Ostjäcke, seinen Blick vor Beschämung tief zur Erde senkend; „aber deßwegen besitze ich sie doch nicht mehr und habe auch keinen Ersatz für sie. Eine kleine Tagreise von hier nämlich, unweit des Obi, steht eine verlassene Winterjurte, und in dieser pflegen viele meiner Landsleute, wenn sie hierherreisen, zu übernachten. Nun geschieht es aber auch nicht selten, daß dieser oder jener russische Händler ihnen bis zu jener Jurte entgegenfährt, um sie für sich abzufangen, und auf diese Art ist es mir auch ergangen."

„Und was geschah dann weiter?" fragte Malewinskoi, als der Ostjäcke hier verlegen stockte. „So erzähle doch, wie kamst du um deine Pelze?"

„Nun ist es bald gesagt," fuhr der Alte mit einem tiefen Seufzer fort. „Wie ich in die Jurte trat, fand ich dieselbe von zwei Russen besetzt, welche Fische am Feuer brieten und einen großen Krug neben sich stehen hatten. Ich wollte bescheiden zurücktreten; aber das litten dieselben nicht, sondern sie luden mich ein, neben ihnen Platz zu nehmen und ihre Mahlzeit mit ihnen zu theilen. Da trieb mich denn ein böser Geist an, ihnen zu folgen, und wie wir genug gegessen hatten, tranken sie mirs aus

dem großen Krug so kameradschaftlich zu, als ob wir seit Jahren die besten Freunde wären. Es war Branntwein, recht guter und starker Branntwein, und ich muß es zu meiner großen Schande gestehen, ich habe eine furchtbare Leidenschaft für den Branntwein. Das merkten sie auch sogleich, oder vielmehr sie konnten es zum Voraus wissen, denn die meisten meiner Landsleute haben dieselbe Leidenschaft, und somit erklärten sie mir, um mich noch mehr zu reizen, auf einmal rundweg, daß ich jetzt nichts mehr bekäme. „Aber doch gegen Bezahlung," rief ich und rannte hinaus, um meinen Pelzvorrath zu holen. Das ließen sie sich gefallen und für drei Zobelfelle erhielt ich einen großen Becher voll. Natürlich wurde ich nun immer erpichter auf noch mehr Schnaps, und daß ich's kurz sage, für sechs große Becher erhielten sie alle meine Waaren. So ist mir's wenigstens noch dunkel im Gedächtniß; nachher aber verlor ich das Bewußtsein, um erst spät heute Morgen wieder aufzuwachen und mich von meinem Verluste zu überzeugen."

„Das ist ja ein schändlicher Betrug," rief Jacob Malewinskoi tief entrüstet; „doch hoffentlich kennst du die beiden Elenden."

„Ich kenne sie nicht bei Namen," erwiederte der Ostjäcke, „obwohl ich sie beide früher schon gesehen habe."

„Aber du kannst sie so genau beschreiben," warf Sava Yesimoff ein, „daß man sie ausfindig zu machen im Stande ist, und dann gehen wir mit dir zum Commissär, um diesem die Sache vorzutragen."

„Genau beschreiben kann ich sie wohl," meinte nun der Ostjäcke kopfschüttelnd; „aber eine Klage gegen sie könnte mich nichts nützen, weil sie einfach beschwören würden, daß ich das Alles geträumt haben müsse, und was bliebe mir dann übrig, als zu schweigen, da ich keine Zeugen habe? Nein, nein," fuhr er mit listiger Miene fort, „ich trage mich mit einem ganz anderen Plane, und um diesen durchzuführen, solltet ihr mir beistehen.. Seht, die beiden Russen denken natürlich, ich werde nach meinem Erwachen mit meinem schweren Kopf und leeren Schlitten wieder in die Wälder gefahren sein, und so vermuthen sie gewiß nicht, daß irgend Jemand in Obdorsk ihren Schurkenstreich auch nur ahnen könne. Umgekehrt aber hat ihnen sicherlich die Leichtigkeit, mit der sie mich fingen, eine solche Freude gemacht, daß sie es bei dem einmaligen Versuch nicht bewenden lassen, sondern denselben noch oft zu wiederholen suchen werden. Ja gewiß, wer einmal gestohlen hat, stiehlt wieder, besonders wenn ihm der erste Diebstahl großen Gewinn bei wenig Gefahr brachte. Wie wäre es nun aber, wenn wir sie bei der Wiederholung ihres räuberischen Beginnens über der That ertappten? Eurem beiderseitigen Zeugnisse müßte man unbedingt Glauben schenken und vielleicht würde dann der Commissär auch meine Aussage gelten lassen. Jedenfalls aber, und das ist mir die Hauptsache, erhielten die beiden Schurken ihre angemessene Strafe."

„Der Plan ist nicht übel," meinte Sava Yesimoff, „und ich wäre gleich dabei,

die Elenden zu entlarven; allein wie sollen wir erfahren, wann dieselben wieder nach der Jurte hinausfahren, um abermals einen Ostjäcken betrunken 'zu machen? Du kannst uns doch nicht zumuthen, daß wir aufs bloße Gerathewohl, auf die bloße Möglichkeit hin . . . ."

„Nein, nein," unterbrach ihn der Ostjäcke heftig, „aufs Gerathewohl hin sollt ihr die Fahrt nicht unternehmen. Das wäre euch auch gar zu viel zugemuthet, besonders da ihr mich gar nicht kennt. Aber seht, der Obi hat nur eine Meile von hier große Eismassen aufgethürmt, und um diese zu umgehen, müssen alle Diejenigen, welche zu der bewußten Jurte hinfahren wollen, an einer gewissen Stelle vorbei, die ich sehr genau kenne. Dort nun lege ich mich in den Schnee auf die Lauer und warte so lange, bis ich die beiden Räuber vorbeifahren sehe. Sind sie aber in der Richtung nach der Jurte an mir vorüber, dann eile ich zu euch in die Stadt zurück, damit wir ihnen sofort nachfahren."

„Aber," warf Jacob Malewinskoi ein, „bedenke doch, du könntest da möglicherweise mehrere Tage lang ausharren müssen und bei der furchtbaren Kälte, die wir immer noch haben, ist dieß fast unmöglich."

„Eine ganze Woche lang bleibe ich außen," rief der Ostjäcke heftig, „und wenn's sein muß noch länger. Auf dem Schnee zu liegen bin ich schon lange gewöhnt, und Brod und Fische nehme ich mir so viel mit, daß mich der Hunger nicht plagen soll."

„Nun, wenn du so fest entschlossen bist," erklärte jetzt Jacob Malewinskoi, „so wäre es eine Sünde, dein Vorhaben nicht auf alle Weise zu unterstützen. Du wirst uns also beide bereit finden, und überdieß mache ich mich noch anheischig, den Commissär, welchem viel daran liegt, daß das bisherige Betrugssystem im Tauschhandel einmal ein Ende nehme, dazu zu bestimmen, daß er uns zu unserem Unternehmen einen Kosaken mitgibt. Also vorwärts nach deinem Schlupfwinkel, und benachrichtige uns recht bald, wenn's losgehen kann."

Voller Freude eilte der Ostjäcke fort, und den andern Tag war richtig der erste Ausgang Malewinskoi's ein Besuch beim Regierungscommissär; dieser aber erklärte sich mit allem einverstanden und hätte noch mehr gethan, wenn man es von ihm verlangt hätte. „Ich wünsche nur, ihr fasset die Schurken," sagte er am Schlusse zu unserem Helden, „und dann wird man sehen, was für ein Exempel ich statuire, selbst wenn es die reichsten Kaufleute unserer Stadt wären. Für jetzt aber reinen Mund gehalten, damit Niemand und am wenigsten die Schuldigen selbst ahnen, was wir vorhaben, denn sonst würde der ganze Plan zu Wasser."

Zu Wasser wurde er nun aber nicht, sondern seine Ausführung gelang vielmehr in allen Stücken. Bereits nämlich am zweiten Morgen nach dieser Unterredung, und zwar so früh, daß fast ganz Obdorsk noch im Schlafe lag, wurden unsere beiden Helden durch die Erscheinung des Ostjäcken auf's freudigste überrascht, und man kann sich wohl denken, wie schnell sie sich fertig machten, als sie erfuhren, daß die zwei betrügerischen Händler nach der bewußten Jurte abgefahren seien. Eben so schnell war

der ihnen zugesagte Kosake — in ganz Sibirien wird die Polizei nur von den Kosaken ausgeübt — bei der Hand, und da der alte Ostjäcke schon zum voraus für zwei treffliche Rennthierschlitten gesorgt hatte, so befanden sie sich nach Verfluß einer halben Stunde bereits außerhalb der Stadt. Lustig ging's vorwärts unter der Leitung des Ostjäcken, der natürlich die Richtung ganz genau kannte, und nach Verlauf von zehn oder zwölf Stunden, als die Sonne längst wieder ins Weltmeer hinabgesunken war, erklärte dieser, sie könnten nun höchstens noch zwanzig Minuten von der Jurte entfernt sein.

„Dann steigen wir aus," befahl Sava Yesimoff, dem das oberste Commando über die Expedition übergeben worden war, „damit der Feind nicht durch das Geräusch unserer Schlitten gewarnt werde."

So thaten sie und brachten sofort die Rennthiere auf den besten Weideplatz, den es hier herum gab; sie selbst aber schritten lautlos weiter in der Richtung nach der Jurte hin. Zehn Minuten etwa mochten sie gegangen sein, da deutete der Ostjäcke mit seinem Finger auf einen fernen Punkt.

„Dort ist die Jurte," flüsterte er kaum hörbar, „und daß Menschen d'rin sind, das beweist mir der Umstand, daß Rauch von ihr aufsteigt."

Die Uebrigen sahen noch nichts, denn die Nacht war sehr dunkel und überdieß mangelte ihnen das Falkenauge des Tundrabewohners. Nach weiteren fünf Minuten aber fanden sie, daß der Ostjäcke die Wahrheit gesprochen habe, und nun bemühten sie sich wo möglich noch leiser aufzutreten, als zuvor. Bald kamen sie ganz nahe und nun hörten sie auch Stimmen.

„Laßt mich voran," bat sofort der Ostjäcke, „damit ich das Feld ausspähe."

Man ließ ihn gewähren, und mit den Schritten einer Katze schlich er sich weiter. Doch ging er nicht der Eingangsthür der Jurte zu, sondern er rutschte vielmehr auf deren dicht mit Schnee bedecktes Dach hinauf, um durch das in demselben befindliche Rauchloch ins Innere hinabzusehen. Nach einem kaum minutenlangen Verweilen jedoch rutschte er wieder herab und sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Sie sind's, sie sind's," raunte er den Andern in's Ohr, „und es geht gerade so her, wie bei mir vor drei Tagen, nur mit dem Unterschied, daß es dießmal zwei Ostjäcken sind, denen sie die Pelze abschwindeln."

„So kamen wir also nicht vergebens," erwiederte Sava Yesimoff; „aber nun seht euch nach dem Schlitten um, auf dem die Bursche hierher fuhren, und bringt ihn zu den unsrigen, denn wir müssen ihnen alle Gelegenheit zu entkommen abschneiden."

Sein Befehl wurde pünktlich vollzogen, und wie auch dieses geschehen war, postirte er seine drei Begleiter unmittelbar vor die niedere Eingangsthür, während er selbst öffnete und allein eintrat. Doch wie erstaunte er nun, als er das feindliche Lager überschaute! In der Mitte brannte ein scharfes Feuer, und um dieses hatten sich vier Menschen gruppirt, von denen die Hälfte der östjäckischen, die andere Hälfte aber der russischen Rasse angehörte. Die Ostjäcken lagen total betrunken auf

dem Boden, schrieen aber in ihrer Trunkenheit immer nach noch mehr Branntwein. Die Russen dagegen, welche der Thüre den Rücken kehrten, zählten eine Partie Pelze durch, und waren in dieses ihr Geschäft so sehr vertieft, daß sie das Eintreten Sava Yesimoffs gar nicht einmal bemerkten.

„Eine recht nette Gesellschaft," sagte jetzt Sava, der immer noch nicht wußte, wen er vor sich habe, weil die Russen fortfuhren, ihm den Rücken zu kehren. Auf dieses Wort hin jedoch fuhren sie auf, als hätte sie eine Tarantel gestochen, und nun erkannte sie Sava im Moment.

„Ich habe mir's vorher gedacht, daß du es sein werdest, Isak Glottoff," fuhr er darauf mit größter Kaltblütigkeit fort, „und auch in deinem Begleiter täuschte ich mich nicht. Wahrhaftig nur Menschen eures Gleichen sind zu einem solch' betrügerischen Schwindel fähig."

Die beiden Russen waren im Anfang unendlich verblüfft, so daß sie kein Wort hervorbringen konnten; doch faßten sie sich schon nach einem kurzen Augenblick und sprangen dem Eindringling drohend entgegen.

„Was willst du hier, Sava Yesimoff?" rief Isak Glottoff mit rollenden Augen, indem er zugleich seine Hand in die innere Brusttasche schob, wie um ein Stilet daraus hervorzuziehen. „Du siehst, wir sind zu Zweien und du bist Einer. Darum, wenn ich dir gut zu Rathe bin, so mache dich augenblicklich davon und hüte dich, je irgend einmal ein Wort von dem verlauten zu lassen, was du hier sahst, sonst möchte es dir schlimm ergehen."

„Wirklich?" entgegnete Sava. „Nur dießmal wirst du dich täuschen, Isak Glottoff, und ich freue mich, dir ankündigen zu können, daß dir endlich das Handwerk des Betrugs, das du so lange betrieben hast, ein für alle Mal gelegt wird."

Wüthend stürzte Glottoff, einen Dolch schwingend, auf ihn los, aber ehe er noch einen Stoß führen konnte, fiel ihm Jacob Malewinskoi in den Arm und hielt ihm denselben mit eiserner Kraft. Zu gleicher Zeit erschien der Kosak unter der Thüre, und wie die zwei Uebelthäter diesen sahen, da entfiel ihnen plötzlich der Muth so sehr, daß sie sich ohne irgend weiteren Widerstand gefangen gaben. Natürlich, denn seit der Eroberung Sibiriens durch Yermak, den Kosaken-Ataman, verwendet der Beherrscher Rußlands daselbst zur Vollziehung seiner Befehle nur allein Kosaken, und deßwegen zittert Jeder vor ihnen, der sich keines ganz guten Gewissens erfreut.

So gelang also der Plan, den unsere zwei Freunde entworfen hatten, vollkommen, und ich werde daher über das, was noch folgte, mit wenigen Worten hinweggehen können. Selbstverständlich nämlich wurde Isak Glottoff nebst seinem Schuldgenossen wie ein Verbrecher gefesselt und so nach Obdorsk gebracht. Das Urtheil aber, welches der Commissär über sie fällte, lautete dahin, daß jeder von ihnen, außerdem daß sie die erschwindelten Felle an die Ostjäcken zurückgeben mußten, tausend Rubel, d. i. etwa zweitausend Gulden, Strafe zu erlegen hatten. Ueberdem nahm er ihnen das Recht, fernerhin in Obdorsk sowie überhaupt im Obithale Handel zu treiben, und in Folge

dessen verließen sie die Stadt augenblicklich, um sich nie mehr in derselben blicken zu lassen.

Das war übrigens das letzte erwähnenswerthe Abenteuer, welches unsere zwei Helden für dießmal am Obi erlebten, denn als Ende März Nikul Bowa seinem Versprechen gemäß nach Obdorsk kam, um ihnen seine Pelzvorräthe zu vertauschen, da besaßen sie kaum noch so viel Waaren, um das Geschäft mit ihm abzumachen. Mehl, Brod, Tabak, Töpfe, Kessel, Messer, messingene Knöpfe und Ringe, Glasperlen, Nadeln — Alles, Alles hatten sie vergeben, um dafür Pelze nebst Rennthierfellen einzuhandeln, und es war also Zeit, nach der Heimath zu reisen. Demgemäß packten sie ihre Vorräthe zusammen, mietheten sich von den in Obdorsk ansässigen Ostjäcken die nöthige Anzahl Schlitten, und fuhren auf diesen, nachdem sie sich von ihren Freunden verabschiedet, bis nach der berühmten Stadt Archangel; hier aber warteten sie, bis das Eis der Dwina gebrochen war, was bereits Ende April geschah, und schifften sich dann nach Moskau ein, woselbst sie noch im Monat Mai im besten Wohlsein eintrafen.

Im Ganzen genommen hatte ihre Abwesenheit vierzehn Monate gedauert, und die Beschwerlichkeiten, die sie durchgemacht, waren zum Theil nicht gering gewesen; aber bereuten sie es deßhalb je, an den Obi gegangen zu sein? So wenig, daß sie diese Reise später noch mehrere Mal wiederholten und wahrscheinlich auch für die Zukunft noch wiederholen werden, denn jenes Stromthal wurde für sie eine unversiegbare Quelle des Reichthums.

Zweites Kapitel.

Wilhelm Barentz auf Nowaja Semlja.

Es war am zehnten Mai des Jahrs 1596, als aus dem guten und sicheren Hafen von Amsterdam zwei Schiffe in die See stachen, deren Bestimmung war, sich in nordöstlicher Richtung mitten durch das Eismeer hindurch einen Weg nach China und Ostindien zu bahnen. Etwas früher schon hatten die Engländer verschiedene Versuche gemacht, diesen Seeweg aufzufinden, und zwar ging ihre erste Expedition bereits im Jahr 1553 unter dem Commando des Sir Hugh Willoughby und des Sir Richard Chancelor von Greenwich aus unter Segel; allein das große Resultat, welches man sich versprochen hatte, wurde nicht erreicht. Willoughby nämlich kam mit seinem Schiffe blos bis an die Küste des russischen Lapplands, wo er total verunglückte, und Chancelor fand sich bewogen wieder umzukehren, nachdem er um die Nordküste von Schweden herum bis zu der russischen Stadt Archangel im weißen Meere vorgedrungen war. Um ein Gutes glücklicher war im Jahr 1556 der wackere Stephan Burroughs, denn er segelte mit seinem kleinen Schiffe „Searchthrift" bis zur Mündung der Petschora, sowie zu den Waigatzinseln, welche am Eingang des karischen Meerbusens liegen und durfte sich also rühmen, der Erste zu sein, der die Nordküste Asiens von Europa aus zur See erreichte. An weiterem Vordringen hinderten ihn jedoch ungeheure Eismassen, die von schrecklichen Nordwinden getrieben, sein Schiff zu zertrümmern drohten, und somit kehrte er nothgedrungen in die Heimath zurück, indem er zugleich die feste Ueberzeugung aussprach, daß die Aufgabe, eine Nordostdurchfahrt nach Kathay (so nannte man damals China) und Ostindien zu finden, eine ganz unmögliche sei. Nicht besser erging es den beiden Seekapitänen Arthur Pet und Charles Jackmann, welche im Jahr 1580 den schon zweimal gemachten Versuch erneuerten, aber nach Erreichung der Waigatzinseln durch's Eis ebenfalls zur Umkehr gezwungen wurden, und hiedurch abgeschreckt richteten von

nun an die Engländer ihr Augenmerk nach andern Weltgegenden hin. Dagegen nahmen sofort die Holländer die Sache auf, und zwar mit einem Eifer, der nicht genug gerühmt werden kann. Diese kleine Nation nämlich, welche sich eben erst von dem blutigen Joche des Königs Philipp II. von Spanien losgerungen und unter dem Titel „der Vereinigten Provinzen der Niederlande“ zu einer unabhängigen Republik gestaltet hatte, betrachtete vom ersten Augenblicke ihrer selbstständigen Existenz an das Meer als die Quelle ihrer Größe und Wohlfahrt, denn ihr kleines Ländchen war ja fast ringsum von der See umgeben, und die meisten seiner Bewohner konnten daher als Amphibien gelten, die bekanntlich auf dem Wasser ebenso zu Hause sind, als auf dem Lande. Somit verlegten sich die Holländer vor Allem auf die Schifffahrt, und ihr Bestreben ging nach nichts Geringerem, als durch Ausdauer und Energie einen so großen Theil des Welthandels zu erobern, daß sie selbst den größten Staaten Europa's die Spitze bieten könnten. Doch wie sollte dieß bewerkstelligt werden? Nun natürlich durch Verbindungen mit fremden Welttheilen, das ist mit Amerika und Asien, denn von daher floß der Reichthum in fast überschwenglichem Grade. Aber leider stand ihrem Unternehmungsgeist ein großes Hinderniß entgegen, indem die Zugänge nach Amerika von den spanischen Flotten strengstens bewacht wurden, während die Portugiesen den Weg nach Asien um das Cap der guten Hoffnung herum jedem fremden Schifffahrer abschnitten, und dazu natürlich fühlten sich die Niederländer in jener Zeit noch viel zu schwach, daß sie sich mit den großen spanischen und portugiesischen Flotten in einen Kampf hätten einlassen können. Nein, das durften sie nicht wagen, weil ihre erst im Entstehen begriffene Kriegsflotte sonst ganz gewiß vernichtet und auch ihrer Handelsmarine ein unermeßlicher Schaden zugefügt worden wäre! Allein blieb ihnen nicht ein anderer Ausweg? Ei gewiß, denn die nordische See stand ihnen offen, und wenn es ihnen gelang, dort hindurch nach Kathay zu gelangen, so besaßen sie eine eben so ergiebige Quelle des Reichthums, als die Portugiesen und Spanier.

So dachten die Holländer, und deßhalb trat im Jahr 1593 eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammen, welche die Sache in die Hand nahm. Drei Schiffe wurden sofort auf ihre Kosten, und zwar auf's sorgfältigste, ausgerüstet, und nicht minder wählerisch ging man bei der Uebertragung der Oberbefehlshaberstelle zu Werke. Endlich gab man sie dem erfahrensten Seemann, welchen Holland damals besaß, nämlich dem Kapitän Wilhelm Barentz, und man sieht also daraus, daß lediglich nichts vernachlässigt wurde, um sich einen guten Erfolg zu sichern. So gingen denn die drei Schiffe am 5. Juni 1594 unter den günstigsten Vorbedeutungen von der Rhede auf der Insel Texel aus in See, und die Segenswünsche aller holländischen Schiffer begleiteten sie. Auch schien es wirklich, daß diese Expedition an's vorgesetzte Ziel gelangen sollte, denn dieselbe erreichte ohne allzugroße Schwierigkeiten die Waigatzinseln, und suchte nun zwischen diesen und dem sibirischen Festlande weiter nach Osten vorzubringen. Es gelang, obwohl mächtige Eisbollwerke den Schiffen oft den Weg versperrten und man deßhalb genöthigt war, entweder große Umwege zu machen oder

aber unter großen Gefahren und Anstrengungen mitten durch das Eis zu brechen. Welche unendliche Freude erfüllte nun aber die kühnen Männer, als sie endlich, nachdem sie um ein hohes Vorgebirge herum waren, das Eis hinter sich bekamen und in eine weite, blaue, offene See einliefen, deren Küste fast in gerader Richtung nach Süden lief! Sie meinten nämlich nicht anders, als daß diese Küste die östliche Grenze von Asien sei, und daß man also nur ihr entlang fahren dürfe, um nach China und Ostindien zu gelangen. Freilich war dieß ein großer Irrthum, indem sie sich nirgends anders befanden, als in dem sehr breiten und langen Meerbusen von Obi, und sie würden diese Entdeckung nothwendig haben machen müssen, wenn sie die bewußte Küste einige Tage lang verfolgt hätten; allein in ihrer großen Begeisterung über den vermeintlich erreichten Erfolg beschlossen sie sofort heimzukehren und ihren Landsleuten die herrliche Nachricht zu überbringen. Diesen Beschluß führten sie auch alsbald aus, und das Glück wollte ihnen so wohl, daß sie bereits am 16. September desselbigen Jahres wieder wohlbehalten im Texel landeten.

Man kann sich nun natürlich wohl denken, daß ganz Holland von Glückseligkeit strahlte, als die Kunde sich verbreitete, die nordöstliche Durchfahrt nach den reichen Ländereien Asiens sei glücklich aufgefunden worden, und die Kaufherren von Amsterdam, Rotterdam, Zeland und Enkhuysen entschlossen sich in Folge dessen alsbald, das nächste Jahr eine zweite Expedition abgehen zu lassen, aber nicht sowohl eine „Entdeckungsexpedition", als vielmehr eine „Handelsexpedition". Es sollten also dießmal größere Schiffe genommen werden, damit man sie mit recht viel Handelsgütern belasten könne, und überdieß wollte man gewandte Geschäftsagenten mit größeren Geldsummen mitsenden, um Edelsteine, Spezereien und sonstige Kostbarkeiten einzukaufen. Kurz an's Knausern und Sparen, wie es sonst die Holländer gewohnt waren, dachte dießmal Niemand, und selbst die Regierungsbehörden, das ist die Generalstaaten mit dem Prinzen von Oranien an der Spitze, betheiligten sich an der Sache, indem sie unaufgefordert eine größere Geldsumme zur Bestreitung der Kosten verwilligten. Im Mai 1595 kam man mit der Ausrüstung zu Ende, und die sieben Schiffe, welche man befrachtet hatte, sammelten sich nach und nach auf der Rhede von Texel. Es ging aber zum großen Aerger des erfahrenen Barentz, welchem man wieder den Oberbefehl anvertraute, sowie der verschiedenen wackeren Männer, welche ihn begleiteten, viel zu langsam damit, und als man endlich am 2. Juni abfahren konnte, mußte sich's jeder Seemann zugestehen, daß man gerade um einen Monat zu spät daran sei. Die Wahrheit dieser Ansicht bestätigte sich auch später vollkommen, denn trotz einer sonst glücklichen Fahrt erreichte man die Waigatzinseln erst am 14. August und hatte also bis zum Beginn des Winters, der in diesen Regionen in den September fällt, nur noch wenige Wochen. Dennoch versuchten die Schiffahrer die Durchfahrt nach jenem Vorgebirge, von welchem aus die Meeresküste nach dem Süden hinlief und also nach ihrer Meinung die Ostküste Asiens begann; allein sie wurden jedes Mal durch große Massen von Treibeis wieder zurückgetrieben. Tag für Tag wieder-

holten sie ihre Anstrengungen; doch immer vergeblich, und nicht selten wurde ihre Lage der furchtbaren Stürme wegen, die nun zu wüthen anfingen, sogar gefährlich. Trotzdem harrten sie bis zum 25. September aus, allein an diesem Tage drangen so große Eismassen von Osten her in die Waigatzstraße ein, daß Barentz sich gezwungen sah, augenblicklich die Anker zu lichten, wenn er seine Schiffe unbeschädigt davon bringen wollte. Man trat also sofort die Heimreise an und kam auch glücklich bis zum 18. November nach Holland zurück; von den glänzenden Zwecken aber, welche man mittelst dieser Expedition mit Bestimmtheit zu erreichen geglaubt hatte, war auch nicht ein einziger erfüllt worden.

Ein solches totales Fehlschlagen aller Hoffnungen entmuthigte natürlich einen großen Theil der Holländer, und selbst die Generalstaaten erklärten unumwunden, daß sie von nun an keine Gelder mehr zur Ausrüstung von ähnlichen Expeditionen hergeben würden. Allerdings setzten sie zugleich einen bestimmten Preis für denjenigen aus, der beweisen könne, zuerst durch's Eismeer nach China und Ostindien gesegelt zu sein; allein darin lag wahrhaftig keine große Ermuthigung für unternehmende Männer, sondern eher eine Entmuthigung, weil man sie ganz allein auf ihre eigenen Kräfte, auf ihre eigenen Mittel anwies. Dessenungeachtet gab es in den Vereinigten Provinzen der Niederlande noch Viele, welche von einem ganz anderen Geiste beseelt waren, und namentlich gilt dieß von dem Stadtrathe der großen Seestadt Amsterdam. Dieser setzte sich also mit dem berühmten Wilhelm Barentz, sowie mit den Kühnsten von dessen früheren Begleitern in Verbindung, und rüstete sofort, nachdem er deren Ansicht gehört und sie für das neue Unternehmen gewonnen hatte, im Winter 1596 zwei Schiffe aus, welche es zum dritten Mal versuchen sollten, die nordöstliche Durchfahrt aufzufinden. Zum Commandanten des einen ward Barentz ernannt und zu dem des andern Johann Cornelius Ryp, ein ebenfalls längst erprobter Seefahrer; als Beirath erhielten sie den Jacob Heemskerk, welcher die beiden ersten Fahrten ebenfalls mitgemacht hatte. Eben so sorgfältig, wie bei der Besetzung der Befehlshaberstellen ging man bei der Auswahl der Bemannung zu Werke, denn, um recht tüchtige Leute zu bekommen, bewilligte man ungewöhnlich hohe Löhne und nahm dagegen nur unverheirathete Matrosen an, in der Voraussetzung, daß diese von einem unbekümmerteren Muthe beseelt und namentlich nicht so leicht vom Heimweh geplagt sein würden. Auch in der Verproviantirung der beiden Fahrzeuge, sowie in allen anderen Dingen verabsäumte man nichts, und als endlich der Monat Mai des Jahrs 1596 herankam, durfte man sich sagen, daß wenn diese Expedition ebenfalls mißglücke, die Schuld jedenfalls nicht an den Unternehmern derselben liege.

Ich komme nun wieder auf den Anfang dieses Kapitels zurück und wiederhole, daß die zwei Schiffe am 10. Mai unter Segel gingen. Anfangs hielten sie eine nordwestliche Richtung ein, bis sie die Shetlandsinseln oberhalb Schottland passirt hatten, dann aber schlug Barentz vor, östlich zu fahren, um desto eher das Ziel ihrer Bestimmung zu erreichen. Dessen weigerte sich Cornelius Ryp, indem er die Behaup=

tung aufstellte, daß der einzige richtige Weg die nord-nord-östliche Richtung sei. Barentz, obwohl der ältere, gab nach, um keinen Streit zu bekommen, und so segelten sie nord-nord-östlich. Am 1. Juni waren sie dem Nordpol bereits so nahe gerückt, daß die Sonne noch um Mitternacht schien, und den Tag darauf bot sich ihren Blicken eine noch viel herrlichere Himmelserscheinung dar. Es erschienen nämlich am 2. Juni Morgens 10 Uhr neben der wahren Sonne noch zwei Nebensonnen und über alle drei Sonnen breitete sich ein prachtvoller Regenbogen aus, während noch zwei andere Regenbogen den Himmel in entgegengesetzten Richtungen durchkreuzten. Am 5. Juni riefen einige Matrosen, die sich gerade auf den Masten befanden, daß sich in nicht allzuweiter Entfernung eine unermeßliche Menge von weißen Schwänen auf dem Wasser sehen lasse; allein Barentz meinte, die Schwäne werden wohl Eisklumpen sein, die in der Sonne erglänzen, und so verhielt es sich auch, wie man sich nur zu bald überzeugte. Doch that das Eis keinen Schaden und man konnte sich ohne viele Mühe durch dasselbe hindurch winden. Am 9. Juni entdeckte man eine Insel, die etwa fünf Meilen lang zu sein und aus nichts, als schroffen hohen Felsen zu bestehen schien. Barentz befahl die Anker auszuwerfen und umfuhr die Insel in seiner Schaluppe; allein er sah nichts, als Berge, die in tausend Abgründe zersplittert waren, und hörte nichts als das Tosen der Brandungen und das Zusammenkrachen des Treibeises. Einige Kühnere unter den Matrosen erbaten sich die Erlaubniß zu landen, und erkletterten sofort einen ungeheuer steilen Felsberg, auf dem Zehntausende von Seevögeln sich niedergelassen hatten, während eine noch viel größere Menge ab- und zuflog. Eine Masse von Eiern lagen in den Spalten und sie sammelten deren, so viele ihre Taschen zu fassen vermochten; doch wie sie nun wieder herabsteigen wollten und die schroffen Abhänge nebst den tiefen Klüften unter sich sahen, ergriff sie ein fast lähmender Schwindel und sie hielten sich bereits für verloren. Da kamen sie endlich auf den Einfall, auf dem Bauche, also das Gesicht nach den Felswänden gekehrt, vorsichtig herabzurutschen, und so gelang es ihnen richtig, die Ebene heil und gesund wieder zu erreichen. Zu derselben Zeit übrigens, während solches auf der Insel vorging, wurde die Schaluppe des Kapitäns Barentz urplötzlich von einem Eisbären angegriffen, und nun kam's zu einem fast verzweifelten Kampfe. Das Unthier gehörte nämlich zu den größten und stärksten Exemplaren, welche es gibt, und scheint vom heftigsten Hunger geplagt gewesen zu sein; die Bemannung der Schaluppe aber, welche auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet war, führte keine Feuergewehre bei sich, sondern besaß nur Stangen, Hacken und Aexte. Endlich jedoch, nach fast zwei Stunden, wurde man des Bären Herr, und wie man ihm nun später das Fell abstreifte, fand sich's, daß derselbe eine Länge von zwölf Fuß hatte. Ebendeßhalb taufte auch Barentz diese Insel: „Bäreninsel", weil es nicht leicht anderswo in der Welt gleich große Eisbären geben wird, und selbigen Namen führt das Eiland bis auf den heutigen Tag.

Das war also die erste Entdeckung, welche von Barentz und seinen Gefährten auf dieser Reise gemacht wurde; bald aber stand ihnen eine noch viel größere bevor.

Nachdem sie nämlich, immer nordwärts steuernd, am 13. Juni einem todten Walfisch auf dessen breitem Körper eine ganze Wolke von Seevögeln sich wie auf einer fetten Weide niedergelassen hatte, begegnet waren (im ersten Augenblick meinten sie, der Walfisch sei ein Schiff), sahen sie am 19. unter dem achtzigsten Grad nördlicher Breite, also nur noch 20 Grad vom Nordpol entfernt, eine Küste vor sich, welche, wie sich nach kurzer Zeit herausstellte, zu einem Lande von bedeutendem Umfange gehörte. Ein fruchtbares Land übrigens war es offenbar nicht, denn man sah weder Bäume noch Gesträuch, sondern die ganze Vegetation beschränkte sich auf Moos und Flechtengras. Auch schienen die einzigen Bewohner Eisbären und Meeresvögel zu sein. Doch — welches Land hatte man wohl vor sich? Ohne Zweifel, so dachten sie, eine Fortsetzung jenes großen Gebietes, welches den Namen Grönland führt. Deßwegen nannten sie dasselbe auch „Ostgrönland" und lange Zeit führte es diesen Namen, bis man später fand, daß es eine Insel sei, und diese sofort „Spitzbergen" taufte. Nachdem nun aber unsere Entdeckungsreisenden verschiedene Tage auf die Untersuchung der Küsten verwandt hatten und gefunden zu haben glaubten, daß man nördlich nicht um dieselben herumsegeln könne, kehrten sie wieder um und steuerten so lange gen Süden, bis sie die Bäreninsel wieder vor sich sahen.

Damals schrieb man den ersten Juli und man hatte also keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man vor dem Eintritt des Winters das vorgesteckte Ziel erreichen wollte. Deßwegen verfügte sich Cornelius Ryp sofort auf das Schiff des Kapitän Barentz, um in Gemeinschaft mit Jacob Heemskerk und den untergeordneteren Offizieren zu berathen, in welcher Richtung man von hier aus weiter segeln wolle; allein bald stellte es sich heraus, daß sich die beiden Schiffscommandanten wieder nicht einigen konnten. Cornelius Ryp nämlich behauptete, daß man nördlich an der Ostküste des so eben entdeckten Landes hinauffahren müsse; Wilhelm Barentz dagegen wollte südöstlich steuern, weil er wohl einsah, daß die ungeheuren Eismassen des höchsten Nordens jedes nördliche Vorwärtskommen von vornherein unmöglich machen würden. Weil nun aber keiner dem andern nachgab, so blieb weiter nichts übrig, als daß sich die beiden Schiffe hier trennten, und es segelte nun jedes, wie man zu sagen pflegt, seinen eigenen Cours. Ich bemerke jedoch schon jetzt, daß keines von beiden die östliche Durchfahrt entdeckte; daß dagegen Cornelius Ryp gänzlich unverrichteter Dinge heimkehren mußte, während Wilhelm Barentz die große Eismeerinsel Nowaja Semlja fast gänzlich umschiffte, und uns die erste sichere Kunde von ihr brachte. Leicht aber wurde ihm diese seine Entdeckung nicht, sondern sie ließ sich vielmehr nur mit den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen, und kein Mensch wird ihm daher den Zoll der tiefsten Bewunderung versagen können. Ja nicht blos ihm, sondern auch seiner ganzen Mannschaft, denn sie zeigte auf dieser Fahrt eine Kühnheit, eine Ausdauer und eine Seelenstärke, welche gewöhnliche Menschen nicht besitzen.

Sowie sich die Schiffe getrennt hatten, segelte Barentz, wie schon gesagt, östlich oder vielmehr südöstlich; doch nahm er sich sogleich vor, von dem bei den beiden früheren

Fahrten eingeschlagenen Weg um ein ziemliches abzuweichen. Darum hielt er sich, sobald er am 11. Juli das am Eingang in das Weiße Meer gelegene Kap umschifft hatte, nordöstlich, um die mit ewigem Treibeis angefüllte Waigatzstraße zu vermeiden, und bekam nun am 17. Juli eine Küste zu Gesicht, welche keine andere, als die von Nowaja Semlja war. Hier lief er in eine Bai ein, die er „Lummenbai" taufte, denn es gab da der Lummen und ähnlicher Seevögel eine unübersehbare Menge und da sich diese Vögel durch eine ungemein fette Körpermasse bei verhältnißmäßig nur sehr kurzen und kleinen Flügeln vor allen andern Seevögeln auszeichnen, so war der Kapitän wohl ganz in seinem Recht, wenn er der Bai den besagten Namen gab. Lange hielt er sich übrigens hier nicht auf, sondern er ging vielmehr alsbald wieder nach Norden zu unter Segel, um Nowaja Semlja zu umschiffen und dann abermals gen Osten zu fahren. Man kam nun an verschiedenen kleinen Inseln vorbei und da zeigte es sich dann gar deutlich, daß man sich in der arktischen Zone d. i. in großer Nähe des Nordpols befinde, denn auf fast einer jeden dieser Inseln sah man ganze Heerden jener furchtbaren Seethiere, welche man Walrosse nennt, und gewöhnlich lagen sie ihrer zwei bis drei Hunderte zusammen in der Sonne auf dem Sande. Es waren fast durchaus mächtige Gestalten, keines kleiner als ein sehr starker Ochse, und alle mit den bekannten, langen, krummen Hauzähnen versehen, welche wegen ihrer glänzenden Weiße höher geschätzt werden, als selbst das von den Spitzzähnen des Elephanten gewonnene Elfenbein*). Auch schliefen die Thiere dem Anschein nach ganz unbekümmert um die übrige Außenwelt, und machten beim Vorüberfahren des Schiffes keine Miene, sich ins Wasser zu flüchten; überdem aber war ihr Aussehen ein so ungeheuer plumpes und träges, daß man leicht zu dem Glauben verführt werden konnte, sie seien, so lange sie sich am Lande befinden, vollkommen hülflos. Dieß

*) Das Walroß gehört zur Familie der Robben und hat deßhalb ganz die Gestalt, die Farbe und das Aussehen eines Seehundes, nur daß es viel größer ist und oft eine Länge von zwanzig Fuß, über die Brust aber einen Umfang von zwölf Fuß erreicht. Auch ist der Kopf viel dicker, stärker und grimmiger, mit runden, meist blutrothen Augen und einem breiten Ochsenmaule, welches die Natur, statt mit einem Barte, oben und unten mit vielen langen strohhalmsdicken Borsten versehen hat. Aus dem obern Kiefer wachsen zwei große nach unten gekrümmte Hauzähne heraus, die bis zu zwei ein halb Fuß lang werden und meist zwischen zehn und fünfzehn Pfunden wiegen, denn sie sind durchaus massiv, die Wurzeln allein ausgenommen. Junge Thiere besitzen übrigens diese Zähne noch nicht, sondern letztere wachsen erst mit der Entwicklung des Walrosses; dagegen gehören sie den Weibchen eben so gut an, als den Männchen. Statt der Nase sieht man zwei halbrunde Löcher, aus denen beim Athemholen Wasserstrahlen emporsteigen, nur sind diese bei Weitem nicht so bedeutend, als die der Walfische. Die Ohrenlöcher endlich stehen hart über den Augen und gleichen ganz denen von gestutzten Metzgerhunden. — So sieht ein Walroß aus, und wenn ich nun noch hinzusetze, daß es weit furchtbarer brüllen kann, als ein Bulle, sowie daß sein Muth seiner immensen Stärke gleicht, so wird man sich wohl einen deutlichen Begriff von dem Thiere machen können. Werth hat dasselbe für den Menschen hauptsächlich wegen seiner Zähne, sodann wegen seiner Haut, die daumendick ist und ein fast unzerreißbares Leder gibt, endlich wegen seines Fleisches, welches gesotten, wenn der böse Thrangeschmack nicht wäre, viele Aehnlichkeit mit dem Schweinefleisch hätte.

reizte die Matrosen ungemein, denn sie meinten mit leichter Mühe eine beträchtliche Quantität Elfenbein erbeuten zu können, und somit baten sie, als man sich wieder einer solchen Walroßheerde näherte, den Kapitän, Jagd auf dieselbe machen zu dürfen. Er erlaubte es, ermahnte sie aber zur Vorsicht. Nun bewaffneten sich die Leute mit Harpunen, Piken, Aexten und Säbeln, stiegen sofort zwanzig Mann stark ins große Boot, fuhren darauf mit lautem Halloh auf die Insel zu, wo die Walrosse ihre Mittagsruhe hielten, und machten, nachdem sie gelandet, einen gemeinschaftlichen Sturmlaufangriff auf dieselben. Doch wie erstaunten sie nicht, als die Thiere ihnen nicht blos Stand hielten, sondern alsbald von der Vertheidigung zum Angriff übergingen! Ja es zeigte sich sogar nach ganz kurzer Zeit, daß mit den leichten Waffen, welche die Matrosen mitgebracht hatten, gar nichts gegen die mächtigen Seeungethüme auszurichten sei, denn diese zersplitterten dieselben mit ihren Fangzähnen in tausend Stücke, und — um's kurz zu sagen — das Resultat war, daß die Angreifer mit Schimpf und Schande die Flucht ergreifen und froh sein mußten, mit heiler Haut wieder auf's Schiff zu kommen. Dieß hätte nun denselben zur guten Lehre dienen und ihnen zeigen sollen, daß man sich vor der furchtbaren Kraft und dem unbezähmbaren Muth der nordischen Thierwelt fast noch mehr in Acht zu nehmen habe, als vor der Wildheit und Sprungfertigkeit der Löwen, Tiger und Panther der heißen Zone; allein es scheint, daß sie Lust nach noch mehr „guten Lehren" hatten, und so bestanden sie denn den Tag nach der verunglückten Walroßjagd ein zweites Abenteuer, welches fast noch lächerlicher für sie ausfiel. Während nämlich das Schiff hart am Ufer von Nowaja Semlja hinfuhr, erblickten sie einen Eisbären, der eben mit dem Verzehren irgend eines von ihm erbeuteten Thiers beschäftigt war, und es wurde sofort mit Erlaubniß des Kapitäns beschlossen, den Burschen zu erlegen. Zur Vorsicht übrigens versahen sich die zum Angriff Ausrückenden dießmal auch noch mit Musketen, und an sonstigen Waffen fehlte es ohnehin nicht. Guten Muths also bestiegen sie, zehn Mann hoch, eine Schaluppe, segelten dem Ufer zu und feuerten, als sie nahe genug gekommen waren, ihre Musketen los. Einige der Kugeln, das sah man deutlich, trafen, allein der Bär kümmerte sich so wenig darum, als wären es Bohnen gewesen, und es ist also wahrscheinlich, daß dieselben wegen der Dichtheit des Pelzes gar nicht in's Fleisch eindrangen. Da kam nun einer der Matrosen auf den drolligen Gedanken, aus einem der starken Seile, die im Boote lagen, eine Schlinge zu drehen und dem Bären über den Kopf zu werfen. Es gelang, und als sie nun insgesammt an dem Seile zogen, brachten sie das Unthier trotz seines furchtbaren Sträubens richtig vom Ufer in's Wasser herab. Jetzt glaubten sie, gelungenes Spiel zu haben, und sie ruderten sofort, den Bären hinter sich her ziehend, dem Schiffe zu. Ihre Absicht ging nämlich nicht dahin, ihn zu tödten, sondern sie wollten ihn vielmehr als Siegestrophäe lebendig mit nach Holland nehmen, gerade so wie man es mit einem seltenen Vogel macht. Aber wie bald verwandelten sich nicht ihre frohlockenden Hoffnungen in die grenzenloseste Bestürzung, als der kolossale Bursche plötzlich seine breiten Tatzen auf das Hintertheil

des Bootes legte und dieses sofort bestieg! Alle zehn Mann stürzten Hals über Kopf nach dem Vordertheil, und in ihren schreckensbleichen Gesichtern konnte man deutlich lesen, daß sie sich sämmtlich für verloren gaben. Langsamen Schrittes und mit heiserem Gebrülle ging der Bär auf sie los, und bereits wollten sie sich in's Meer hinabstürzen, obwohl die Meisten von ihnen nicht schwimmen konnten, als sie bemerkten, daß sich die Schlinge, welche dem Thier über den Kopf ging, in das Eisenwerk des Steuerruders verwickelt habe und den Bären festhalte. Derselbe zog mit aller Kraft, aber vergebens; das Eisenwerk brach nicht. Nun faßten die Matrosen wieder Muth, und rückten sofort dem gefangenen Koloß mit Picken, Harpunen und Speeren so scharf zu Leibe, daß sie ihn endlich erlegten. Von jetzt an aber hatte Jeder von ihnen großen Respekt sowohl vor den Eisbären, als vor den Walrossen, und es fiel keinem mehr ein, zu glauben, man könne diese Thiere behandeln, wie bei uns die Kühe und Hunde.

Ich habe oben gesagt, daß Barentz so rasch als möglich in immer gleicher nördlicher Richtung fortsegelte; allein es gab der Hindernisse so viele, daß er erst am 6. August an demjenigen Vorgebirge Nowaja Semlja's anlangte, welches auf der Landkarte als Cap Nassau bezeichnet ist (Barentz selbst schöpfte ihm diesen Namen), und von nun an ging's sogar noch viel langsamer vorwärts. Man kam nämlich hier plötzlich zwischen große Eismassen hinein, und zugleich verbreitete sich ein solch' dichter Nebel, daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte. Es war also die höchste Gefahr vorhanden, das Schiff möchte zwischen den Eisbergen, denen man wegen der Finsterniß nicht zeitig genug ausweichen konnte, zertrümmert werden, und somit hielt es der Commandant für's klügste, dasselbe an einen der größten dieser schwimmenden Eiskolosse zu befestigen. Bald entdeckte man jedoch, daß Letzterer auf dem Meeresgrund festsitze, während das übrige Eis sich stetig fortbewegte, und somit entstand die Besorgniß, es könnte sich das Treibeis rings um das Schiff herum festsetzen. Dann aber wären sie am Ende ganz eingeschlossen worden und hätten gar keinen Ausweg mehr gefunden. Demgemäß beeilte man sich, den Eisberg wieder zu verlassen und mitten durch die Treibeismassen hindurchzusegeln. Es ging, weil ein günstiger Wind die Segel füllte, aber so fest hing das Eis bereits in sich zusammen, daß beim Durchbrechen desselben von allen Seiten ein furchtbares Krachen entstand, und selbst die stärksten Planken des Schiffes von dem immensen Druck erbebten. Doch immer mehr verdichtete sich das Eis und immer zahlreicher wurden die Eisberge, denen sie begegneten. Das Schiff konnte sich also nur mit der unendlichsten Mühe, sowie unter der steten Gefahr, erdrückt zu werden, vorwärts arbeiten, und bereits jetzt verzweifelten Viele, je wieder aus dem Eise herauszukommen.

Am 12. August hatte man die Küste von Nowaja Semlja ganz nahe vor sich, denn Kapitän Barentz hielt absichtlich den Cours des Schiffes gegen das Ufer zu, weil er hoffte, hier keine Eisberge vorzufinden, allein bald erwies sich die Küstenfahrt fast noch gefährlicher, als die weiter außen auf der See, und man entschloß sich also wieder zu letzterer. Am 15. August erhielt man eine Insel zu Gesicht, welche Barentz

„Oranieninsel“ taufte, und es stellte sich heraus, daß dieselbe die nördlichste Grenze von Nowaja Semlja sei, von dem sie nur durch einen breiten Kanal getrennt war. Man konnte sich ihr übrigens nicht so weit nähern, um eine Landung zu bewerkstelligen, weil ein starker Eiswall sie ganz und gar umgab, und dieselben Gründe machten es auch unmöglich, in eine Bucht von Nowaja Semlja einzufahren. Ringsum Eisberge, und nichts als Eisberge, dazwischen hinein aber Spalten von Wasser oder Treibeis, das sich eben festsetzte, — gewiß eine furchtbar beängstigende Lage! Da entschlossen sich am 16. Morgens zehn Matrosen unter Anführung des ersten Steuermanns auf alle Gefahr hin nach Nowaja Semlja überzusetzen, um einen sich dort erhebenden Berg zu besteigen und zu erforschen, ob denn das Meer nirgendshin offen sei. Sie ließen also die Schaluppe in's Eis hinab, stiegen hinein und versuchten es, dem Lande zuzufahren, indem sie die größeren Eisstücke mit Stangen auf die Seite stießen. Das ging nun, so lange sie sich blos zwischen Treibeis befanden, aber bald kamen sie an hohe Eisbänke und Eisberge, welche ihnen den Weg total versperrten. Doch auch dadurch ließen sie sich nicht abschrecken, sondern sie kletterten sofort mittelst Haken, die sie einschlugen, auf die Eisfelder hinauf und zogen ihr Boot nach sich. Kam dann aber später, nachdem sie das Eisfeld überschritten hatten, wieder Treibeis oder ein Strich offenen Meeres, so ließen sie ihr Boot flugs wieder in die See hinab und fuhren darin weiter. Auf diese Art — und man kann sich vorstellen, mit welchen unendlichen Mühseligkeiten eine solche Fahrt verbunden war — bewerkstelligten sie ihre Ueberfahrt nach Nowaja Semlja, und dort angekommen bestiegen sie sofort den Berg, den sie sich zu ihrer Umschau ausersehen hatten. Auch wurden sie für ihre Mühe hinlänglich belohnt, denn sie konnten sich nun überzeugen, daß sie wirklich die nördlichste Spitze von Nowaja Semlja erreicht hätten, und überdieß erblickten sie gegen Südosten hin ein großes weites offenes Meer, auf welchem dem Anschein nach keine Eisberge herumschwammen. Freilich lag eine bedeutende, ja sogar eine sehr bedeutende, durchaus mit Eis bedeckte Meeresstrecke dazwischen, allein mit etwas gutem Wind ließ sich vielleicht diese Strecke dennoch durchbrechen, und dann, wenn ihnen dieß gelang — dann waren sie gerettet. Voll Freude eilten sie daher vom Berge herab und bestiegen sofort ihre Schaluppe, um auf dieselbe gefährliche und beschwerliche Manier, wie sie hergekommen, wieder zu ihrem Schiffe zurückzukehren. Es gelang ihnen dieß für die ersten zwei Drittheile der Entfernung ohne irgend einen Unfall; wie sie nun aber, nachdem sie so eben einen Eisberg überklettert hatten, in einem schmalen Strich Wasser weiter fuhren, drängten sich plötzlich die beiden rechts und links befindlichen Eisfelder, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, näher und näher zusammen, so daß der Wasserstrich immer schmäler wurde. Sie ruderten aus Leibeskräften, um aus dieser gefährlichen Lage zu kommen, doch alle ihre Anstrengungen waren vergeblich. Auf einmal nämlich hob sich das Vordertheil ihrer Schaluppe gleichsam von selbst fast senkrecht in die Höhe, und zugleich krachte das Hintertheil so furchtbar, als würde es in tausend Splitter zerquetscht. So war es aber auch in der That, denn die Eisbänke auf beiden

Seiten waren zusammen gestoßen, und ihrem Drucke konnte natürlich ein so schwaches Fahrzeug nicht widerstehen. Im Gegentheil blieb, als nun die Eisberge gleich nach dem Zusammenstoß wieder aus einander fuhren, von der ganzen Schaluppe nichts mehr übrig, als ein kleines Stück vom Vordertheil nebst einigem wenigem zerbrochenen Balken- und Bretterwerk, alles andere aber hatte das Meer in seine Tiefen hinabgeschlungen.

Diesem Ereigniß, das natürlich in weit kürzerer Zeit verlief, als ich zum Erzählen desselben nöthig gehabt habe, sah die ganze Bemannung des Schiffes von seinem Anfang bis zu seinem Ende zu, und ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erscholl, als die Eisberge auf einander krachten, denn natürlich konnte man nicht anders glauben, als jene zehn Mann seien zusammen mit dem Boote zerquetscht worden. Doch welches Glück nun, als man sich alsbald durch den Augenschein überzeugen konnte, daß sämmtliche Zehn sich mit seltener Geistesgegenwart und Kühnheit auf das Eis hinaufgerettet hatten, und nun unter lautem Hurrah ihre Hüte gegen das Schiff hin schwenkten. Alsbald sandte man ihnen von da aus ein zweites Boot entgegen, und in weniger als einer halben Stunde standen sie wieder heil und gesund auf dem Verdeck, um dem Kapitän von dem, was sie gesehen, einen getreuen Rapport zu erstatten.

Von nun an war Alles wieder voll froher Hoffnungen, und als sich am 18. August ein günstiger Wind erhob, so setzte man alle Segel bei, um die Durchfahrt durch die Eismassen zu erzwingen; allein man kam damit nicht zu Stande. Etwas günstiger gestaltete sich die Sache in den paar folgenden Tagen; dagegen sammelten sich bis zum 25. die Eisberge in solch' ungeheurer Anzahl, Größe und Ausdehnung, daß man jeden Gedanken an's Weitervordringen schwinden lassen mußte. Kapitän Barentz entschloß sich also, obwohl schweren Herzens, umzukehren, um wo möglich noch vor Eintritt des strengen Winters die Waigatzstraße zu gewinnen; aber — es war zu spät. Den Tag darauf, am 26. nämlich, wurde das Schiff von schwimmenden Eismassen gegen das feststehende Eis an der Küste, das hier eine Art von Bucht bildete, hingetrieben, und aus dieser Bucht — sie erhielt vom Schiffsvolk den bezeichnenden Namen „Eishafen" — wieder hinauszukommen, war eine Sache der reinsten Unmöglichkeit. Jeden Tag schwammen neue Eisberge herzu und in Folge dessen sah sich das Schiff in kürzester Zeit von thurmhohen Eiswällen förmlich eingeschlossen. Ja nicht genug an dem, sondern es wurde auch das Steuerruder nebst dem Helm weggerissen, und schließlich drückte das Eis von unten herauf so stark nach oben, daß sich das Fahrzeug nach und nach wie von Maschinenkraft oder Hebeln getrieben unter ganz entsetzlichem Krachen emporhob, bis es ganz auf dem Eis stand, obwohl natürlich an mehreren Stellen auf's schlimmste zerdrückt und halb geborsten! Da sah man denn bald ein, daß man alle Hoffnung, für dieses Jahr nach Hause zu kehren, aufgeben müsse, denn wenn sich auch etwa durch ein Wunder der mächtige Eiskerker, in dem man stack, geöffnet hätte, wie wollte man dann mit dem beschädigten Schiffe weiter segeln? Es blieb also nichts übrig, als sich an den Gedanken zu



Ein Boot zwischen Eisbergen



gewöhnen, daß man hier überwintern müsse, und zugleich die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, um diese Ueberwinterung aushalten zu können.

Am 1. September faßte man diesen Entschluß, und nun sandte Kapitän Barentz sogleich eine Abtheilung seiner Mannschaft über das Eis an's Ufer von Nowaja Semlja, um sich dort des Näheren umzusehen, denn vom Schiffe aus erschien das Land öde und kahl, ohne den geringsten Anflug von Gesträuch oder sonstigem Wachsthum. Die Leute drangen bis auf eine Stunde weit in's Innere der Insel ein, fanden aber nirgends eine Spur von Leben oder von Vegetation. Dagegen stießen sie auf einen breiten Bach süßen Wassers, an dessen Ufern zu ihrem großen Erstaunen eine große Menge starker Bäume mitsammt ihren Aesten und Wurzeln aufgehäuft lag. Woher kamen denn diese Bäume, von denen offenbar keiner auf dem ewig gefrorenen Boden Nowaja Semlja's gewachsen sein konnte? Sie vermochten sich dieses Wunder nicht anders zu erklären, als daß die Bäume alle von den mächtigen Flüssen Sibiriens fortgerissen und von Wind und Strömungen über das Eismeer bis hierher getrieben worden seien — eine Erklärung, welche sich später auch vollständig bestätigte. Eben hieraus konnte man dann auch folgern, warum so ungeheure Massen von Treibeis sich gerade in diesem Theile des Oceans aufhäuften und immer noch aufhäufen. Der gewaltige Obistrom nämlich nebst seinem Nebenbuhler, dem Jenissei, führt im Monat Mai, wenn seine mächtige Eisdecke bricht, den sibirischen Meere solch' immense Eiskörper zu, daß dasselbe ganz davon bedeckt wird; diese Eismassen aber werden zusammen mit denen, welche das Meer selbst erzeugt, während des Sommers durch die dort herrschende nordwestliche Strömung längs der Küste nach der Insel Nowaja Semlja hingetrieben, und fangen sich dort wie in einer Sackgasse. Doch um wieder auf den Kapitän Barentz und seine Schiffsmannschaft zurückzukommen, so wurden sie Alle durch die Auffindung der Holzstämme mit großer Freude erfüllt, denn sie besaßen nun doch die Materialien zur Erbauung eines Hauses für den Winter und zugleich das nöthige Brennholz, dasselbe zu erwärmen. Ueberdem — wenn die allwaltende Vorsehung ihnen auf diese erstaunungswürdige Weise beistand, durften sie dann nicht hoffen, daß die Hülfe Gottes ihnen auch nicht mangeln werde, wenn es sich im nächsten Frühjahr oder Sommer darum handle, den Heimweg anzutreten?

Von nun an begann ein äußerst reges Leben neben dem Schiffe, und das erste, was Kapitän Barentz anordnete, war, daß man aus alten Segeln und sonstigen Materialien am Ufer einige Zelte errichtete, in welche die Mannschaft sofort übersiedelte. Ebendahin brachte man auch die Vorräthe an Mehl, an Zwieback, an Fleisch, an Getränken, an Pulver und Blei, an Waffen, an Instrumenten und was dergleichen mehr ist, denn das Schiff befand sich in einem Zustande, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, es könnte in Trümmer gehen. Darauf wurde ein geeigneter Platz zum Bau eines Blockhauses ausersehen, und während ein Theil der Leute es versuchte, einen Graben im Viereck zu ziehen, damit man sich um so leichter gegen etwaige

wilde Thiere, besonders gegen den gewaltigen Eisbären, vertheidigen könne, schnitten Andere unter Anleitung des Schiffszimmermanns die bewußten Bäume in Balken und Planken, so wie man derselben benöthigt war. In letzterer Beziehung machte man schnelle Fortschritte, und eben so rasch ging es mit dem Fortschaffen des geschnittenen Holzes an den auserlesenen Bauplatz; denn da bereits am 2. September ein ziemlich tiefer Schnee gefallen war, so verfertigte man einen Schlitten, auf dem man die schwersten Lasten leicht fortbrachte. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit der Grabarbeit, von welcher man schließlich ganz abstehen mußte. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Boden schon einen Schuh unter der Oberfläche so hart gefroren war, daß man ihn nicht bearbeiten konnte, und ebenso vergeblich erwiesen sich die Versuche, denselben mittelst großer Feuer aufzuthauen. Somit begnügte man sich mit der Herstellung der vier Löcher, in welchen die vier Eckpfeiler des Hauses festgerammt wurden, und alles übrige mußte unterbleiben.

So eifrig nun übrigens die Mannschaft auch arbeitete, um noch vor Eintritt des eigentlichen Winters mit der Hütte fertig zu werden, so gelang ihnen dieß doch nicht. Bereits nämlich am 16. September war die Kälte so groß, daß das Meer, welches bekanntlich wegen der starken Wellenbewegungen, sowie wegen des in ihm enthaltenen Salzes viel schwerer zufriert, als ein Landsee, über Nacht einen zwei Zoll dicken Eisüberzug bekam, und die Nacht darauf vermehrte sich diese Dicke um's Doppelte. Am 18. sah man sich genöthigt, die Küche aus den Zelten in den untersten Schiffsraum zu verlegen, weil in derselben Alles zu Stein und Bein zusammenfror, und von da an mußte man sich sehr in Acht nehmen, beim Annageln der Diele an die Balken einen Nagel in den Mund zu nehmen, wie die Schreiner und Zimmerleute zu thun gewohnt sind. Vergaß man sich aber je hierin, so fror der Nagel augenblicklich an die Lippen fest, und wenn man ihn losriß, so ging allemal ein Stück von der Haut mit. Zwei Tage später, am 18. September, fiel der Schnee in solcher Masse, daß man die Arbeit auf vierundzwanzig Stunden einstellen mußte, und mit einem Worte — der Winter kam bereits im September so schnell und in solcher Stärke heran, daß man bei uns zu Lande keinen Begriff davon hat. Auch sollte die Leute jetzt ein schwerer Unglücksfall treffen, der ihnen weit weher that, als alle Noth der Witterung und Kälte.

Am 25. September nämlich arbeitete der Schiffszimmermann mit zwei Matrosen an den Bäumen, um diese mittelst einer langen Säge zu Werkholz zuzuschneiden, als er sich plötzlich mit furchtbarer Gewalt von hinten her am Halse gepackt fühlte. „Himmel, was ist das?" schrie er. „Wer packt mich da so schrecklich?" Auf dieses hin sahen die zwei Matrosen von der Arbeit auf, und wer beschreibt nun ihr Entsetzen, als sie einen kolossalen Eisbären erblickten, der sich des Zimmermanns bemächtigt hatte. Das Thier war ganz leise, ohne auch nur einen Ton von sich zu geben, herangeschlichen, und da ihm der Zimmermann am nächsten stand, so wurde dieser das erste Opfer seiner Freßwuth. „Ein Bär! Ein Bär!" schrieen sofort die Matrosen, und

rannten über Hals und Kopf davon, um ihre Kameraden, die an der Hütte arbeiteten, zu Hülfe zu rufen. Diese kamen auch alsobald mit Musketen und Picken bewaffnet herbei, allein inzwischen zerfleischte das Thier den unglücklichen Zimmermann mit seinen scharfen Zähnen auf's schrecklichste, und saugte ihm, nachdem es ihn ganz zerstümmelt hatte, das Blut aus, so daß derselbe in einem Augenblicke nur noch eine leblose Masse war. Es war ein gräßlicher Anblick, der die Matrosen mit dem heftigsten Rachedurst erfüllte. Sie drangen daher laut schreiend vor, allein sowie nun der Bär die Leute erblickte, rannte er mit unglaublicher Wuth auf sie los, ergriff den Vordersten, sprang mit ihm zurück und zerriß ihn, wie den Zimmermann. Darüber erschraken die Uebrigen so sehr, daß sie insgesammt die Flucht ergriffen, weil schon jeder glaubte, die Reihe des Zerrissenwerdens komme nun an ihn; allein deßwegen sollte das Raubthier das Siegesfeld schließlich doch nicht behaupten. Wie nämlich der Kapitän Barentz, der sich gerade mit dem Rest der Leute auf dem Schiffe befand, um dessen weitere Ausladung zu überwachen, das gräßliche Schauspiel gewahrte, rannte er mit diesen Leuten an's Ufer, ermunterte die Anderen, die feige Flucht aufzugeben, und brachte sie auch endlich dazu, dem Thiere von neuem die Spitze zu bieten. Inzwischen fuhr dieses ganz ruhig fort, seine Beute zu verschlingen, ohne sich um seine Angreifer zu bekümmern, und selbst dann, als es schon mehrere Schüsse in den Leib erhalten hatte, ließ es den todten Körper nicht fahren. Da wagten sich die zwei Steuermänner nebst dem Schiffszahlmeister ganz nahe an den Burschen heran, gaben ihm eine tüchtige Ladung und trafen ihn ganz nahe am Auge in den Kopf. Jetzt erst fing er an zu wanken, und wie ihm nun Einer noch mit seiner Axt einen furchtbaren Schlag über das Gehirn versetzte, fiel er endlich schwerfällig auf die Seite, so daß man ihm vollends den Garaus machen konnte. Der grimmige Feind hatte also schließlich doch seinen Lohn gefunden, allein was war das für ein trauriger Trost, wenn man bedachte, daß dem Unthier vorher zwei Menschenleben zum Opfer fallen mußten. Ueberdieß konnte man den beiden Todten nicht einmal ein ordentliches Begräbniß zu Theil werden lassen, weil die Erde allzufest gefroren war, als daß man im Stande gewesen wäre, ein Grab zu graben, und somit barg man die verstümmelten Leichname in einer Felsenspalte, über welche man große Steine hinwälzte.

Am 2. Oktober wurde man endlich mit dem Bau der Hütte fertig, und man beeilte sich nun, alle Vorräthe nebst den Waffen und der Munition in dieselbe zu bringen. Dieses Geschäft nahm natürlich mehrere Tage in Anspruch, und da kam es denn einmal vor, daß sie, während sie eben zwei Tonnen Danziger Bier auf dem Schlitten nach der Hütte zogen, von einem der gräßlichsten Schneestürme überrascht wurden, die sie noch je erlebt hatten. Sie mußten sich also so schnell als möglich unter ihr Obdach flüchten, um nicht elendiglich zu Grunde zu gehen, und ließen das Bier auf dem Schlitten außen stehen Den andern Tag dagegen, wie der Sturm nachließ, eilten sie alsbald hinaus, dasselbe zu holen, allein — o Jammer! — der Inhalt der Fässer hatte sich über Nacht vollständig in Eis verwandelt, und weil das

gefrorene Bier natürlich eines viel größeren Raumes bedurfte, als das flüssige, so waren die Fässer zersprungen und selbst die eisernen Reifen zerplatzt. Ach, sie hatten sich so sehr auf den Genuß dieses Getränkes gefreut, weil es nicht nur von äußerst angenehmem Geschmack war, sondern auch heilkräftigende Eigenschaften besaß, und jetzt war ihnen ein so böser Strich durch die Rechnung gemacht worden. Freilich thauten sie die gefrorene Masse sogleich am Feuer auf, und vermengten sie mit der wenigen Flüssigkeit, welche sich noch in der Mitte vorfand, allein es gab nur eine trübe Brühe, welche kaum besser als faules Wasser schmeckte. Das war nun also allerdings ein sehr widerwärtiges Ereigniß; doch ließen sie deßhalb die Köpfe nicht hängen, sondern fuhren vielmehr rüstig in ihrem Geschäfte fort, und beendigten es auch glücklich bis zum 12., obwohl sie mehr als einmal dabei durch die Erscheinung von Bären gestört wurden. Kaum waren sie übrigens mit dieser Arbeit zu Ende, so machten sie sich an eine andere, nämlich an die, eine tüchtige Portion Brennholz im Vorrath zum Einheizen herzurichten und dasselbe nach der Hütte zu bringen, denn sie konnten sich wohl denken, daß gar oft und viel Tage kommen würden, an denen sie das Wohnhaus nicht zu verlassen im Stande wären, und wie mußte es ihnen dann ergehen, wenn sie kein Brennmaterial besaßen?

Während dem das Schiffsvolk, dessen Zahl nach dem Tode des Zimmermanns und seines Gefährten auf sechzehn Mann reducirt war, sich auf die angegebene Weise beschäftigte, bemühte sich Kapitän Barentz von dem unfreiwilligen Winteraufenthalt auf der Insel so viel wissenschaftlichen Vortheil als möglich zu ziehen, und er machte deßhalb oft und viel bald kleinere, bald größere Ausflüge, um das Land kennen zu lernen. Doch was er sah, war immer dasselbe: eine furchtbar traurige, baum- und gesträuchlose Oede, durchzogen von hohen mit Felsblöcken überfäeten Bergen, auf denen der Schnee Jahr aus Jahr ein liegen bleibt. Noch trostloser jedoch, als der Mangel an aller sichtbaren Vegetation kam dem Kapitän die grenzenlose Stille vor, welche allüberall herrschte, und er ließ sich daher stets von seinem ersten Steuermann, Gerard de Veer, nebst einem Matrosen begleiten, weil sonst das Gefühl der Einsamkeit gar zu drückend für ihn gewesen wäre. Wodurch hätte übrigens auch die lautlose Stille unterbrochen werden sollen, da die sämmtliche Vogelwelt, seitdem das Meer zugefroren war, sich gen Süden gewandt hatte, und es außer den Eisbären keine weiteren vierfüßigen Thiere zu geben schien? Doch in letzterer Beziehung täuschte er sich, wie er sich bald nachher überzeugte, denn außer den Eisbären gab es auch noch Eisfüchse, und insbesondere zahlreich erwies sich das Geschlecht der Lemminge, d. i. jener kleinen, kaum fünf Zoll langen Mäuschen, welche ihr Dasein von Flechten und Wurzeln zu fristen verstehen, und von der Natur zu keinem anderen Zwecke erschaffen zu sein scheinen, als nur allein um die Eisfüchse Winters vor dem Hungertode zu schützen.

Der 27. Oktober war für den Kapitän Barentz und seine Leute ein wichtiger Tag, denn derselbe schoß auf einer kleinen Tour der Küste entlang den ersten Eisfuchs, den man sofort auf dem Roste fertig machte und gemeinschaftlich verzehrte. Das

Fleisch schmeckte sehr gut, so etwa wie Kaninchenbraten, und deßwegen beschloßen die Matrosen sofort, in der ganzen Nachbarschaft der Hütte Fallen aufzustellen, damit es wo möglich alle Wochen einmal einen Fuchsbraten gebe. Nach beendigter Mahlzeit begab sich Barentz mit Gerard de Veer und fast sämmtlichen Matrosen ans Schiff hinaus, um das Segelwerk auf den Schlitten zu laden und nach der Hütte hinzubringen. Dieß hätte man allerdings längst thun können, allein erst jetzt, seit die Kälte mit jedem Tag mehr zunahm, sah man ein, daß es sehr vortheilhaft sein werde, wenn man das ganze Dach der Hütte mit den Segeln überdeckte, um alles Eindringen der Luft durch die Lattenfugen abzuhalten. Kaum waren sie nun übrigens in der Nähe des Schiffs angelangt, so hörten sie auf einmal ein furchtbares Gebrumm hinter sich, und wie sie sich umsahen, so erblickten sie drei Eisbären, die ihnen aufs eiligste nachliefen. Natürlich rannten sie nun, so schnell sie konnten, dem Schiffe zu, umgingen dasselbe, um die Bären zu täuschen, und erkletterten es von der Hinterseite aus. Doch zu gleicher Zeit, als sie dieß thaten, kletterten die Thiere von vorn hinauf und so standen sie einander urplötzlich gegenüber. Da war guter Rath theuer, denn nur allein der Kapitän und Gerard de Veer trugen Waffen — der erstere eine Lanze, der letztere eine Muskete —, die Matrosen aber waren ganz vertheidigungslos, weil sie ja eine schwere Last fortzuziehen hatten und sich also nicht auch noch mit Gewehren beladen mochten. Im ersten Moment half man sich damit, daß man den Bären Stücke Holz und sonstige Gegenstände, die auf dem Verdeck lagen, hinwarf, gerade wie man dieß bei Hunden macht. Auch hatte dieses Manöver ganz die gleiche Folge, indem die Bären sofort auf die Hölzer losstürzten und in dieselben hineinbissen. Nach Kurzem jedoch gabs nichts mehr zum Vorwerfen, und nun drangen die Thiere mit erneuerter Wuth auf die Mannschaft ein. Da, wie sie sich Alle schon für verloren hielten, schoß Gerard de Veer seine Muskete ab und verwundete eine der Bestien, worauf sich dieselbe, gefolgt von einer zweiten, alsbald zur Flucht wandte; dem dritten Bären aber, dem größten von allen, stieß der Kapitän seine Lanze mit solcher Gewalt in den Rachen, daß sie ihm tief in den Schlund drang. Der Bär kam dadurch vor Schmerz ganz außer sich und wälzte sich um und um, nachdem all' seine Mühe, die Lanze herauszuziehen, eine vergebliche gewesen war. Nun faßten ihrer Drei ein schweres Hebeisen, das sie vom Mitteldecke heraufholten, und schlugen es dem Thiere so lange über den Kopf, bis sie dessen Hirnschale zerschmettert hatten. So ging diese Gefahr glücklich vorüber und um das Andenken an dieselbe immer wach zu erhalten, schleppten sie das todte Ungethüm, nachdem sie die Eingeweide herausgeschnitten hatten, mit sich fort, um es vor ihrer Hütte auf seine vier Füße zu stellen, gerade wie wenn es lebendig wäre, und es in dieser Position gefrieren zu lassen. Auch führten sie diesen Vorsatz richtig aus, und es machte ihnen später oft und viel großen Spaß, wenn sie sahen, wie die Bären, von denen sie später in der Hütte aufgesucht wurden, schnüffelnd und brummend um das gefrorene todte Thier herumliefen, offenbar nicht wissend, was sie von der Sache halten sollten.

Um diese Zeit fing die Sonne an, ihnen nur noch ganz kurze Besuche abzustatten und man konnte sich tagtäglich mehr davon überzeugen, daß ihr gänzliches Verschwinden sehr nahe bevorstehe. Am 1. November war noch ihre ganze Scheibe, wiewohl nur auf ganz kurze Zeit, zu sehen; aber bereits den Tag darauf kam sie nicht mehr in ihrer vollkommenen Größe über den Horizont herauf. Am 4. November hatte man eine klare ruhige Luft und der Himmel zeigte sich wolkenleer; von der Sonne jedoch konnte man den ganzen Tag nichts sehen, und somit nahm mit diesem Tage die öde dreimonatliche Winternacht ihren Anfang. Doch darf man sich dieß nicht so vorstellen, als ob nun diese ganze Zeit über stockfinstere Dunkelheit geherrscht habe, sondern der Mond, der jetzt seine volle Stärke erlangt hatte, verbreitete zeitweise ein fast taghelles Licht und überdem ließ man in der Hütte die große Schiffslampe, die man mit Bärenfett speiste, gar nicht ausgehen. Außerdem brachte diese lange Winternacht manche unvermuthete Annehmlichkeit, denn mit der Sonne verschwand auch der Eisbär, und man brauchte also keine Furcht mehr vor ihm zu haben. Dagegen erschienen die Eisfüchse um so häufiger, und fast jeden andern Tag fing man einen solchen in einer Falle. Freilich kamen auch recht düstere, melancholische Tage, und einer der traurigsten war in dieser Beziehung der 6. November. In der vorhergehenden Nacht nämlich war es so bitter kalt, daß die sämmtlichen Uhren, sogar den vortrefflichen Chronometer des Kapitäns nicht ausgenommen, eingefroren, und weil nun zugleich ein dichter Nebel kam, der alle Gegenstände wie in eine Wolke hüllte, so wußten die Leute, als sie des Morgens aufwachten, nicht, ob die Nacht wirklich vorbei sei oder nicht. Ja sie stritten sich sogar längere Zeit darum, ob man noch den 5. oder bereits den 6. November schreibe, und ob diesem Streit blieben sie so lange im Bette, daß sie vollends nicht mehr wußten, woran sie in der Zeit seien. Dieser Widerwärtigkeit half aber der Kapitän bald dadurch ab, daß er mit der Beihülfe des Jacob Hermskerk und des Gerard de Veer eine zwölf Stunden lang gehende Sanduhr verfertigte, welche nun den ganzen Winter über die Stelle des Chronometers vertrat.

Am 12. November fand es der Kapitän für nothwendig, den Stand der Lebensmittel einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, und da fand sich denn, daß zwar gesalzenes Fleisch nebst getrockneten Fischen im Ueberfluß vorhanden sei, daß man dagegen mit dem Zwieback, sowie mit dem Wein sehr sparsam umgehen müsse, wenn diese Artikel bis in den Sommer des nächsten Jahres hinein zureichen sollten. Somit wurde unter allseitiger Zustimmung angeordnet, daß für die Zukunft jeder Einzelne täglich nur zwei kleine Gläschen Wein und für die Woche vier Pfund Zwieback erhalten solle, während dagegen Fleisch und Fisch in gehöriger Quantität gereicht wurden. Diese Anordnung hatte übrigens keinerlei widerwärtige Folgen, und die Kräfte der Leute nahmen dadurch keineswegs ab. Weit nachtheiliger für die Gesundheit erwies sich dagegen der traurige Umstand, daß es fast gar nicht möglich war, das Weißzeug, also die Hemden, die Leintücher und was dergleichen mehr ist, zu waschen, denn so bald man die einzelnen Stücke außerhalb der Hütte aus dem kochenden Wasser

herausnahm, froren sie sogleich zu Stein und Bein zusammen und vom Trocknen konnte also keine Rede sein; hing man sie hingegen im Innern der Hütte an dem glühenden Ofen auf, so gab es einen Dampf, der fast gar nicht auszuhalten war. Man mußte sich daher dazu bequemen, die Wäsche gar nicht oder doch so wenig als möglich zu wechseln, und wie sehr nun hierunter die Reinlichkeit nothlitt, kann sich wohl Jedermann denken.

Der 22. November zeichnete sich dadurch aus, daß man die letzten siebenzehn Käselaibchen unter die Mannschaft vertheilte, d. h. es erhielt Jedermann eines zu seiner freien Verfügung, und der Kapitän nahm sich also keinerlei Vorrecht vor den gemeinen Matrosen heraus. Vier Tage später, am 26., fiel eine solche Masse von Schnee, daß die Hütte vollständig darunter begraben wurde, und bis zum 29. war es rein unmöglich, dieselbe zu verlassen. Doch nun klärte sich der Himmel auf, und die Matrosen gruben sofort mittelst Schaufeln einen Tunnel durch den Schnee hindurch bis auf die Oberfläche, so daß die Communication mit der Außenwelt wieder hergestellt war. Freilich übrigens so gar bequem darf man sich diesen Verbindungsweg nicht denken, sondern er war vielmehr so eng und niedrig, daß man ihn — die Matrosen hießen ihn deßhalb scherzweise „das Dachsloch" — nur auf allen Vieren kriechend passiren konnte, allein die Mannschaft benützte ihn deßwegen doch aufs eifrigste, um nach den aufgestellten Fallen zu sehen. Auch war man wirklich so glücklich, nachdem man den Schnee hinweggeschäufelt hatte, ein ganzes Dutzend gefüllt zu finden, und das frische Fleisch der Füchse schmeckte gar vortrefflich, während ihre Bälge zur Verfertigung von Kaputzen gegen die furchtbare Kälte benützt wurden. Leider aber dauerte die Freude nur kurze Zeit, denn am 1. December fiel eine wo möglich noch weit größere Masse von Schnee und begrub die Hütte zum zweiten Male vollständig. Ja dießmal war es ein wirkliches und wahrhaftes Grab, indem sogar der Kamin viele Schuhe dick mit Schnee bedeckt wurde, so daß sofort ein furchtbarer Rauch entstand, als man Morgens das Feuer im Ofen anzündete. Natürlich versuchte man es alsobald, den Schnee zu durchstechen, allein es ging nicht, und man sah sich daher genöthigt, um nicht zu ersticken, nur hie und da ein ganz kleines Feuerchen anzumachen. Dadurch reducirte sich die Temperatur der Hütte auf einen solch niedrigen Grad, daß die Leute nichts besseres zu thun wußten, als die ganze Zeit im Bette zuzubringen, indem sie sonst sicherlich erfroren wären. Bildete sich doch an den inneren Wänden der Hütte eine zwei Zoll dicke Eiskruste! Fror doch der eben geschmolzene Schnee, der schon seit langer Zeit das einzige Trinkwasser war, das ihnen zu Theil wurde, in den nächsten fünf Minuten zu einem harten Klumpen zusammen! Einzelne von ihnen verließ übrigens auch während dieser schrecklichen Nothzeit der Muth nicht, und ihnen gelang es bis zum 3. December richtig, ein Loch durch die obere Schneeschichte durchzubohren, so daß der Rauch wieder einen Abzug hatte. Nun rafften sich auch die Andern auf, um so rüstig als möglich an der Fortsetzung des „Dachslochs" zu arbeiten, und nach kurzer Zeit wurde auch diese Arbeit zu Stande gebracht. Man konnte

also von neuem ins Freie hinauskriechen und nach den Fuchsfallen sehen, allein leider waren sie dießmal alle leer.

In der Nacht vom 3. auf den 4. December entstand plötzlich ein immenses Getöse auf der See, und es war gerade, als ob die ganze Welt in Trümmer ginge. Die sämmtlichen Eisberge an der Küste schienen auf einander zu stoßen und das dadurch verursachte Krachen war viel ärger, als wenn tausend Feuerschlünde gegen einander gespielt hätten. Ueberdieß schien sich ihnen dieser gräßliche Aufruhr der Natur immer mehr zu nähern, und es erfaßte sie unwillkührlich der Gedanke, daß die nächsten Felsberge sich über ihre Hütte herstürzen würden. Doch ging alles glücklich vorüber und die ganze Erschütterung, die ohne Zweifel von einer starken Meeresströmung verursacht worden war, hatte keine weitere Folge, als daß das Eis in der See an einzelnen Stellen tiefe Risse und Spalten zeigte. Ein anderes Ereigniß aber, von dem ich nun berichten muß, hätte beinahe ernsthaftere Folgen gehabt und ihrer Aller Untergang herbeigeführt. Weil nämlich die Kälte immer grimmiger wurde, und selbst das mächtigste Holzfeuer, das sie anzündeten, nicht im Stande war, das Eis an den inneren Wänden der Hütte zu schmelzen, beschloßen sie am 7. December, mit dem Schlitten nach dem Schiffe zu fahren, und sich von da einen tüchtigen Haufen von Steinkohlen herbei zu schleppen. „Wo Holzfeuer nicht durchdringen kann," dachten sie, „da muß man ein Steinkohlenfeuer anfachen, denn dieses gibt die allergrößte Hitze, welche man nur hervorzubringen im Stande ist." Gedacht, gethan! Mit unsäglicher Anstrengung, weil die Kälte in der That über alle Begriffe ging, schleppten sie eine große Quantität von Kohlen herbei, füllten damit den Ofen bis oben hinauf und brachten denselben nach kurzer Zeit in Glühhitze. Dadurch verschafften sie sich in der That eine recht behagliche Wärme, welche ihnen unendlich wohl that, und um sich nun diese so lang entbehrte Temperatur wo möglich die ganze Nacht durch zu erhalten, verstopften sie vor Bettgehen die Fenster und alle Oeffnungen, durch welche die Kälte eindringen konnte, recht sorgfältig. Plötzlich aber, mitten in der Nacht, erwachten Mehrere von ihnen in einem Zustand der Beklemmung und des Schwindels, der ihnen die heftigsten Beschwerden verursachte. Ihr Angstgeschrei erweckte auch die Uebrigen und siehe da — sie alle fühlten die gleichen Schmerzen, die gleiche Betäubung. Sie versuchten aufzustehen, aber der Schwindel brachte sie alsbald zu Falle, und sie konnten weder stehen noch gehen. Endlich arbeiteten sich doch Zwei oder Drei auf allen Vieren kriechend nach der Thüre, welche zum Tunnel hinausführte; jedoch der Erste, welcher öffnete, fiel sogleich besinnungslos in den Schnee. Der Luftzug übrigens, der hereindrang, brachte ihn bald wieder zu sich, und auch die Uebrigen athmeten sofort wieder freier. De Veer öffnete darauf den verstopften Rauchfang, und da nun der Steinkohlendampf abziehen konnte, so fühlte sich die ganze Mannschaft in Kurzem von ihren Leiden erlöst. Thatsache ist es dagegen, daß sie sämmtlich verloren gewesen wären, wenn sich das Oeffnen der Thüre nur um eine Viertelstunde länger hinausgezogen hätte.

Vom 8. December an blieb der Himmel drei ganze Wochen lang klar und die Sterne funkelten in einem so wundervollen Glanze, daß es prachtvoll anzusehen war. Dagegen steigerte sich auch die Kälte immer mehr und erreichte endlich einen so hohen Grad, daß selbst der Muthigste dadurch zur Verzweiflung gebracht wurde. Den ganzen Tag und die ganze Nacht brannte das Feuer in der Hütte, allein es schien dasselbe alle seine Kraft verloren zu haben, und selbst auf die nächsten Gegenstände äußerte es keine Wirkung mehr. So gefroren die ledernen Schuhe an die Füße an, wenn man kaum einen Schritt vom Ofen weg stand, und am Ende war man genöthigt, das Lederwerk ganz wegzuwerfen, indem man dagegen vier Paar Socken über einander anzog. Ueber die Kleider, wie die Betten, legte sich ein dichter Eis-Reif, und wer sich je gezwungen sah, die Hütte auf einen Augenblick zu verlassen, der bekam sofort an den Lippen, an den Ohren, an der Nase oder wo sonst eine Stelle des Körpers nicht dicht bedeckt war, Blattern, welche gleich nach dem Entstehen zugefroren und dann nachher sich zu äußerst schmerzhaften Eiterwunden erweiterten. Nicht einmal in den Betten konnte man sich ordentlich erwärmen, obwohl nie verabsäumt wurde, dieselben durch heiß gemachte Steine in einen leidlichen Zustand zu versetzen, und so stiegen die Drangsale dieser Ueberwinterung auf Nowaja Semlja nach und nach auf eine solche Höhe, daß fast Keiner der Mannschaft anders glaubte, als es müsse dieser Zustand, wenn er auch nur noch kurze Zeit dauere, nothwendig schließlich zum Untergang von ihnen Allen führen.

Auf diese traurige Art endigte sich das Jahr 1596, und unter nicht minder ungünstigen Vorbedeutungen begann das Jahr 1597. Ja dieses ließ sich sogar noch entmuthigender an, indem die Kälte nicht um das Geringste nachließ, während dagegen der Himmel sich verdüsterte und weder Mond noch Sterne zu erblicken waren. In Wahrheit schien also nun die ewige Nacht, von der kein Wiedererwachen ist, eingetreten zu sein, und wenn sich daher die Leute bei dem trüben Schein ihrer Laterne ins Gesicht sahen, so geschah es nur mit dem Blicke des tiefsten Elends. Dennoch lebte noch so viele geistige Kraft in ihnen, daß sie den 5. Januar, das ist der Tag der heiligen drei Könige, welcher damals in Holland als der größte Festtag gefeiert wurde, nicht wie einen gewöhnlichen Werktag vorübergehen ließen, sondern daß sie vielmehr den Kapitän baten, denselben nach alter Sitte feierlichst begehen zu dürfen. Sie hatten noch zwei Pfund Mehl im Besitz und aus diesem wurden sofort Kuchen bereitet, welche man in Oel buck. Auch noch etwas Wein war übrig, um den Festschmaus zu würzen, und nun zogen sie das Loos, wer der König des Tages sein solle. Das Glück begünstigte den Stückmeister und dieser wurde sofort zum König von Nowaja Semlja ausgerufen; die Andern aber huldigten ihm unter Grimassen, und so brachten sie den Abend so fröhlich hin, als säßen sie bei den Ihrigen am heimischen Herde.

Am 13. Januar, um die Mittagszeit bemerkte Einer, der sich gerade außerhalb der Hütte befand, plötzlich, daß ein Schein von Licht durch das Fenster herein-

falle. Schnell benachrichtigte er die Andern und — welche Freude — als man nun eine Kugel auf den gefrornen Schnee hinwarf, konnte man dieselbe deutlich hinrollen sehen; was bei der seit vierzehn Tagen herrschenden Finsterniß ganz unmöglich gewesen war. Nun heiterte sich auch der Trübseligste auf, denn es lag ja hierin der Beweis, daß die ewige Nacht baldigst dem Gestirne des Tages weichen müsse, und seit dieser Entdeckung eilte Alles zur Mittagszeit freiwillig in's Freie, um die halb erstarrten und steif gewordenen Glieder durch heftige Bewegung wieder geschmeidig zu machen. Sechs Tage später, am 19., sah man deutlich am Mittag eine falbe Röthe am Himmel, und so schnell auch dieselbe verging, so begrüßte man sie doch mit einem lauten Hurrah, denn sie konnte nichts anderes sein, als der Vorbote der Morgenröthe. Zu diesem freudigen Ereigniß gesellte sich nun noch ein zweites, nämlich das, daß die Kälte während des Tags sichtlich abnahm. Dieß zeigte sich am offenkundigsten in der Hütte, denn wenn man da ein ordentliches Feuer unterhielt, so lösten sich von der Decke und den Wänden große Eisklumpen ab und verwandelten sich am Boden in Wasser. Die Nächte dagegen waren immer noch gleich kalt und es fror da Alles steinhart zusammen. Am 24. Januar kam Gerard de Veer, der mit zwei Matrosen nach den Fuchsfallen gesehen hatte, mit der fröhlichen Nachricht zur Hütte gerannt, daß sie von einem kleinen Berge aus einen Theil der Sonnenscheibe erblickt hätten, und man kann sich nun wohl denken, welche Aufregung diese Nachricht hervorbrachte. Da erklärte Kapitän Barentz, dieß müßte eine Täuschung sein, indem vermöge der Gestalt der Erdkugel, die Sonne auf Nowaja Semlja erst in vierzehn Tagen erscheinen könne, und nun war's bei den Meisten mit der Freude vorbei, denn man kannte ihn als einen vortrefflichen Mathematiker. De Veer und seine zwei Begleiter aber beharrten auf ihrer Behauptung und erboten sich zu jeder Wette für die Wahrheit derselben. So sah denn Alles in größter Aufregung dem nächsten Tage entgegen, allein an diesem, wie auch am 26., stellte sich ein solch' dichter Nebel ein, daß man keine drei Schritte weit sehen konnte. Am 27. klärte sich der Himmel auf, und nun eilte die sämmtliche Mannschaft, den Kapitän an der Spitze, schon lange vor Mittag dem Berge zu, auf dem de Veer seine Beobachtung gemacht hatte. Welche selige Wonne aber, als genau um Mittag die volle Scheibe des großen Himmelslichts in all' ihrer Pracht an dem Horizonte emporstieg, und ihre Strahlen die Bergspitzen rings umher vergoldeten! De Veer hatte also recht gesehen und die traurige, öde Winternacht konnte als überwunden betrachtet werden. Dennoch aber darf man deßwegen den Kapitän Barentz keineswegs der Unwissenheit zeihen, sondern seine Berechnung war vielmehr eine richtige; nur kannte man damals die unendlich ausdehnende Kraft der Strahlenbrechung in dieser kalten nördlichen Luft noch nicht — eine Kraft, durch welche, wie spätere Beobachtungen bewiesen, die Dauer der Polarnacht um volle vierzehn Tage verkürzt wird.

Von nun an nahmen die Dinge eine viel freundlichere Gestalt an, und da die Kälte fortfuhr rasch abzunehmen, gab sich Alles den frohesten Hoffnungen hin. Statt

des fortwährenden Stilleliegens in der Hütte gingen die Leute täglich hinaus, machten kleine Entdeckungsreisen die Ufer entlang, oder übten sich in Kampfspielen, und erneuerten so die Kraft ihrer Glieder. Dagegen aber stellte sich mit der Sonne ihr alter Feind, der Eisbär, den sie seit zwei ein halb Monaten nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten, wieder ein, und bald sollte es abermals harte Kämpfe mit demselben setzen. Am 13. Februar waren sie eben Alle bis auf einen Matrosen, den man zum Glück als Schildwache aufgestellt hatte, mit dem Wiederaufrichten und Reinigen der Fuchsfallen beschäftigt, als eines dieser Thiere, ein kolossaler Bursche, sich der Hütte näherte. Der Matrose ließ denselben sehr nahe kommen, zielte dann genau und hatte das Glück, ihn so zu treffen, daß die Kugel vorn an der Brust hineindrang, um hinten am Schwanz ganz platt gedrückt wieder herauszukommen. Dennoch fiel der Bär nicht auf der Stelle todt nieder, sondern machte noch etwa dreißig Schritte, ehe ihn seine Kräfte verließen. Nun gab man ihm — auf den Schuß hin nämlich eilte die ganze Mannschaft herbei — noch ein paar Kugeln, um ihm ganz gewiß auch den letzten Athem zu rauben, ehe man sich ihm näherte, denn man wußte aus Erfahrung gar wohl, wie zäh das Leben dieser Thiere ist. Wie er nun aber wirklich todt war, beeilte man sich, ihm den Bauch aufzuschneiden, und siehe da, man gewann von ihm nicht weniger als hundert Pfund Fett. Jetzt konnte man doch die große Schiffslampe wieder bei Nacht anzünden, was man aus Mangel an Material schon seit mehreren Wochen hatte unterlassen müssen. Dieser Bär war übrigens natürlich nicht der einzige, mit dem sie kämpfen mußten, sondern es verging von nun an fast kein Tag, an dem nicht das Geschrei: „ein Bär, ein Bär" erschollen wäre. Doch fiel glücklicherweise jedes Begegniß mit diesen gefährlichen Feinden zum Vortheile der Schiffsmannschaft aus, indem es ihnen regelmäßig gelang, sie entweder in die Flucht zu jagen oder zu tödten. Nur ein einziges Mal wäre es ihnen beinahe schlecht ergangen. An einem finsteren Nebeltage nämlich befanden sie sich alle in der Hütte, deren Thüre weit offen stand, weil sie eben Schnee zum schmelzen hereinbrachten. Da sah Heemskerk, wie er sich umwandte, einen kolossalen Bären, der gerade im Begriff war, die Thürschwelle zu überschreiten, und obwohl er nun furchtbar erschrack, so verlor er doch seine Geistesgegenwart nicht, sondern warf mit Blitzesschnelle die Thüre zu und stemmte sich mit dem Rücken gegen dieselbe. Das Thier machte die verzweifeltsten Anstrengungen, die Pforte zu sprengen; aber Heemskerk war ein kräftiger Mann und wich nicht. Ueberdem sprangen ihm nun auch die Uebrigen bei, als sie vernahmen, in welcher Gefahr sie schwebten, und so mußte der freche Bursche endlich abziehen. Allein kaum glaubten sie sich von demselben erlöst, so kehrte der Geselle zurück und bestieg sofort das Dach, um durch den Schornstein einzudringen. Natürlich fand er denselben zu eng und somit ging er nun daran, ihn umzuwerfen. Furchtbar waren seine Anstrengungen und mehrmals schien es, als ob er siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde. Außerdem brüllte er so entsetzlich dabei, daß die Hüttenbewohner aus dem Schrecken gar nicht hinauskamen. Endlich aber entschloß sich Gerard de Veer zu einem tollkühnen Stück-

lein, das, wenn er ein weniger guter Schütze gewesen wäre, leicht verderblich für ihn hätte endigen können. Er nahm nämlich zwei Musketen, lud sie sorgfältig, verlangte drauf von seinen Kameraden, daß sie ihm die Thüre öffneten, um sie sogleich wieder hinter ihm zu verschließen, schlich sich sodann, wie er draußen war, um's Haus herum, bis er den Bären schußgerecht hatte, zielte sofort sorgfältig und jagte dem Thiere eine Kugel durch den Kopf. Dieß machte der Sache ein Ende, denn der Bär kugelte augenblicklich vom Dache herab, und konnte durch einen nachfolgenden Schuß vollends getödtet werden.

Fast den ganzen Monat Februar hindurch, war das Wetter verhältnißmäßig mild gewesen, und man konnte es über die Mittagsstunden ganz gut im Freien aushalten, ohne befürchten zu müssen, ein Glied zu erfrieren. So gab man sich denn allseitig der Hoffnung hin, daß das Aergste überstanden sei, und zwar um so mehr, als die Sonnenstrahlen, deren man sich nun täglich länger zu erfreuen hatte, doch auch schon anfingen wenigstens einige Wirkung auszuüben. Um so tiefschmerzender war daher die Täuschung, als am letzten Februar ein heftiger Sturm aus Nordost eine viel durchdringendere Kälte als je brachte und überdieß die ganze Hütte abermals unter den Schnee begrub. Freilich meinte man im Anfang, das werde nur eine vorübergehende Wetterlaune sein, und grub sich frischen Muthes ein neues Dachsloch in's Freie hinaus; allein die Wetterlaune hielt leider auch im März an, und steigerte sich zu einem solchen Frost, daß sogar ein kleines Restchen Xereswein, dessen Stärke doch dem früheren Froste getrotzt hatte, sich über Nacht in einen Eisklumpen verwandelte. Kein Wunder also, wenn die Leute, als dieser Zustand vierzehn Tage anhielt, abermals den Muth zu verlieren begannen, und am Ende halb verzweiflungsvoll in den Betten liegen blieben, ohne sich auch nur zu rühren! Doch — an dem Bisherigen war es noch nicht genug, sondern die Leiden sollten vielmehr erst gegen das Ende des März hin ihren höchsten Höhepunkt erreichen. Weil nämlich mit dem Wiedererscheinen des Eisbären der Eisfuchs sich in die unzugänglichsten Klüfte zurückzog, um nicht von diesem seinem grimmigen Gegner gänzlich vertilgt zu werden, fing man schon längere Zeit keine dergleichen Thierchen mehr in den Fallen, und die Hauptnahrung der Schiffsmannschaft bestand also außer dem Bischen Zwieback in gesalzenem Fleische. Solches konnte in die Länge nicht gut thun, sondern mußte Krankheiten erzeugen. Dazu kam dann aber noch die schon oben berührte geistige Niedergeschlagenheit, so wie der Mangel an Bewegung, die schlechte Luft in der Hütte, der Schmutz des Weißzeugs und der Kleider, die Kälte, und was mit einem Winteraufenthalt der beschriebenen Art sonst noch verbunden zu sein pflegt. Demgemäß fingen bald Viele an über eine große Schwäche zu klagen, indem es ihnen gerade so sei, als ob sie ihre Beine nicht mehr trügen, und überdem that ihnen die Brust weh, so daß sie nur mit Anstrengung athmen konnten. Weiter zeigte sich Neigung zum Erbrechen, und es erschienen auf der Haut blaurothe Flecken, wie von ausgetretenem Blute. Nachher schwollen die Mandeln an und über den ganzen Leib verbreitete sich

ein starkes Jucken; das Zahnfleisch aber entzündete sich, wurde weich und schwammig, als wollten die Zähne ausfallen, und zuletzt bedeckte es sich mit Geschwüren, die einen fast unausstehlichen Gestank verbreiteten. Einzelne litten sogar an Blutungen aus dem Darmkanal und in ihren Eingeweiden wütheten so furchtbare Schmerzen, daß selbst ein Vergifteter nicht ärger hätte leiden können. Das waren die Krankheitssymptome, welche sich gegen das Ende des Monats März zu zeigen anfingen, und Kapitän Barentz konnte es sich also keinen Augenblick länger verhehlen, daß das allerschrecklichste Uebel, von welchem eine Schiffsmannschaft nur überhaupt angefallen werden kann, unter seinen Leuten ausgebrochen sei, nämlich der Skorbut oder der Scharbock, wie man ihn auch nennt. Natürlich wäre den Leuten augenblicklich geholfen gewesen, wenn man es möglich hätte machen können, sie sofort in ein warmes Klima zu bringen, wo sie sich angenehm im Freien bewegen und zugleich neben frischem Fleisch täglich gute Gemüse geniesen konnten; allein man befand sich auf Nowaja Semlja, in einer Temperatur von etlichen und vierzig Grad Kälte, und zugleich in einer armseligen, von einem zwanzig Fuß hohen Schneelager umgebenen Hütte. Man befand sich in einer Lage, wo es nichts gab, als gesalzenes Fleisch nebst etwas steinhartem Zwieback, an dem sich ein Kerngesunder die Zähne ausbeißen konnte. Mußten also da nicht die Kranken voraussichtlich sammt und sonders schließlich der Entkräftung erliegen?

Dennoch erlagen sie nicht, sondern wurden vielmehr, wenigstens größtentheils, gerettet, und zwar durch einen Umstand, von dem sie Anfangs fest überzeugt waren, er werde ihren Tod beschleunigen. Als nämlich am 1. April ein abermaliger furchtbarer Schneesturm ihre so mühsam gegrabene Tunnelröhre total zuschneite und verschüttete, erklärten sie sich für viel zu schwach, um eine neue herzustellen, und lieber krochen diejenigen, welche sich außerhalb der Hütte begeben wollten, durch den Schornstein aus und ein, als daß sie eine Hand zum Schneeschaufeln gerührt hätten. Doch siehe da, jetzt zeigte sich's plötzlich, daß der sämmtliche Vorrath von Brennholz, den man im October aufgestapelt hatte, bis auf einen kleinen Haufen Spähne total aufgebraucht sei. Eben der Spähne wegen hatte man sich bisher über die noch vorhandene Quantität getäuscht, aber wie nun der wahre Sachverhalt unwiderleglich an den Tag trat, — nein, wahrhaftig, von diesem Schrecken kann man sich keinen Begriff machen! „Wir sind verloren,“ rief Einer dem Andern verzweiflungsvoll zu. „Jetzt kann uns nichts mehr erretten!“ So schien es auch in der That, denn ohne Feuerungsmaterial mußten sie nothwendig erfrieren, und überdieß wie wollten sie kochen oder sich auch nur den Schnee zum Trinkwasser schmelzen? Allein plötzlich ermannte sich Gerard de Veer, der sich auch bisher immer am muthigsten benommen hatte, und von Kapitän Barentz ermuntert, setzte er den Uebrigen auseinander, wie man keineswegs Ursache habe, sich einer totalen Verzweiflung hinzugeben. „Zwei Meilen von hier am Flusse liegen der Baumstämme noch eine schwere Menge,“ rief er; „wer hindert uns denn dieselben zu zersägen und die Stücke dann auf unserm

Schlitten hierherzuschleppen? Lasset uns also jetzt gleich dran gehen, einen Weg aus unserer Hütte zu bahnen, damit wir den Schlitten hinausbringen, und dann vorwärts nach den Bäumstämmen, um Brennholz zu machen.“ Auf diese Art sprach der muthige de Veer, und in der That gelang es ihm, von seiner eigenen Herzhaftigkeit wenigstens einen Theil auf seine Genossen überzutragen. Man grub also einen Tunnel und brachte den Schlitten hinaus. Man fuhr zu den Bäumen hin, und bearbeitete sie mit der Axt und der Säge, — versteht sich, nachdem man vorher den tiefen Schnee, von dem sie bedeckt waren, weggeschaufelt hatte. Man gewann Brennholz, brachte es in die Hütte und konnte wieder kochen und einheizen. Kurz man führte ein Unternehmen aus, welches bei dem furchtbar erschöpften Zustand, in welchem sich die Mannschaft befand, als eine reine Unmöglichkeit erschienen war, und es gelang dieß, weil man nur die Wahl hatte zwischen Arbeiten oder Sterben. Doch nicht blos diesen Erfolg erzielte man, sondern einen noch weit größeren. Das Graben, Sägen und Hauen nämlich kostete unendlich viel Anstrengung, und die Schweißtropfen rannen den Matrosen oft wie kleine Bächlein über die Stirne. Hiedurch kam das Blut in Bewegung und Muskeln wie Nerven erhielten neues Leben. Ueberdem trug die frische Luft, in der sie nun die größere Hälfte des Tages zuzubringen sich genöthigt sahen, unendlich viel zu ihrer Kräftigung bei, und sie erhielten bald einen gesunden Appetit. Als sie aber gar vollends, vom Durst getrieben, mit den Axten ein Loch in die dicke Eisdecke des Flusses einhieben, und nun frisch fließendes Wasser, statt des geschmolzenen Schnees, zu trinken bekamen, da besserte es sich mit ihrer Gesundheit zusehends, und eben damit kehrte auch die Heiterkeit des Geistes wieder bei ihnen ein.

Am 15. April brach endlich die große Kälte, und die ganze Mannschaft eilte nun zum Schiffe hinaus, das sie zu ihrer unaussprechlichen Freude noch ganz in demselben Zustande vorfanden, in dem es sich vor dem Einfrieren befunden hatte. Man durfte also hoffen, daß es von dem Eisdruck weniger beschädigt sei, als man früher befürchtet hatte, und überdem waren sie ja geschickte Seeleute, die sich auf eine Reparatur selbst bedeutender Abmängel wohl verstanden. Nur Eines machte ihnen Kummer, nämlich das, daß das ganze Meer immer noch fest zugefroren und mit ungeheuren Eisblöcken der verschiedensten Formen — dieselben glichen bald Kirchen, bald Thürmen, bald Palästen, so daß das Ganze fast wie eine ungeheure Eisstadt aussah — bedeckt war; allein — warum sich darüber härmen? Einmal, dachten sie, muß das Eis doch brechen, und man darf sich also nur den Geduldsfaden nicht ausgehen lassen. Zwei Tage darauf, am 17., machten sie dem Schiffe einen abermaligen Besuch, und als sie es bestiegen hatten, meinten sie zu sehen, daß das Meer gegen Nordosten hin wenigstens zum Theil eisfrei geworden sei. Sogleich machten sich nun Einige von ihnen auf, stiegen von einem Eisblock auf den andern, und ließen nicht nach, als bis sie die offene See erreichten. Das war ein Anblick, der ihr Herz mit der tiefsten Freude erfüllte, denn seit sieben Monaten hatten sie denselben entbehren müssen, und um ihr Glück noch zu erhöhen, wurden sie auch einer Seemöve gewahr, die schnellstens

an ihnen vorüberflog. „Wenn die Vögel kommen," jubelten sie, „muß es mit dem Winter vorüber sein." Sie hatten recht, mit dem Winter war's vorbei und tagtäglich konnten sie sich davon mehr überzeugen; allein merkwürdig — wenn nun auch Südwestwinde, die sich jetzt einstellten, die hohe See ziemlich von Eis säuberten, so blieben die Eisbänke, welche das Schiff gleich einem mächtigen Bollwerk umgaben, nicht nur unveränderlich liegen, sondern dieselben nahmen sogar sichtlich, und zwar in schreckenerregender Weise, an Breite und Dichtigkeit zu. Die Winde trieben nämlich theils große Eisberge, theils kleinere Schollen gegen das Ufer zu, und all' dieses Eis setzte sich an dem früher schon vorhandenen fest, so daß es nach kurzem (am 3. Mai) eine zusammenhängende Masse in einer Breite von fünfhundert Schritten (diese Breite hatte am 15. April blos den fünften Theil betragen) bildete. Man bedenke — ein Eisbollwerk in einer Breite von fünfhundert Schritten und in einer Dicke von gewiß sechs Klaftern, das Klafter zu sechs Fuß gerechnet — wie lange mußte man da nicht warten, bis eine solch' ungeheure Masse geschmolzen war!

Am 7. und 8. Mai herrschte ein solches Schneegestöber, daß Niemand die Hütte verlassen konnte, und diese Zeit benützte man nun dazu, um sich über die Heimreise zu berathen. Die Matrosen drangen sämmtlich darauf, daß man die beiden Boote, welche man noch besaß, nämlich die große Schaluppe und die sogenannte Schute — ein kleineres zum Fischfang bestimmtes Boot — ausrüsten und auf diesen die Heimfahrt antreten solle, denn wenn man so lange hier festliegen wolle, bis die Eiswand um's Schiff herum vergehe, so müßten sie in der Zwischenzeit unbezweifelt alle Hungers sterben. Die Offiziere dagegen warfen ein, daß es erste Pflicht eines jeden braven Seemanns sei, sein Schiff so lange nicht im Stich zu lassen, als man noch Hoffnung hegen dürfe, es zu retten, und somit müsse man hier bleiben, so lange als irgend thunlich. Endlich schlug Einer vor, man solle zuwarten bis zum letzten Mai. Sitze bis dorthin das Eis noch fest, so habe man sich der Boote zur Heimreise zu bedienen; sei's aber umgekehrt, und dürfe man am 31. Mai die Ueberzeugung haben, das Schiff in kürzester Zeit in die offene See zu bringen, so sei nochmals eine Woche oder zwei geduldig auszuharren. Mit diesem Vorschlag erklärten sich bald Alle einverstanden, und Mannschaft wie Offiziere sahen nun dem Ende des Monats mit größter Spannung entgegen. Doch entschied sich die Streitfrage noch um ein paar Tage früher. Zwischen dem 20. und 26. Mai nämlich trieben heftige Nordwinde eine noch größere Masse Eis herbei, und da also das Bollwerk statt abzunehmen, immer nur zunahm, so gab Kapitän Barentz im Einverständniß mit seinem Beirath Heemskerk am 27. Mai den Befehl, sofort an die Ausrüstung der Boote zu gehen, indem an die Rettung des Schiffes nicht mehr zu denken sei.

Mit welcher Lust begannen nun sofort die Matrosen ihre Arbeit! Zugleich aber auch — welch' schwere Arbeit war es! Man bedenke nur, wie tief die beiden Boote im Schnee begraben lagen, und welch' furchtbare Mühe es kostete, solch' große Massen blos mit Hülfe von Schaufeln fortzuschaffen! Man bedenke dann weiter, daß die

Ränder der Schute um ein bedeutendes erhöht werden mußten, damit sie seetüchtig sei, während es doch an dem Oberleiter eines solchen Bauwesens, nach dem Tode des Schiffszimmermanns, fehlte! Man bedenke endlich, daß die Arbeit fast jeden Tag durch das Erscheinen eines oder zweier Eisbären gestört wurde, welche man entweder verjagen oder tödten mußte! Trotz allendem aber fühlten sich die Matrosen bei dem Gedanken an die Heimkehr geistig wie körperlich so erstarkt, daß sie selbst das Unmögliche möglich zu machen wußten, und bereits am 11. Juni waren die Boote vollständig in Stand gesetzt. Allein nun stand ihnen noch eine harte Arbeit bevor. Man mußte nämlich über das Eis hin, mitten durch dessen Schneewände und Schneewehen, durch dessen Untiefen, Berge und Abschüssigkeiten, mit Spaten, Beilen und Aexten einen Weg bahnen, um die Boote ans offene Meer hin ziehen zu können, und daß das abermals der Schweißtropfen nicht wenige kostete, wird man mir wohl auf's Wort hin glauben. Doch in drei Tagen war auch diese Arbeit gethan, wobei, um dieß nicht unbemerkt zu lassen, nebenher zwei Bären, die zwei letzten, die man zu Gesicht bekam, getödtet wurden, und man konnte sofort die beiden Fahrzeuge, nachdem man alle Waffen, alle Mundvorräthe und alle Kleider hineingepackt hatte, noch am Abend des 13. Juni in die offene See lassen. Wohl fühlte sich die ganze Mannschaft müde bis zum Tode, aber doch jubelte ihr Herz vor Wonne, und Keiner legte sich schlafen, ehe er seinem Schöpfer für die hohe Gnade, mit der Er ihn bisher erhalten, auf den Knien gedankt hätte.

Endlich — endlich brach der Tag der Erlösung an, und am 14. Juni 1597, Morgens sechs Uhr, ging man bei einem günstigen Westwind mit einem lauten Hurrah der Matrosen unter Segel. Die Gedanken von ihnen allen waren nach der Zukunft gerichtet, aber deßwegen warf doch Jeder von ihnen dem trübseligen Orte, an dem sie so lange festgelegen hatten, noch einen langen, langen Blick zu. Mit ganz besonders eigenthümlichen Gefühlen jedoch mochte Kapitän Barentz von Nowaja Semlja Abschied nehmen, denn seine Gesundheit war durch die furchtbaren Entbehrungen, die er in den letzten zehn Monaten durchzumachen gehabt hatte, so erschüttert worden, daß die Ueberzeugung in ihm feststand, er werde sein Vaterland nicht mehr lebend erreichen. Er sprach dieß auch unverhohlen aus, fuhr aber deßwegen doch fort, seine Pflicht als Obercommandeur mit derselben Ruhe und Kaltblütigkeit zu erfüllen, wie vor einem Jahre, als er von Holland abfuhr. Und wahrlich — diese Pflicht war eine schwere und erforderte nicht blos die größte Umsicht, sondern auch den außerordentlichsten Muth, denn wenn auch die See eine offene genannt werden konnte, so begegnete man doch schon nach einer Fahrt von wenigen Stunden einer Menge von Eisbergen, und wenn nur ein einziger dieser Kolosse die zwei Nußschalen von Fahrzeugen unsanft berührte, so mußten sie nothwendig untergehen. Ueberdieß gab's wieder andere Stellen, in denen sich das Treibeis auf viele Meilen hin ausdehnte, und wenn sie hier hineingeriethen, so lag die Wahrscheinlichkeit, von demselben gänzlich eingeschlossen zu werden, nahe genug. Kurz also der Gefahren, welche unseren See-

fahrern bevorstanden, waren nicht wenige, und nur unter der Leitung eines so tüchtigen Commandeurs, als welchen sich Kapitän Barentz bewährt hatte, konnte man hoffen, dieselben wenn auch nicht ganz zu vermeiden, so doch zu überwinden.

Letzteres bewahrheitete sich auch bereits am dritten Tage nach der Abfahrt. Nachdem sie nämlich am 16., ohne einen besondern Unfall, die Oranieninsel erreicht hatten, und somit um die nördlichste Spitze Nowaja Semljas herumgekommen waren, trieb sie am 17. ein heftiger Wind trotz aller ihrer Gegenanstrengungen mitten in ein Feld von losem Eise hinein, und bald wurden sie von diesem, das sich immer mehr verdichtete, so gepreßt, daß sie glaubten, die schwachen Fahrzeuge werden dem starken Drucke nicht widerstehen können. Die Leute nahmen also Abschied von einander, wie man vor dem Scheiden in die Ewigkeit thut; allein für dießmal kam dieser Abschied noch zu früh. Der Kapitän Barentz nämlich, der sich von den Matrosen hatte in die Höhe heben lassen, erblickte hinter dem Treibeis in nicht allzugroßer Entfernung feststehendes Eis, und flüsterte nun dem Gerard de Veer, offenbar dem Gewandtesten und zugleich Beherztesten unter der ganzen Bemannung, einige Worte zu. Dieser ergriff sofort ein langes Seil, befestigte das eine Ende desselben an den Mast der Schaluppe, während er sich das andere um den Leib schlang, bestieg dann einen der schwimmenden Eiskörper, nachdem er sich vorher mit einem Hammer und einer dicken aber vorn zugespitzten eisernen Stange bewaffnet hatte, und schwang sich darauf mit Gefahr seines Lebens von einer Eisscholle auf die andere, bis er endlich das feste Eis erreichte. Kaum aber war er dort angekommen, so schlug er die Stange ins Eis ein, befestigte daran das andere Ende des Taues, und brachte auf diese Art, indem er den Matrosen befahl, an dem Tau zu ziehen, die Schaluppe hart an das feststehende Eis heran. Ganz eben so verfuhr man gleich darauf mit dem kleineren Boot, und wie nun die beiden Schiffchen fest lagen, landete man sofort zuerst die Kranken, drauf trug man die Mundvorräthe und was dergleichen mehr war heraus, und schließlich zog man auch die Boote selbst aufs Eis, damit sie nicht von den ewig zusammenstoßenden Eisschollen zertrümmert würden.

Für dießmal also waren sie gerettet, und sie sahen alle wohl ein, daß sie diese Rettung nur allein der Erfahrenheit des Kapitän Barentz, so wie der Kühnheit des Steuermanns de Veer verdankten. Um so inniger ging ihr allseitiger Wunsch dahin, daß die Körperschwäche des Kapitäns sich doch wo möglich verbessern möchte, allein leider war nicht nur dieser Wunsch ein vergeblicher, sondern sie sollten ihren braven Anführer sogar viel bälder verlieren, als sie gefürchtet hatten. Am dritten Tage ihres Aufenthalts auf dem Eise nämlich, also am 20. Juni, Morgens 9 Uhr studirte derselbe, auf seinem Bett in der Schaluppe liegend, eben eifrig in einer Karte, welche de Veer von der Küste Nowaja Semljas entworfen hatte, als der genannte de Veer zu ihm trat, um ihm zu melden, daß es mit einem ihrer besten Matrosen, Namens Nikolas Andriß, wohl bald zu Ende gehen werde, denn der arme Mensch, der

den Skorbut nicht loswerden konnte, war sehr schwach. „Mein Ende ist auch nicht ferne,“ erwiederte drauf Barentz mit großer Seelenruhe. So sprechend richtete er sich hoch auf, that drei oder vier Athemzüge und fiel dann leblos auf sein Bett zurück. Aufs tiefste erschrocken beugte sich de Veer über ihn herab, um ihn wieder aufzurichten, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, denn Kapitän Barentz hatte in der That und Wahrheit seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Das war ein mehr als großer Verlust für die ganze Mannschaft, und zwar nicht blos wegen seiner fast außerordentlichen seemännischen Kenntnisse, sondern noch weit mehr, weil er die Seele der ganzen Expedition genannt werden mußte. Ueberdem hatten ihm Alle mit großer Ehrerbietung und Liebe angehangen, und somit war auch der Schmerz ein eben so allgemeiner als ungeheuchelter.

Noch zwei Tage lang nach dem Tode des Kapitäns, welchem der Matrose Nikolas Andriß in wenigen Stunden nachfolgte, mußten sie auf der traurigen Eisbank liegen bleiben, und schon beschlich sie die Furcht, hier ihr Leben beschließen zu müssen. Endlich jedoch, am 22., gab's einen Ruck im Eise, so daß sich das offene Meer bis zu ihrer nächsten Nähe hin ausdehnte, und nun ordnete de Veer, der jetzt als Kapitän fungirte, die alsbaldige Abfahrt an. Man zog also die Boote nach der nächsten eisfreien Stelle, beeilte sich sie zu beladen, und stach sofort in die See. Nun gings mehrere Tage lang recht ordentlich vorwärts, und am 25. hatten sie bereits das Cap Nassau zu ihrer Linken. Am 27. fuhren sie an großen Heerden von Walrossen vorbei, welche ganz ruhig auf dem Eise lagen, um sich zu sonnen; doch gelüstete es Niemanden darnach, die mächtigen Thiere zu jagen, trotzdem dieselben alle mit gar prächtigen Hauern versehen waren. Weit mehr Sehnsucht hatten sie dagegen, von den vielen Seevögeln, die jetzt oft in ganzen Schaaren über sie hinflogen, eine Partie zu erlegen; es gelang ihnen aber nur ein einziges Mal mit einem halben Dutzend Wildenten. Doch war dieser kleine Fang schon ein fast außerordentlicher Hochgenuß für Menschen, die sich seit Monaten auf so elende und kümmerliche Weise hatten nähren müssen. Am 28. geriethen sie wieder zwischen große Eismassen hinein, und alle ihre Anstrengungen, sich loszumachen, führten zu keinem Resultate. Ja, am Ende sahen sie sich genöthigt, gerade wie vor eilf Tagen, am feststehenden Eise zu landen, und nachdem sie alles ausgeschifft, ihre Boote zur Sicherheit ebenfalls auf die gefrorne Meeresoberfläche heraufzuziehen. Doch segneten sie bald dieses Unglück, indem es ihnen zum zweiten Male gelang, einige Vögel zu erlegen, welche ihnen zum Abendessen gar köstlich schmeckten. Sie wollten es sich daher einmal ganz bequem machen und verwandelten ihr Segelwerk in ein großes Zelt, hoffend, darunter eine recht ruhige Nacht zu verbringen; allein kaum hatten sie ein paar Stunden geschlafen, so weckte sie die Schildwache mit dem Schreckensrufe, daß drei Bären im Anmarsche seien. Unverweilt sprangen sie auf, griffen nach ihren Gewehren, und schossen nach den Unthieren. Leider jedoch hatten diese Schüsse wenig Erfolg, weil die Büchsen der Vögel wegen, auf die man nun alle Tage Jagd machte, blos mit Schrot geladen waren,

und nur der Knall war es, der die Bären in Etwas stutzig machte. Man fand also Zeit, von neuem, natürlich aber jetzt mit Kugeln, zu laden, und nun hatte man das Glück, einen der Unholde zu erlegen, während die andern zwei die Flucht ergriffen. Das war übrigens das letzte Abenteuer mit Eisbären, welches die Leute zu bestehen hatten, denn von jetzt an stellte sich ihnen keiner mehr in den Weg.

Vom 28. Juni bis zum 8. Juli mußte man auf dem Eise ausharren, und in dieser Zeit starb noch einer von der Gesellschaft, nämlich der Matrose Johann Jansz von Harlem, so daß von der ursprünglichen Mannschaft nur vierzehn übrig blieben. So sehr sie nun aber auch dieses Ereigniß zur Traurigkeit stimmte, so sehr erheiterte sie auf der anderen Seite die thatsächliche Bemerkung, daß sie jetzt mit schnellen Schritten der warmen Jahreszeit entgegengingen. Am 2. und 4. Juli schien die Sonne prachtvoll, und nie, so lange sie auf Nowaja Semlja waren, hatten sie ähnliche Tage erlebt. Auch fing nun das Eis an stellenweise mürbe zu werden, und an mehreren Punkten löste es sich vom Festlande los. Diese fortwährend günstige Witterung verschaffte ihnen endlich am 9. Juli eine offene See, in welche sie sofort ihre Boote hinzogen, und von dieser Zeit an wurde ihre Weiterfahrt, obgleich noch oft durch Treibeis oder Eisberge aufgehalten, doch nie mehr gänzlich gehemmt. Ueberdieß ging es ihnen nun auch in anderer Beziehung viel besser, denn einmal fanden sie auf einer kleinen Insel, an der sie landeten, eine Menge sogenannten Skorbutgrases,*) nach dessen mehrmals wiederholtem Genusse sich alle diejenigen, welche noch am Scharbock litten, merkwürdig schnell erholten, und zum andern fingen sie in einigen Felsenbuchten, in welche sie des frischen Wassers wegen einliefen, eine Menge von Seevögeln aller Art. Tausende und aber Tausende solcher Vögel, worunter besonders viele Alken und Möven, nisteten da in den Ritzen und Spalten der Uferbergfelsen, und diese armen Thiere hatten bis jetzt den Menschen so wenig fürchten gelernt, daß sie sich sogar mit den Händen greifen ließen. Nicht minder gabs da der Eier eine unzählige Menge, und so schwierig es auch war, dieselben von den Felsen herabzuholen, so ließen die Leute doch nicht nach, als bis sie sich eine Anzahl derselben zugeeignet hatten.

Ich eile nun dem Schlusse meiner Erzählung zu, welcher sich in wenigen Worten zusammenfassen läßt. Am 28. Juli kamen unsere Seefahrer bis in die Nähe der Südspitze von Nowaja Semlja, und hier entdeckten sie zu ihrer großen Ueberraschung zwei russische Fahrzeuge, die dort vor Anker lagen. Man näherte sich einander gegenseitig, und die Russen, welche erklärten, daß sie des Fischfangs und der Walroßjagd wegen hier seien, theilten den Holländern gerne von ihren Speisevorräthen mit. Den Tag darauf setzten die Letzteren ihre Reise fort, und bekamen, indem sie stets südwestlich fuhren, bereits am 3. August die sibirische Küste zu Gesicht. Von da hatten sie

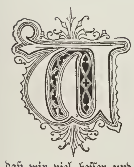
*) Im Deutschen heißt diese Pflanze sonst auch „Schlangen- oder Natterwurz“ und der lateinische Kunstausdruck ist: Cochlearia.

eine durchaus gefahrlose, aber freilich sehr langweilige Fahrt, und so erreichten sie den Hafen von Kola in Lappland nicht früher als bis zum 29. August. Dagegen aber fanden sie hier zu ihrer unendlichen Freude den Kapitän Johann Cornelius Ryp mit seinem Schiffe vor, und nun hatte natürlich alle Noth ein Ende, denn Cornelius nahm sie nicht nur auf's zuvorkommendste auf, sondern brachte sie auch noch in demselben Jahre heil und gesund nach Amsterdam.

Also verlief die dritte und letzte Entdeckungsreise, welche Wilhelm Barentz zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt nach China unternahm. Die Durchfahrt wurde nicht gefunden, dagegen aber entdeckte man die Insel Nowaja Semlja, und bereicherte auf diese Art die Wissenschaft um ein Bedeutendes. Später, nachdem der berühmte Seefahrer Heinrich Hudson anno 1608 und der kühne Kapitän John Wood anno 1676 den Durchfahrtsversuch wiederholt, aber des Eises wegen ebenfalls vergeblich wiederholt hatten, gab man den Plan, durch das Eismeer nach Indien vorzudringen, ganz auf, und nie, selbst nicht einmal in den Zeiten, wo der feurigste Unternehmungsgeist vorherrschte, rief man ihn wieder ins Leben. Mit dem Besuch der Insel Nowaja Semlja aber hielt man es keineswegs eben so, sondern dahin drangen seither, der Walroßjagd wegen, eine Menge von Seefahrern vor, und fast jedes Jahr wiederholten sich dergleichen Jagden und Fahrten. Ueberdem hat auch in neuerer Zeit die russische Regierung nicht weniger als sechs Expeditionen nach der genannten Insel ausgerüstet, um dieselbe von innen und außen besser kennen zu lernen; doch wissen wir immer noch nicht mehr, als was wir durch Barentz erfahren haben, denn wie die Küsten aussehen, das hat er uns erzählt, und über die Küsten hinaus ins Innere einzudringen, ist bis jetzt noch Niemanden gelungen. Noch weniger aber wird es je möglich sein, dorthin eine Colonie von Menschen zu verpflanzen, sondern das furchtbar öde Land mit seinen eisigen Bergen wird für alle Ewigkeit den Walrossen und Eisbären zum Eigenthum und Tummelplatz überlassen bleiben müssen.

Drittes Kapitel.

Zwölf Monate in Nordnorwegen und unter den Lappen.



Wir waren unserer Drei, lauter kräftige, gesunde, aufgeweckte, wißbegierige und zugleich nah befreundete, junge Männer, und unsere Absicht ging dahin, jenes weite Nordgebiet Skandinaviens, in welchem die Lappen ihren Wohnsitz haben, kennen zu lernen. Zu diesem Behufe hatten wir uns im Mai 1857 nach der guten Stadt Drontheim in Norwegen begeben, um von da aus ins Innere des Landes vorzudringen. Weil wir uns jedoch bald nach unserer Ankunft daselbst überzeugten, daß wir viel besser und klüger handeln würden, wenn wir zuerst eine Wasserpartie um die Nordküste von Norwegen herum bis ins Eismeer machten, und dann erst von der Nordküste aus Lappland beträten, so änderten wir in dieser Beziehung unseren früheren Entschluß, und hatten auch nachher keinerlei Ursache, dieß zu bereuen. „Aber," so fragt nun vielleicht der Eine oder der Andere unter den Lesern, „was konnte denn in aller Welt drei lebenslustige, junge Männer bewegen, eine Reise nach dem Lappland zu machen? Da war doch wahrhaftig kein Vergnügen und keine Unterhaltung zu holen, sondern man mußte vielmehr auf Entbehrungen aller Art, so wie zugleich auf eckelerregenden Schmutz gefaßt sein, und hatte noch überdieß weit größere Ausgaben, als bei einer Reise in civilisirten Ländern!" Freilich, freilich, so war es und wir machten uns auch zum Voraus schon gar keinen Hehl daraus; allein ist nicht fast in der ganzen Welt, besonders aber bei den Schweden und Norwegern der Lappländer gleichsam wie der Abschaum der Menschheit verrufen? Kennt man in Christiania oder Stockholm ein ärgeres Schimpfwort, als das Wort „Lappe", und denkt man sich nicht dabei ein Wesen, welches dem Thiere näher stehe, als dem Ebenbilde Gottes, und sogar noch den Nigger Afrikas an körperlicher wie geistiger

Verkommenheit und Häßlichkeit übertreffe? So denkt und spricht man in Schweden und Norwegen, so wie im übrigen Europa. Zwar allerdings nicht in allen Kreisen der Gesellschaft, aber doch in sehr vielen, und eben dieß erregte den sehnsüchtigen Wunsch in uns, jenen verachteten Menschenstamm persönlich kennen zu lernen. Wir wollten mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, um zugleich auch einen Begriff von der schrecklich verrufenen nordischen Wildniß zu bekommen, welche nach den Aussagen der Gelehrten mit der vom Eismeersibirien rivalisire. Dieß waren die Beweggründe, welche uns zu der genannten Reise bestimmten, und da uns nun der Leser hinlänglich kennt, so will ich jetzt gleich mit meinem wahrheitsgetreuen Bericht über deren Erfolg, so wie über die dabei erlebten Abenteuer beginnen.

Also nach Drontheim kamen wir Mitte Mai, als eben die Natur anfing ihr Winterkleid abzulegen, und da dieß eine Handelsstadt von mehr als 13,000 Einwohnern (beiläufig gesagt gibts außer Archangel keine gleichstark bevölkerte Stadt in der Welt, welche nördlicher gelegen wäre) ist, so konnte es uns natürlich an Unterhaltung nicht fehlen. Ich werde mich jedoch nicht damit aufhalten, all' die Merkwürdigkeiten, die es daselbst gibt, aufzuzählen, denn darüber kann man in jedem guten geographischen Werke das Nöthige nachlesen, sondern ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß sämmtliche Gebäude, den uralten Dom und das Gefängniß ausgenommen, von Holz ausgeführt sind, so wie, daß die Stadt, weil sie vor noch nicht langer Zeit durch eine Feuersbrunst ganz in Asche gelegt wurde, gerade so aussieht, als wäre sie erst gestern neu geboren. Natürlich verloren wir übrigens bei der Besichtigung Drontheims und seiner Umgebung unsern Hauptzweck, den der Weiterreise, gleich von Anfang an nie aus dem Auge, und endlich entschlossen wir uns eine eigene Barke zu miethen, die uns an Ort und Stelle bringen sollte. Davon ist nämlich gar keine Rede, daß man dem Ufer entlang zu Lande gegen den Norden vordringen könnte, denn die ganze Westküste Norwegens ist überall von tiefen, unmittelbar an hohe Gebirge grenzenden Meeresbuchten — sogenannten Fiorden — durchschnitten, und diese Fiorde haben so steile himmelanstrebende Felsenufer, daß sich dem Wanderer unübersteigliche Hindernisse zum Weiterkommen entgegenthürmen. Wer also dem norwegischen Ufer entlang nach Norden will, muß sich nothwendig dem Wasser anvertrauen, und es fragte sich bei uns nur, ob wir nicht besser daran thäten, die Dampfschiffgelegenheit zu benützen, statt in einer Barke zu reisen. Es fährt nämlich seit neuerer Zeit regelmäßig jede Woche ein Dampfer von Drontheim bis nach Hammerfest, und da er den weiten Weg in fünf, längstens sechs Tagen zurücklegt, so verabsäumen es Reisende, die Eile haben, nie, sich auf ihm einzuquartiren. Natürlich aber hält das Dampfboot unterwegs nur an sehr wenigen Plätzen an, und auch hier nur so lange, bis Passagiere und Waaren ein- und ausgeladen sind, so daß man an der ganzen Küste gleichsam im Fluge vorüberkommt, und keine genauere Beobachtungen anstellen kann. Ja, nicht einmal da, wo etwas besonders Interessantes zu sehen ist, wird längere Zeit verweilt, sondern die einzige Parole ist: „Vorwärts!" Das entsprach

nun unseren Reisezwecken ganz und gar nicht, indem wir überall landen, anhalten und aussteigen wollten, wo es uns gut däuchte. Was blieb uns also anderes übrig, als eine eigene Barke zu miethen, obwohl wir hiedurch in mehr als doppelt so große Kosten versetzt wurden?

Diesen Entschluß faßten wir gleich im Anfang unseres Aufenthaltes in Drontheim, und es glückte uns auch bald einen Fischer aufzufinden, der es übernahm, uns überall hinzubringen, wohin wir wollten. Allein trotzdem dauerte es viel länger, als wir geglaubt hatten, bis wir fortkamen, denn einmal nahmen uns unsere eigenen Reisezurüstungen — wir kauften nämlich ziemliche Vorräthe von Rum, Wein, Thee, Zucker, Schiffszwieback und dergleichen mehr ein, und versahen uns zugleich mit wasserdichten, aus Ziegenleder verfertigten Anzügen, wie sie hier zu Lande, besonders bei den Schiffern und Fischern, üblich sind, so wie mit einem leichten, zusammenlegbaren Zelte, das nur wenig Raum einnahm — eine geraume Zeit weg, und zum andern brauchte unser Bootsmann eine ganze Woche, bis er seine „Jagt" — so heißen die einmastigen und zugleich einsegeligen Boote, welche in Norwegen zum Fischfang benützt werden — gehörig in Stand gesetzt hatte. Geduld übrigens überwindet Alles, und so wurden auch wir endlich fertig; nun aber versäumten wir auch keinen Augenblick mehr, und entfalteten sofort am 1. Juli unser Segel.

Ich hätte jetzt die beste Gelegenheit, dem Leser mit einer recht ausführlichen Beschreibung dieser herrlichen Fahrt aufzuwarten, allein letztere war ja nicht unsere Hauptaufgabe, und somit werde ich mich mit dem Allernothwendigsten begnügen. Insbesondere glaube ich schuldig zu sein, ein allgemeines Bild von der Küste, an der wir hinsegelten, zu geben, indem etwas Aehnliches wohl nirgends in der ganzen Welt angetroffen wird. Man denke sich nämlich auf der einen Seite ein von hohen Klippen und Felsenbergen überragtes Ufer, das jeden Augenblick von mächtigen Fiorden durchbrochen ist, und von dessen höchsten Höhen noch Eis und Schnee herabglänzt, während die tieferen Theile der Abhänge mit dem herrlichsten Grün bedeckt sind. Man denke sich auf der anderen Seite eine unzählige Masse von bald kleineren, bald größeren Inseln, welche entweder hoch und felsig aus dem Wasser hervorstehen, und dann Holme genannt werden, oder aber so flach und niedrig sind, daß sie sich kaum über den Meeresspiegel erheben, und dann den Titel Bärmen führen. Zwischen diesen Holmen und Bärmen, dem eigentlichen Ufer bald näher, bald entfernter, drängt sich das Boot durch, und wenn jetzt die Durchfahrt so schmal ist, daß man glaubt, nicht im Meere, sondern in einem Flusse zu fahren, so erweitert sie sich gleich darauf wieder zu einem mächtigen See, dessen Ende kaum abgesehen werden kann. Trotz dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit aber, und trotz dieses ewigen Wechsels von Inseln, Fiorden und Bergen fühlt man sich äußerst einsam, denn nur von Zeit zu Zeit begegnet man einem anderen Boote, und noch seltener erhebt sich am Ufer oder auf einer Insel eine isolirt stehende Hütte, ein sogenannter Gaard. Es ist in der That oft ein äußerst melancholischer Anblick, und wenn nicht die unzähligen Schaaren von

Seevögeln wären, die in den Klippen nisten, so würde man glauben, in den Regionen des ewigen Todes angekommen zu sein. Diese Seevögel aber, meist Möven und Alken, geben der Gegend ein etwas belebteres Aussehen, und überdem gewähren sie den wenigen Bewohnern des benachbarten Festlandes oder der Inseln schon durch ihre Eier eine reichliche Nahrung.

Doch wenn auch nur sehr wenige Menschen auf diesen weiten Strecken leben, so darf man dieß nicht dem Umstande zuschreiben, daß die Rauheit des Klimas ihnen den Aufenthalt unmöglich mache. Freilich befindet man sich dort dem Nordpole eben so nahe, als am unteren Obi, in Beresow und Obdorsk, und man sollte also meinen, es werde hier auch die nämliche Kälte herrschen, allein dem ist durchaus nicht so, sondern der Winter zeigt sich vielmehr so mild, daß die Buchten und Fiorden gar nie fest zugefrieren. Woher kommt nun aber diese wunderbare Erscheinung, durch welche sich die Küste Norwegens vor allen andern gleich nördlich gelegenen Ländern auszeichnet? Einmal daher, daß diese Küste durch hohe Gebirgszüge vor den aus Norden und Nordosten daherbrausenden Eiswinden geschützt ist, zum andern, und zwar hauptsächlich daher, daß jener großartige warme Meeresstrom, welcher sich aus dem mexikanischen Meerbusen in den atlantischen Ocean ergießt, und daher den Namen „Golfstrom" führt, seine Fluthen bis an das Ufer Norwegens hinschwemmt. Die Gewässer dieses außerordentlichen Stroms sind nämlich im hohen Sommer, wenn die Sonne fast senkrecht über dem mexikanischen Meerbusen steht, so heiß, daß sich ihre Wärme nur nach einem sehr langen Laufe etwas mildert, nie aber ganz verliert, und da nun ein halbes Jahr dazu nöthig ist, bis die Golffluthen an die norwegische Küste gelangen, so erreichen sie dieselbe gerade in der Jahreszeit, wo sie am wohlthätigsten gegen die Kälte einwirken können. Darin also liegt der Grund, warum hier nie jener entsetzliche Frost herrscht, welcher das nördliche Sibirien in eine Einöde verwandelt, und wenn trotzdem die menschlichen Ansiedlungen so äußerst sparsam sind, so muß man die Ursache darin suchen, daß der Boden allzu felsig ist, um eine ausgedehntere Anpflanzung zu gestatten. Ebendeßwegen verdanken auch die wenigen Städtchen und Einzelnwohnungen, denen man auf der Fahrt begegnet, keineswegs dem Ackerbau ihren Ursprung, sondern vielmehr dem ungeheuren Reichthum, welchen das Meer in seinem Innern birgt, ich meine den Unmassen von Fischen, die zwischen den Inseln und der Küste herumschwimmen. Sie, die Fische, sind es, welche den Menschen zum Besuche dieser Gewässer einladen, und ihnen verdanken fast alle Bewohner der Küste ihren Wohlstand und ihre Existenz.

Solche und ähnliche Bemerkungen machten wir, während unser Boot langsam zwischen den Inseln hindurchgleitete, und um es offen zu gestehen, so trug unser Schiffsmeister nicht wenig dazu bei, unsere Ansichten über dieses oder jenes ins richtige Fahrwasser zu lenken. Er war nämlich ein alter wettergebräunter Bursche, der in seinem langen Leben offenbar schon viele Erfahrungen gemacht hatte, und überdem besaß er eine treffliche Beurtheilungsgabe, an der wir uns oft höchlich ergötzten.

Nicht mindere Unterhaltung gewährten uns seine beiden Söhne, welche mit ihm unsere ganze Schiffsmannschaft bildeten, und schon der Gegensatz, in dem die zwei Jungen — jeder mochte zwanzig bis einundzwanzig Jahre zählen — in Beziehung auf ihre äußere Erscheinung zu einander standen, gab uns viel Stoff zum Nachdenken. Der Eine von ihnen nämlich, wie es schien der Aeltere, hatte ganz das Aussehen eines ächten Norwegers, denn er zeichnete sich durch einen eben so hohen als kräftigen Wuchs, durch tiefblaue Augen und blonde geringelte Haare, sowie endlich durch eine breite, weiße Stirne und einen kühnen Blick aus. Der Andere dagegen maß kaum fünf Fuß und hatte neben glatten schwarzbraunen Haaren und einer durchaus rothgelben Gesichtsfarbe einen platt gedrückten Kopf mit hervorstehenden Backenknochen und tiefliegenden grünlichen Augen, so daß er einen wirklichen Gegensatz zu seinem Bruder bildete. Dennoch machte auch er, obwohl seine Körperschönheit einen Vergleich mit dem Andern gar nicht aushielt, gar keinen unangenehmen Eindruck, und namentlich lag in seinem runden Gesicht so viel Gutmüthigkeit, daß man unwillkürlich für ihn eingenommen werden mußte. Ueberdieß bekamen wir bald großen Respekt vor seiner seemännischen Tüchtigkeit, denn er entwickelte während der ganzen Fahrt, mochten wir auch mit dem ungünstigsten Wind oder gar mit Sturm zu kämpfen haben, eine Kraft und Kühnheit, die hinter der seines Bruders durchaus nicht zurückblieb, und es schien sogar oft, als ob der Vater sich in gefährlicheren Lagen mehr auf den kleineren als auf den größeren Sohn verlasse. Dessen ungeachtet war, wie schon gesagt, der Gegensatz in der äußeren Erscheinung der beiden Jünglinge ein so auffallender, daß wir uns verabredeten, den Alten einmal bei einer günstigen Gelegenheit um die Sache zu befragen, und diese Gelegenheit sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Nachdem wir nämlich bereits zehn Tage unterwegs waren, näherten wir uns der Insel Alsten, welche durch ihre sieben hohen mit ewigem Schnee bedeckten Bergspitzen, die sogenannten sieben Schwestern, berühmt ist, und da eben die Abendsonne ihre Gipfel vergoldete, während ihr unterer Theil in einem geheimnißvollen Dunkel ruhte, so war dieß ein Anblick, der all' unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Deßhalb hatten wir auch keine Acht auf die grauen Wolkenschichten, welche uns vom Norden her zutrieben, und selbst die kurzen Windstöße, die gleich darauf erfolgten, spürten wir nicht. Um so größere Aufmerksamkeit schenkte unser Bootführer diesen Erscheinungen, und plötzlich gab er Befehl, die Jagt einer vor uns liegenden Bucht zuzuwenden, in welche wir auch alsobald einliefen.

„Für heute müssen wir die Weiterfahrt aufgeben," sagte er, „denn es wird in weniger als einer halben Stunde einen tüchtigen Sturm absetzen und da könnten wir mit unserem leichten Fahrzeug leicht an eine Klippe geworfen werden. Hier in diesem Fiord aber liegen wir sicher genug vor Anker und wenn wir wollen, so können wir die Nacht sogar am Lande zubringen, da dort eine Hütte steht, welche ausdrücklich zur Beherbergung von Fischern bei Unwetter errichtet wurde."

Natürlich ließen wir uns dieß nicht zweimal gesagt sein, und bald hatten wir es uns in der Hütte so ziemlich bequem gemacht. Gleich darauf brach aber auch der Sturm los und zwar in einer Weise, daß er das Meer in vollkommenen Aufruhr versetzte; allein unser Schifflein wurde davon nur sehr wenig berührt, und wir selbst fühlten uns ganz behaglich, da wir ein tüchtiges Feuer angezündet hatten, um uns, wie der Seemann sagt, einen steifen Grog daran zu brauen. An diesem unserem Abendtrunke nahm, wie der Sturm etwas nachließ, auf unsere Einladung auch unser Bootführer Theil, indem er die Jagt der Aufsicht seiner beiden Söhne anvertraute, und diesen Augenblick benützten wir, um das Gespräch auf die bewußte Angelegenheit zu bringen. Auch wurde der alte Seemann, nachdem er ein paar Gläser geleert hatte, ganz gesprächig, und hielt mit seinen Mittheilungen ganz und gar nicht hinterm Berge.

„Ja, ja," sagte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln; „ich kann mirs wohl denken, daß ihr nicht wenig erstaunt seid, zwei Brüder zu sehen, die einander so durchaus unähnlich sind, als der Erik und der Lars; allein es sind auch keine leiblichen Brüder, sondern der Lars wurde von mir nur an Kindesstatt angenommen, während der Erik das einzige Kind ist, welches mir meine Frau geboren hat."

„Wir glaubten, es sei vielleicht ein Sohn zweiter Ehe," bemerkte nun einer von uns.

„Ein Norweger heirathet nie eine Lappin," erwiederte der Alte kopfschüttelnd, „denn wenn er es thäte, so würde er die Verachtung all' seiner Landsleute auf sich laden. Ich selbst übrigens theile dieses allgemeine Gefühl der Verachtung gegen die Lappen nicht," setzte er gleich darauf mit ernster Miene hinzu, „und diese meine Gesinnung glaube ich am besten dadurch bewiesen zu haben, daß ich den Lars an Kindesstatt angenommen habe."

„Also der Lars ist ein Lappe?" riefen wir alle drei wie aus einem Munde.

„Ein wirklicher und ächter Lappe," entgegnete der Bootsmann, „obwohl ich seine Eltern nicht kenne. Die Umstände nämlich, unter denen ich zu ihm oder vielmehr er zu mir kam, sind etwas eigenthümlicher Natur, und wenn es euch interessirt, so will ich euch die Geschichte erzählen. Wisset also," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, als wir ihn alle baten, uns doch mit dem Abenteuer bekannt zu machen, „daß ich mein Lebtag nicht in Drontheim ansässig war, sondern ich hatte mich früher im hohen Norden am Loma-Elf (Elf bedeutet so viel als Fluß oder Strom), der sich ins Eismeer ergießt, niedergelassen und lebte dort vom Fischfang. Da starb mir jedoch vor zwanzig Jahren meine Frau, nachdem sie mir den Erik geschenkt hatte, und dadurch wurde mir jene Gegend so verleidet, daß ich beschloß, sofort nach meiner Geburtsstadt Drontheim zurückzukehren. Nur wollte ich vorher den Eisgang des Elfs abwarten, um noch einmal einen recht ergiebigen Fang zu thun, denn unmittelbar nach dem Eisgang drängen sich die Fische in ganzen Schaaren stromaufwärts, und ein gut gestelltes Netz liefert da über Nacht oft eine ganze Bootladung. Dieß

that ich nun auch, und Anfangs Juni, so ungefähr um dieselbe Abendstunde, wie jetzt, hatte ich, nachdem der Strom eisfrei geworden war, mein Garn an einer äußerst günstigen Stelle aufgerichtet. Der Loma=Elf bildet nämlich, wie fast alle unsere Ströme in Norwegen, häufige Wasserfälle, und gerade den Punkt unter einem dieser Fälle, wo sich die Wasser, nachdem sie sich brausend und zischend wohl fünfzig Fuß hoch über spitzige Felsen herabgestürzt, wieder zu beruhigen anfingen, hatte ich gewählt, wohl wissend, daß ich da nothwendig eine große Beute machen würde. Dieß traf auch richtig zu, denn als ich am andern Morgen nach dem Netz sah, so hatten sich eine Menge von Dorschen mit ihren Dickköpfen in den Maschen gefangen; aber, hilf Himmel, was erblickte ich da plötzlich? Auf der andern Seite des Netzes hing eine lappländische Wiege, und in dieser Wiege lag ein Knabe von etwa zwei Jahren, der ganz verzweifelt schrie. Man denke sich — die Wiege mußte in der Nacht über den brausenden Wasserfall herabgestürzt worden sein und war nicht in Atome zerbrochen worden! Der Knabe hatte die Reise über den Katarakt in dieser Nußschale von einer menschlichen Wohnung mitgemacht, und lebte nicht nur noch, sondern war nicht einmal irgend verletzt! Ein solches Wunder mag Manchem unbegreiflich vorkommen, und ich gestehe, mir selbst kam's auch so vor, aber ich konnte die Thatsache mit Händen greifen, denn ich fischte natürlich die Wiege alsbald auf und brachte den schreienden Knaben — er schrie übrigens nur vor Hunger — in meine Wohnung, um ihn, nachdem ich ihn gehörig gespeist, neben den Erik zu betten.

„Und das war der Lars?“ riefen wir nicht wenig erstaunt.

„Das war der Lars,“ erwiederte der Bootsmann kaltblütig. „Natürlich aber,“ setzte er nach einer Weile hinzu, „behielt ich ihn seither und zog ihn auf, wie wenn er mein eigener Sohn gewesen wäre, denn wenn ich's nicht gethan hätte, so würde er elendiglich zu Grunde gegangen sein.

„Aber seine Eltern?“ fragten wir nun weiter. „Haben ihn denn diese nie zurückgefordert?“

„Nein, nein,“ entgegnete der Schiffer. „Auch konnte ich gar nie etwas über dieselben erfahren, ob gleich ich noch vierzehn Tage länger, als ich beabsichtigt hatte, an der Mündung des Loma=Elfs verweilte und alle Lappen, die dahin kamen, aufs Genaueste ausfragte.

„Aber,“ warfen wir ein, „die Polizei hätte doch Nachforschungen anstellen sollen, oder vielleicht würde ein Aufruf in den Zeitungen zu dem gewünschten Resultate geführt haben.“

Der alte Bootsmann lachte laut auf. „Polizei und Zeitungen?“ rief er. „Denkt doch ja nicht, daß in Lappland derartiges vorhanden ist, wie ihr auch bald erfahren werdet, wenn ihr jenes Land betretet. Aber einen andern Vorschlag will ich euch machen, und gerade dieses Vorschlags halber erzählte ich euch eigentlich diese Geschichte. Der Lars spricht das Norwegische als seine Muttersprache, weil er von mir erzogen worden ist; er spricht aber auch das Lappische so gut wie ein Lappe, denn

es kommen jedes Jahr gegen den Ausgang des Winters einige hundert sogenannte Fischerlappen an die norwegische Meeresküste herab, um sich an die dortigen Fischer gegen einen Antheil am Fang zu verdingen, und von diesen lernte der Bube das Lappische in ganz kurzer Zeit. Wie wär's nun, wenn ihr ihn als Dolmetscher mitnehmen würdet? Auf diese Art würde er, da ihr im Sinn habt, das ganze Lappland, oder doch den größten Theil desselben zu durchziehen, unter eurem Beistand im Stande sein, möglicherweise etwas von seinen Eltern, oder doch wenigstens von seinen Verwandten zu erfahren, denn die Eltern sind wahrscheinlich schon vor zwanzig Jahren zu derselben Zeit, wo ich den Lars fand, im Loma-Elf verunglückt."

Mit diesem Vorschlag erklärten wir uns natürlich sofort einverstanden, und bald waren wir auch über die näheren Bedingungen im Reinen. Insbesondere mußten wir versprechen, den Jungen nicht voreilig in seine eigene Geschichte, über die er bis jetzt noch nichts Genaues wußte, einzuweihen, sondern so lange zuwarten, bis wir einen sicheren Anhaltspunkt hätten. „Wo nicht, so sollte Lars gar nichts erfahren, damit das bisherige Verhältniß zwischen ihm und seinem Pflegevater nicht gestört würde." Darauf gaben wir unseren Handschlag und nun war die Sache abgemacht.

Den andern Morgen hatte sich der Sturm gänzlich gelegt, und wir setzten also unsere Fahrt der Küste entlang fort. Unwillkührlich aber machten wir die Bemerkung, daß von der Insel Alsten an das Antlitz der Natur immer ernster und trübseliger wurde, denn die schönen Bäume und Gesträuche, die wir bislang auf den Inseln oder an der Küste bemerkt hatten, fingen nun an zu verkrüppeln oder gar ganz zu verschwinden. Dieß war aber auch kein Wunder, indem wir nun zu den sogenannten Loffoden-Inseln kamen, welche weit nördlicher liegen, als die Stadt Obdorsk, in deren Umgegend, wie wir wissen, gar keine Vegetation mehr existirt. Von Letzterem ist übrigens auf den Loffoden, Dank dem Einfluß des warmen Golfstromes, keine Rede, sondern man pflanzt im Gegentheil in einigen besonders geschützten Lagen sogar Kartoffeln und bringt sie auch richtig fast immer zur Reife. Um jedoch die Wahrheit zu reden, so muß zugestanden werden, daß die Einwohner alle Hungers sterben müßten, wenn ein anderer Erwerbszweig nicht wäre, nämlich der Fischfang; dieser aber florirt hier in einem Maßstab, wie sonst wohl nirgens auf der weiten Welt, Neufundlands Küsten allein ausgenommen. Die Loffodeninseln nämlich, oder die „Vesteraalen-Oerne", wie man sie auch nennt, sind zwar von dem Festlande durch den sogenannten Vest-Fjord geschieden und dieser Vest-Fjord ist nichts anderes als ein breiter Meeresarm, welcher wegen seiner starken Strömungen, besonders wegen des Mälstroms und Saltenströms, einen hochberühmten Namen erhalten hat, allein in den schmalen Meereskanälen, die zwischen den Dutzenden von Eilanden hindurch laufen, herrscht Jahr aus Jahr ein die tiefste Ruhe, weil die Winde durch die Inseln abgehalten werden, und aus diesem Grunde sind die genannten Kanäle von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Fische gewesen. Ja sie sind es heut zu Tage noch und werden es in Jahrhunderten noch sein! Eben deßwegen sammeln sich zu gewissen Zeiten, besonders im

Februar und März, wenn der Kabeljau hereinkommt, und im August und September, wenn die Häringszeit beginnt, wohl gegen viertausend Schifferboote am Vest-Fjord, um jedes für sich seine Jagd zu beginnen, und da die Bemannung eines Boots gewöhnlich zwischen der Zahl vier und fünf wechselt, so darf man mit Recht annehmen, daß hier nicht selten ihrer achtzehntausend Fischer versammelt sind. Man bedenke aber wohl, keines dieser Boote fährt ab, ehe es seine Ladung Fische — also von Stockfischen oder Kabeljau's zum mindesten dreitausend Stück — errungen hat. Vielen glückt sogar ein Fang von sieben bis zehntausend Stücken, und man darf also die Gesammtzahl nur allein der gefangenen Kabeljau's jährlich nicht unter sechzehn Millionen anschlagen. Wie groß ist aber erst die Masse der übrigen Fische, die man das ganze Jahr durch fängt, und muß man es also nicht für eine große Gottesgabe betrachten, daß der Fischreichthum bei den Loffoden deßwegen doch noch nie auch nur im Geringsten nachgelassen hat?

Bei den Loffoden trafen wir richtig, wie unser alter Schiffer gesagt hatte, viele Lappen mit dem Fischfang beschäftigt an; keiner von ihnen aber besaß ein eigenes Boot und fischte auf eigene Rechnung. Vielmehr vereinigten sich immer ihrer Zwei oder Drei mit einem Norweger, welcher im Besitze eines Boots und der nöthigen Garne war, und von diesem erhielten sie nach beendigter Fischzeit ihren vorher schon bedungenen Antheil. Ganz dasselbe Abhängigkeits-Verhältniß der Lappen von den Norwegern fanden wir auch auf den weiter nördlich gelegenen Fischerstationen, an denen wir nun vorüber kamen, und obwohl die Zahl der Lappen immer mehr zunahm, während die der Norweger sich verringerte, so dachte von den ersteren doch offenbar kein einziger daran, sich aus der Knechtschaft emporzuringen. Im Gegentheil — er fühlte die Ueberlegenheit des Nordgermanen und unterwarf sich demselben aus freien Stücken und freundlicher Demuth.

Immer mehr näherten wir uns nun dem Ziel unserer Nordfahrt, und am 17. Juni kamen wir bereits an dem Städtchen Tromsöe, das unter dem 70. Breitegrad liegt, vorbei. Die Leute da handelten mit Stockfischen, Fischthran, Rennthierhäuten und was dergleichen mehr ist, und als Beweis der hohen Cultur und Civilisation, die hier im tiefsten Norden herrscht, führe ich nur den Umstand an, daß allda eine norwegische Zeitung, die nördlichste in der ganzen Welt, unter dem Titel „Tromsö Tidende et Blad for Nordland og Finmarken“ erscheint. Noch nördlicher liegt der eben so breite als tiefe Alten-Fjord, dessen beide Ufer ebenfalls mit Wohnungen bedeckt sind, und an welchem man eine Vegetation findet, welche das Staunen jedes denkenden Menschen erregt. Kommt doch hier noch die gemeine Birke fort, und zwar in einer Höhe von vierzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel, während die Preißelbeere gar auf einem zweitausend und dreißig Fuß hohen Bergabhange gefunden wird! Das allernördlichste Städtchen in Norwegen, sowie überhaupt in allen fünf Welttheilen, ist übrigens Hammerfest, denn dieses muß man hart am Eismeer auf der Insel Hvalöe unter dem 71. Breitegrad suchen. Trotz dieser außerordentlich nördlichen Lage

aber zählt es doch zwölfhundert Einwohner — anno 1810 hatte es deren nur erst vierundvierzig — und die Häuserreihe, welche sich dem Meerbusen entlang zieht, nimmt sich stattlich genug aus, obwohl die meisten Wohnungen und Magazine nur einen Stock hoch sind. Auch ist die Bauart eine äußerst solide oder wenn man lieber will eine sturmfeste, und insbesondere erinnern die Dächer daran, daß man sich in der Nähe des Nordpols befindet, indem dieselben, um die Eiswinde abzuhalten, mit dickem Rasen überzogen werden. Jährlich laufen hier an dreihundert Fischerschaluppen nebst mehr als hundert Handelsschiffen ein, und überdem sieht man eine Menge von russischen Lodjen, die alle vom weißen Meere herkommen. Dieselben versorgen Hammerfest mit Roggenmehl, Hanf, Flachs, Talg und ähnlichen Gegenständen, und kehren mit Fischen und Rennthierhäuten beladen nach Archangel zurück, den Hanf, Flachs, Talg u. s. w. aber senden die Hammerfester Kaufleute gegen andere Tauschartikel nach Bergen hinab oder verkaufen dieß auch an die Engländer.

Da wir nun einmal in Hammerfest waren, verabsäumten wir es natürlich auch nicht das Nordcap, das ist das nördlichste Vorgebirge von Europa, zu besuchen, denn wenn wir es nicht gethan hätten, so würde man uns mit Recht nachsagen können, wir seien „in Rom gewesen und haben den Pabst nicht gesehen". Dieses Cap liegt nur etwa zwölf deutsche Meilen von Hammerfest entfernt auf der Insel Mageröe, allein so gering auch diese Entfernung ist, so kommt man doch jetzt auf einmal in eine Region, welche viel Aehnlichkeit mit der Tundra Nordsibiriens hat. Die ganze Küste nämlich, fast unmittelbar von Hammerfest an, bringt nicht einen einzigen Baum, nicht das geringste Gesträuch, ja nicht einmal ein Hälmchen Gras mehr hervor, sondern man erblickt gar nichts mehr als dürren Sand und nackte Felsen. Dennoch leben auch hier in dieser gräßlichen Einöde noch einige wenige Norweger, natürlich mit nichts anderem beschäftigt, als mit dem Fischfang, und man sieht hieraus, wie weit den Menschen die Liebe zum Gewinn bringen kann. Die Wohnungen dieser Fischer sind aber schon keine Häuser mehr, sondern elende Erdhütten, ganz ähnlich denjenigen, welche wir am Obi getroffen haben. Der Anblick ist daher kein sehr einladender, vielmehr ein äußerst niederschlagender und melancholischer; allein wir sollten entschädigt werden. Endlich nämlich nach einer ziemlich ermüdenden Fahrt erreichten wir die Insel Mageröe, und wie wir nun den Meereskanal, der sie vom Festland trennt, hinter uns hatten, zeigte sich uns plötzlich das Nordcap in seiner ganzen Erhabenheit. Man denke sich einen ungeheuren Felsen, der sich weit hinaus in den Ocean erstreckt; einen Felsen vom reinsten Granit, der trotz seiner riesigen Dimensionen die genaue Form eines Thurmes hat; einen Felsen, in dessen gigantischen oberen Spalten blendende Schneemassen lagern, während zu seinen Füßen die tobende Brandung haushohe Wellen emporwirft; einen Felsen, der schon seit zahllosen Jahrhunderten den wüthenden Angriffen des Eismeers getrotzt hat und doch noch nichts von seiner immensen Größe, sowie von seinen prächtigen Umrissen einbüßte — einen solchen Felsen denke man sich und man hat einen schwachen Begriff vom Nordcap! Natürlich

landeten wir sofort und machten uns daran, den Felsenberg zu ersteigen. Es kostete Mühe, sogar sehr viel Mühe, und überdem liefen wir nicht selten Gefahr Hals und Bein zu brechen. Allein da wir wußten, daß schon so viele Andere vor uns denselben Weg gemacht hatten, so ließen wir nicht nach, als bis wir die höchste Spitze erreichten. Und nun — welch großartige Scene bot sich uns dar! Unter uns hatten wir den unbegrenzten Ocean, der in der Ferne das Firmament zu berühren schien; über uns das weite Himmelsgezelt, von weißen Wölkchen gleich Schafheerden durchzogen; vor uns die strahlende Sonne, umgeben von einem breiten Gürtel blutrother Dünste; um uns, nichts als das nackte Felsengestein, auf welchem auch nicht ein Grashälmchen Wurzel fassen konnte. Dazu hin noch die furchtbare Stille, als ob alles Leben erstorben wäre, denn das Brausen der Brandung tönte nur dumpf bis zu uns herauf, und vom Geschrei der Seevögel war nicht das Geringste zu hören. O wie unendlich einsam fühlten wir uns da! Wie beugten wir uns da vor der allgewaltigen Größe des Schöpfers, die Winzigkeit von uns sterblichen Menschen erkennend!

Doch ist es wohl besser, ich enthalte mich jeder weiteren Beschreibung, da dieselbe die Wirklichkeit weit nicht erreichen kann, und somit füge ich nur noch hinzu, daß wir von unserer Begeisterung hingerissen weit länger auf dem Felsenkoloß verweilten, als wir es uns vorgenommen hatten. Doch fuhren wir des günstigen Windes wegen noch an demselben Abend weiter, um den andern Tag desto gewisser den Tana-Fjord, den Endpunkt unserer Seefahrt, zu erreichen. Hier in diesem Fjord nämlich wollten wir unsern alten Bootführer entlassen, denn wir hofften dort Fischer genug zu treffen, welche es übernehmen würden, uns mit unserem sämmtlichen Gepäck so weit den Tana-Elf hinaufzurudern, bis wir auf nomadisirende Lappen stießen. Mit ihrer Hülfe wollten wir dann bis an den berühmten Enarasee vordringen und waren wir erst einmal so weit, so müsse sich, dachten wir, alles Uebrige, insbesondere der Besuch des inneren Lapplandes gleichsam von selbst geben. Natürlich jedoch sollte uns, wie wir schon früher abgemacht hatten, der junge Lars als Dolmetscher begleiten, denn wie hätten wir sonst bei der geringen Kenntniß des Lappländischen, die wir damals noch besaßen, zurechtfinden können? Solches war unser Plan, und derselbe wurde auch in allen seinen Theilen aufs pünktlichste ausgeführt. Wie wir nämlich am letzten Tage des Juni an die Einmündung des Tana-Elfs in das Eismeer (der Elf glich aber mehr einem Meeresarm als einem Strom) kamen, trafen wir hier eine ziemliche Anzahl von Fischerbooten, die daselbst ihrem Geschäft oblagen, und jedes dieser Boote war von drei bis vier Männern besetzt. Norweger befanden sich keine darunter, sondern sie alle gehörten dem Stamm der Lappen an und hatten ganz dieselbe Körperbildung, wie unser junger Lars, nur mit dem Unterschied, daß sie meist älter waren und viel eckiger aussahen. Ja bei Vielen standen die Backenknochen über den dürren Backen ganz spitzig hervor, und die kurzen Beine trugen eine auffallende Magerkeit zur Schau, so daß wir ihnen, da sie noch außerdem von Statur sehr klein waren, gar keine Kraft zutrauten. Ihre Kleidung stimmte mit derjenigen, welche wir bisher an

den norwegischen Schiffern bemerkt hatten, so ziemlich überein, denn sie trugen lange wasserdichte Ueberröcke von gegerbten Ziegenfellen, und ihre Beinkleider wie auch ihre Stiefeln, welche beide sich eng an einander anschloßen, waren aus gegerbten Thierhäuten verfertigt. Nur fiel mir auf, daß die Stiefeln nicht an den Fuß paßten, sondern vielmehr einen großen Umfang hatten und mit einer Art von Heu ausgestopft waren; allein später überzeugte ich mich von der Vortrefflichkeit dieses Mittels, indem das Heu, d. i. das getrocknete Blasenriedgras, die Füße vor Frost und Beulen bewahrt, und also die Stelle der Strümpfe auf mehr als genügende Weise vertritt. Zu diesen Fischern nun wurde unser Dolmetscher Lars abgesandt, um mit ihnen wegen der Tanafahrt stromaufwärts zu unterhandeln, und es glückte ihm auch wirklich, dieselben gegen eine angemessene Entschädigung unserem Wunsche gemäß zu stimmen. Nun packten wir alle Habseligkeiten aus der Jagt aus, schlugen sofort das leichte, mitgebrachte Zelt am Ufer auf, um darin die Nacht zuzubringen, hielten sodann eine letzte gemeinsame Mahlzeit und verabschiedeten uns schließlich, nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth und Bangigkeit, von unserem wackeren Bootsmann nebst seinem Sohne, welche beide mit Zurücklassung des Lars noch am nämlichen Abend die Heimfahrt antraten.

Wir waren also jetzt in Lappland angelangt und unsere nächste Zukunft lag rein in den Händen der Lappländer, denn die Verbindungskette mit der civilisirten Welt hatte sich mit der Abreise der Jagt vollständig gelöst. Wie nun, wenn diese Leute uns im Stich ließen oder gar von unseren Vorräthen — besonders vom Rum — angelockt in großer Ueberzahl über uns herfielen? Doch wir hatten ja den Lars auf unserer Seite und waren drei kräftige, muthige Männer, während die Lappländer sich durch alles eher, als durch Grausamkeit auszuzeichnen schienen — was hatten wir also zu fürchten? Deßwegen verbannten wir auch alle derartigen Gedanken schleunigst aus unseren Herzen und zeigten unseren gemietheten Fischern gegenüber ein immer gleich frohes und frisches Gesicht.

Den andern Morgen am 1. Juli begann unsere Bergfahrt. Wir hatten dazu drei Boote gemiethet, in welche wir sowohl uns selbst, als auch unsere Effekten gleichmäßig vertheilten, und jedes dieser leichten aus dünnen Planken verfertigten Schifflein wurde von drei Lappen gerudert. Auch führten diese Leute lange Stangen bei sich, mit welchen sie Baumstämme und ähnliche Gegenstände, die uns entgegengeschwommen kamen, auf die Seite stießen, und überdieß errichteten sie, als ein günstiger Wind zu wehen begann, in der Mitte jedes Bootes einen kurzen Mast, an welchen sie ein Segel befestigten. So kamen wir ziemlich schnell und ohne irgend eine Widerwärtigkeit vorwärts, obgleich die Strömung des Flusses eine ziemlich starke war. Angenehmes dagegen bot diese Fahrt auch nicht, denn die Ufer des breiten Elfs zeigten keinerlei Abwechslung, sondern blieben wenigstens am ersten Tag immer gleich kahl und schienen aus nichts als Sand und Felsen zu bestehen. Gegen Abend hin — ich will diesen Ausdruck brauchen, obgleich er eigentlich nicht ganz am Platze ist, indem die Sonne

in jener nördlichen Breite im Juli erst um eilf Uhr Nachts untergeht und schon vor ein Uhr Morgens wieder am Firmament erscheint — hielten wir am Ufer an, und unsere Lappen zogen sofort ihre Boote halb aufs Land hinauf, um sie vor der Strömung zu sichern. Dann zündeten sie von aufgefangenem Treibholz ein Feuer an, und lagerten sich rings um dasselbe herum, um sich ihre einfache Mahlzeit zu bereiten. Diese bestand nämlich aus nichts, als aus mitgebrachten getrockneten Fischen, die sie einen nach dem andern an einem gespaltenen Stecken Holz über's Feuer hielten und sofort mit vielem Appetit ohne irgend eine weitere Zuthat verzehrten. Auch bedienten sie sich dabei weder eines Tellers, noch irgend eines Instrumentes, das an Messer und Gabel hätte erinnern können, sondern sie aßen die Fische aus der Hand und es genirte sie nicht im Geringsten, wenn das herabtropfende Fett in ihre Aermel hineinfiel oder an ihren Beinen hinabfloß. Hiedurch nun bekamen wir einen Vorgeschmack von der lappländischen Reinlichkeit, und da zugleich der von den gerösteten Fischen ausströmende Geruch keineswegs der allerangenehmste war, so wird man es ziemlich natürlich finden, daß wir für dießmal unser Zelt ein paar Dutzend Schritte entfernt von den Lappen aufschlugen. Dagegen unterließen wir es nicht, ihnen nachdem wir uns unsern Thee fertig gemacht hatten, von demselben anzubieten, allein sie verschmähten ihn gänzlich wie etwas, das völlig ungenießbar sei. Um so wohlgefälliger lächelten sie, als nun jeder von ihnen ein Glas Rum erhielt, und man sah es ihnen an, wie lieb ihnen ein zweites gewesen wäre. Doch waren sie bescheiden genug, keines zu verlangen, sondern sie betteten sich vielmehr alsbald ruhig um das Feuer herum auf den bloßen Boden, und lagen bald dem Gott der Träume in den Armen.

Am andern Morgen brachen wir in aller Frühe wieder auf, und der Tag verlief gerade wie der gestrige. Ganz ebenso begann auch der 3. Juli; doch schon nach wenigen Stunden fingen die Ufer an, ein ganz anderes Aussehen zu bekommen. Sie traten weit enger zusammen, und statt kahler Felsen und gelben Sandes erfreute sich das Auge hie und da an grünem Buschwerk oder gar an einer lustig emporstrebenden Birkenstaude. Auch war diese Abwechslung nicht die einzige, sondern plötzlich gegen Mittag hörten wir ein donnerndes Geräusch vor uns, und wie wir nun um eine kleine Krümmung bogen, sahen wir den Tana-Elf sich zwischen zwei Felsen hindurch von einer Höhe von wohl vierzig Fuß herabstürzen; über den aufgeregten wildschäumenden Wassern aber erhob sich hoch in die Luft eine Wolke von Dünsten, durch die man einen wunderschönen majestätischen Regenbogen erblickte. Wir hatten also einen Wasserfall vor uns, der sich an Fülle und Pracht mit jedem andern messen konnte, und wir wurden daher nicht müde, denselben zu betrachten. Allein auf einmal drängte sich uns die Frage auf, wie wir denn weiterkommen sollten, und da man doch unmöglich den furchtbaren, fast senkrechten Katarakt hinauffahren konnte, so kamen wir nothwendigerweise zu dem Schluß, daß es hier mit unserer Weiterfahrt ein Ende nehmen müsse. Dem war übrigens keineswegs so. Ohne sich nämlich lange zu besinnen fuhren unsere

Lappen, nachdem sie einige wenige Minuten still gehalten hatten, ans Ufer hin und forderten uns auf, auszusteigen. Dann zogen sie die Boote heraus an's Land, entluden sie vollständig ihres Inhalts, spannten sich sofort ihrer sechs vor eines derselben, und begannen schließlich dasselbe dem Ufer entlang die Anhöhe hinanzuziehen. Das war ein schrecklich mühselig Stück Arbeit, wie wir uns, da wir den Lappen auf dem Fuße folgten, zur Genüge überzeugen konnten; allein nach einer Viertelstunde hatten sie das Fahrzeug doch bis an eine Stelle hingeschleppt, wo der Fluß wieder so ruhig war, daß er befahren werden konnte. Hier legten sie das Boot am Strande nieder und kehrten sofort um, das zweite Schiffchen zu holen. Eben so thaten sie auch mit dem dritten und zuletzt machten sie sich an die Effekten, nicht ruhend, als bis sie Alles bis auf das kleinste Stückchen heraufgeschleppt hatten.

Natürlich konnten wir der Ausdauer dieser Menschen unsere Bewunderung nicht versagen, und zwar um so weniger, als der Weg dem Ufer entlang ein äußerst beschwerlicher und gar oft von sumpfigen Stellen unterbrochen war. Sie arbeiteten aber stets ununterbrochen fort, und machten nicht ein einziges Mal einen Stillstand, obschon zwei gute Stunden verstrichen, bis sie mit dem ganzen Werk zu Ende kamen. Während nun dieß vor sich ging, hatten wir Drei mit unserem Dollmetscher uns unter einigen Birken gelagert, um durch deren Schatten vor den Strahlen der Sonne gesichert zu sein, und da zugleich ein ziemlich starker kühlender Wind ging, so fühlten wir uns ganz behaglich. Nach einer Viertelstunde jedoch starb der Wind gänzlich hinweg, und jetzt fielen auf einmal zahllose Schaaren von geflügelten Insekten über uns her, deren Stich uns im höchsten Grad beschwerlich fiel. Wir kannten im Anfang den Feind gar nicht, der uns so schrecklich zusetzte, und meinten es seines starken Summens wegen mit Bienen oder dem Aehnlichen zu thun zu haben, denn es war uns rein unmöglich, ein einzelnes Exemplar zu fangen, obwohl wir stets von zahllosen Schaaren gleichsam wie in eine Wolke eingehüllt wurden. Wie jedoch die Lappen mit dem zweiten Boot ankamen, riefen sie sogleich „Zhinoik" und nun erklärte uns Lars, daß dieses Wort so viel bedeute als Mosquitos oder Stechfliegen. Auch erfuhren wir jetzt, daß die Mosquitos eine der größten Plagen seien, denen man sich in Lappland während des Sommers ausgesetzt sehe, besonders in sumpfigen oder waldigen Gegenden, und in der That gibt es, wie wir uns später durch den Augenschein überzeugten, Stationen, die mit so zahllosen Schwärmen dieser blutdürstigen Thiere angefüllt sind, daß wer sich einem solchen Platze nähert, sogleich über und über mit Mosquitos bedeckt wird. Jedes dieser Insekten aber sucht mit seinem Stachel in die Haut einzudringen, und jeder Stich bringt eine brennend juckende Anschwellung hervor, welche nach kurzer Zeit in ein weißliches übel riechendes Geschwür übergeht. Wehe also denjenigen Theilen des menschlichen Körpers, welche man bloß zu tragen gewohnt ist, wie zum Beispiel dem Gesichte und den Händen, denn solche werden alsbald mit Blattern ganz übersäet, und einen auf diese Art Heimgesuchten erkennen oft seine nächsten Verwandten nicht mehr. Ja hieran ist es noch nicht einmal genug, sondern

in derlei Mosquitosumpfregionen fällt es sogar äußerst schwer, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, weil sich der Mund, sobald man ihn öffnet, alsbald mit einem ganzen Schock dieser ekelhaften Fliegen anfüllt, und man mit jedem Bissen ein Dutzend derselben oder mehr verschluckt! Was nun übrigens uns selbst betrifft, so kamen wir für dießmal noch nicht so arg schlecht weg, obwohl ein Jeder von uns eine gehörige Portion Stiche erhielt, denn auf den Rath der Lappen zündeten wir alsbald ein mächtiges Feuer an, das, weil wir stets nasses Holz zuwarfen, furchtbare Rauchwolken emporwirbelte, und diesem Rauch blieben die bösen Fliegen fern. Ueberdem erhob sich bald darauf wieder ein frischer Wind, und während eines solchen hat man ohnehin nichts zu befürchten.

Nachdem wir nun auf die besagte Art den Wasserfall umgangen hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort, und kamen, um es kurz zu sagen, endlich am fünften Tage in eine Gegend, in welcher der Pflanzenwuchs keineswegs mehr so verkrüppelt war, wie bisher. Wir durften also hoffen, bald auf nomadisirende Lappen zu stoßen, welche ihre Rennthierheerden bis hierher auf die Weide trieben, und in der That wiesen unsere Bootführer am Mittag dieses Tages auf einige Rauchsäulen hin, die sich in der Ferne emporschlängelten, indem sie behaupteten, daß sich dort ein Lager von wandernden Lappländern befinden müsse. Diese Behauptung bewahrheitete sich bald vollständig, und schon nach einer halben Stunde hatten wir vier „Gammen“ oder Zelte vor uns, wie sie in den meisten Theilen Lapplands im Sommer üblich sind. Wir hielten also an in der Hoffnung, daß uns die Bewohner jener Zelte schon der Neugierde wegen in großer Anzahl entgegenkommen werden; allein hierin täuschten wir uns vollkommen. Nicht ein Einziger derselben fand sich bewogen, uns zu begrüßen; dagegen aber sprangen uns, so bald wir gelandet waren, zehn oder zwölf Hunde mit furchtbarem Gebell entgegen und drohten uns in Stücke zu zerreißen. Diese Hunde hatten die Größe einer kleinen Dogge, waren aber sonst durchaus wie Spitzer gestaltet und trugen lange, zottige, fast borstenartige Dachshaare. Ueberdem schienen sie vom Wolf die Ohren, von der Ratte das Maul und vom Fuchs den Schwanz entlehnt zu haben, so daß sich keiner von uns drei Reisenden erinnern konnte, je einer ähnlichen Raffe begegnet zu sein.

„Es sind Rennthierhunde,“ sagte da einer unserer Bootführer, indem er mit seiner langen Stange zwischen die kläffenden Bestien hineinschlug, „und folglich werden auch die Rennthierheerden nicht ferne sein.“

Wir gingen nun den Zelten zu, und überzeugten uns sogleich, daß dieselben eigentlich aus nichts bestanden, als aus einem Dutzend schräg zusammenlaufender Stangen, über welche grobe Tücher gespannt waren. Die Form war die einer großen Zipfelmütze, und was ihre Höhe betrifft, so konnte ein hoch aufgeschossener Norwege unmöglich aufrecht darinnen stehen. Ganz oben wo die Stangen zusammenliefen, war eine Oeffnung oder vielmehr ein rundes Loch, durch welches der Rauch abging, und auf der Seite befand sich ein niederer Eingang, welcher mit einer über Stäbe ge-

spannten Thierhaut geschlossen werden konnte. Wie wir uns nun aber bückten, um durch die niedere Thür in eine der Gammen einzutreten, wären wir schier wieder zurückgefahren, denn innen herrschte ein Rauch und Dampf, der jedes athmende Wesen mit Ersticken bedrohte. Trotzdem war das Zelt mit Menschen förmlich überfüllt, und zwar mit Männern, Weibern und Kindern, im Ganzen genommen wenigstens zehn Personen, und zwischen ihnen drinnen flammte auf dem von einigen großen Steinen umgebenen Herde ein mächtiges Feuer, über welchem ein mit Fischen und andern Ingredienzien angefüllter eiserner Kessel hing. Die Männer trugen sämmtlich sackartige Ueberröcke von Rennthierfellen, welche in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten wurden, und ganz ebenso waren auch die Weiber gekleidet, nur zeichneten sich ihre Röcke durch eine größere Länge, sowie durch den Mangel eines steifen Kragens aus. In Beziehung auf ihre Gesichts- und Körperbildung glichen sie unseren Bootführern vollkommen, in der Unreinlichkeit aber übertrafen sie dieselben noch um ein Bedeutendes. Insbesondere fielen mir die Kinder durch ihr pausbackiges, dickköpfiges, fettes und schmieriges Aussehen auf und ich hätte darauf geschworen, sie seien in ihrem Leben noch nie gewaschen worden.

Unsere plötzliche Erscheinung brachte eine kleine Revolution in dem Zelte hervor, und die Männer sprangen sämmtlich auf, während die Weiber an ihren Gürteln zupften und ihre unordentlich herabhängenden Haare zurecht zu machen suchten. Nun trat auf unser Geheiß der kleine Lars vor und eröffnete ihnen, daß wir ihre Hülfe in Anspruch nähmen, um unser Gepäck an den Enarasee zu bringen. Zugleich aber verlangte er von ihnen auch frische Nahrungsmittel für uns, natürlich übrigens nur gegen Bezahlung, und überreichte ihnen dann zum Willkomm eine mit Rum gefüllte Flasche, die wir zu diesem Behufe mitgebracht hatten. Die Flasche machte sogleich die Runde unter sämmtlichen Bewohnern der Hütte, selbst die Kinder nicht ausgenommen, und Alle ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters thaten ihr Möglichstes, um sie so schnell als möglich zu leeren. Nicht so schnell aber waren sie bereit, unsere Forderungen zu erfüllen, sondern sie hatten vielmehr allerlei Ausreden und Entschuldigungen. „Sie seien sehr arm," sagten sie, „und besäßen nur eine kleine Heerde von Rennthieren, die sie durch das Schlachten eines oder des andern dieser Thiere nicht noch vermindern könnten. Uebrigens wenn dieß auch nicht der Fall wäre, so gäbe es doch kein frisches Fleisch, weil ihre Thiere alle krank seien, und das Einzige, was sie uns geben könnten, wäre also Rennthiermilchkäse. Eben deßwegen sei es ihnen auch nicht möglich unsere Effekten nach dem See Enara zu bringen, denn kranke Rennthiere dürfe man nicht zum Lasttragen verwenden." Wir wollten nun natürlich wissen, worin diese Krankheit bestehe, indem wir zugleich merken ließen, daß diese Ausrede uns wie eine Erfindung oder gar Lüge vorkomme, allein sie betheuerten die Wahrheit ihrer Behauptung mit sehr beredten Worten. „Nie," sagten sie, „sind die Mosquitos in größeren Schwärmen erschienen, als diesen Sommer, und unsere sämmtlichen Rennthiere wurden von denselben so schrecklich gequält, daß sie all' ihre Kraft

und Schnelligkeit eingebüßt haben. Ueberdem lassen sie sich gegenwärtig, weil sie vor Schmerz halb wahnsinnig sind, nur äußerst schwer behandeln, und es wäre daher Gefahr vorhanden, daß sie mit euren Effekten auf und davon liefen, ohne daß wir sie zurückzuhalten vermöchten. Ihr seht also, daß wir eure Wünsche mit dem besten Willen nicht zu erfüllen im Stande sind. Doch," setzte Einer von ihnen später mit einem schlauen Blicke hinzu, „wenn euer Gepäck nicht gar zu schwer und umfangreich ist, so wäre es vielleicht möglich, daß wir es unserer Sechs oder Acht auf unserem Rücken über das Gebirge hinüber trügen; nur natürlich würde euch dieß doppelte und dreifache Unkosten machen."

Auf diese letztere Rede hin zweifelte von uns keiner mehr, daß es auf nichts anderes als auf eine Prellerei abgesehen sei, und bereits war es nahe daran, daß wir dieß den Leuten ungeschminkt in das Gesicht gesagt hätten, als unsere Unterhaltung glücklicherweise durch ein von fern her tönendes furchtbares Hundegebell unterbrochen wurde. „Unsere Rennthierheerde kommt eben von der Weide zurück," bemerkte sofort einer der Lappen, „und ihr könnt euch nun durch den Augenschein überzeugen, wie sehr die Thiere nothgelitten haben, denn ich sehe es euch an, daß ihr unseren Worten keinen Glauben schenkt." Der Mann hatte vollkommen recht, uns diesen Vorwurf zu machen, und eine Viertelstunde später machten wir ihn uns selber. So bald nämlich die Rennthierheerde, im Ganzen etwa hundert und fünfzig Stück, von den nahen Anhöhen herabkamen, trieb man sie mit Hülfe der Hunde in eine Art von Pferch oder Umzäunung, die in nächster Nähe aus rohen Birkenstecken gemacht war, und lud uns sofort ein, dem Melken der Thiere zuzusehen. Um dieses Geschäft vorzunehmen, sammelten sich die sämmtlichen Bewohner aller vier Hütten, im Ganzen etwa dreißig Personen, in der Umzäunung — denn die Heerde gehörte denselben gemeinsam — und zwar kamen die Weiber und Mädchen mit hölzernen, ziemlich unförmlich gestalteten Gefäßen zum Auffangen der Milch, während die Männer und Jünglinge sich mit langen Schlingen aus Rennthierhaut bewaffnet hatten. Nun wurde eine Rennthierkuh nach der andern vorgenommen, das heißt, man warf ihr mit sicherer Hand die Schlinge um den Hals, zog an derselben ihren Kopf so tief an die Erde, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, und machte es dadurch möglich, auch das widerspenstigste Thier zu melken. Keines derselben aber gab viel Milch und Manches sogar gar keine, weil die ganze Heerde wirklich krank war, wie wir uns sogleich überzeugten. Ja — recht krank waren die armen Geschöpfe, denn die gräßlichen Stechfliegen hatten eine Masse von tiefen Löchern in ihre Haut hineingebohrt, um dieselben mit ihren Eiern auszufüllen, und man kann sich denken, welche grausame Marter den Rennthieren dadurch bereitet wurde. Deßwegen hatten auch alle ein äußerst trauriges Aussehen und waren so dürr, daß man die Rippen zählen konnte. Auch keuchten sie ganz entsetzlich, wie wenn sie die Schwindsucht hätten, und als wir ihre Milch versuchten, fanden wir sie so scharf und übelriechend, daß wir sie schnellstens wieder ausspuckten.

Solch' schrecklich herabgekommene Thiere konnte man nun natürlich nicht zum Lasttragen brauchen, und somit waren wir äußerst froh, als die Lappen ihren Antrag, unsere Effekten auf ihren Rücken über das Gebirge hinüber nach dem Enarasee zu tragen, wiederholten. Wir gingen also sogleich mit ihnen an die Boote hinab, damit sie die Schwere und den Umfang unserer Sachen ermessen könnten, und in weniger als fünf Minuten hatten wir den ganzen Handel abgemacht. D'rauf entließen wir unsere Bootführer, schlugen unser Zelt an der luftigsten Stelle, die sich fand, auf, und da uns unsere neuen Bekannte reichlich mit Holz versahen, so saßen wir bald um ein lustiges Feuer herum, das die Mosquitos von uns fern hielt.

Den andern Morgen kamen die Lappen sieben Mann hoch in unser Zelt, und machten sich sofort daran, unser Gepäck in sieben wo möglich gleich schwere Portionen zu vertheilen. Nachdem dieß geschehen war, lud sich jeder sein Bündel auf den Rücken und nun ging es — natürlich aber nicht, ohne daß die Leute vorher ein Glas Rum zur Stärkung in Anspruch genommen hätten — im sogenannten Gänsemarsch vorwärts. Mit andern Worten — Einer ging voran, dann folgte der Zweite, dann der Dritte und so fort, bis wir endlich den Schluß der langen Linie bildeten; diese Reisemarschordnung aber wurde deßhalb beliebt, damit der Hintermann es gleich bemerke, wenn irgend ein Stück des Gepäckes verloren gehe. Ueberdieß kannte der, welcher den Zug anführte, den Weg am genauesten, und da man durch viele Sumpfgegenden zu wandern hatte, in welchen ein einziger falscher Tritt Tod und Verderben bringen konnte, so war es durch die Nothwendigkeit geboten, daß der Nachfolgende stets in die Fußstapfen des Vorgängers trat. Was nun uns selbst betrifft, so gewährte uns der Anblick dieser seltsamen Procession im Anfang viel Lust, allein nach kurzem schon ermüdete uns dieses ewige Einerlei fast noch mehr, als das Bergansteigen, und dazu trug auch der Umstand viel bei, daß wir vor lauter Obacht geben uns nicht einmal umschauen durften. Ueberdem erstickten wir beinahe vor Hitze, denn nicht blos sind die kurzen Sommer in Lappland ohnehin sehr heiß, sondern wir durften es uns auch nicht einfallen lassen, unsere dicken Röcke und unsere Handschuhe abzulegen, weil wir sonst von den Stechfliegen todtgequält worden wären. Ja, aus demselben Grund mußten wir sogar unser Gesicht mit einem Tuche, in das wir Löcher für die Augen und den Mund hineinschnitten, ganz dicht bedecken, und so kann man es sich wohl denken, daß es uns schwer wurde, Athem zu holen. Wie mußte nun aber erst den Lappen, die unser Gepäck trugen, zu Muthe sein, wenn wir, die wir mit gar keiner Last bebürdet waren, uns schon so übel befanden? Wahrhaftig, es durfte uns nicht wundern, daß sie alle Stunden ihre Bündel ablegten und sich daneben hin auf den Boden legten, um eine halbe Stunde lang auszuruhen.

Um an den Enarasee zu gelangen, mußten wir aus dem Thale des Tana-Elf über ein hohes Gebirge in das Thal des Paes-Elf, welcher durch den Enarasee fließt, hinabsteigen, und da die Entfernung nur etwa fünfundzwanzig deutsche Meilen beträgt, so hatten wir gehofft in sechs Tagen das Ziel unserer Wanderung zu errei-

chen. Wir brauchten aber wohl acht Tage und begegneten in dieser ganzen Zeit nur zweimal menschlichen Wesen — Lappen von derselben Art und demselben armseligen Aussehen, wie diejenigen, welche unsere Effekten trugen. Unser Nachtlager war regelmäßig die bloße Erde und unsere Bettdecke das Himmelszelt; unser Essen aber bestand aus Rennthiermilchkäse und getrockneten Fischen, welche wir den Lappen abgekauft hatten, und Abends kam noch ein warmer Thee mit Schiffszwieback hinzu. Natürlich übrigens würde es viel zu weit führen, wenn ich die einförmigen Gegenden, durch welche wir kamen, weitläufig schildern würde, denn fast die einzige Abwechslung bestand darin, daß auf moorigte Sümpfe Felsenpartien oder steinigte Sandgründe folgten und umgekehrt. Wie wir nun aber in das Thal des Paes-Elf hinabzusteigen begannen, stießen wir nicht selten auf große Strecken Landes, welche wir anfangs für Schneefelder hielten, die sich jedoch beim Näherkommen als Rennthiermooswiesen auswiesen. Das Rennthiermoos nämlich, also jenes moosartige Flechtgras, welches wenigstens zur Winterszeit die einzige Nahrung des Rennthiers bildet, sieht zwar im Frühjahr ziemlich blaßgelb aus; wenn es jedoch durch die Hitze des Sommers austrocknet, so erhält es nach und nach eine glänzend weiße Farbe, welche der des frischgefallenen Schnee's gleicht. Eben deßwegen gewährt auch ein Rennthiermoosfeld einen gar eigenthümlichen Anblick, und man glaubt nicht anders, als daß ein prächtiger weiß gestickter Teppich, so weit das Auge reicht, den Erdboden bedecke. Auch kann man sich keinen angenehmeren Fußboden denken, als diesen, und in keinem Bette liegt man so weich, wie hier auf der bloßen Erde; seine schöne weiße Farbe aber und sein äußerst reinliches Aussehen laden unwillkührlich Jedermann ein, sich auf ihm niederzulassen.

Am siebenten Tage spät Abends langten wir endlich an einem kleinen Flusse an, dessen dröhnende Wasserfälle wir schon in ziemlicher Ferne gehört hatten; unmittelbar unter diesen Fällen aber, welche mit hohen fürchterlichen Felsen eingefaßt waren, stießen wir auf die Hütte eines lappländischen Fischers, der uns mit seiner ganzen Familie auf's zuvorkommendste entgegen kam. Wir schlugen also hier unser Lager auf — denn in seiner kleinen Wohnung hätten wir natürlich keinen Platz gehabt — und hielten, da wir von ihm nicht blos mit frischgefangenen Fischen, sondern auch mit etwas Mehl versorgt wurden, eine recht fröhliche Abendmahlzeit. Eine noch größere Freude gewährte uns die Nachricht, daß das Flüßchen zu unserer Seite sich in den Enarasee ergieße, und am allerangenehmsten ertönte in unseren Ohren das Versprechen des Fischers, uns den andern Tag mit Hülfe seiner zwei Söhne in seinen Boote nach dem lappländischen Dorfe Juutna, das auf einer Insel mitten im See liegt, zu bringen. Nunmehr konnten wir doch mit unseren sieben Packträgern abrechnen, und wir thaten es auch auf der Stelle, denn der nähere Umgang mit diesen sehr unflätigen Burschen, die noch überdieß eine große Zudringlichkeit im Begehren von Rum und Tabak an den Tag legten, war uns doch nach und nach fast mehr als lästig geworden.

Der Fischer hielt Wort, und den andern Tag fuhren wir in seinem Boote, das groß genug war, um außer uns selbst und den drei Ruderern, alle unsere Effekten

aufzunehmen, unter fröhlichem Geplauder flußabwärts, unendlich begierig den Enarasee zu erblicken. Obgleich nämlich das an Gebirgen und Flüssen so reiche Lappland an Seen gegen hundert besitzt, indem fast alle seine Flüsse entweder aus einem See entspringen oder aber durch einen solchen hindurchströmen, so darf sich doch keins dieser Wasserbecken in Beziehung auf Größe und Umfang, sowie auch in Hinsicht auf Fischreichthum und Schönheit der Umgebung mit dem besagten See messen, und es gibt daher auch keine Gegend in ganz Lappland, welche bevölkerter wäre, als das Enaraufer. Indeß so ungeduldig wir auch waren, so wurde es trotzdem Abend, bis wir den See erreichten; doch konnten wir noch deutlich genug auf der linken Seite die dunkeln Umrisse hoher Felsen unterscheiden, während am östlichen Ufer unzählige kleine Inseln sich vor dem Auge ausbreiteten. Ein Ende der großen Wasserfläche aber fand das Auge nicht, und wir schenkten daher der Erzählung unseres neuen Führers, daß der See zwölf Meilen in der Länge und sechs Meilen in der Breite betrage, recht gern Glauben. Etwas minder wahrscheinlich war seine weitere Behauptung, der Enara sei so reich an Inseln, daß kein Sterblicher sie noch je gezählt habe, und am allerunwahrscheinlichsten erschien mir sein Bericht über die Tiefe des Wassers. „Letztere," so ließ er sich vernehmen, „wollte in alten Zeiten ein Lappe in der Weise ermitteln, daß er einen eisernen Kessel an ein Tau band und denselben in den See hinabsenkte; allein nachdem zweihundert und sechzig Klafter oder dreizehnhundert Fuß vom Tau abgelaufen waren, riß der Schutzgeist des Gewässers dasselbe ab und bemächtigte sich des Kessels. Auch wagte es seit diesem Ereigniß Niemand mehr, eine neue Messung vorzunehmen, sondern es ist vielmehr Jedermann der Ueberzeugung, der Enarasee reiche bis zum Mittelpunkt der Erde hinab und habe also so zu sagen gar keinen Grund und Boden."

Die Hoffnung, das Dorf Juutua noch am selbigen Abend zu erreichen, ging nicht in Erfüllung. Als nämlich die Sonne immer tiefer hinabsank, stellten sich plötzlich so dichte Nebelschichten ein, daß ein Weiterfahren äußerst gefährlich gewesen wäre, und folglich legte auch unser Fischer an einer kleinen unbewohnten Insel an, auf der wir die Nacht im Freien zubrachten. Mit dem Frühmorgen jedoch fingen die Nebel an sich zu verziehen, und die Aussicht wurde bald so frei, daß wir die Fahrt fortsetzen konnten. Auch erreichten wir nun nach wenigen Stunden ohne irgend einen Unfall das obgenannte Lappendörflein, und da dieses das erste war, welches wir während unserer ganzen bisherigen Reise zu Gesicht bekamen, so eilten wir demselben, so bald wir gelandet hatten, ohne Aufenthalt zu. Aber — ach! Nur zu bald fanden wir, daß ein Lappendorf, wenigstens während der Sommerszeit, nicht zu den angenehmsten Erscheinungen gehört. Ringsum auf dem Felde nämlich, sowie auch zunächst den Häusern und zwischen denselben fanden wir nichts, als ganze Haufen von Unflath, herrührend von den Gedärmen der ausgenommenen Fische, ihren Schuppen, ihren Köpfen, und da dieser Unflath bei der großen Hitze natürlich in Gährung und Fäulniß überging, so wurde die ganze Atmosphäre von dem widerwärtigsten Gestank

verpestet. Trotz alle dem drangen wir durch, um das Dörflein recht gründlich in Augenschein zu nehmen, und siehe da, nun kam eine noch schwerere Prüfung über uns, denn jetzt drangen aus allen Hütten zugleich eine Menge von Menschen hervor, die uns als fremde Reisende bewillkommnen wollten. Es waren Männer und Weiber unter einander, und auch die Kinder fehlten nicht; allein eben so wenig fehlte an ihren Rennthierröcken der gräßlichste Schmutz, und ihr ganzes Wesen hatte so sehr das Gepräge der Unreinlichkeit, daß man, wenn man sie nur ansah, meinte vor Ekel zurückfahren zu müssen. Wenn man dann aber erst näher kam und den scharfen, ranzigen Geruch, den sie ausströmten, einathmen mußte, so gehörte eine bedeutende Willenskraft dazu, um nicht augenblicklich Fersengeld zu geben. Wir Drei mit unserem Dolmetscher Lars gaben übrigens nicht blos kein Fersengeld, sondern wir schüttelten vielmehr den sämmtlichen Anwesenden ohne Unterschied des Geschlechts die Hand und galten von nun an bei ihnen Allen als recht höfliche artige Menschen, denen es an der gehörigen Bildung nicht fehle.

Natürlich schlugen wir unser Zelt nicht im Dörfchen selbst auf, sondern wir wählten hiezu, da wir hier einige Wochen zu bleiben gedachten, ein recht hübsches und lustiges Plätzchen am Ufer, bis wohin die Wohlgerüche, von denen ich so eben gesprochen, nicht dringen konnten. Von hier aus aber machten wir dann die verschiedensten Ausflüge, indem wir uns ein eigenes Boot anschafften, und zwei junge Lappen zu seiner Führung in unsere Dienste nahmen. Vor allem besichtigten wir die Wohnungen in Jnutua, denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß dieselben eine ziemlich andere Einrichtung hätten, als diejenigen, welche wir bisher gesehen, und solches bestätigte sich auch vollkommen. Die Hütten nämlich, die wir jetzt vor uns hatten, waren durchaus aus Holz, d. i. aus Balken und Brettern, und zugleich in länglich viereckigter Form, aber nur einen Stock hoch errichtet. Vorn befand sich die Thüre, und von dieser bis zur Hinterwand zogen sich innerlich rechts und links zwei dünne Verschläge; diese aber wurden von zwei anderen, die von einer Seitenwand zur andern quer durch die Hütte gingen, rechtwinkligt durchschnitten, und hiedurch entstanden in jeder Wohnung neun Abtheilungen oder Zimmer, die durch offene Thürlöcher mit einander in Verbindung standen, von denen jedoch keine über sechs Schuh breit und lang war. In den vordersten dreien zunächst dem Hauseingang bewahrte man das Brennholz, die Kleider und das nöthige Handwerkszeug auf; in den hintersten befanden sich die Eßwaaren und Vorräthe, und von den drei mittleren endlich diente die mittelste als Küche und Wohnzimmer, während die beiden anstoßenden Kammern die Schlafkabinete für sämmtliche Familienglieder bildeten. So sah es um die Wohnungen der Lappen am Enarasee aus, und offenbar waren also diese Seebewohner in der Kultur weiter vorgeschritten, als jene, denen wir früher begegneten. Woher kam aber dieß? Einfach daher, daß sie stabile Wohnsitze genommen und das Nomadenleben aufgegeben hatten!

Bald machten wir noch mehr Erfahrungen und das Resultat derselben war die Einsicht, daß es eigentlich dreierlei Sorten von Lappen gebe. Zu der ersten gehören die Fischerlappen oder die „Fiskare", die sich an den vielen Binnenseen niedergelassen haben, und deren ganzer Erwerbszweig sich auf den Fischfang beschränkt. Wie hoch sich ihre Anzahl beläuft, konnten wir natürlich nicht herausbringen, denn man weiß ja nicht einmal, wie stark der Stamm der Lappen überhaupt ist, sondern wenn die Einen meinen, es seien ihrer dreißigtausend, so behaupten Andere, man dürfe sie nicht einmal auf zwanzigtausend schätzen. Jedenfalls aber ist so viel sicher, daß in dem ganzen ungeheuren Ländergebiete, welches man unter dem Namen Lappland begreift, und welches theils zu Rußland, theils und hauptsächlich zu Norwegen und Schweden gehört, nicht mehr als drei, höchstens vier Bewohner auf die Quadratmeile kommen, und daß von diesen sämmtlichen Bewohnern die Fiskare etwa den fünften Theil bilden. Weit zahlreicher, und wie ich gleich hinzusetzen will, auch weit angesehener ist die zweite Sorte der Lapplandsbewohner, die Sorte der sogenannten „Fjäll- oder Rennthierlappen", welche sich blos mit der Rennthierzucht abgeben; allein da wir bis jetzt solchen Lappen noch nicht begegneten, so muß ich die Nachrichten über sie auf später verschieben. Die dritte Sorte endlich, die geringste von Allen, bilden die Skogs- oder Waldlappen, welche zwischen den Fjäll- und Fiskarlappen mitten inne stehen. Sie besitzen nämlich einige wenige Rennthiere, etwa dreißig oder vierzig auf die Familie, und sind also nach lappländischen Begriffen blutarm, weil zum Mindesten eine Heerde von dreihundert Thieren nöthig ist, um eine Familie anständig durchzubringen. Eben deßwegen verlegen sie sich nebenbei auf den Fischfang, oder vielmehr dieser liefert ihnen den Haupttheil ihrer Nahrungsmittel, allein weil die Seen den Fiskaren gehören, so müssen sie sich auf die Flüsse beschränken, und überdem können sie nur solche Plätze auslesen, wo ihre paar Rennthiere zur Noth ebenfalls Nahrung finden. Kurz, sie sind weit schlechter daran, als die Fischerlappen, und mit den Rennthierlappen im eigentlichen Sinn können sie ohnehin keinen Vergleich aushalten. Doch — der Leser hat sie ja kennen gelernt, denn unsere Gepäckträger über das Gebirg an den Enara waren keine andere, als Skogslappen.

Die glückseligste Zeit für den Fischerlappen beginnt mit Johanni, denn um diesen Feiertag herum werden die Binnenseen eisfrei, und nun gibts alle Tage der Fische eine schwere Menge, besonders am Enara. Welche Lust aber, im innersten Raum der Hütte, unmittelbar am Feuer, damit man von den Mosquitos nicht geplagt wird, mit einem wohlangefüllten Magen, und ohne Sorgen für den andern Morgen lange, recht lange schlafen zu können! Wahrhaftig, darüber geht dem Fischerlappen gar nichts — nur essen und schlafen und schlafen und essen, dann sind alle seine Wünsche erfüllt! Ueberdieß wie bescheiden ist er nicht in seinen Ansprüchen auf eine Mahlzeit! Ach, es genügt ihm an Fischen, seien sie nun gesotten oder gebraten oder an der Luft getrocknet, und auf alles sonstige Fleisch, sowie ohnehin auf Gemüse, Obst und andere Leckereien macht er keinen Anspruch. Sogar das Brod ist bei ihm

ein Luxusartikel, und wenn er je in den Besitz von Mehl kommt, so benützt er es nur, um eine Art von Kuchen ohne Salz und Sauerteig daraus zu backen. Den Sommer also betrachtet der Fischerlappe als sein Paradies, und wenn er Herrgott wäre, so würde er das ganze Jahr Sommer sein lassen; aber leider gibt es auch einen Winter und im Winter will man ebenfalls leben. So muß man sich denn wohl oder übel dazu entschließen, die beste Fischfangzeit dazu zu benützen, um sich Vorräthe für die langandauernde kalte Jahreszeit zu sammeln, und zu diesem Behufe errichtet der Lappe neben seiner Wohnung auf hohen Balken eine Art von Bude, worin er einen Theil der gefangenen Fische, nachdem er sie vorher an der Sonne getrocknet, aufbewahrt. Wohl ihm, wenn dieser Vorrath groß genug ist, um seine und seiner Familie Eßlust bis auf Johanni nächsten Jahres zu befriedigen, denn wo nicht, so muß er es versuchen, mitten im Winter das Eis des See's aufzuhacken, um sein Netz stellen zu können, oder aber ist er, wenn dieß nicht geht, gezwungen, sich mit einer Wassersuppe von Fichtenrinde, Waldbeeren und Fischthran zu begnügen.

Während wir nun übrigens diese Studien über die Lappen am Enarasee und dessen Umgebung machten, unterließen wir es auch nicht, über jenes bewußte vor zwanzig Jahren am Loma-Elf vorgefallene Ereigniß, d. i. über die etwaigen Eltern oder Verwandten unseres Dolmetschers Lars die nöthigen Erkundigungen einzuziehen; aber bis jetzt war alles vergeblich und kein Mensch konnte uns auch nur die geringste Auskunft geben. Da überlegten wir denn, ob wir nicht den Loma-Elf, trotzdem die Strecke Wegs bis dorthin eine sehr bedeutende war, in Person aufzusuchen und denselben von seinem Anfang bis zu seinem Ende befahren sollten. Allein dann fiel uns wieder ein, daß diese ganze Reise keinen Werth hätte, weil die Bewohner der Flußufer jedes Jahr wechseln, und wir also wahrscheinlicherweise gar Niemand finden würden, der vor zwanzig Jahren am Loma lebte. Nun aber erfuhren wir plötzlich auf einem von unseren Ausflügen, daß in nicht allzuweiter Entfernung am Iwalojocki, einem der Quellströme des Enarasee's, eine Lappenfamilie lebe, die sich vor längerer Zeit verschiedene Jahre lang am Loma auf- und abbewegt habe, und auf dieses hin entschloßen wir uns ungesäumt dahin abzufahren, ohne jedoch den Lars mitzunehmen. So thaten wir auch gleich den andern Tag; nebenbei jedoch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß unsere Reise mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, denn der Iwalojocki zeichnet sich, wie die meisten Ströme Lapplands, durch eine Menge von kleineren oder größeren Katarakten aus, und diese kann man nur dadurch überwinden, daß man das Boot so weit am Ufer hinaufschleift, bis wieder ruhiges Wasser kommt. Doch kamen wir ohne weiteren Unfall nach drei Tagen spät am Abend an Ort und Stelle an und hatten auch das Glück, die ganze Familie vor ihrem Zelte campirend anzutreffen. Es waren Skogslappen, wie wir uns aus der kleinen herabgekommenen Rennthierheerde in dem Pferche hinter der Hütte, sowie aus dem am Ufer festgemachten Fischerboote sogleich überzeugen konnten, und sie beschäftigten sich eben damit, ihr Abendessen zu bereiten. Zu letzterem wurden wir sofort einge-

laden, nachdem die übliche Bewillkommungsscene vorüber war; wir lehnten aber die Ehre ab unter dem Vorwande, längst gespeist zu haben, denn es ging bereits gegen Mitternacht. Dagegen nahmen wir das dargebotene Holz mit Dank entgegen, zündeten der Mosquitos wegen ein tüchtiges Feuer an und lagerten uns ganz in der Nähe der Lappen, damit wir ihr Thun und Treiben recht genau beobachten könnten. Und uninteressant war dieß wahrhaftig nicht. In den eisernen Kessel nämlich, der über ihrem Feuer hing, brachten sie eine Menge von Fischen, die sie vorher in Stücke zerschnitten, fügten dann eine tüchtige Portion Fett oder Thran hinzu und warfen zum Schluß noch eine Hand voll Mehl hinein. Drauf rührten sie alles tüchtig herum, und zuletzt setzten sie sich, jeder mit einem rohen hölzernen Löffel bewaffnet, in die Runde, um den Kessel so schnell als möglich zu leeren. Noch waren sie aber damit noch nicht zu Stande gekommen, als zwei oder drei von ihnen — sie zählten in allem sechs Köpfe — sich zurückfallen ließen und sogleich einschliefen. Inzwischen aßen die andern fort, allein wie nun diese ebenfalls genug hatten und sich sofort dem Schlafe hingaben, wachten die ersten wieder auf und fingen von neuem an zu essen. Dieß dauerte eine Weile, dann überließen sie sich dem Schlafe zum zweitenmal. Doch nunmehr öffneten die zweiten ihre Augen von neuem, um dem Topfe wieder zuzusprechen, und dieses wechselseitige Erwachen, Essen und Schlafen dauerte wohl eine gute Stunde lang, bis endlich alle fest schnarchten.

Für heute Abend fanden wir also keine Gelegenheit, die gewünschte Auskunft zu erhalten, den andern Morgen aber tischten wir den Leuten zum Frühstück eine Flasche von unserem besten Liqueure auf, brachten dann (wir hatten nämlich bereits so viel Lappisch gelernt, um uns zur Noth verständlich machen zu können) das Gespräch auf den Loma-Elf und fragten den Familienältesten, einen Mann von etwa sechzig Jahren, welcher sich das starke Getränke mit besonderer Lust munden ließ, ohne weitere Umschweife, ob er sich nicht längere Zeit in jener Gegend aufgehalten habe.

„Zehn Jahre lang," entgegnete er, „und ich darf wohl sagen, daß ich nie glücklicher gewesen bin, als dort, denn der Fluß gab uns Sommers der Fische eine schwere Menge und Winters fanden unsere Rennthiere in den nahen Wäldern eine vortreffliche Nahrung."

„Aber warum seid ihr denn von da weggezogen?" wollten wir nun wissen.

„Oh," erwiederte er, „wir wären noch dort, wenn nicht das große Unglück gekommen wäre; allein durch einen furchtbaren Sturm, der den Loma in vollkommenen Aufruhr brachte, verlor ich meinen ältesten Sohn nebst seiner Frau und seinen zwei Kindern, und dieß entleidete uns den Aufenthalt in jenem Revier so sehr, daß wir alsbald weiter zogen."

„Und wann begab sich dieses Unglück?" riefen wir nicht wenig aufgeregt, denn wir glaubten nunmehr nicht anders, als der Lars sei der Enkel dieses Mannes.

Derselbe rechnete lang an seinen Fingern, konnte aber nicht damit zu Stande kommen, bis ihm seine Frau beisprang und die Zahl von zwanzig Sommern nannte.

Auch dieses stimmte, und wir warfen uns daher schon Blicke des Einverständnisses zu. „Zwei Enkel habt ihr damals verloren?" forschten wir darauf weiter. „Wißt ihr das so gewiß, oder könnte es nicht wenigstens möglich sein, daß der Knabe gerettet worden wäre?"

„Der Knabe?" versetzte der Lappe, die Augen erstaunt aufreißend. „Die beiden Kinder meines Sohnes waren ja Mädchen."

Mit unseren Schlußfolgerungen hatten wir also dießmal fehlgeschossen, und die Entdeckung der Lars'schen Eltern stand uns so fern als jemals. Doch sollten wir bald auf die richtige Spur kommen. „Ja, es war ein großes Unglück," fuhr nämlich die Frau des alten Lappen fort, in der Erinnerung an die vergangene Zeit tief aufseufzend; „aber wir waren nicht die einzigen, welche davon betroffen wurden, sondern im ganzen Lomathale gab es damals nicht Eine Familie, welche nicht den Verlust eines Angehörigen zu beklagen gehabt hätte."

„So sind also," rief ich, „in jenem Sturm noch mehr Menschenleben zu Grund gegangen?"

„Ja freilich," war die Antwort, „im Ganzen nicht weniger als siebenzehn."

„Auch Knaben?" fragten wir.

„Gewiß," versetzte der alte Lappe; „im Ganzen drei."

„Und deren Eltern?" riefen wir nicht wenig gespannt.

„Sind sämmtlich ertrunken," erwiederte der Lappe mit tiefem Ernste.

„Ja, sämmtlich," bestätigte seine Frau. „Zwar allerdings wurde die Mutter des einen Knaben der Wuth der Wellen entrissen, aber wie sie dann sah, daß ihr einziges Kind nebst dessen Vater in den Fluthen umgekommen sei, da ergriff sie ein so furchtbar wahnsinniger Schmerz, daß sie sich alsbald wieder in's Wasser stürzte, um den Ihrigen im Tode nachzufolgen."

„Auch sie ist also ertrunken!" rief ich nun schmerzlich erregt, denn aus dieser Erzählung ging auf's deutlichste hervor, daß unser Lars jedenfalls keine Eltern mehr habe.

Der alte Lappe nickte, indem er zugleich die Rumflasche durch einen langen Zug leerte. Dann aber stand er auf und winkte seinen Söhnen, ihm zum Beginn der Tagesarbeit zu folgen. Unsere Unterredung hatte also ein Ende und wir verabschiedeten uns sofort; doch nicht, ohne daß wir zuvor die Frau nach den Namen der drei Elternpaare, welche damals mit ihren Knaben zu Grunde gingen, gefragt hätten. Allein — Namen! Ein Lappe kennt kaum seinen eigenen, viel weniger den seines Nachbars. Die Frau schüttelte daher blos mit dem Kopfe und stand dann ebenfalls auf, um ihren Geschäften nachzugehen. Somit mußten wir uns zufrieden geben, und überdieß, was würde es uns auch genützt haben, diese Namen in Erfahrung zu bringen? Die Hauptsache war ja entschieden, nämlich die, daß der Lars keine Eltern mehr habe, und alles weitere hatte keinen Werth.

Wir fuhren nun wieder an den Enarasee zurück, sagten aber dem Lars natürlich

kein Wort von dem, was wir in Erfahrung gebracht hatten, denn so war es ja zwischen uns und seinem Pflegevater abgemacht worden. Dagegen faßten wir jetzt, nachdem wir die Fischerlappen genugsam kennen gelernt hatten, den Entschluß, unsere Reise weiter fortzusetzen, um namentlich auch die Lebensweise der dritten Sorte von Lappen, die der sogenannten Rennthier- oder Fjälllappen zu studiren. Allein — wohin sollten wir zu diesem Behufe unsere Schritte zunächst wenden? Etwa in der Richtung nach Süden oder in der nach Osten? Wahrhaftig, die Sache war wohl zu überlegen, denn es handelte sich dießmal von einem längeren Aufenthalt, möglicherweise sogar von einer Ueberwinterung, und da konnte man doch nicht den reinen Zufall walten lassen. Doch kamen wir schneller zu einem entscheidenden Entschluß, als wir im Anfang geglaubt hätten, und zwar zu einem recht glücklichen und gedeihlichen. In dem Dörfchen Kyrö nämlich, dem bedeutendsten unter den Ansiedlungen am Enarasee, gab es eine Art von Kramladen, der von einem Finnländer gehalten wurde, das heißt der Mann brachte zur Winterzeit auf Schlitten von Tornea am bottnischen Meerbusen her Tabak, Mehl und Branntwein nach Kyrö und vertauschte diese Artikel im Sommer gegen getrocknete Fische und Rennthierfelle. Zu diesem Finnländer nun, der sich einer großen Bekanntschaft unter den Lappländern ringsum rühmen konnte, hatten wir uns zu allererst begeben, um uns seinen Rath zu erbitten; er konnte uns jedoch Geschäfte halber nicht gleich die gewünschte Antwort geben, sondern bestellte uns auf eine gewisse Stunde am andern Tag. Natürlich versäumten wir es nicht, uns pünktlich einzustellen, allein wie erstaunten wir nun, als wir vier gesattelte Rennthiere, welche von einem jungen Burschen bewacht wurden, vor seiner Hütte erblickten! Rennthieren waren wir, wie der Leser weiß, schon einige Mal begegnet, aber gesattelten noch nie, und überdem sahen diese Thiere viel wohlgenährter, gesünder, stattlicher und muthiger aus, als jene herabgekommenen Geschöpfe der Skogslappen. Ich gestehe daher, daß wir die Hütte des Finnländers mit ziemlicher Hast betraten, denn wir waren nicht wenig begierig, den Eigenthümer dieser Prachtexemplare von Rennthieren kennen zu lernen.

„Ihr kommt zur glücklichen Stunde," rief uns der Finnländer entgegen, so bald er unserer ansichtig wurde, „und besser hättet ihr es wahrlich gar nicht treffen können. Gestern begehrtet ihr Auskunft von mir, wohin ihr euch wenden sollet, um unter das Zelt eines wackeren Fjälllappen zu kommen, und auf heute habe ich euch Antwort versprochen; gerade heute aber findet sich durch eine eigene Schickung des Himmels mein Freund Jessiö, der Besitzer der größten Rennthierheerde in ganz Lappland, bei mir ein, um seine gewöhnlichen Wintereinkäufe zu machen, und wie ich ihm euren Wunsch vortrage, erklärt er sich mit gewohnter Gastfreundschaft bereit, euch bei sich aufzunehmen. Das ist ein merkwürdiges Glück, denn wo könntet ihr besser aufgehoben sein, als bei ihm? Gewiß, ihr werdet ein Leben führen, wie im Himmel, und gar nicht mehr begehren, in eure Heimath zurückzukehren."

Mit diesen Worten stellte er uns vor einen fremden Lappen hin, der eben damit beschäftigt war, eine Partie Tabak in eine hölzerne Kiste, oder besser gesagt Schachtel,

zu packen, sich aber sogleich umwandte, wie er hörte, von was die Rede sei. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, und in Beziehung auf Gestalt, Kleidung und Gesichtsform ein ächter Lappe. Dagegen zeichnete er sich durch eine Reinlichkeit und Sauberkeit aus, wie wir sie noch bei keinem aus diesem Volke getroffen hatten, und in seinem Auge lag ein gebieterischer Ernst, der eines Regenten würdig gewesen wäre.

„Mein Freund hier,“ sagte er mit ruhiger klarer Stimme, „hat euch als tüchtige junge Männer geschildert, die gerne einmal einen Winter in unseren Bergen zubringen möchten, und somit lade ich euch ein, meine Gäste zu sein, so lang es euch gefällt und beliebt. Seid versichert, daß meine Leute und ich alles thun werden, um euch zufrieden zu stellen, dagegen aber hoffe ich von euch, daß ihr euch zum voraus schon auf einen Winter und eine Winterwohnung gefaßt gemacht habt, wie sie in Lappland zu Hause sind.“

Das waren eben so würdige als schlichte Worte, und wir fühlten uns durch dieselben so angezogen, daß wir dem Sprecher sofort die Hände reichten, wie einem alten Bekannten. Auch wurde nun gleich über die Reise selbst das Nöthige verabredet, das heißt es wurde beschlossen, den andern Tag in aller Frühe aufzubrechen, und Jessiö freute sich nicht wenig, als wir ihn versicherten, daß wir tüchtige Fußgänger seien, denn der ganze Weg mußte zu Fuß zurückgelegt werden. „Aber die gesattelten Rennthiere?“ wird nun der Leser fragen. Ei nun, das was wie eine Art von Sattel aussah, war nichts anderes, als eine Vorrichtung, um daran auf beiden Seiten Paquete und Schachteln so aufzuhängen, daß sie die Seiten der Thiere nicht berührten, und diese letzteren fungirten also nicht als Reit-, sondern als Pack-Pferde. Eines derselben überließ Jessiö uns und wir beluden es mit dem, was wir am nothwendigsten brauchten; weil aber diesen Thieren, wenn man sie nicht überanstrengen will, nicht mehr als achtzig bis neunzig Pfund aufgebürdet werden dürfen, so mußten wir den größten Theil unserer Effekten zurücklassen, und schafften dieselben einstweilen zu dem Finnländer, von wo aus sie dann unser neuer Wirth später abholen lassen wollte.

Auf diese Art wurde Alles zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit geordnet, und am frühen Morgen des 15. August — so weit waren wir bereits in der Zeit fortgeschritten — wandten wir dem Enarasee den Rücken. Jessiö mit uns Dreien ging voran, dann folgten die vier Rennthiere, welche durch lange Riemen zusammengekoppelt waren, und den Schluß machte Lars mit dem jungen Burschen, dessen ich oben erwähnt habe, einem weitläufigten Vetter des Jessiö, wie uns dieser während des Marschirens erzählte. Der Leser wird es mir nun übrigens zu Gute halten, wenn ich über die Reise selbst beinahe stillschweigend hinweggehe oder wenigstens nur das Allerwichtigste berichte, denn es bot dieselbe an Naturschönheiten nicht viel mehr als unsere letzte Tour über das Gebirge, welches zwischen dem Tana- und Paes-Elf hinläuft. Höchst selten trafen wir ein Thal, das durch saftiges Grün belebt war, und auch die Wälder wollten in den ersten paar Tagen noch nicht zum Vorschein kommen, obwohl wir meist in südwestlicher Richtung vorwärts schritten; um so öfter dagegen gings über

steile Berge hinüber, die nur aus kahlen Felsen zu bestehen schienen, und an traurigen Morästen, wegen denen wir oft große Umwege machen mußten, fehlte es auch nicht. Eben deßwegen wurden wir auch von den Mosquitos auf's schrecklichste geplagt, und oft und viel waren wir von denselben so überzogen, daß, wenn wir uns gegenseitig betrachteten, unwillkührlich über unser abenteuerliches Aussehen lachen mußten, denn wir bildeten gleichsam eine lebendig wandelnde Fliegensäule. Darum, so bald wir am Abend nach vollbrachtem Tagwerk unser Nachtlager unter freiem Himmel suchten, zündeten wir stets drei große Feuer um uns herum an, um die schlimmen Thierchen abzuhalten, denn Feuer und Rauch fürchteten sie wie den Tod; noch lieber aber war es uns, wenn wir, sei's auch auf einem Umweg, eine jener kleinen Hütten erreichen konnten, welche im Läppischen „Lavva" heißen und eigentlich nichts sind, als erbärmliche Holzschuppen von acht bis zehn Fuß Durchmesser und einer Höhe von sechs Fuß. Die Lappen errichten sie da und dort aus Birken- und Fichtenzweigen, um sich darin nothdürftig zu erwärmen, wenn sie mit ihren Rennthierheerden Winters auf die Weide ziehen, und es hat deßhalb die Decke oben in der Mitte ein Loch, durch welches der Rauch des angezündeten Feuers abziehen kann. Kamen wir nun an eine solche Hütte, so sammelten wir zuerst eine gehörige Portion dürrer Baumzweige oder schnitten auch grüne ab, verstopften dann nach der Anordnung Jessiö's das Loch im Dache so sorgfältig als möglich, und dieser unser Anführer ging darauf in die Hütte hinein, um das Feuer drinnen anzuzünden. In kurzer Zeit füllte sich nun der kleine Raum so mit Rauch an, daß man kaum mehr Athem schöpfen konnte, und jetzt erst wurde es auch uns, Einem nach dem Andern, erlaubt, hineinzugehen. Was war aber die Folge? Ei nun, die Insekten, mit denen wir bislang vom Kopf bis zum Fuß bedeckt waren, blieben am Eingang zurück, und mußten also wohl oder übel ihre Beute fahren lassen, so daß wir trotz des beengenden Rauchs zum ersten Mal wieder frei athmeten. Und wie schmeckte uns dann unsere Abendmahlzeit, wenn wir sie verzehren konnten, ohne befürchten zu müssen, einen Schwarm Mosquitos mitzuverschlucken! Ja wahrhaftig, in solchen Augenblicken kam uns dieses enge rauchige Loch, in welchem wir dicht zusammengedrängt auf dem bloßen Boden lagen, angenehmer und erfreulicher vor, als der vorzüglichste Gasthof in der civilisirten Welt, und man sieht daraus, wie genügsam der Mensch werden kann, wenn er sich durch die Noth dazu gezwungen sieht.

Noch eines andern Umstandes muß ich erwähnen, der uns auf unserer Reise viel Annehmlichkeit gewährte; ich meine des Genusses der sogenannten Angelikawurzel oder des Engelwurzes, die in dieser Jahreszeit an feuchten Plätzen vielfach gefunden und von den Lappländern als der köstlichste Bissen von der Welt geliebt wird. Diese nordische Doldenpflanzenwurzel schmeckt nämlich zwar sehr bitter, aber zugleich auch sehr gewürzhaft, und ist sicherlich das beste Mittel gegen Skorbut- und andere ähnliche Krankheiten. Auch wären wir drei Reisende ganz gewiß während der langen Zeit, die wir uns in Lappland aufhielten, ohne den Genuß dieser Pflanze nicht so durchaus gesund geblieben, als wir uns rühmen durften, denn es gehörte etwas

dazu, um die Speisen, auf die wir uns hier ganz im Gegensatz zu unserer früherer Lebensweise angewiesen sahen, ohne Magenbeschwerden zu ertragen. Bestand doch im Anfang unsere einzige Nahrung oft wochenweise aus nichts, als hartgetrockneten oder gesalzenen Fischen nebst etwas altem Rennthierkäse! Wurde es uns doch nur zu oft sogar unmöglich von unserem Thee und Zwieback Gebrauch zu machen, ohne den wir doch sonst nie zu Bette gegangen waren! Freilich später verbesserten wir uns bedeutend, indem wir statt der Fische frisches Rennthierfleisch bekamen, und überdem Wildpret und Milch im Ueberfluß besaßen; aber zu solchem Luxus gelangten wir erst, nachdem wir schon Monate in Lappland zugebracht hatten.

Am fünften Tage unserer Reise überschritten wir das wildschaurige Altenthal, um auf der andern Seite wieder an einem hohen Gebirgsrücken hinaufzuklimmen, und erst am zehnten Tage fingen wir an, in ein neues aber viel fröhlicher aussehendes Thal hinabzusteigen. „Das ist der Tromsöe, der da unten fließt," sagte nun Jessiö zu uns, „und bis heute Abend hoffe ich, euch unter meinem Zelte bewirthen zu können." Diese Worte erzeugten ein ungemein freudiges Gefühl in uns, denn die lange Wanderung, während der wir täglich unsere sieben bis acht Stunden zurücklegten, fing doch endlich an, ungemein ermüdend auf uns einzuwirken, besonders auch weil wir zugleich gar vielen Beschwerden und Entbehrungen ausgesetzt waren; unser Wirth und Führer Jessiö dagegen, trotzdem er jeden von uns an Alter wohl ums doppelte übertraf, und wir ihm, in Beziehung auf Stärke und Größe aufs entschiedenste überlegen waren, blieb stets gleich munter, und hatte selbst am letzten Tage der Reise noch nichts von seiner Frische eingebüßt. Ja seine Sehnen schienen wie von Stahl und Eisen gemacht, und wir konnten uns also überzeugen, wie viel bei dem Menschen eine tägliche Uebung, in Verbindung mit einem kräftigen Willen, vermag.

Immer freundlicher trat der Thalgrund des Tromsöe-Elf hervor, je eiliger wir hinabstiegen, und er schien uns durchaus mit dem saftigsten Grase, untermischt mit etwas Gesträuch und Unterholz, bewachsen zu sein. Um so gewaltiger stachen die hohen Felsenberge, die sich in seinem Hintergrunde aufthürmten, von ihm ab, und oft meinten wir, das ganze Thal sei nichts als ein grüner Streifen, der sich zwischen blendend weißen Mauern dahinschlängle. Denkt man sich dann noch einen Himmel, der selbst in Italien nicht blauer sein kann, hinzu, so wie eine zahllose Menge von Bächlein, die über das marmorartige Gestein hinabhüpfen, um sich mit dem größeren Strom unten im Thale zu vermischen, so hat man ein schwaches Bild von der herrlichen Landschaft, die vor uns lag. Doch horch — was war das? Es klang fast wie das Bellen von Hunden, und dazwischen hinein vermeinten wir auch die Stimme von Männern zu vernehmen. Ueberdem was klapperte denn so absonderlich mit den Hufen und schnaubte so eigenthümlich dazu, wie weder Rosse noch Kühe noch sonstige bekannte Hausthiere zu thun vermögen? Gewiß es mußte eine Rennthierheerde und zwar dem Geräusch nach eine sehr bedeutende in der Nähe sein!

Noch rascher stiegen wir hinab, unsern wackeren Jessiö, dem jetzt die helle Freude aus den Augen leuchtete, voran, und wie wir nun um einen großen Felsenvorsprung herumbogen, da hatten wir die Heerde vor uns. Zuerst tauchten der Rennthiere nur Einige auf, dann wurden aus denselben Dutzende und endlich gar Hunderte und aber Hunderte. Wahrhaftig, wir konnten sie nicht zählen, aber unserer Schätzung nach konnten es ihrer nicht weniger als Tausend oder Zwölfhundert sein, und dazuhin Rennthiere von allen Größen, zum Theil wirkliche Prachtexemplare mit herrlich schimmerndem buntscheckigem Fell und einem wunderbar vielzackigten Geweih! Allen voran schritt das Leitthier, ein stolzes Geschöpf mit einem Glöckchen am Halse, und den Schluß bildeten zwei Männer nebst einem Mädchen, welche unterstützt von einem Dutzend Hunde die Heerde nach dem Lager zutrieben, indem es schon stark gegen den Abend zu ging. Die Männer standen im mittleren Alter und glichen im Aussehen, so wie in der Kleidung ihren übrigen Stammesgenossen vollkommen; das Mädchen dagegen fiel uns allen auf. Sein Oberrock nämlich — der sogenannte Poesk — war nicht aus Rennthierhaut verfertigt, wie sonst gewöhnlich, sondern vielmehr aus einem hellgefärbten wollenen Tuche, und der lederne Gürtel, der ihn einschloß, erglänzte von silbernen und messingenen Zierrathen, was wir bis jetzt noch nie an einer Lappin oder einem Lappen gesehen hatten. Auch ihre Stiefel, obwohl aus roher Thierhaut gefertigt, kamen uns feiner vor, als bei den Uebrigen, und überdieß zeichnete sich der ganze Anzug durch eine ungemeine Reinlichkeit aus. Weit mehr noch aber, als alles dieses, gefiel uns ihr frisches, röthlichesgelbes Gesichtchen, so wie ihr starkes, frei über die Schultern herabhängendes, schwarzbraunes Haar, und wir mußten uns gestehen, noch nie ein Lappenmädchen gesehen zu haben, welches einen angenehmeren Eindruck auf uns gemacht hätte.

Inzwischen waren die Leute, die zwei Männer, wie das Mädchen, mit dem Zusammenhalten und Heimtreiben der großen Heerde so sehr beschäftigt, daß sie unser Herannahen lange Zeit gar nicht bemerkten; um so fröhlicher und eifriger aber wandten sie sich nun uns entgegen, als sie endlich durch das Freudengebell der Hunde, die an Jessiö hinaufsprangen, auf uns aufmerksam gemacht wurden. Freilich gar zierlich konnte man ihre Bewegungen nicht nennen, sondern eher etwas unbeholfen und linkisch; doch benahm sich das Mädchen ziemlich lebhaft, und wir bewunderten die Leichtigkeit ihrer Schritte um so mehr, als sich sonst die Lappenweiber am allerwenigsten dadurch auszeichnen.

„Mein Vater, mein theurer Vater," rief die Jungfrau, indem sie sich dem alten Jessiö an den Hals warf, und merkwürdig, der sonst so ernste Mann erwiederte die Liebkosungen aus vollem Herzen; doch dauerte diese Gemüthsbewegung nur einen kurzen Augenblick und dann kehrte seine frühere Ruhe und Würde wieder.

„Es ist meine Tochter Louhi, mein einziges Kind," sagte er darauf, wie um sich zu entschuldigen; „die zwei Männer da aber gehören zu meinem Haushalt, dessen Mitglieder ihr bald ebenfalls sein werdet."

Mit diesen Worten schüttelte er jedem von ihnen die Hand, und wies sie dann an, in dem Heimtreiben der Heerde fortzufahren, eine Anweisung, welcher sie auf's pünktlichste und zugleich ehrerbietigste Folge leisteten. Der Zug bewegte sich nun wieder in derselben Ordnung wie bisher vorwärts, nur mit dem einzigen Unterschied, daß wir selbst mit Jessiö den Nachtrab bildeten; unser Freund Lars aber suchte sich alsbald nützlich zu machen und stand den Rennthiertreibern nach besten Kräften bei.

Nach einer halben Stunde etwa erreichten wir das Lager, dessen Oberhaupt der reiche Jessiö war, und zwar bestand dasselbe aus zwei großen Sommerzelten oder „Gammen“, aus einem Magazin zur Aufbewahrung der Vorräthe und endlich aus einem Pferche, in welchen die Rennthiere getrieben wurden. Der Pferch war ganz auf dieselbe rohe Manier gefertigt, wie ich ihn schon früher bei dem ersten Begegniß mit Skogslappen beschrieben habe, allein natürlicherweise hatte er eine wohl vierfach so große Ausdehnung, weil er ja sonst die sehr bedeutende Heerde nicht würde haben fassen können. Ganz dasselbe galt von den Gammen, indem auch sie wohl dreimal so viel Raum boten und überdieß in ihrem Innern durch Querwände in drei bis vier Lokalitäten abgetheilt waren. Eine ganz neue Erscheinung war uns dagegen das Magazin oder der „Hängeboden“, wie man mit größerem Rechte sagen sollte, denn man muß sich darunter einen hölzernen Schuppen denken, der auf einem halbdutzend in die Erde gerammten Balken ruht und welchen man nur mittels einer Leiter ersteigen kann. Zu welchem Ende aber errichtet der Lappe solche Hängeböden? Nun ganz einfach deßwegen, damit die Reichthümer, die darin aufbewahrt werden, insbesondere die getrockneten Rennthierfleischstücke und Rennthierzungen nebst den Rennthierkäsen, der Rennthiermilch, den Rennthierfellen und was dergleichen mehr ist, von den oft plötzlich eintretenden Ueberschwemmungen nicht nothleiden. Ueberdieß muß man auch dafür sorgen, daß die wilden Thiere, besonders die Wölfe nicht unversehens über Nacht die Vorräthe leeren.

Unsere und der Rennthierheerde Ankunft brachte alsbald die ganze Einwohnerschaft des Lagers auf die Beine, und dieselbe mochte, so weit ich zählen konnte, etwa aus zwanzig Köpfen, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, bestehen. Ganz kleine Kinder sah ich übrigens nur zwei, und jedes derselben lag in einer Wiege, die alsbald meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Besagte Wiege nämlich war kunstreich aus Rennthierhaut gefertigt, und hatte ganz die Form eines Nachens mit sehr hohen oben eingebogenen Seitenborden und einer aufgekrümmten Spitze, so daß ein Kind unmöglich herausfallen konnte, selbst wenn man das Instrument an einen Baum oder an den Sattel eines Zugrennthiers aufhing. Ja sogar schwimmen konnte die Wiege, denn die Rennthierhaut ist so dicht, daß sie kein Wasser durchläßt. Doch um nun wieder auf die paar Lappenfamilien zurückzukommen, aus denen der Haushalt Jessiö's bestand, so nannte er sie sämmtlich seine lieben Verwandten und behandelte sie auch so; allein in der That und Wahrheit hatte er außer seiner Tochter und Schwester, einer Wittwe ohne Kinder, wie wir später erfuhren,

keine näheren Angehörigen, und die Leute waren also nicht mehr und nicht weniger, als seine Dienstboten, seine Knechte und Mägde. Ist nun eine solche Handlungsweise nicht ungemein bezeichnend für den Charakter der von der civilisirten Welt so sehr verachteten Lappen, und dürfte sich nicht gar Mancher, der sich hoch erhaben däucht über jenen armen verkümmerten Nomaden-Stamm, ein belehrendes Beispiel daran nehmen?

Das erste Geschäft Jessiös war, dafür zu sorgen, daß wir unsere eigene, wenn auch kleinere, Gamme erhielten, und er wies deßhalb, während sonst Alles mit dem Melken der Rennthiere beschäftigt war, einige der Männer an, in dem nächsten Buschwerk die nöthigen Pflöcke zu schneiden, über welche sodann die aus Rennthierfellen verfertigte Zeltwand gezogen wurde. Solches brachten die Leute in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und eben so schnell hatten sie die innere Einrichtung in Ordnung. Sie bestreuten nämlich den Boden wohl einen halben Fuß dick mit feinem Birkenreisige, breiteten darüber als Lagerstatt weiche Rennthierfelle aus und gaben uns einige weitere dieser Felle nebst je einem Wolfspelze zum Zudecken. Damit war unsere Wohnung fix und fertig, denn von Tischen und Stühlen, oder gar von noch luxuriöseren Bequemlichkeiten weiß man in Lappland nichts; um etwas weiteres aber, namentlich um das Essen, durften wir uns nichts bekümmern, indem der ganze Haushalt regelmäßig in der Gamme Jessiös zusammenspeiste, woselbst wir den Ehrenplatz neben dem Hausherrn erhielten. Was konnten wir mehr verlangen?

Ich will nun, damit der Leser einen richtigen Begriff von dem Charakter und Wesen der Fjällappen bekommt, das Leben in dem Haushalt Jessiös so genau als möglich schildern, aber natürlich nur in allgemeinen Umrissen, weil ich sonst, da wir nicht weniger als acht Monate daselbst verweilten, allzuweitschweifig sein müßte. Auf die herzliche und liebenswürdige Weise, wie Jessiö seine Leute behandelte, habe ich schon aufmerksam gemacht, und es wird daher zur Constatirung des friedfertigen, gutmüthigen und entgegenkommenden Charakters der Rennthierlappen genügen, wenn ich hinzusetze, daß alle Mitglieder des Jessiöschen Haushalts während unseres ganzen Aufenthalts unter ihnen stets im besten Einvernehmen mit einander standen. Ja einer der Männer, ein schon älterer aber immer noch munterer Kamerade, konnte sich rühmen, daß er seine Frau in den dreißig Jahren, die er mit ihr lebte, nie anders angeredet habe, als mit dem Liebesworte: »Loddadscham«, das ist „mein Vögelein", und ganz dasselbe innige Freundschaftsverhältniß bestand auch zwischen Kindern und Eltern! Gegen uns Fremde waren die Leute voller Zuvorkommenheit, und weil uns Jessiö als seine Freunde eingeführt hatte, so thaten sie uns Alles, was sie uns an den Augen absehen konnten. Dagegen sahen sie uns immer mit großen Augen an, wenn wir davon sprachen, im nächsten Frühjahr oder Sommer in unsere Heimath zurückzukehren, denn sie waren der ernstlichen Ueberzeugung, daß es sich nirgends in der Welt so schön und herrlich lebe, als bei ihnen auf der Moossteppe oder im Waldthal. Auch wären sie um keinen Preis zu bewegen gewesen, ihr Vaterland gegen ein

anderes zu vertauschen, und man erzählte uns mehrere Beispiele, wie junge Lappländer, die unter allerhand Vorspiegelungen ins Ausland gebracht wurden, schon nach wenigen Jahren an der Krankheit des Heimwehs hinstarben.

So angenehm nun aber auch in dieser Beziehung der Umgang mit den Lappen war, so bot er dagegen in anderer Hinsicht auch viel Unangenehmes, und vor allem muß es einem civilisirten Menschen auffallen, daß sie von Leinwand und Wäsche gar keinen Begriff haben. Sie tragen vielmehr ihre Rennthierkleider auf der bloßen Haut und wechseln oft viele Monate lang, ja das ganze Jahr hindurch nicht mit denselben, indem sie natürlich während dieser ganzen Zeit auch nicht daran denken, ihren Körper einer Säuberung oder gar einem Bade zu unterwerfen. Die Folgen hievon kann man sich denken und ich brauche also die Sache nicht weiter auszumalen; doch muß ich der Gerechtigkeit wegen hinzusetzen, daß bei den Fjälllappen der Mangel an Reinlichkeit wenigstens nie jenen hohen Grad erreicht, wie bei den Fischer- und Skogslappen. Insbesondere aber machte Jessiö mit seiner Tochter und Schwester — die Frau war ihm längst gestorben — eine sehr rühmliche Ausnahme.

Noch weit vortheilhafter, als hiedurch, zeichnet sich der Rennthierlappe vor seinen ärmeren Stammesgenossen durch die Nahrung aus, welche er zu sich nimmt, denn es vergeht fast kein Tag, an dem er nicht frisches Rennthierfleisch und zwar in genügender Anzahl zu sich nähme. Bei uns wenigstens war es so, und zu diesem Behufe schlachtete Jessiö jede Woche zwei oder drei Male ein fettes Stück aus seiner großen Heerde. Auch darf man die Zubereitung des Fleisches keineswegs eine gänzlich unschmackhafte nennen, wenn gleich ein verwöhnter Franzose gar Vieles auszusetzen haben dürfte. Nachdem nämlich die Zunge des Thiers nebst dem Lendenstücke zum Räuchern zurückgelegt ist — geräuchertes Rennthierfleisch bildet auf Reisen das Hauptnahrungsmittel, und Rennthierzungen sind nebenher noch, wie ich später zeigen werde, ein Handelsartikel — wird der übrige Körper in verschiedene Theile regelrecht zerlegt und man bestimmt sofort die einen zum Rösten, die andern aber zum Kochen oder Sieden. Beim Rösten geht's sehr einfach zu, denn man begnügt sich damit, die Fleischstücke an hölzerne Spieße zu stecken und sie daran so lange über dem Feuer zu halten, bis sie einen brandigen Geruch verbreiten. Vom Herumdrehen am Spieße und vom Beträufeln mit Schmalz oder gar von Zwiebeln und Gewürz ist also keine Rede, und man muß froh sein, wenn der Braten nur so gar ist, um ihn mit den Zähnen zerreißen zu können. Etwas mehr Kunst erfordert das Kochen des Fleisches. Zu diesem Behufe schneidet man es in kleinere Stücke, bringt diese mit sammt dem daran hängenden Blute in einen eisernen oder kupfernen Kessel (außer einigen hölzernen Tellern, Schalen und Löffeln das einzige vorhandene Kochgeschirr), gießt ein wenig Wasser hinzu, und hängt den Kessel über ein gelindes Feuer. Nach und nach wird nun das Fett aus dem Fleische ausgesotten und schwimmt oben; so wie aber dieß der Fall ist, schöpft man dasselbe mit einem Löffel ab und bringt es in eine besondere Schale. Darauf nimmt der Hausherr das sämmtliche Fleisch, vertheilt es unter seine Leute,

und diese verabsäumen es nicht, jeden Bissen, ehe sie ihn zum Munde führen, in die Fettschale einzutauchen. Natürlich übrigens nicht mit Gabeln, denn solche kennen sie nicht, sondern einfach mit den Händen, oder wenn es hoch kommt, mit den Spitzen ihrer Messer, deren jeder Rennthierlappe eines in seinem Gürtel führt.

Auf solche Art ging's bei der Hauptmahlzeit, die regelmäßig Abends, wenn alle Geschäfte abgethan waren, abgehalten wurde, bei uns zu; doch gab es am Morgen und Mittag auch noch Nebenmahlzeiten und bei diesen spielte dann die Milch und der Käse die Hauptrolle. Hieraus sieht man, daß es uns am gehörigen Nahrungsstoff nicht fehlte; um so trauriger sah es dagegen um das Getränk aus, und wenn wir nicht mit Thee und noch einem kleinen Rest von Spirituosen versehen gewesen wären, so hätten wir uns wie die meisten Rennthierlappen, durchaus mit Wasser und im Winter gar mit geschmolzenem Schnee begnügen müssen.

Nicht ganz drei Wochen hatten wir in dem schönen Tromsöethale zugebracht, als sich die Vorboten des Herbstes zeigten, und Jessiö befahl also schnellstens das Lager abzubrechen, um in eine höher gelegene Gegend zu ziehen. Während dieser Zeit nämlich, die jedoch zum Glück nicht sehr lange anhält, gießt es den ganzen Tag oft wie mit Strömen vom Himmel herab, und es ist also dann nicht rathsam, die Wohnungen in den Thälern beizubehalten. Kaum war nun übrigens der besagte Befehl gegeben, so ging auch alles mit außerordentlicher Geschäftigkeit daran, ihn auszuführen, und in weniger als drei Stunden hatte man alle Geräthschaften und Vorräthe, ohne auch nur das Geringste zurückzulassen, auf eine Anzahl von Rennthieren — im Ganzen ihrer zwanzig — festgepackt. Auch setzte sich der Zug sofort in Bewegung und zwar in folgender Ordnung. Voran ging Jessiö begleitet von uns dreien nebst zwei erfahrenen älteren Männern; dann kamen die Packthiere, deren man je fünf zusammengekoppelt und mit den kräftigsten Burschen als Führern versehen hatte; den Schluß bildete die zahlreiche Heerde, welche weidend, schnaubend und klappernd langsam dahinzog, und von der ganzen übrigen Genossenschaft, worunter die Weiber und Kinder die Mehrzahl bildeten, mit Hülfe der Hunde zusammengehalten wurde. So kam man nur sehr langsam vorwärts, aber das Ziel der Reise lag auch nicht ferne, denn bis gegen Abend hatte man die Anhöhe erreicht, auf der während der Regenperiode kampirt werden sollte. Doch war es nicht unsere Bestimmung, lange hier zu bleiben. Obwohl nämlich die erwartete Nässe alsbald eintrat, so wie wir nur erst ein paar Tage unter den neuen Zelten zugebracht hatten, — und es war dieß eine recht schaurigtrübselige Zeit, in der wir jeden Augenblick Gefahr liefen, unter Wasser gesetzt zu werden, trotzdem die Lage unserer Ansiedlung nicht besser hätte gewählt werden können — so verwandelte sich schon nach weniger als einer Woche der Regen in Schnee und die Lappen sahen nun voraus, daß bis gegen das Ende des September vollkommener Winter eingetreten sein werde. Somit blieb nichts übrig als einen abermaligen Wohnungswechsel vorzunehmen, denn vor den furchtbaren Winterstürmen kann man sich in Lappland nur dadurch schützen, daß man sein Zelt in den Wäldern

aufschlägt, welche bekanntlich selbst den entsetzlichsten Winden einen siegreichen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Zum Glück hat übrigens das Land, den nördlichsten Theil desselben ausgenommen, keinen Mangel an solchen Forsten, und zwar an recht tüchtigen und gewaltigen; doch darf ich nicht verhehlen, daß ihr Aussehen keineswegs so fröhlich und freudig ist, wie bei uns, sondern vielmehr eher traurig, düster und finster, indem die meisten Bäume uralte Tannen oder Fichten sind, deren hohe Stämme ein dichter Ueberzug von grauem Moos umhüllt.

Der dießmalige Umzug fand ganz auf dieselbe Weise statt, wie der letzte, nur hatten wir mit viel mehr Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Weil nämlich der etwa schuhtiefe Schnee noch sehr sulzig und weich war, sank man mit jedem Schritte bis über die Knöchel ein, und einige Male hatten wir auch große Umwege zu machen, um starke Windwehen und ähnliche Hindernisse zu überwinden. Doch erreichten wir den Ort unserer Bestimmung ohne allen Unfall, und man machte sofort an einem lichten, aber von hohen Bäumen umgebenen Platze Halt, um die Winterwohnungen herzurichten. Ehrlich gestanden, waren wir Dreie nun nicht wenig begierig, zu sehen, wie diese Wohnungen ausfallen würden, denn man hatte uns gesagt, daß dieselben sich von unseren bisherigen Hütten nur durch etwas dickere Zeltwände unterscheiden würden, und in solchen Wohnungen der in diesen Regionen furchtbaren Winterkälte trotzen zu können, hielten wir für rein unmöglich. Allein wie bald wurden wir eines besseren belehrt, obwohl sich ersteres gänzlich bestätigte! Vor allem wurde der ganze Platz, an dem wir hielten, sorgfältig von allem Schnee gesäubert; dann rammte man die Zeltstangen ein, und überzog sie so dicht mit doppelten Rennthierfellen, daß die niedrige Thüre und das Rauchloch ausgenommen alles luftdicht verschlossen war. Nun häufte man den weggeschaufelten Schnee rings um jedes Zelt zu einem starken und breiten Wall an, stampfte denselben fest, daß er zu einer dichten Masse wurde, brachte auf jede Schneelage eine zweite, dritte und vierte, und gab dem Wall so nach und nach die gleiche Höhe mit der Hütte. Ja als später noch größere Schneemassen fielen, erhöhte und erbreiterte man diesen Wall noch um ein bedeutendes, und die Folge hievon war, daß wir, die Stürme mochten auch an gewissen Tagen noch so arg rasen, in unsern Wohnungen vor denselben gänzlich gesichert blieben. Uns schützten die mächtigen Schneedämme! Und nicht blos dieses, sondern auch eine vollkommene Trockenheit herrschte in den Zelten, dieweil man den Boden mit einer wohl schuhdicken Streue von feinem Reisig bedeckte, über welches weiche Rennthierfelle ausgebreitet wurden. Hatten wir also nicht volle Ursache, die Klugheit der Lappen, wegen der Art und Weise, wie sie sich gegen die Winterkälte zu schützen wußten, zu bewundern?

Und mit aller Macht brach nun der nordische Winter herein, allein wer da glaubte, daß wir uns vor seiner strengen Kälte in unsere warmen Zelte begraben hätten, der würde sich ganz merkwürdig täuschen. Im Gegentheil brachte der Winter erst rechtes Leben in unsere Gesellschaft, und fast keinen einzigen Tag verlor man in

träger Unthätigkeit. Vor allem mußten jeden Morgen ohne Ausnahme die Rennthiere auf die Weide hinausgetrieben werden, das Wetter mochte sein, welches es wollte, und dieses Geschäft nahm immer zehn oder zwölf von den Lappen und Lappinnen — denn auch die Weiber und Mädchen hatten mitzuhelfen — in Anspruch. Freilich — eine ganz eigenthümliche Weide war es, denn der Schnee lag an vielen Stellen drei bis vier Fuß tief, und die armen Thiere konnten also anders keine Nahrung finden, als bis sie denselben mit ihren Hufen weggearbeitet hatten. Doch darin besaßen sie eine ganz ungemeine Fertigkeit, und überdem witterten sie mit richtigem Instinkte immer die Stellen heraus, unter welchen sich das Rennthiermoos in üppigster Fülle vorfand. Sache ihrer Hüter aber war es, dieselben vermittelst der Hunde so zusammenzuhalten, daß sich keines verlief, und eben diesen Hütern lag es dann auch ob, die Heerde am Abend wieder nach dem Pferche zu bringen, in welchem sie die Nacht über ruhten. Eine weitere nicht minder anstrengende Beschäftigung war die Anschaffung des Brennholzes, dessen man täglich in großen Quantitäten bedurfte, und die armen Lappen mühten sich oft dabei ganz unsäglich ab, da sie nur ganz mangelhafte Instrumente und namentlich auch keine Sägen besaßen. Doch litten wir nie Mangel daran, wohl aber bereitete uns der Umstand viel Widerwärtiges, daß das Holz, weil meist noch grün und überdem mit Eis überzogen, größtentheils einen dicken qualmenden Rauch erzeugte, in dem man fast erstickte. Endlich gab es innerhalb der vier Wände ebenfalls ziemlich viel zu thun, denn woher hätte man denn die verschiedenen hölzernen Gefäße, von der Trinkschale an bis zu den Behältern, in welchen man die Rennthiermilch aufbewahrte, bekommen, wenn die Geschickteren unter den Lappen sie nicht aus Holz zu schnitzen verstanden haben würden? Ueberdem erforderte es nicht von den Weibern eine große Ausdauer und Aufmerksamkeit, die Sehnen der Rennthiere in Fasern zu zertheilen, und damit deren Felle in Kleider oder Bettstücke zusammenzunähen?

An allen diesen Beschäftigungen der Lappen nahmen auch wir Dreie nebst dem Lars mehr oder minder lebhaften Antheil; nicht selten aber, wenn der Schnee recht hart gefroren war, machten wir Schlittenpartien, wobei dann die wie kleine Nachen geformten Fuhrwerke von Rennthieren gezogen wurden. Doch am allermeisten wurde unsere Zeit, wenigstens im Anfang des Winters, dadurch in Anspruch genommen, daß wir nach der Anleitung Jessiös die Kunst, uns der Schneeschuhe zu bedienen, erlernten, denn wie könnte ein Mensch in Lappland menschlich leben, wenn er diese Kunst nicht verstünde? Besagte Schuhe — birkenholzene, glattgeschabte, sechs Zoll breite und vier bis fünf Fuß lange Brettchen, deren vordere Spitze aufwärts gekrümmt wird — dienen dazu, daß derjenige, welcher sich ihrer bedient, nicht im Schnee versinken kann, und überdieß auf's schnellste vorwärts kommt, so etwa wie bei uns ein geschickter Schlittschuhläufer. Die Füße kommen gerade in die Mitte der Brettchen zu stehen, und werden daran mit Riemen festgebunden; in der Hand aber hält der Schneeschuhläufer einen langen Stab, an dem unten eine hölzerne Kugel angebracht ist, damit

die Spitze nicht allzutief in den Schnee eindringe. Mittelst dieses Stabes nun treibt sich der Lappe mit erstaunlicher Geschicklichkeit die steilsten Berge hinauf, während er, wenn es bergab geht, so geschickt mit demselben anzuhalten versteht, daß nie ein Unglück passirt, und so fällt es keinem Bewohner jenes Landes schwer, im Winter zwanzig bis vierundzwanzig Stunden in einem einzigen Tag zurückzulegen. Wenn er aber dieses vortreffliche Beförderungsmittel nicht besäße, wie wollte er denn sonst ein verlaufenes Rennthier wieder einholen? Wie wollte er einen Besuch bei einem Nachbar oder gar in der Kirche machen, und insbesondere wie wollte er den Wolf, den Bären und das wilde Rennthier jagen?

Man sieht, daß der Lappländer seine guten Gründe hat, das Schneeschuhlaufen zu erlernen, und da er sich von frühester Jugend an darin übt, so bringt er es meist zu einer ungemeinen Geschicklichkeit darin; uns aber fiel die Sache nicht so gar leicht, und wir erlangten auch trotz aller Mühe, die wir uns gaben, nie dieselbe Gewandtheit, wie die Eingebornen. Etwas ganz anderes war dieß bei unserem Freund Lars, denn er flog schon nach kurzer Zeit fast so schnell dahin, wie Jessiö selbst, und es schien also fast, als ob ihm diese Kunst angeboren sei. Eben so leicht erlernte er es, die „Pulke", d. i. den Rennthierschlitten zu leiten, obgleich dieß fast noch mehr Geschicklichkeit erfordert, als das Schneeschuhlaufen, und somit wurde er bald nicht nur der Liebling des ganzen Lappenhaushalts, sondern er bekam auch, um dessen nebenbei zu erwähnen, bei Jessiö selbst, so wie insbesondere bei dessen Schwester, was man sagt einen Stein ins Brett. Ja, es hatte sogar den Anschein, als ob die junge Louhi seine vielen Bemühungen, ihr gefällig zu sein, mit ganz und gar nicht ungünstigen Augen aufnehme, und wir hielten es daher keineswegs für eine Sache der Unmöglichkeit, daß sich hier ein näheres Verhältniß entwickeln möchte. Doch beschlossen wir, der Sache den Lauf zu lassen, und uns so lange nicht einzumischen, als bis etwa Jessiö selbst nähere Auskunft über den Burschen und seine Verhältnisse von uns verlangen würde.

So bald wir in den Schneeschuhen nur einigermaßen fortkommen konnten, ließen wir selbstverständlich keine einzige der Jagden, welche Jessiö fast allwöchentlich abhielt, mehr vorübergehen, ohne uns daran zu betheiligen, und da wir uns auf unsere Büchsen vortrefflich verstanden, so erlangten wir unter unseren eingebornen Freunden gar bald den Ruf von ganz besonders tüchtigen Nimroden. Die Lappen selbst nämlich besitzen größtentheils keine Feuergewehre, und wenn sie je einmal ein solches erhandeln, so ist es eine plumpe, schlechte Flinte, die ihnen keine guten Dienste leistet. Deßwegen bedienen sie sich am liebsten ihrer selbstverfertigten Waffen, nämlich der Lanzen und Armbrüste, in Verbindung mit den Schlingen und Fallen, und in der Verfertigung der Letzteren, so wie in der Handhabung der Ersteren entwickeln sie eine Gewandtheit, Stärke und Erfahrung, wie man dieß kaum für möglich halten sollte. Die Schlingen gebrauchen sie hauptsächlich zum Fang der Schneehühner, deren es in

Lappland eine nicht unbeträchtliche Menge gibt, so wie auch der Schneehasen; die Fallen aber errichtet man eben so gut gegen die Füchse und Marder, als auch gegen die beiden Hauptfeinde der Rennthiere, gegen den Wolf und den Bären. Doch gilt es für einen weit größeren Ruhm, die beiden letzteren Raubthiere mit der Lanze oder dem Pfeil erlegt zu haben, und da das wilde Rennthier ohnehin auf keine andere Weise zu Fall gebracht werden kann, so ziehen die eigentlichen Jäger unter den Lappen meist nur allein mit der Lanze bewaffnet gegen das höhere Wild zu Felde.

Ich hätte nun die beste Gelegenheit, mich des Weitläufigen mit der Beschreibung solcher Jagden abzugeben, allein ich begnüge mich mit einigen wenigen Bemerkungen über die dabei üblichen Gebräuche, so wie über die jadgbaren Thiere selbst, über welche hier leicht einige Täuschung obwalten könnte. Was zum Beispiel, um mit diesem anzufangen, den Bären betrifft, so haben wir es hier nicht mit dem Eisbären, sondern mit dem braunen Bären zu thun, denn der Eisbär verliert sich nie in das Innere des Landes, und ist sogar an den nördlichsten Küsten eine Seltenheit. Auch den braunen Bär sieht man nicht häufig, und es vergehen oft ganze Winter, ohne daß man einen zu Gesicht bekommt; dagegen aber besitzt derselbe in diesen kalten Regionen neben einer großen Stärke eine ungemeine Wildheit, und es gehört also eben so viel Muth als Gewandtheit dazu, ein solches Thier zu erlegen. Dieser Muth jedoch findet seinen Lohn, indem jeder, der einen Bären tödtet, wie ein siegreicher Held empfangen und mit außerordentlichen Festlichkeiten traktirt wird. Insbesondere bereitet man ihm einen großen Schmaus, wobei das Bärenfleisch, als der größte Leckerbissen der Lappen, eine Hauptrolle spielt, und überdem singt man Triumphlieder, in denen man dem Bären dankt, daß er so gutmüthig war, sich erschlagen zu lassen. Schließlich aber geht dieser Lobgesang auf den Bären immer in einen Hymnus an den Himmel über, weil er den Sterblichen die Kraft und die Geschicklichkeit verlieh, die stärksten und unbändigsten Thiere zu bezwingen.

Weit zahlreicher, als die Bären, sind die Wölfe, und es gehört die strengste Aufsicht, so wie eine unablässige Wachsamkeit dazu, um die Heerden gegen die hinterlistigen Angriffe dieses verschlagenen Feindes zu schützen. Doppelt auf der Hut aber muß man in stürmischen Nächten sein, denn diese Witterung benützen die Wölfe besonders gern, um ihre Angriffe zu bewerkstelligen. Man stellt daher stets besondere Wächter auf, die sofort das Allarmzeichen geben müssen, wenn etwas von dem grimmigen Feind verspürt wird, und gleich darauf geräth Alles, was zum Haushalte eines Lappen gehört, in die lebhafteste Bewegung. Kinder, Weiber und Männer stürzen aus den Zelten, und während die Letzteren mit den Spießen den Raubthieren auf den Leib gehen, erregen die Ersteren einen furchtbaren Lärm, um denselben Angst einzujagen. Dessenungeachtet ziehen die Isegrimme doch nur zu oft nicht gänzlich ohne Beute ab, da die zahmen Rennthiere, wenn sie einmal erschreckt sind, in allen Richtungen fortrennen und also mit dem besten Willen nicht alle geschützt werden können; allein auch die Wölfe müssen meistentheils ihren Tribut bezahlen, und wenn sie

rudelweise angriffen, so lassen sie sicherlich ihre vier oder fünf Todte auf dem Platze. Ja, den andern Tag noch verfolgt der Lappländer ihre Spuren, und da er auf seinen Schneeschuhen viel schneller ist, als sie, so gelingt es ihm oft, sie noch einzuholen, und seine Rache an ihnen zu kühlen.

Das dritte Hochwild endlich, welches ich weiter oben genannt habe, ist das wilde Rennthier, und — so aufregend auch die Jagd auf Bären und Wölfe sein mag, so steht dieselbe doch in keinem Vergleich zu der auf den letztgenannten Vierfüßler. Die in ihrem Urzustande befindlichen Rennthiere nämlich, die viel größer, kräftiger und stärker sind als die zahmen, leben nicht wie diese in großen Heerden zusammen, sondern halten sich vielmehr immer nur zu Wenigen oder auch ganz einzeln in den dichtesten Wäldern oder auf den höchsten Gebirgen auf, und man kann nur mit den allergrößten Beschwerlichkeiten bis zu ihnen vordringen. Kommt man endlich aber auf die Spur dieser Thiere, so darf man ihnen nicht ohne weiteres zu Leibe gehen, sondern man muß, da sie einen bewunderungswürdigen Grad von Klugheit und Behutsamkeit besitzen, vor allem suchen, ihnen den Wind abzugewinnen. Ist dieß gelungen, so muß man auf Händen und Füßen näher und näher kriechen, bis man die rechte Gelegenheit zur Absendung eines Pfeils oder einer Kugel bekommt, und hat man dann nicht ganz genau gezielt, so ist das flüchtige Thier in einem Nu auf und davon, ohne daß man mehr eine Spur von ihm findet. War man aber so glücklich, es zu erlegen, dann ist umgekehrt die Freude eine um so größere, denn das Fleisch des wilden Rennthiers schmeckt weit saftiger, als das des zahmen, und der Ruhm ein so scheues Wild erlegt zu haben, ist auch kein geringer.

Unter solchen Belustigungen und Arbeiten brachten wir die erste größere Hälfte des Winters hin, ohne je irgend einmal, selbst nicht an jenen Tagen, wo die Sonne gänzlich verschwunden war, von Langeweile geplagt zu werden. Im Gegentheil hielten uns die vielen Jagden, besonders die auf Wölfe, in steter Aufregung, und wenn das Wetter gar zu stürmisch oder kalt war, so lagerten wir uns mit Jessiö und den Seinen um's Feuer herum, um den wunderbaren Erzählungen von Zauberern und Hexen, die bei den Lappen im Schwang sind, zuzuhören. Doch nun kam der Februar herbei, und mit ihm die fröhlichste Zeit des ganzen Jahrs. In diesem Monat nämlich, wird im Dorfe Kautokeino alljährlich ein großer Markt abgehalten, auf welchem sich Kaufleute sowohl aus Hammerfest als aus Tornea am bothnischen Meerbusen einfinden, um mit den herbeiströmenden Lappen Handel zu treiben, und unter diese Letzteren gehörte gewöhnlich auch Jessiö. Wie hätten nun aber vollends wir eine solche Gelegenheit unbeachtet bei Seite liegen lassen dürfen, da doch wahrhaftig ein Jahrmarkt in Lappland etwas ganz extraordinäres sein mußte? So dachten wir uns wenigstens, und fingen also schon acht Tage vor dem zur Abreise festgesetzten Tag mit unseren Vorbereitungen an. Eben so thaten übrigens auch die Lappen, und während die Weiber mit allem Eifer an das Sortiren der Waaren, die man zum Verkauf mitnehmen wollte, also der Rennthierfelle, der Rennthierkleider, der Renn-

thierzungen und der Fuchs- und Wolfspelze, die man vom Herbst an gesammelt hatte, gingen, machten die Männer die Transportschlitten, die sogenannten Raido-Kierres, welche viel länger und breiter waren als die Pulke oder Reiseschlitten, zurecht, und setzten zugleich die Lawwa, ein kleines Zelt, das man mitnimmt, wenn man unterwegs im Schnee übernachten muß, in Stand. Endlich war alles fertig, und wir machten uns am ersten Februar auf den Weg. Voraus Jessiö mit uns Dreien auf Schneeschuhen; dann acht Transportschlitten mit den zum Verkaufen bestimmten Waaren, jeder Schlitten von zwei Rennthieren gezogen, und von einem Manne geleitet; darauf ein kleinerer Schlitten mit dem Zelt und den nöthigen Lebensmitteln; zum Schluß Lars mit noch einem Lappen auf Schneeschuhen als Nachtrab und Bedeckung gegen gefräßige Vierfüßler. So reisten wir, und obwohl einzig und allein die Gestirne des Himmels uns die Richtung des Wegs über die wilde Einöde angaben, so erreichten wir doch nach drei Tagen ohne irgend einen Unfall, und ohne uns zu verirren, den Marktflecken Kautokeino. Aber wie erstaunten wir nun nicht, als wir dieses Fleckens ansichtig wurden! Er bestand aus nichts, als aus einem hölzernen Kirchlein, das so klein war, daß es keine zwölf Zuhörer fassen konnte; ferner aus einem Pfarrhause oder vielmehr einer Hütte, welche diesen Namen führte, aber keinen Bewohner hatte; endlich aus vier weiteren Wohnungen, die sich als Zwillingsschwestern der Fischerhütten am Enarasee auswiesen, und je eine läppische Fischerfamilie beherbergten. So sah der berühmte Marktflecken Kautokeino aus!

Und doch war's ein Markt, und zwar ein sehr lebhafter! Freilich die Raritäten, die Musikanten und Schnurranten, so wie überhaupt die Lustbarkeiten unserer Märkte fehlten gänzlich; aber dafür fanden sich wohl an die hundert Rennthier-Lappen ein, welche alle ihre wohlbeladenen Raido-Kierres mit sich führten, und an Kaufleuten aus Tornea und Hammerfest, von denen jeder ebenfalls mit einer Partie wohlbepackter Schlitten angefahren kam, war auch kein Mangel. So entstand denn in kurzer Zeit ein ganzes Dorf von Zelten, denn außer den wenigen Hammerfestern, welche im leeren Pfarrhause und in dem Kirchlein Quartier nahmen, mußten Alle in der mitgebrachten Wohnung kampiren, und da man jede derselben mit einem tiefen Schneewall umgab, so befanden sich auch alle Anwesenden ganz wohl dabei. Hatte man sich häuslich eingerichtet, so begann auch sofort das Handeln, doch kaufte man weder, noch verkaufte man gegen baar Geld, sondern man tauschte blos gegenseitig, und die von den Kaufleuten zu Markt gebrachten Waaren bestanden in grobem Wollentuch und Segelleinwand, in Tabak, Branntwein, Griesmehl und Salz, in Aexten und Beilen, Flinten, Lanzenspitzen und was dergleichen mehr ist. Auch Jessiö gab sich diesem Geschäft mit allem Eifer hin, und innerhalb acht Tagen hatte er seine ganze schwere Ladung an den Mann gebracht, so daß nun unserer Heimreise nichts mehr im Wege stand. Wir selbst blieben, wie man sich wohl denken kann, während dieser Zeit auch nicht müssig, sondern benützten unsere Muße dazu, um zur Bereicherung

unserer Kenntnisse unter den Lappen sowohl, als unter den Kaufleuten Bekanntschaften zu machen, und sie über Alles auszufragen, was wir noch nicht wußten. Insbesondere wären wir gern darüber ins Reine gekommen, wie es um das Christenthum der Lappen stehe, denn obgleich wir hier eine Kirche vor uns sahen, so hatten wir doch bis jetzt keine christlichen Gebräuche unter diesem Völklein vorgefunden; allein was half uns unser Fragen! Wen wir darum angingen, der schüttelte entweder einfach mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er nichts Genaueres hierüber wisse, oder aber meinte er lächelnd, das Christenthum sei wohl durch Missionäre auch nach Lappland gebracht worden, und es gebe sogar einzelne wenige Kirchen mit Pfarrern, aber Christen seien deßwegen die Lappen doch nicht geworden und jedenfalls hätten sie keine Kenntniß von der christlichen Lehre. „Uebrigens," setzte später einer der Torneakaufleute hinzu, „wenn ihr durchaus Näheres hierüber erfahren wollt, so begleitet mich ein Stück Wegs auf meiner Heimfahrt, und ich bringe euch dann zum Pfarrer nach Torneäträsk, der ein guter Bekannter von mir ist. Dieser kann euch die beste Auskunft geben, und wenn ihr ihm ein Fäßchen voll Mehl oder eine kleine Quantität Salz zum Geschenk macht, so seid ihr ihm die willkommensten Gäste von der Welt. Nebstdem dürft ihr euch darauf verlassen, daß er euch wohlbehalten wieder zu eurem Freund Jessiö bringt, denn von Torneäträsk kann man Winters in einem Tage bis auf die Anhöhen über dem Tromsöethal gelangen, und die Wege findet mein guter Bekannter so gut als ein Eingeborner." Dieser Rath däuchte uns sehr gut zu sein, und da auch Jessiö, den wir darum befragten, nichts dagegen einzuwenden hatte, so beschlossen wir ihn zu befolgen. Dagegen mußten wir unserem alten Wirthe und Gastfreunde versprechen, nicht länger als acht Tage ausbleiben zu wollen, und überdem bat er uns, ihm den Lars zu lassen, da er ihn zum Schutze seiner mit den erhandelten Waaren wohlbeladenen Raido-Kierres nothwendig brauche.

Nachdem dieß so abgemacht war, machten wir uns einige wenige Tage später mit dem Torneakaufmann auf den Weg, und fast um dieselbe Stunde, doch noch vor uns, trat auch Jessiö mit seiner Karawane den Heimweg an. Beim Abschied aber, als wir ihm und dem Lars die Hand gaben, dachte keiner von uns allen daran, wie nahe wir daran waren, uns in diesem Leben nicht mehr zu sehen, oder vielmehr, um's recht zu sagen, welch' schrecklichem Ereigniß der Jessiö und der Lars entgegengingen, einem Ereigniß übrigens, aus welchem der wunderbarste Blüthenkelch des Glücks hervorwachsen sollte. Doch ich will die Sache der Ordnung nach erzählen. Also wir reisten mit dem Torneakaufmann ab, und derselbe brachte uns wohlbehalten nach Torneäträsk, einem Oertchen von derselben Qualität wie Kautokeino. Es bestand nämlich auch nur aus ein paar Fischerhütten, und die Kirche nebst dem Pfarrhaus waren wo möglich in einem noch erbärmlicheren und ärmlicheren Zustande; mit dem Unterschiede jedoch, daß das Pfarrhaus nicht leer stand. Aber wer hätte geglaubt, daß der, welcher die Hütte bewohnte, ein Pfarrer, ein geistlicher Hirte sei? Ach der arme Mann wohnte ganz eben so, speiste ganz eben so und trug sich ganz eben so,

wie seine Beichtkinder, die Lappen zu thun pflegten, nur daß an seinem Halse ein schwarzes Halstuch prangte, und auf seinen Haaren ein schwarzes Käppchen! Uebrigens nahm er uns sehr gastfreundlich auf, und bewirthete uns nicht nur sofort mit getrockneten Fischen so wie mit etwas Rennthierfleisch und aufgethauter Rennthiermilch, sondern er theilte auch, als er hörte, daß wir auf ein paar Tage seine Gäste sein wollten, auf's bereitwilligste seine Wohnung mit uns.

Der Mann war ein geborner Finne, und lebte schon viele Jahre in dieser öden Wildniß, getrennt von Freunden und Verwandten, weit entfernt von der Heimath und von der ganzen gebildeten Welt. Was ihn zu dem mehr als kühnen Entschlusse brachte, sich in Lappland niederzulassen, und sein Dasein der Bekehrung von dessen Bewohnern zu weihen, kann ich nicht angeben; das aber weiß ich, daß er selbst zugab, noch keine oder wenigstens nicht genug Früchte seiner Aufopferung gesehen zu haben. Es fehlte vor allem am Schulunterricht, und wie konnte man ohne diesen den Leuten höhere Anschauungen beibringen? Ach der Pfarrer that mir in der innersten Seele weh. Freiwillig hatte er auf alle irdischen Genüsse verzichtet; die bitterste Armuth war seine tägliche Gefährtin, sein einziger Umgang beschränkte sich auf Lappen, von denen die Wenigsten unserem Jessiö glichen, und doch mußte er sich gestehen, daß seine Beichtkinder heimlich immer noch zu den Göttern ihrer Väter beteten, und sich von dem Glauben an Zauberer und Hexen nicht losmachen konnten! War das nicht zum Verzweifeln?

Fünf Tage lang blieben wir in Torneäträsk; da beschlossen wir zu Freund Jessiö zurückzukehren, und der Pfarrer bot sich uns herzlich gern zum Führer an. Wir brachen sehr frühe auf, weil wir mehr als zwanzig Stunden zurückzulegen hatten, allein da der Schnee hart gefroren war, so kamen wir auf unsern Schneeschuhen ziemlich schnell vorwärts, und zudem wußte unser Führer mit einem merkwürdigen Ortssinn stets die gangbarste und zugleich kürzeste Richtung einzuschlagen. Trotz alledem und trotz dem, daß wir nur zweimal einen kurzen Halt machten, um uns an den mitgenommenen Lebensmitteln ein wenig zu erquicken, wurde es spät, ehe wir den Rauch aus den Gammen des Jessiöschen Haushalts aufsteigen sahen, und wir glaubten schon, außer den bei der Rennthierheerde aufgestellten Wächtern werde sich längst Alles zu Ruhe begeben haben. Allein merkwürdig — nicht blos war letzteres nicht der Fall, sondern es herrschte vielmehr eine ganz absonderliche Bewegung in dem sonst so ruhigen Lager. Da standen sie zu Zehn oder Zwölf, Weiber, Männer und Kinder, vor der Gamme Jessiös, gestikulirten mit den Händen und riefen sich leidenschaftliche Worte zu; aus dem Innern der Gamme aber drang lautes Schluchzen untermischt mit unverständlichen Ausrufungen hervor. Hier mußte also — darüber hatten wir nicht den geringsten Zweifel — etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein, aber was dieß sei, konnten wir uns um keinen Preis denken, und die Herumstehenden waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie nicht die geringste Notiz von uns nahmen. Doch nein, ich that ihnen unrecht, denn im nächsten Augenblicke

schon bemerkten sie uns, sprangen dann auf uns zu und erhoben alle zusammen ein solches Geschrei, daß wir hätten glauben können, die Leute seien plötzlich verrückt geworden. Ein Gutes hatte übrigens das Geschrei, nämlich das, daß Jessiö sofort heraustrat, und uns, über unsere Ankunft wie es schien nicht wenig erfreut, hastig in das Zelt hineinzog, indem er zugleich den Andern bedeutete, sich ruhiger zu verhalten.

„Dem Himmel sei Dank, daß ihr da seid," rief er in einer merkwürdigen Aufregung. „Ihr sagtet mir früher, daß einer von euch sich auf die Arzneikunde verstehe, und diese euere Hülfe nehme ich nun in Anspruch."

Er riß uns fort in den innersten Theil des Zeltes, ohne uns Zeit zu einer Frage oder einem Worte der Erwiderung zu lassen; allein wie wir nun beim Scheine des helllodernden Feuers unsern Blick auf ihn warfen, sahen wir, daß er den Arm in einer Schlinge trug und auch im Gesicht nicht wenig Verletzungen hatte.

„Mein Gott, ihr seid verwundet," rief nun einer von uns, „und wie es scheint schwer genug."

„Nein, nein," entgegnete er in fast fieberhafte Hitze. „Nicht für mich fordere ich euren Beistand, sondern für Einen, an dessen Leben zwei Andere hängen. Aber kommt und fragt mich nicht, sondern handelt."

Mit diesen Worten schlug er einen Rennthiervorhang zurück, der bis jetzt eine der Abtheilungen der Gamme verdeckt hatte, und nun ward uns ein Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Auf einem weichen Lager von Rennthierfellen und sorgfältig zugedeckt ruhte unser Lars, todesbleich mit geschlossenen Augen und keuchender Brust; neben seinem Bette aber knieten die Schwester und die Tochter Jessiös; die letztere fast noch bleicher als der Lars und die Hände ringend, doch ohne einen Ton von sich zu geben, die erstere laut jammernd und schluchzend, wie eine Verzweifelnde. Es war ein Anblick zum Erbarmen, aber ein noch viel schrecklicherer sollte uns vorbehalten sein. Alsbald nämlich trat Jessiö zum Lager hin, hob die Bettdecke auf und was sahen wir nun? Ach die Brust des Lars gewährte ganz den Anblick eines Klumpen rohen Fleisches, an dem ein paar Hunde herumgezerrt haben, und von der Haut war nichts mehr vorhanden als hie und da ein Striemen, der halbzerrissen herabhing.

Wir Dreie fuhren entsetzt zurück, und, wie ich offen gestehe, ich selbst am allermeisten, denn ich war derjenige, dessen Hülfe hauptsächlich in Anspruch genommen wurde, weil ich Medicin studirt hatte; allein vor einer solch' gräßlichen Wunde glaubte ich mit meinen wundarzneilichen Kenntnissen zu Ende zu sein. Doch, Gott sei Dank, wir waren nicht blos zu Dreien, sondern zu Vieren angekommen, und es erwies sich nun sogleich, daß der gute Pfarrer von Torneäträsk sich nicht blos auf die Seelenheilkunde, sondern auch auf die des menschlichen Leibes verstand. „Die Wunde rührt von der Tatze eines Bären her," sagte er schnell an das Bett vortretend, „und in solchen Fällen habe ich einige Erfahrung." In der That untersuchte er auch die

gräßliche Verletzung sofort mit der Hand eines geübten Meisters, und befahl darauf den beiden Frauen, augenblicklich einen großen Topf voll gefrorener Rennthiermilch herbeizubringen. Dann ließ er sich einen Hammer reichen, zerschlug den Eisklumpen in ganz feine Theilchen, und überlegte damit die Brust des Lars wohl einen Zoll hoch. Augenblicklich schmolz das Eis und verwandelte sich in fette Milch, die über das rohe Fleisch hinfloß, allein er brachte nun eine neue Lage von Eis auf die Wunde, und so bald darauf eine dritte und vierte.

Kein Laut ließ sich in dem ganzen Zelt vernehmen, während der Pfarrer auf diese Art seine Kur begann, aber unser Aller Blicke hingen mit einer wahrhaft brennenden Begierde sowohl auf dem Lars, als auf seinem Arzte. „Wird er gerettet werden?" wollte Jeder von uns fragen, allein er drängte die Frage zurück, aus Furcht, die Antwort möchte nicht bejahend ausfallen. Selbst die Schwester Jessiös unterdrückte ihr Schluchzen, und die Louhi schien ohnehin zur Bildsäule geworden zu sein. So verging eine gute halbe Stunde in der bangsten Erwartung; da endlich als die vierte Lage Eismilch auf die Wunde gebracht worden war, ging sichtlich eine kleine Veränderung mit dem Verwundeten vor, denn seine Brust keuchte nicht mehr so erschrecklich, wie bisher, und in seine fahlen Wangen kam wieder einiges Leben.

„Ist Hoffnung vorhanden?" flüsterte jetzt Jessiö mit so leisem Hauche, daß man die Worte kaum hörte.

„Ich glaube zuversichtlich, daß er gerettet wird," erklärte dagegen der Pfarrer in festem Tone, „vorausgesetzt, daß ihr mir seine Behandlung für die nächsten acht Tage anvertraut und die nöthigen Hülfsmittel herbeigeschafft werden."

Ach wie freudig tönten diese Worte in unseren Ohren, und welch' unendliches Glück verbreiteten sie erst in den Herzen der zwei Frauen! Dieselben äußerten sich freilich nicht, aber sie fielen sofort beide neben dem Lager auf ihre Kniee nieder, und ihre zusammengefalteten Hände bewiesen, daß sie dem Herrn über Leben und Tod für die hohe Gnade dankten, mit welcher er sie so eben überschüttet hatte.

Es kann mir nun natürlich nicht einfallen, all' die Mittel aufzuzählen, welche der wackere Geistliche zur Rettung des Lars anwandte, sondern ich berichte nur kurz, daß die Rettung wirklich gelang, und der Kranke bereits am siebenten Tage für außer Gefahr erklärt werden konnte. Auch reiste der Pfarrer an diesem Tage noch, begleitet von den Segenswünschen Aller, in seine Heimath ab, indem er die weitere Verpflegung des Kranken uns und den Frauen überließ, denn die gänzliche Heilung der Wunde erforderte natürlich noch viele Wochen, und so lange konnte der gute Seelsorger unmöglich von Torneåträsk wegbleiben. Natürlich aber wird nunmehr Jedermann begierig sein, zu erfahren, wie Lars zu der Wunde kam, und somit darf ich wohl nicht mehr länger zaudern, auch den Leser in diese Geheimnisse einzuweihen.

Den Markt Kautokeino hatte Jessiö mit den Seinen, wie wir wissen, am selbigen Tage mit uns verlassen, um mit den Schlitten nach Hause zu kehren, und diese Reise verlief auch ganz glücklich, ohne irgend ein widerwärtiges Abenteuer. Nur entdeckte



Art A v E Hochdanz

Bärenjagd in Lappland



Lars, welcher den Zug beschloß, am dritten Tage die Spuren eines Bären, und beschloß sofort, ohne Jemanden eine Mittheilung zu machen, nach der Ankunft im Lager diese Spuren weiter zu verfolgen. So that er auch, und es gelang ihm nach kurzem die Höhle ausfindig zu machen, in welche sich der Bär, wenn er seinen Heißhunger gestillt, regelmäßig zurückzog. Jetzt eröffnete er die Sache dem Jessiö und bat diesen, mit ihm allein ohne Beiziehung weiterer Jäger die Erlegung des Edelwilds zu versuchen, denn je weniger Nimrode sich bei einer solchen Affaire betheiligen, um so größer ist der Ruhm. Jessiö, der dem Lars ungemein wohl wollte, willigte ein, und an demselben Tage, an welchem wir von Torneäträsk abzogen, machten sich die Zwei nur mit ihren Spießen bewaffnet nach der Bärenhöhle auf. In ihren Schneeschuhen hatten sie dieselbe bald erreicht, und sie erhoben nun nach der Sitte der Lappen ein großes Geschrei, um das Unthier herauszulocken, indem sie sich zugleich mit erhobenen Spießen links und rechts vor der Höhle aufstellten. Einige Zeit lang bekümmerte sich der Bär nicht im Geringsten um den Lärmen, sondern blieb ganz ruhig innen liegen; doch endlich machten sie es ihm doch zu bunt, und somit stürzte er sich voll Wuth heraus. Derselbe Augenblick übrigens, in welchem er unter dem Eingang der Höhle erschien, brachte ihm auch den Tod, denn die beiden Jäger stießen ihm ihre Lanzen so tief in's Herz, daß er im Momente zusammensank. Während sie nun aber bemüht waren, die Lanzen in seinem Körper um und umzukehren, damit sein Tod um so schneller erfolge, hörten sie hinter sich ein furchtbares Gebrumme, und wie sie sich sofort umwandten, erblickten sie zu ihrem nicht geringen Schrecken einen zweiten Bären, der mit weitgeöffnetem Rachen auf sie losging. Im Nu rissen sie ihre Lanzen heraus und sprangen dem Thiere von rechts und links entgegen, allein der Bär war schneller als sie, schlug den Jessiö mit einem Griff seiner Tatze nieder, indem er ihm zugleich die Lanze zersplitterte, und attaquirte sofort, sich hoch auf seine Hinterbeine aufrichtend, den Lars. Es war dieß ein sehr kritischer Moment, und wenn Lars nur einen Augenblick lang seinen Muth und seine Geistesgegenwart verloren hätte, so würde es um ihn geschehen sein. Doch eben jetzt bewährte es sich, daß der wackere Junge sein Herz auf dem rechten Fleck habe, denn ehe das Unthier noch zwei Schritte machen konnte, hatte ihm Lars bereits seine Lanze tief in den Rachen gestoßen. Ja leider nur allzutief. Weil er nämlich mit aller Kraft auf die Lanze drückte, um sie noch weiter einzubohren, kam er dem Bären so nahe, daß dieser ihm mit einer krampfhaften Bewegung seiner Tatzen nicht blos das Ober- und Unterkleid auf der Brust abriß, sondern auch diese selbst auf das furchtbarste zerfleischte, ehe er todt zusammenstürzte. Man kann sich nun wohl denken, daß Lars alsbald sein Bewußtsein total verlor und einer Leiche gleich dalag, und so war es denn ein großes Glück, daß Jessiö nur eine leichtere Wunde davon getragen hatte. Derselbe raffte sich also augenblicklich auf, eilte, wie er den gräßlichen Zustand des Lars sah, zu den Gammen, holte Leute und Schlitten, und brachte den schwer Verwundeten, der ihm durch seinen Muth das Leben gerettet, unter Dach und Fach.

So erzählte Jessiö. Wie er jedoch soweit war, hielt er erschöpft einen Augenblick inne, um dann folgendermaßen fortzufahren. „Ihr wißt also nun," sagte er, „wie der wackere Lars zu seiner Wunde kam. Jetzt aber kommt erst das wirklich Wunderbare dieses Abenteuers. Wie wir nämlich den Lars in dieses Zelt gebracht hatten und ihn sofort entkleideten, um desto besser nach der gräßlichen Wunde sehen zu können, zeigte sich auf seiner rechten Schulter ein Muttermal in Gestalt eines rothen Kreuzes, und wie meine Schwester dieses Kreuz erblickte, schrie sie plötzlich so laut auf, daß wir glaubten, sie wolle von Sinnen kommen. Er ist mein Sohn, mein wirklich leiblicher Sohn, kreischte sie, den ich nun schon seit zwanzig Jahren beweine, denn er bekam dieses Merkmal mit auf die Welt. Alle unsere Einreden, daß ein Zweiter ebenfalls ein solches Muttermal haben könne, halfen nichts. Sie blieb dabei, der Lars sei ihr Sohn und deßwegen habe sie sich auch gleich von Anfang an auf solch' unerklärliche Art zu ihm hingezogen gefühlt. Mir selbst ist die Sache ...."

„Halt, halt," unterbrachen wir Dreie ihn wie mit Einem Munde. „Hatte eure Schwester früher einmal ihren Aufenthalt am Lomaelf?"

„Gewiß," erwiederte Jessiö, uns einen äußerst verwunderten Blick zuwerfend, „und gerade in diesem Fluß ertrank bei einem argen Sturm ihr Gatte nebst ihrem einzigen Knaben. Auch noch fünfzehn andere Menschenleben gingen damals zu Grunde und ...."

„Und eure Schwester," riefen wir nun, „wurde gerettet, stürzte sich dann aber in der Verzweiflung von neuem in's Wasser, weil sie ihren Verlust nicht überleben wollte."

„Und wurde zum zweiten Male weiter unten lebendig hervorgezogen," erwiederte Jessiö; „aber wie könnt ihr das wissen?"

„O," riefen wir jetzt tief ergriffen, „wir wissen noch mehr. Vor allem aber laßt euch gesagt sein, daß der Lars in der That und Wahrheit der Sohn eurer Schwester, euer wirklicher und leibhaftiger Neffe ist, den ein norwegischer Fischer am Ausfluß des Loma in die Nordsee aufgefangen hat."

Jetzt kam die Reihe des Staunens an den Jessiö, und dieses Staunen nahm immer mehr zu, als wir ihm sofort alles erzählten, was uns der Adoptivvater des Lars seiner Zeit mitgetheilt hatte.

„Wunderbar, wunderbar," rief er ein Mal über das andere. „Es war also eine Fügung des Himmels, welche euch den Entschluß eingab, in das arme Lappland zu ziehen und da einen ganzen Winter über zu bleiben. Aber Gott sei gelobt und gepriesen, denn nun hat sich das Muttergefühl meiner Schwester bewahrheitet und der Lars gehört uns an für Zeit und Ewigkeit."

Gewiß wäre es nun ein vergebliches Unternehmen, das Aufjauchzen der Schwester Jessiö's schildern zu wollen, als sie die Gewißheit erhielt, daß ihr Sohn lebe, und eben so thöricht wäre es, von der stilleren, aber nicht minder tiefen Freude der

Louhi des Weitläufigen zu erzählen. Genug — das Glück war in den Haushalt Jessiö's eingekehrt, und Lars selbst, wie er so weit erstarkt war, daß man ihm den Sachverhalt mittheilen durfte, fühlte sich unendlich beseligt. Auch trug dieses Gefühl nicht wenig zur Beschleunigung seiner Genesung bei, und nach Verfluß von sechs Wochen konnte er als vollkommen kurirt gelten.

Was soll ich aber jetzt noch weiter hinzusetzen? Ei nun, es nahm alles seinen glücklichen Ausgang. Die Neigung nämlich, welche die Louhi und der Lars zu einander hatten, trat mit jedem Tage deutlicher hervor, und daß weder Jessiö noch dessen Schwester etwas gegen die Verbindung ihrer Kinder einzureden hatten, kann man sich denken. Man hätte also die Hochzeit ohne weiteres feiern können, und wir glaubten auch nicht anders, als daß dieß sofort geschehen werde; allein zu unserer innigsten Herzensgenugthuung erklärte Lars, daß er zuvor die Genehmigung seines bisherigen Pflegevaters einholen müsse. „Er hat mich bisher wie seinen Sohn gehalten," sagte er, „und deßwegen ist es auch meine Pflicht, ihn als Vater zu ehren so lange ich lebe." War das nicht edel gedacht? Somit reisten wir, als wir mit dem kommenden Frühjahr nach dem Bothnischen Meerbusen aufbrachen, um von der Stadt Tornea aus heimwärts zu schiffen, nicht allein, sondern der Lars ging mit uns, und wir verschafften ihm daselbst eine Gelegenheit nach Drontheim. Daß er aber die Einwilligung seines Pflegevaters mit Freuden erhielt, und daß dieser ihn sogar in Person nach dem Tromsöethal begleitete, um den Hochzeitsfeierlichkeiten beizuwohnen, das brauche ich wohl kaum zu bemerken.

So verlief unsere Reise nach Lappland.

Viertes Kapitel.

Der Walfischfang.

Aus den Erlebnissen eines Steuermanns vom Jahr 1854.

Schon zehn Jahre lang fuhr ich auf der hohen See herum, und fast kein Theil derselben war mir mehr unbekannt; aber eine Fahrt in den Norden nach Walfischen hatte ich noch nie mitgemacht, und somit kam es mir sehr erwünscht, als mir der Befehlshaber eines Walfischfahrers, nämlich der Kapitän Markham von der Resolution den Antrag machte, mich als zweiten Steuermann anzustellen. Ich sagte also gleich zu, und zwar um so viel lieber, als alle Offiziere des Schiffs keinen bestimmten Gehalt, sondern vielmehr einen Antheil an der gemachten Beute haben sollten, denn bei derlei Contrakten gibt man sich viel mehr Mühe einen guten Fang zu thun, und überdieß lebt man stets der Hoffnung, das Glück werde einem günstig sein. „Mit zehn Walfischen," rief ich lustig, „ist die Schiffsausrüstung gedeckt, mit zwanzig macht man einen ordentlichen Profit und mit vierzig wird man ein reicher Mann; also muß es unser Vorsatz sein, vierzig jener Meerkolosse zu erlegen, und das ist doch wahrhaftig für entschlossene Seefahrer eine Kleinigkeit."

Aber, so fragt nun vielleicht der Eine oder der Andere verwundert, haben denn die Walfische einen so großen Werth? Ja freilich, ist die Antwort, allein nicht etwa ihres Fleisches wegen, das selbst einem Ausgehungerten nicht schmecken will, sondern wegen des Thrans und des Fischbeins. Der Thran oder der ausgesottene Walfischspeck dient zu einer Menge von Zwecken, und es kostet die Tonne von zwanzig Centnern durchschnittlich dreihundertfünfzig bis vierhundert Gulden; das Fischbein aber ist wegen seiner Stärke, Biegsamkeit und Federkraft zur Herstellung verschiedener Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände, besonders weiblicher, so zu sagen unentbehrlich und wird daher noch viel theurer — bis zu zweitausend Gulden die Tonne — bezahlt.

Ja, früher, in den Zeiten da man noch Reifröcke trug, hatte dasselbe einen noch weit höhern Werth, und in neuester Zeit wäre es der Krinolinen wegen beinahe wieder eben so hoch gestiegen, wenn man nicht das künstliche Fischbein und die Stahlreife erfunden hätte! Unter solchen Umständen darf es Niemand wundern, daß man schon seit sehr langer Zeit auf die Walfische Jagd macht, denn die Sucht zu gewinnen beseelte den Menschen von jeher; allein eigentliche Seefahrten zum Walfischfang stellte man erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert an, das ist seitdem man entdeckt hatte, daß die besagten Fische im nördlichen Meere, als ihrer Heimath, in unermeßlicher Anzahl vorhanden seien. Von da an zogen alle Jahre eine große Menge von Schiffen zu besagtem Zwecke aus, und es bildeten sich sogar eigene Gesellschaften, die ein starkes Kapital in diesem gewinnbringenden Geschäfte anlegten. Allein weil das Morden dieser Thiere in so großartiger Weise betrieben wurde, fing deren Anzahl an, sich mit der Zeit bedeutend zu verringern, und überdem zogen sich die geängsteten Kolosse immer weiter gegen den Nordpol, in die Region des ewigen Eises, zurück, in der Hoffnung, die Menschen werden ihnen bis dahin nicht folgen. Sie folgten aber doch, obwohl die Fahrten nun viel gefährlicher wurden; sie folgten, obwohl man nun die gewöhnlichen Schiffe nicht mehr brauchen konnte, sondern um dem Eise Trotz bieten zu können, Fahrzeuge von ganz absonderlicher Stärke erbauen mußte! Sie folgten und folgen auch jetzt noch und werden in der fernsten Zukunft noch folgen, denn wo, wie schon oben gesagt, ein Gewinn in Aussicht steht, da schreckt der Mensch vor Nichts zurück.

Die Resolution war ein recht tüchtiges Schiff, und man hatte ihre ausgesetztesten Theile nicht blos mit doppelten und dreifachen Planken versehen, sondern zu größerer Sicherheit auch noch Eisenplatten nebst Stützen und Kreuzbalken hinzugefügt. Ihre Länge belief sich auf hundert und zwanzig, ihre Breite auf dreißig und ihre Tiefe auf zwölf Fuß, so daß sie bequem vierhundert Tonnen fassen konnte. Boote führte sie sieben, und überdem war sie mit Allem, wessen man auf einer Walfischfangfahrt bedarf, namentlich auch mit Proviant auf ein ganzes Jahr versehen; die Mannschaft aber belief sich auf vierzig Köpfe, wobei die Ober- und Unteroffiziere, nämlich der schon oben genannte Kapitän, dann der erste und zweite Harpunier mit ihren vier Gehülfen, endlich der erste Steuermann nebst meiner Wenigkeit und der Schiffszimmermann noch nicht einmal gerechnet waren. Mit einem Worte also, es stand auf der Resolution Alles auf's beste, und wir durften einer recht glücklichen Fahrt mit um so mehr Zuversicht entgegensehen, als nicht nur der Kapitän sich längst als ein sehr erfahrener und entschlossener Seemann bewährt hatte, sondern auch unter der Mannschaft kein einziger untüchtiger Geselle zu treffen war.

Am 2. April hatte mich der Kapitän in Dienst genommen, und vier Tage darauf, am 6., verließen wir genau um 12 Uhr Mittags unter dem Hurrahrufe unserer am Ufer zurückbleibenden Freunde den Hafen von Liverpool. Zu bemerken habe ich noch, daß der Kapitän auf vieles Andringen einige dänische Beamte, welche ihr

Beruf nach dem Städtchen Thorshavn auf den Faröerinseln trieb, als Passagiere mitnahm, allein ich weiß über diese Herren nichts weiter zu berichten, als daß sie, so bald das Schiff sich auf der hohen See schaukelte, sofort von der Seekrankheit ergriffen wurden. Das ist nun eine recht häßliche Krankheit zum mitansehen, und überdem macht sie den von ihr Befallenen so viel Beschwerden, daß dieselben sich am liebsten den Tod herbeiwünschten! Doch zum Glück stirbt man nicht daran, sondern wird wieder gesund, so bald man den Fuß an's Land setzt, und so ging es auch unseren Passagieren.

Gleich nachdem wir die Insel Man hinter uns hatten, steuerten wir nordwärts, bekamen am 10. April die Küste von Schottland zum letzten Mal zu sehen, ließen die Shetlandsinseln rechts liegen und ankerten am 16. in der Bucht von Thorshavn, um die oben genannten Herren auszuschiffen. Kaum aber war dieß abgethan, so segelten wir weiter, denn die Faröerinseln mit ihren vielen schroffen, steilen, nackten und riesigen Felsenufern, auf denen weder ein Baum, noch eine Spur von Vegetation zu sehen ist, hatten gar nichts Einladendes für uns. Es wurde nun immer kälter und zugleich wehte der Nordwestwind in solcher Stärke, daß die See in einen sehr starken Aufruhr kam, allein wir alle waren deßwegen doch lustig und guter Dinge, und das Schiff bewährte sich als ein vortrefflicher Segler.

Am 25. legte sich der Wind etwas, und der Kapitän übergab nun den Harpunieren eine Anzahl Harpunen, um sie zu schärfen und zugleich um an jede derselben ein wohl viertausend Fuß langes Tau kunstgerecht zu befestigen. Warum dieß geschieht, kann sich Jedermann selbst erklären, sobald er nur daran denkt, daß die Harpune keineswegs die Bestimmung hat, den Walfisch zu tödten, sondern nur die, sich in seinem Körper zu befestigen und sein Entkommen zu verhüten. Steckt also eine Harpune in dem Thier, so ist das Tau die Verbindungsbrücke zwischen ihm und der Mannschaft, oder wenn man lieber will, es ist der lange Strick, an dem man ihn festhält, wie dem Leser, wenn er diese Geschichte mit Aufmerksamkeit liest, bald klar werden wird.

Am 29. April schien die Sonne mit einer wahrhaft verschwenderischen Kraft, und der ganze Himmel hatte sich in das frischeste Blau gekleidet, da zeigten sich plötzlich in einem weiten Umkreis eine große Menge von Eisstücken, die fast so weiß wie Alabaster erglänzten. Anfangs schienen es nur kleine Punkte zu sein, aber je näher wir ihnen kamen, um so mehr vergrößerten sie sich und um so phantastischere Formen nahmen sie an. Die einen glichen schlanken Spitzsäulen, die andern hohen Thürmen, die dritten massiven Pyramiden, die vierten menschlichen Brustbildern; alle aber warfen, weil die Strahlen der Sonne auf sie fielen, einen so starken Lichtschein, daß man die Augen abwenden mußte, um nicht geblendet zu werden. Das war also auf dieser Fahrt unser erstes Begegniß mit dem Eis, und zwar mit solchem Eis, welches man „Treib- oder auch Packeis" nennt; nur zu bald aber sollten wir auch die übrigen Eissorten auf's allergenaueste kennen lernen, und schon in der Nacht auf den 30.

mußten wir den Lauf unseres Schiffes nach Osten wenden, um verschiedenen großen Eismassen, sogenanntem „schweren Eise“, auszuweichen.

Am 1. Mai fing auf einmal das Seewasser an, seine bisherige klare blaue Farbe zu verlieren, und im Verlauf von einer kleinen Stunde segelten wir in einer ganz trüben, undurchsichtigen Fluth von schmutzig dunkelgrünem Ansehen. Das kam aber ganz allein daher, daß in diesem Theil des Meers ganze Myriaden jener winzig kleinen, für das unbewaffnete Auge oft kaum sichtbaren Moluskenthierchen, welche dem Walfisch zur Nahrung dienen, im Wasser herumschwimmen, und da wir also aus diesem Ereigniß darauf schließen durften, daß wir bald Walfische zu Gesicht bekommen würden, so befahl der Kapitän, sofort die Walfischboote, deren wir, wie ich bereits angeführt, sieben besaßen, in Stand zu setzen. Diese Boote haben durchschnittlich eine Länge von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, sowie eine Breite von fünf einen halben Fuß, sind an beiden Enden fein zugespitzt und besitzen überhaupt alle die Leichtigkeit und Beweglichkeit, durch welche allein die Verfolgung des Walfisches ermöglicht wird. Ihre Ausrüstung ist stets die gleiche, d. h. man versieht sie mit sechs großen Harpunentauen, die künstlich aufgewickelt werden und in der Mitte des Fahrzeuges ihren Platz finden; sodann mit verschiedenen Lanzen, den gefangenen Walfisch zu tödten; weiter mit einem großen Messer, ein Loch durch den Schwanz des Walfisches zu schneiden; ferner mit Stangen und Flaggen, die nöthigen Zeichen zu geben; endlich mit sechs Rudern, die mit Ankernägeln befestigt sind und in Ringen laufen. Auch vertheilt man die Boote gleichmäßig an den vier Seiten des Schiffes, sowie über dem Verdeck, und hängt sie so geschickt auf, daß man sie in einem Augenblick, sowie ein Walfisch erscheint, in's Wasser lassen kann, um nicht eine Minute in seiner Verfolgung aufgehalten zu werden.

Am 2. Mai trafen wir auf viele Stücke schweren Treibeises, die sehr tief im Wasser gingen, und gleich darauf erschien in einer der Sonne entgegengesetzten Richtung ein Lichtstreif am Himmel, der viele Aehnlichkeit mit dem Dämmern des anbrechenden Tages hatte, nur mit dem Unterschied, daß ihm die Röthe fehlte. Man heißt diese Erscheinung den „Eisblink“ oder „Eisschimmer“, und es ist derselbe nichts anderes, als der Wiederschein einer wohl dreißig Meilen entfernten und für das Auge unsichtbaren Eismasse gegen den Himmel. Ja bei recht klarer Luft zeichnet sich das Eis sogar so genau ab, wie auf einer Karte, und man kann dann ganz genau unterscheiden, ob man festes oder loses, ob zusammenhängendes oder offenes Eis vor sich hat. Sogenanntes „Feldeis“, d. h. eine ganz unübersehbare Eisfläche, oder noch besser gesagt, ein endloses Eisfeld gibt den allerhellsten Schimmer mit einem Anflug von Gelb; Treibeis sieht schon viel trüber aus und sogenanntes „Bayeis“ oder „Jungferneis“, welches sich eben erst gebildet und noch die Farbe des Meerwassers hat, hat sogar einen Anflug von Grau.

Am 3. Mai vermehrten sich die Eisklumpen so sehr, daß wir befürchten mußten, von ihnen gänzlich eingeklemmt zu werden, und wir nahmen also sofort eine südöstliche

Richtung an; kaum aber war dieß geschehen, so erscholl der plötzliche Ruf: „ein Walfisch, ein Walfisch!" und wie in einem Nu wurde jetzt das Boot des „Spektioniers" oder ersten Harpuniers in's Wasser hinabgelassen. Ein Moment, und es stieß vom Schiffe ab, den Walfisch zu verfolgen. Gerade jetzt aber nahm der schon vorher scharfe Wind in drohender Weise zu, und es erhob sich zu gleicher Zeit ein so heftiges Schneegestöber, daß man keine drei Schritte sehen konnte. Der Kapitän befahl also sofort dem Spektionier, die Jagd aufzugeben und zum Schiffe zurückzukehren, denn bei solchem Wetter lag die Gefahr, das Boot gänzlich zu verlieren, allzunahe, als daß nicht Vorsicht am Platz gewesen wäre. In der That sprang auch der Wind gleich nachher nach Nordwest um, und tobte nun so fürchterlich, daß die Wellen sich nicht selten über das Verdeck hin Bahn brachen. Das Schneegestöber hörte aber deßhalb doch nicht auf, sondern schien sich eher zu vermehren, und weil der Schnee aus lauter äußerst kleinen, winkelförmig zugespitzten Stückchen Eis bestand, so konnte man es im Freien kaum aushalten.

Am 5. Mai ging die See wieder etwas ruhiger, und gegen acht Uhr Abends erblickten wir plötzlich unmittelbar vor uns einen hohen von Eis gebildeten Bergrücken, einen sogenannten „Eisstrom", der sich von Südwest nach Norden, so weit das Auge blicken konnte, erstreckte, und dessen einzelne Theile aus lauter Palästen, Kirchen, Thürmen und hohen Schiffen zu bestehen schienen. Wir waren also gezwungen, abermals unsern Cours zu ändern, allein eine Stunde darauf stießen wir gar nun auf eine undurchdringliche Mauer von dicht gehäuftem Eise, die aus lauter massiven Klumpen von mächtiger Größe, aus sogenannten „Hummocks" bestand, und nun mußten wir natürlich zum dritten Male wenden. Gleich darauf begegneten wir einem Schiffe, das unter beträchtlichem Segeldrucke unsere Richtung durchkreuzte und gerade auf die Eismassen zufuhr, wie um sie zu durchbrechen. Es sah jedoch bald das Thörichte seines Unternehmens ein und beeilte sich sofort, der gefährlichen Nachbarschaft zu entrinnen.

Vom 6. bis 8. tobte der Wind in einer bis jetzt noch nicht erlebten Weise, und wenn wir in diesem Augenblicke zu einer erschrecklichen Höhe emporgeschleudert wurden, so sanken wir den Moment darauf in einen gähnenden Schlund hinab, der uns zu verschlingen drohte. Dazu kam noch die große Gefahr, mit den herumschwimmenden Eisklumpen, die oft die Größe von mächtigen Domen hatten, in eine mehr als unangenehme Berührung zu gerathen, denn wenn wir an einen solchen Koloß anliefen, so war es leicht möglich, daß er unser Schiff vollständig in Trümmer stieß. Aus diesem Grunde ließ der Kapitän auf der höchsten Spitze des Vordermastes einen ringsum mit einem Schirm gegen den Wind versehenen Sitz, ein sogenanntes „Krähennest", anbringen, um von dieser Höhe herab die Annäherung von Eisklumpen desto besser beobachten zu können, und nahm darinnen fast über die ganze Sturmperiode hindurch, sowie überhaupt später bei allen schwierigen und gefährlichen Lagen seinen Sitz. War er aber nicht selbst oben, so sandte er ganz gewiß einen Offizier oder

zuverläßigen Matrosen hinauf, weil es ja keinen besseren „Lugaus“ zur Entdeckung von Walfischen geben konnte, als gerade jenes Nest. So sah man denn auch in der That am 9. Mai früh Morgens ein mächtiges Thier dieser Art mit großer Schnelligkeit gegen den Wind herschwimmen, und augenblicklich wurden vier Boote abgesandt, dasselbe zu verfolgen. Allein weil die See hoch ging, waren alle Anstrengungen, es einzuholen, vergeblich, und es mußte also für die Boote das Zeichen zur Rückkehr, ein Ballon, den man auf der sogenannten Kreuzstange aufzog, gegeben werden.

Nunmehr dürfte es vielleicht an der Zeit sein, einige aufklärende Bemerkungen über den Walfisch miteinfließen zu lassen, damit man doch auch das gewaltige Thier näher kennen lernt, wegen dessen sich die Walfischfangfahrer so großen Gefahren aussetzen; doch will ich mich so kurz als möglich fassen, und den Leser lieber auf die Lehrbücher über die Naturgeschichte verweisen. Also der Walfisch oder die „Balaena“, das ist „der große Wasserschleuderer“, wie die Griechen sagten, gehört zur Ordnung der Säugethiere und gleicht, obwohl er ein Fisch ist, in den meisten wichtigen Dingen, im Athemholen, im warmen Blute, im Fleisch und in den Lungen, sowie noch in gar manchem Andern den vierfüßigen Thieren. Sein Kopf ist unverhältnißmäßig groß und nimmt wohl den dritten Theil des ganzen Körpers ein; weit merkwürdiger als durch diese Größe erscheint dieser Kopf aber dadurch, daß er keine Zähne besitzt, sondern statt derselben mehrere hundert gefranzte Hornplatten, welche viel Aehnlichkeit mit denen im Schnabel der Enten haben und den Namen „Barten“ führen. Aus diesen Barten gewinnt man das „Fischbein“, und da dieselben bis zu dreizehn Fuß lang sind, so kann man sich wohl denken, welch’ eine gewaltige Schwere sie zusammen haben werden, sowie auch wie furchtbar groß der Rachen des Thieres sein muß. Trotzdem aber vermag dasselbe nur ganz kleine Weichthiere zu verschlingen, weil sein Schlund außerordentlich eng ist, allein von diesen Thieren nimmt es täglich viele Tausende zu sich, und das reichliche Wasser, das es dabei mit einschlürft, spritzt es dann durch die auf der Höhe des Kopfes befindlichen Nasenlöcher wieder in großen Strahlen aus. Weit kleiner als der Kopf ist der Schwanz; deßwegen ist aber doch die Hauptstärke des Walfisches in diesem Theile seines Körpers zu suchen. Mit dem Schwanze nämlich treibt er sich vorwärts, und zwar in einer wirklich staunenswerthen Geschwindigkeit; mit dem Schwanze vertheidigt er sich gegen den Schwertfisch, seinen Hauptfeind unter den im Ocean schwimmenden Ungeheuern; mit dem Schwanze endlich führt er so gewaltige Schläge gegen die zu seiner Verfolgung ausgesandten Boote, daß es ihm schon oft und viel gelang, eines derselben zu zertrümmern. Uebrigens erregt hiebei nicht blos die Kraft der Schläge unsere Bewunderung, sondern auch die außerordentliche Gewandtheit, welche das Thier entwickelt, und man sollte es gar nicht für möglich halten, daß ein so furchtbares Ungethüm, wie ein ausgewachsener Walfisch denn doch in der That ist — ein solcher erhält eine Länge bis zu neunzig Fuß, hat am dicksten Theile einen Umfang von gegen siebenzig Fuß und wiegt zwischen zwölf und fünfzehn-

hundert Centnern — sich nur so schnell drehen und wenden könne, als dieß in der That der Fall ist. Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der immer unmittelbar unter der Oberhaut liegende Speck des Walfisches in dessen reiferen Jahren eine Dicke bis zu zwanzig Zoll erreicht und oft mehr als zweihundert Centner Thran liefert, während das junge Thier, wenn es erst zehn bis zwölf Fuß groß ist, höchstens einen fünfzölligen Speck auf sich liegen hat und also die Mühe des Fangs kaum lohnt; dagegen schmeckt das Fleisch der jungen Thiere um ein ziemliches besser, als das der alten, und sieht auch nicht so blauschwarz aus.

Vom 9. bis 13. Mai hielten wir eine durchaus nördliche Richtung bei, und kamen hiedurch dem achtundsiebenzigsten Breitegrad sehr nahe; Walfische jedoch sahen wir zu unserem Leidwesen keine. In der Nacht auf den 14. stieß unser Schiff mit einer mächtigen Eisbarre zusammen, und die Erschütterung war so groß, daß dasselbe in seinem ganzen Bau wie von einem Erdbeben durchzittert wurde. Dank jedoch seiner außergewöhnlich festen Bauart erlitt es nicht blos keinen Schaden, sondern durchbrach sogar die Eisbarre, wie wenn dieselbe ein dünnes Stück Eis gewesen wäre. Jenseits dieser Barre übrigens stießen wir bald wieder auf schwimmendes Eis, und darunter befanden sich förmliche Berge, welche die allerverschiedensten Gestalten hatten. Einer zum Beispiel war über fünfzig Fuß über dem Wasser hoch und so dick, daß sein Durchmesser wenigstens hundert und fünfzig Fuß betrug; ein anderer aber glich einem schlanken Thurme von wohl siebenzig Fuß Höhe und war an einzelnen Stellen so ausgewaschen, daß man zu dem Glauben verleitet wurde, er sei mit Fenstern versehen. Kurz, ein Maler hätte hier seine Studien machen können, besonders auch, weil das Eis an diesen Bergen eine wunderbar schöne blaue Farbe und dabei die Härte des Marmors besaß. Kaum waren wir übrigens an diesen Kolossen glücklich vorbeipassirt, so zeigte sich eine unermeßliche Eismasse vor uns, die ganz fest stand und einen großen Bogen bildete. Ja es sah gerade so aus, wie wenn eine Bucht oder eine Bay von ausgedehntem Umfang sich vor uns ausbreitete, und um die Täuschung vollständig zu machen, so lagen in dieser Bay nicht weniger als acht Schiffe, lauter Walfischfahrer aus England, Frankreich und Holland vor Anker. Sie alle hatten, wie wir sofort durch gegenseitige Communication erfuhren, ebenfalls, gleich uns, die nordöstliche Richtung eingehalten, allein kein einziges der Schiffe war so glücklich gewesen, einen Walfisch auch nur zu sehen, viel weniger einen zu fangen, und somit schien es eine ausgemachte Sache, daß für dieses Jahr jene großen Seethiere eine andere Region des großen Polarmeers zu ihrem Sommeraufenthalt auserwählt hatten, als diejenige, worin wir sie suchten.

Drei Tage lang blieben wir in der Eisbay liegen, in der Hoffnung, daß das große Eisfeld vielleicht brechen oder sich in Bewegung setzen werde. Inzwischen aber verschwanden die acht Schiffe eines nach dem andern, und da das Eis stabil blieb, so fanden auch wir es nöthig, die Weiterfahrt zu beginnen. Doch veränderten wir nun unsern Cours und segelten gegen Westen, später gegen Nordwesten. Auch hatten wir

dieß nicht zu bereuen, denn am 18., als eben das Zeichen zum Mittagessen gegeben wurde, signalisirte der Mann im Krähenneste statt einem sogar zwei Walfische. Vom Essen war nun natürlich keine Rede mehr, sondern der Kapitän beorderte vielmehr sofort die sämmtlichen Boote in die See, und wir alle beeilten uns über Hals und Kopf, die Jagd zu beginnen. Das eine der Thiere schwamm übrigens in allzuweiter Entfernung, als daß man hoffen durfte, es zu erreichen, und somit richteten wir gleich von Anfang an unser Hauptaugenmerk auf den zweiten Walfisch, einen großen schwarzen Burschen, der gewaltige Wassersäulen emporspritzte und offenbar von uns gar keine Notiz nahm. Eben deßwegen hüteten wir uns auch gar wohl, ihm nur so ohne weiteres entgegenzurudern, sondern der erste Harpunier, der das vordere Boot befehligte, machte vielmehr einen ziemlichen Umweg, um ihm von hinten beizukommen, und wir andere folgten in derselben Richtung, alles zu große Geräusch so viel als möglich vermeidend. Eine halbe Stunde ruderten wir so mit Anstrengung aller unserer Kräfte, da war das erste Boot dem Meeresriesen so nahe gerückt, daß die Entfernung kaum noch zehn Schritte betrug. Längst stand der Harpunier an seinem Platze, die Harpune in der Hand. Jetzt erhob er dieselbe in seiner Rechten, schwang sie mit Wucht und warf sie gegen den Walfisch. „Getroffen, Getroffen!" schrie er. „Zurück aber nun mit dem Boote; zurück, so lieb euch euer Leben ist." Der Harpunier hatte richtig gesehen, und auch zugleich den einzig richtigen Befehl gegeben. Die Harpune war nämlich dem Walfische hinter der linken Finne tief in den Rücken gefahren, so daß der Widerhaken im Fleische ganz fest saß, und in Folge des Schmerzes, welchen ihm diese Wunde verursachte, fing sofort das kolossale Thier an, so furchtbar mit seinem Schwanze auf das Meer hineinzupeitschen, daß das Boot, wenn es sich nicht schnellstens aus seiner nächsten Nachbarschaft zurückgezogen hätte, ganz sicherlich zertrümmert worden wäre. Diese convulsivischen Bewegungen dauerten übrigens nur wenige Minuten lang; dann schoß der Walfisch urplötzlich mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe hinab, und hätte ganz sicherlich das Boot an dem weiter oben beschriebenen Harpunentau mit hinabgezogen, wenn dieses sich nicht mit derselben Schnelligkeit, in welcher das Thier dahinschoß, abgewickelt haben würde. Freilich war die Reibung — in Folge dieser Schnelligkeit — eine so große, daß der Rand des kleinen Fahrzeugs mehrmals Feuer fing; aber dieß hatte nichts zu sagen, denn es stand ein Matrose mit einem großen Eimer bereit, und überschüttete es die ganze Zeit über mit Wasser. Ueberdieß bewaffnete sich jetzt der Harpunier mit einer Axt, um das Tau zu „kappen" oder zu durchhauen, sobald das Boot in große Gefahr kommen sollte. Vorher jedoch zog er eine Flagge auf, zum Zeichen für mich und die übrigen Boote, daß die Harpune im Walfisch festsitze. Alsbald breiteten wir uns nun nach allen Seiten aus, indem wir einen großen Kreis bildeten; dann aber harrten wir, auf's höchste gespannt, des Wiedererscheinens des Fisches, wohlwissend, daß es derselbe des Athemholens wegen nicht lange unter dem Wasser aushalten könne. Eine Viertelstunde verging, ohne daß wir etwas erblickten, und bereits war das Tau, durch welches die

Harpune mit dem vorderen Boot in Verbindung stand, zu fünf Sechstheilen abgelaufen, da tauchte das Thier keine zweihundert Schritte von meinem Boote auf. Wie im Sturm flogen wir zu ihm hin und einen Augenblick darauf saß eine zweite Harpune in ihm fest. Abermals tauchte nun der Gewaltige unter, aber nur auf ein paar Minuten, und als er wieder an die Oberfläche kam, war er sichtlich erschöpft Auf dieses hin eilten alle Boote an seine Seite, und es wurde sofort ein allgemeiner Angriff mit langen Lanzen, die man in die empfindlichsten Theile seines Körpers stieß, auf ihn gemacht. Bald strömte das Blut in reichem Maße aus den Wunden, und überdem warf er dessen eine Masse aus, wenn er Athem schöpfte, so daß das Meer auf einen großen Umkreis roth gefärbt wurde. So erschöpfte sich der Koloß immer mehr, und bereits war er seinem Ende nahe, als er sich zu einem letzten, aber schrecklichen Widerstand emporraffte. Er fing nämlich plötzlich an, sich so furchtbar schnell hin- und herzuwälzen, daß man das Getöse auf eine Stunde weit hören konnte; allein all' diese Kraftanstrengungen brachten uns keinen Nachtheil, indem wir die Gefahr noch zur rechten Zeit bemerkt und uns in eine sichere Entfernung zurückgezogen hatten. Endlich legte er sich auf die Seite, um den letzten Athemzug zu thun, wir aber brachten sofort insgesammt drei laute Hurrahs aus, durchbohrten den Schwanz des Leichnams mit unseren Messern, zogen ein Tau durch das Loch, und bugsirten schließlich unter lärmendem Freudengeschrei die ungeheure Körpermasse an die Seite unseres Schiffes. Wir hatten aber auch volle Ursache zur Freude, denn der Bursche war zweiundsiebenzig Fuß lang und gehörte also unter die Gattung von Fischen, welche man „die sich rentirenden" nennt.

So bald nun der todte Walfisch neben unserem Schiffe lag, begann das Geschäft des „Ausschneidens", d. h. der Speck und das Fischbein mußten vom übrigen Körper abgetrennt werden, und da die ganze Mannschaft dazu verwendet wurde, so brachten wir die Sache in etwa fünf Stunden fertig. Dabei ging es aber so zu. Zuerst ließ der Kapitän jedem Matrosen ein tüchtiges Glas Grogg reichen, um ihn für die bereits gethane Arbeit zu belohnen und zugleich für die neue zu stärken. Dann wurde der Koloß von einem Leichnam mit einem starken Tau, das man sowohl an seinem Schwanz, als an seiner Schnauze befestigte, mit nach oben gekehrtem Bauche längs der Seite des Schiffes festgebunden, und zugleich das Tau durch die Schiffswinde gezogen, um den Leichnam desto leichter nach allen Seiten drehen zu können. Sofort versahen sich die fünf Harpuniere unter dem Obercommando des ersten Harpuniers, welchem die Leitung des Speckausschneidens oblag, mit Stiefeln, in deren Absätzen spitzige Eisen angebracht waren, sprangen, nachdem sie sich auf diese Art gegen das Ausglitschen gesichert hatten, auf den Walfisch hinab, machten zuerst der Länge nach und dann querüber gleichlaufende, je drei Fuß von einander abstehende Einschnitte in den Speck, und lösten darauf — man heißt dieß „Flensen" — ein Stück nach dem andern von dem Fleisch und den Beinen des Thieres ab; diese Stücke aber wurden augenblicklich an Haken befestigt und von dazu aufgestellten Matrosen,

welche jeden Zug mit einem lustigen Liede begleiteten, mittelst der großen Winde — des sogenannten „Kabestans“ — auf's Verdeck hinaufgeschafft. Hier nun stand abermals ein Dutzend von Bootsleuten, deren Geschäft darin bestand, die mächtigen Stücke auf langen Tischen auszubreiten, und sie in kleinere Portionen zu zertheilen, während wieder Andere die unnützen Theile, wie Sehnen und Blutgefäße, vom Speck absonderten und darauf den letzteren in den Kielraum hinabwarfen. Im Kielraum endlich wurde das Geschäft zu Ende gebracht, denn da herrschten der Schiffszimmermann und sein Gehülfe als „Speckkönige“, und unter ihrer Leitung wurden die Stücke, nachdem man sie noch mehr verkleinert, in die dazu bereit stehenden Fässer verpackt. Auf diese Manier verfuhr man mit dem Speck des todten Walfisches, und als nun derselbe vollständig — natürlich vermittelst des Umdrehens des Leichnams — an's Schiff geschafft war, brach man auch die Barten oder das Fischbein, sowie die Kiefern aus dem Kopfe aus, um sie ebenfalls an Bord zu bringen; die übrigen Theile des Kadavers aber überließ man dem Spiel der Wellen, oder vielmehr den Haifischen und den Tausenden von Seevögeln, die schon längst gierig darauf lauerten und nun mit einer wahren Wuth darüber herstürzten.

Von nun an war uns das Glück weit günstiger, als bisher, und es verging fast kein Tag, an dem wir nicht einen oder gar mehrere Walfische gesehen hätten. Auch andere große Seethiere stießen uns auf, wie z. B. einmal eine ziemliche Heerde von Robben oder Seekälbern, die sich auf einem mächtigen Eisstück, einer sogenannten „Flahrde“, die wohl eine Meile lang und breit war, sonnten. Es gelang uns aber nicht, ihrer habhaft zu werden, da sie sich bei Annäherung der gegen sie abgesandten Boote sämmtlich in's Meer stürzten, und so schnell als möglich in die Ferne entflohen. Dagegen erlebten wir an demselben Tag, da uns die Robben entgingen, die Freude, einen Narval zu erlegen, und zwar einen von zwanzig Fuß Länge, mit einem Horn, das neun Fuß maß und die Härte des härtesten Elfenbeins hatte.

Am 20. Mai fingen wir einen noch ziemlich jungen Walfisch von dreißig Fuß Länge und einem Umfang von neunzehn Fuß; sein Speck und Fischbein gewährte aber keine allzugroße Ausbeute. Zwei Tage darauf jedoch nahm das Meer die bekannte Lieblingsfarbe der Walfische an, und wir rechneten nun darauf, größeren Exemplaren zu begegnen. In dieser Hoffnung wurden wir auch nicht getäuscht, und zweimal ließ man die Boote zur Verfolgung derselben in die See, obwohl beidemal vergeblich. In der Nacht auf den 23. — ich sollte übrigens nicht Nacht sagen, denn die Sonne schien um eilf Uhr Abends noch so klar, wie am hellen Mittag, nur stand sie gegen Norden — also in der Nacht auf den 23. hatte ich die Wache von acht bis zwölf Uhr, und hielt einen guten Lugaus, weil man jeden Augenblick der Erscheinung neuer Walfische entgegen sehen durfte. Es zeigte sich aber nichts, und somit legte ich mich, wie nun der erste Steuermann mich ablöste, nach zwölf Uhr zu Bett. Kaum übrigens mochte ich eine Stunde geschlafen haben, so wurde ich jählings durch einen so furchtbar höllischen Lärm geweckt, daß ich zuerst nicht anders glaubte, als die Mannschaft habe

sich empört, oder das Schiff stehe in hellen Flammen. Ein Theil der Leute auf dem Verdeck oben stampfte nämlich wie unsinnig mit den Füßen über meinem und der Matrosen Schlafraum herum, während Andere noch unsinniger die Kreuz und die Quer hin und her rannten, und dazu brüllten, wie wenn sie den Verstand verloren hätten. Natürlich nahm ich mir nicht lange Zeit, meine Toilette zu machen, sondern warf meine Kleider über und war in einer Sekunde oben. Allein wie ich nun meine Blicke herum wandern ließ, ward mir auf einmal alles klar, denn ich sah eines unserer Boote mit fliegender Flagge auf der See dahinschießen. Es war also ein Walfisch harpunirt worden, und das Stampfen geschah nur, um die Schlafenden desto schneller aus ihren Träumen zu wecken. Sie wachten auch schnell genug auf, rannten in ihren Hemden, so wie sie aus dem Bett sprangen, die Kleider unter dem Arm — denn zum Anziehen derselben nahmen sie sich keine Zeit, trotzdem die Temperatur tief unter Null stand — auf's Verdeck, ließen unter brüllendem „Hurrah, ein Waal, ein Waal, getroffen, getroffen!“ die Boote in's Wasser, sprangen wie toll hinten drein und ruderten (d. h. die Einen ruderten, während die Anderen sich ankleideten) dem Boote in einer Eilfertigkeit nach, als gelte es Tod und Leben. Und es galt auch Tod und Leben, nur nicht für die Matrosen, sondern für den Walfisch, welcher eine halbe Stunde darauf bereits todt an der Seite des Schiffes hinschwamm. Er gehörte zur mittleren Sorte, denn er maß in der Länge achtundvierzig Fuß, während sein Umfang am dicksten Theil etwas über zweiunddreißig Fuß betrug.

Eine vierte Walfischjagd, und zwar die interessanteste von allen bisherigen, erlebten wir am 25. Mai. An diesem Tage sahen wir nämlich eines dieser Thiere in ziemlich großer Entfernung blasen, und es wurden sofort sechs Boote zu seiner Verfolgung abgesandt; weil es jedoch schien, daß die Boote den Burschen nicht einholen könnten, gab ihnen der Kapitän das Zeichen zur Rückkehr, und alle fanden sich sofort wieder beim Schiffe ein, bis auf eines, welches die Verfolgung fortsetzte. Plötzlich erscholl nun der bekannte Ruf: „Ein Waal! Ein Waal! Getroffen! Getroffen!“ vom Krähenneste herab, und gleich darauf konnten wir sehen, wie das Boot eine Fahne aufhißte. Doch nicht blos die Fahne sahen wir, sondern auch zwei aufgerichtete Ruder, und dieß bedeutete, daß die Leute dort der schnellsten Hülfe bedürftig seien. Natürlich waren wir sofort im Augenblick wieder in unseren Booten, und ruderten, was das Zeug hielt; allein die Entfernug war zu groß, um dieselbe in wenigen Minuten überwinden zu können. Endlich nach einer Viertelstunde kamen zwei unserer Boote dem Thiere, das so eben aufgetaucht und ein wahrer Leviathan war, ziemlich nahe, aber doch nicht nahe genug, um mit Erfolg eine Harpune nach ihm werfen zu können. Der Bursche nämlich befand sich offenbar im höchsten Stadium der Wuth, und wenn er jetzt seinen ungeheuren Kopf hoch empor hielt, um furchtbare Dampfwolken emporzublasen, so senkte er ihn gleich darauf wieder, indem er das Meer mit seinem Schwanze zu einem wahren Gischt aufpeitschte. Es war also wirklich lebensgefährlich, wenn man nicht in gehöriger Entfernung blieb; doch endlich wurde einem

unserer Harpuniere die Zeit allzulange, und er ließ sofort so nahe als möglich zu dem Unthier hinrudern, um seine Waffe zu werfen. Der Wurf gelang, und wie der Walfisch den stechenden Schmerz des Widerhakens fühlte, fuhr er mit rasender Schnelligkeit in's Wasser hinab. Aber da er nach der ersten Harpunirung schon einmal untergetaucht war und sich hiedurch ziemlich abgemattet fühlen mochte, so kam er schon nach wenigen Minuten wieder an's Tageslicht, und ging nun geradezu auf das Boot los, von dessen Harpunier er die letzte Wunde erhalten hatte. Jetzt galt's zu rudern und zu manövriren, um seinen Bewegungen auszuweichen; doch wäre dieß den Leuten schwerlich gelungen, wenn nicht die andern Boote sich schleunigst zur Hülfe herbeigemacht und deren Harpuniere dem wüthenden Gesellen ihre Lanzen in den Rücken gestoßen hätten. Solchen vereinten Angriffen konnte er natürlich nicht widerstehen, und bald stieß er Blut aus den Luftlöchern aus, zum Zeichen, daß er bald ausgeathmet haben werde; aber das Getöse des Kampfes, die wirren Schreie der Menschen, die zuckenden Bewegungen des Thieres und die in ein Blutmeer verwandelte See — alles dieß zusammen gewährte ein Schauspiel, das ich in meinem Leben nie vergessen werde. Im Uebrigen verfuhr man mit diesem Walfisch, nachdem er verendet, gerade wie man mit den früheren auch verfahren war, und ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß ich ihn vorhin mit vollkommenem Recht einen Leviathan nannte, denn er maß siebenundachtzig Fuß in der Länge und gegen sechzig im Umfang. — Nun, das war einmal ein Fang!

Am 26. Mai hatten wir ein ganz besonderes Erlebniß, denn wir sahen plötzlich in der Ferne dicht über dem Wasser etwas, das wie eine Wolke aussah, und rasch mit der Strömung auf uns zutrieb. Natürlich nahmen wir sofort unsere Ferngläser zur Hand, um uns über diese seltsame Erscheinung aufzuklären, und woraus bestand nun die Wolke? Aus einer ganz unzählbaren Menge von Seevögeln, die einem todten Walfisch entweder auf dem Rücken saßen, oder unmittelbar um ihn herumflogen! So etwas ist wohl noch wenigen Seefahrern begegnet, und man kann sich also wohl denken, daß der Kapitän sogleich Befehl gab, dem schwimmenden Kadaver zuzusteuern, theils um denselben als gute Beute in Empfang zu nehmen, theils um das sonderbare Schauspiel von einer Vogelwolke ganz in der Nähe betrachten zu können. Neugierig standen wir alle auf dem Decke, und die Boote hielten sich bereit, den Fisch zu kapern; allein je näher wir kamen, um so furchtbarer wurde der Gestank, welcher die Luft erfüllte, und am Ende war diese so verpestet, daß man es kaum aushalten konnte. Ja einigen von der Mannschaft wurde es förmlich übel, wie wir nun das verwesende Thier hart vor uns hatten, und der Kapitän wollte also bereits auf die Beute verzichten, als wir zu mehreren freiwillig vortraten und uns erboten, von dem Aas wenigstens das Fischbein zu holen. Unser Commandant befahl demnach weiterzufahren, um in einiger Entfernung, bis wohin der Geruch nicht drang, beizulegen; wir aber bestiegen zu Vierzehn zwei Boote und fuhren sofort, nachdem wir uns die Nase mit Baumwolle verstopft, und in den halb geöffneten Mund stark mit Essig getränkte

Schwämme gesteckt hatten, auf unsere Beute zu. Trotz diesen Vorsichtsmaßregeln übrigens war es eine äußerst harte Aufgabe, die Arbeit, die wir uns vorgenommen, zu vollziehen, und der Leser wird dieß begreiflich finden, wenn ich ihm sage, daß von dem Kadaver, der von den Vögeln bereits halb aufgezehrt war, lange weiße regenwürmerartige Maden herabhingen, die einen viel gräßlicheren Geruch verbreiteten, als ich es beschreiben kann. Ueberdem hinderten uns die Vögel an der schnellen Beendigung unseres Geschäftes, denn diese Thiere, zum bei weitem größten Theil sogenannte „Fulmaren" oder Sturmvögel — die Holländer nennen sie „Mallemücken" — hielten so hartnäckig an dem Gegenstand ihrer Mahlzeit fest, daß sie nicht früher wichen, als bis wir mit unsern Rudern unter sie hineinschlugen und sie zu Dutzenden und Hunderten tödteten. Endlich jedoch hatten wir die Barten ausgebrochen, und fuhren nun, herzlich froh, einer solch' höllischen Nachbarschaft entfliehen zu können, unserem Schiffe wieder zu.

Am 28. trafen wir wieder auf viel Eis, das jedoch nicht sehr hoch über dem Wasser erhaben war, und da nun die Witterung ungemein klar und die See vollkommen durchsichtig war, so nahm der Kapitän die Messung seiner Tiefe vor. Es herrscht nämlich bei vielen Leuten der Glaube, daß Höhe und Tiefe des Eises sich verhalte, wie eins zu drei, und daß also ein Eisklumpen, der zehn Schuh über dem Wasser hervorrage, dreißig Fuß in's Wasser hinabgehe; allein diese Ansicht erwies sich als total falsch, denn das Eis, welches wir vor uns hatten, besaß im Ganzen eine Dicke von zweiundfünfzig Fuß, und von diesen schwammen sechs oberhalb, die andern aber unterhalb des Wassers. Auch noch eine andere Entdeckung machten wir an diesem Tage, als wir gegen Abend einen Walfisch, ein sehr altes Exemplar, wie man aus der gelben Farbe seines Unterkiefers schließen durfte, zu erlegen das Glück hatten. Auf seinem Leibe nämlich, sowie auch auf seinen Kiefern fanden wir eine ganze Colonie von kleinen krebsartigen Thieren, die mit ganz harten Schaalen bedeckt waren, und aus deren Kopfe je vier Hörner hervorstanden. Von diesen Hörnern waren zwei weich und dienten als Fühlhörner, wie bei den Schnecken; die zwei andern besaßen die Härte des Stahls, und mittelst ihrer konnten sich die Thierchen an jeden weichen Gegenstand so hart anklammern, daß man sie ohne Hülfe eines Messers gar nicht losmachen konnte. Unter der Brust befanden sich zwei weitere Auswüchse, welche das Aussehen von ganz kleinen Sicheln hatten, und hinter ihnen konnte man vier Füße bemerken, die so zu sagen als Ruder dienten. Kurz, es waren ganz eigenthümliche Thiere, und dieselben lebten von nichts als dem Fett des Walfisches, in das sie sich mit Hülfe ihrer Sicheln einbohrten; in der Naturgeschichte aber kennt man sie, wie ich später erfuhr, unter dem unschönen Namen der „Walfischlaus". In den nächsten zehn Tagen, während denen wir in theils südöstlicher, theils nördlicher Richtung einen gewaltigen Theil des Oceans durchkreuzten, trafen wir zwar auf keine Walfische, wohl aber auf eine Menge von Eis, das in den allermannigfaltigsten Formen auf dem Meer dahinschwamm oder auch festsaß. Oft waren es bloße Klumpen und Treibeis, oft ganze Felder und Flahrden,

wie ich dieß Alles weiter oben schon beschrieben habe, und nicht selten mußte das Schiff zwischen dem Eis durch solch' schmale Oeffnungen hindurchsegeln, daß man in die größte Gefahr kam, links oder rechts anzuprallen. Ueberdieß hüllte sich der Horizont manchmal in einen so dichten Nebel, daß man die Gegenstände vor sich nur auf eine ganz kurze Strecke übersehen konnte, und hiedurch wurde unsere Lage in gewissen Augenblicken eine wahrhaft gefahrvolle. In den Stunden jedoch, in welchen die Sonne mit Macht hervorbrach, waren wir stets lustig und guter Dinge, denn wir sahen dann unser Schiff fast regelmäßig von ganzen Legionen von Seevögeln umgeben, die allerdings keinen guten Braten abgaben, wohl aber ein herrliches Gefieder hatten. Wir machten uns daher das Vergnügen, eine ziemliche Anzahl derselben zu erlegen, um deren Bälge mit nach Hause zu nehmen, und wenn es Einem von uns glückte, einen sogenannten „Bürgermeister", die schönste, größte und vornehmste unter allen Möwen, welche von einem Flügelende bis zum andern fünf Fuß mißt, von der Luft herabzuholen, so ward er immer mit einem Hurrah begrüßt.

Der 8. Juni war wohl einer der lebhaftesten Tage unserer ganzen Fahrt. Wie wir nämlich früh Morgens die See vor uns bis auf eine unabsehbare Ferne hin mit dichtem Treibeis bedeckt sahen, erblickten wir auch zugleich mehrere Walfische, die gar wohlgemuth zwischen diesen Eisstücken herumschnaubten, und nun begann natürlich alsbald die Jagd. Leider jedoch erwies sich dieselbe als eine vergebliche, indem die Thiere weit schneller dahinschossen, als unsere Boote, und sich deßhalb bald außer unserem Gesichtskreis befanden. Allein was that's? Ein paar Stunden darauf zeigten sich andere Walfische, und unsere Hoffnung, daß dieser Tag nicht ohne eine große Ausbeute geliefert zu haben vorübergehen werde, belebte sich von neuem. Freilich auch dieses Mal strengten wir uns vergebens an, und mußten unverrichteter Dinge zum Schiffe zurückkehren, aber kaum langten wir da an, so zeigten sich schon wieder andere Walfische, und so gings den ganzen Tag bis an den späten Abend fort. Kurz, das traurige Resultat war, daß wir heute im ganzen zweiunddreißig Walfische gesehen und uns in ihrer Verfolgung todtmüde gearbeitet, dagegen aber nicht einen einzigen gefangen oder auch nur getroffen hatten! So ist oft an gewissen Tagen das Glück Einem nicht hold, und dann hat man selbst da das Nachsehen, wenn man glaubt, seiner Beute schon ganz sicher zu sein.

Ganz anders fiel der 9. Juni aus, denn an diesem Tage gelang es uns, nicht weniger als dreien unserer Feinde den Garaus zu machen, und wir mußten daher, weil ihr Fang fast alle unsere Zeit in Anspruch nahm, das Abspecken oder Flensen auf den andern Tag verschieben. Wir befestigten also die todten Kolosse mit doppelten Tauen an unser Schiff und ließen sie demselben über Nacht nachschwimmen, allein zu unserem Leidwesen mußten wir uns den Morgen darauf überzeugen, daß die Haifische sich in aller Stille eine gute Portion unseres Eigenthums angeeignet hatten, und wir bedauerten es nun sehr, nicht lieber die ganze Nacht hindurch gearbeitet zu haben.

Uebrigens brachten wir diesen Verlust am 10. und 11. Juni reichlich wieder ein, indem wir an jedem Tag einen guten Fang machten, und einmal sogar eine Walfischmutter mit ihrem Säugling, einem ungemein fetten Bürschlein von zehn Fuß Länge und sieben Fuß Dicke, erlegten.

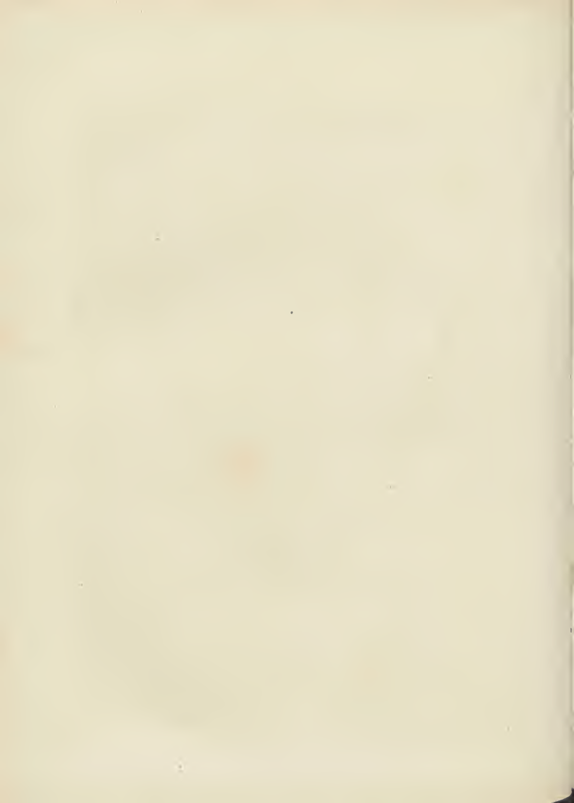
Am 12. wäre uns beinahe ein großes Unglück widerfahren. Am Morgen desselben nämlich erhob sich ein furchtbares Schneegestöber — eine Erscheinung, die mitten im Sommer nur im Eismeer möglich ist — und zugleich entstand ein dichter Nebel, der das Weiterfahren um so bedenklicher machte, als wir uns wieder in der Mitte von großen Eismassen befanden. Der Kapitän beschloß daher, an einer dieser Massen, einem feststehenden Berge, den er vorher genau untersuchte, anzulegen, oder mit andern Worten, das Schiff wurde mittelst dicker Seile an den Eisberg befestigt, und man benützte sofort diesen Tag der Ruhe, um das Verdeck, welches durch das Speckschneiden der letzten Tage ziemlich unfläthig geworden war, einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen. Plötzlich Mittags um drei Uhr, als sich eben das Wetter ein wenig aufhellte, stieg in ganz kurzer Entfernung ein Walfisch von ungemeiner Größe auf, und man kann sich nun denken, mit welch' großer Hast die Boote in's Wasser hinabgelassen wurden. Mit Blitzesschnelle fuhr der erste Harpunier hinter ihm drein, und vom Wind begünstigt, erreichte er das Thier schon nach wenigen Minuten. Er erhob sich also, um die Harpune zu werfen; in demselben Momente aber, wo diese sich in den Rücken des Kolosses einbohrte, drehte sich dieser, tauchte mit dem Kopfe unter und schnellte das Boot mit seinem Schwanze so rasch kopfüber in die Luft, daß man hätte meinen können, dasselbe sei, statt siebenundzwanzig Schuh lang und aus starken Balken und Dielen gefertigt, so klein und so dünn als eine Putzmachers-Schachtel gewesen. Natürlich stürzten die Matrosen nebst dem Harpunier mit sammt dem Fahrzeug um und fielen sämmtlich in's Meer, bis auf Einen oder Zwei, die sich an den Seitenwänden festhielten. Doch zum Glück wiederholte der Walfisch den Schlag nicht, sondern tauchte tief unter in's Meer, und somit konnten die andern Boote, die sich ganz in der Nähe befanden, ohne Gefahr rasch herbeieilen, um die armen Schiffbrüchigen zu retten. Merkwürdiger Weise übrigens hatte nicht Einer von ihnen besonderen Schaden erlitten, einige Beulen und Contusionen abgerechnet, und sogar das Boot, welches die Luftfahrt gemacht, war ganz geblieben. Grund genug also für uns den Himmel zu preisen, denn unter ähnlichen Fällen enden neunundneunzig auf eine bei weitem traurigere Weise!

In den nächsten vierzehn Tagen erlebten wir die Freude, zusammen zehn Walfische, große und kleine unter einander, zu tödten, und wir durften uns also schon jetzt zu unserer Fahrt Glück wünschen, denn unsere Ausbeute mußte bereits um ein Gutes mehr eintragen, als die Ausrüstung unseres Schiffes gekostet hatte. Freilich waren wir aber auch Tag und Nacht auf den Beinen, und ließen uns keinerlei Anstrengung, Mühe und Gefahr verdrießen. Ueberdieß besaßen wir einen Kapitän, welcher sich auf das Geschäft gar vortrefflich verstand und was die Strapazen und die Ausdauer



Art A v E Hochdanz.

Walfischjagd.



anlangte, uns allen mit gutem Beispiel voranging. Kein Wunder also, wenn wir von andern Schiffen, deren uns besonders in der letzten Zeit täglich mehrere begegneten, nur zu oft beneidet wurden, denn es ist Sitte, daß die Kapitäne, wenn sie sich bei der Begegnung anrufen, sich ihr bisheriges Fangergebniß gegenseitig mittheilen, und der unsrige war allzuehrlich, als daß er mit der Wahrheit hinter dem Berge gehalten hätte!

Am 25. Juni begrüßte uns, nachdem wir einige Tage her Nebel und Schneegestöber gehabt hatten, ein wunderbar schöner blauer Himmel; allein zu gleicher Zeit sahen wir uns nach drei Seiten hin gleichsam wie von einem großen Bogen von Eis umgeben, und das Eigenthümliche dabei war, daß außer uns noch wohl zwanzig andere Walfischfahrer in diesem mächtigen Wasserbecken hin und herfuhren. Auch an Walfischen fehlte es nicht, und so wie sich einer blicken ließ, so eilten ihm gleich zehn bis fünfzehn Boote von verschiedenen Schiffen nach. Dabei galt es aber als Regel, daß der Walfisch, wenn er getödtet wurde, demjenigen Fahrzeuge gehörte, dessen Harpuniere die erste festsitzende Harpune geworfen hatten, und so kam es zu keinen Händeln. Uebrigens wurden nicht allzuviele Fische erlegt, indem dieselben klug genug waren, sich, sobald man ihnen entgegen fuhr, unter das nahe Eis zurückzuziehen; doch wurde die Jagd deßwegen nur um so interessanter. Weil man nämlich wußte, daß die Thiere des Athemholens wegen nicht allzulange unter dem Eis bleiben könnten, hielten die Boote in kurzen Entfernungen vom Eisrand still, und man mußte sie dann unwillkürlich mit Katzen vergleichen, die bewegungslos an Mäuselöchern lauern, bis die Mäuschen so kühn sind, ihre Schlupfwinkel zu verlassen. Freilich — recht enorm große Mäuschen waren es, auf welche die Boote lauerten!

Am 26. schien die Sonne wo möglich noch klarer und wärmer, als den Tag zuvor, und es entstand in Folge dessen, weil ihre Strahlen den auf dem Eis liegenden Schnee mit Macht aufsaugten, eine solche Ausdünstung, daß sich bald der dichteste Nebel, den ich in meinem Leben gesehen habe, um uns verbreitete. Unsere Lage wurde also wieder äußerst gefährlich, indem wir uns, wie schon gesagt, in nächster Nähe von großen Eisfeldern befanden; allein nach wenigen Stunden zerriß der sich nun erhebende Wind den Schleier, und es zeigten sich jetzt mehrere eisfreie Streifen, welche quer durch die Felder hinliefen. Zu gleicher Zeit erblickten wir in einem dieser Streifen mehrere größere Walfische, und natürlich ward sofort beschlossen, in denselben einzufahren. Man spannte also alle Segel auf und fuhr auf die Oeffnung zu, allein wie wir schon ganz hart davor angekommen waren, donnerte der Kapitän von dem Krähenneste, in welchem er der Vorsicht wegen Platz genommen hatte, den Befehl herab, alle Segel einzuziehen und das Schiff zu drehen. „Alle Segel bei und alle Mann auf Deck!" schrie er dann nochmals mit noch gewaltigerer Stimme, und wir konnten daraus wohl entnehmen, daß die höchste Eile nöthig sei. Der Befehl wurde so zu sagen in der Sekunde ausgeführt, denn wir waren gewohnt, blindlings zu gehorchen; allein sonderbar kam uns die Sache doch vor, da wir von einer Gefahr

lediglich nichts entdecken konnten. Doch wie bald sollten wir nicht die vollste Ueberzeugung erhalten, daß wir sämmtlich ohne Gnade verloren gewesen wären, wenn wir auch nur einen Moment gezögert hätten! Durch den stark blasenden Wind nämlich aufgeregt, setzten sich die Eismassen gegen einander in Bewegung, und wenn auch diese Bewegung nur eine sehr langsame war, so erfolgte doch kurze Zeit darauf ein solch' furchtbarer Zusammenstoß, daß man den Donner desselben viele Meilen weit hören konnte. Es war eine Umarmung zweier riesigen Ungethüme, und in Folge dieser gräßlichen Umarmung schoben sich die Eismassen wohl fünfzig Fuß hoch über einander, um nun eine einzige, feste, wallartige und undurchdringliche Barre zu bilden. Wie hätte es also uns ergehen müssen, wenn wir in den Wasserstreifen oder Kanal eingelaufen wären? Ach, wir würden mit sammt unserem Schiffe in Atome zusammengedrückt worden sein, denn selbst das stärkstgebaute Fahrzeug kann einer solchen Umarmung gerade so wenig widerstehen, als eine dünne Bretterwand der Kugel eines Achtzigpfünders. Dießmal waren wir also dem Tode nur mit knapper Noth entgangen, und nur die außerordentliche Wachsamkeit unseres Kapitäns, der die erste kaum sichtbare Bewegung der Eismassen wahrnahm, hatte uns gerettet.

Wir beeilten uns nun natürlich, diese gefährliche Nachbarschaft so schnell als möglich zu verlassen, und nachdem es uns gelungen war, gegen Südwesten hin einen Ausgang zu finden, schlugen wir eine nordwestliche Richtung ein. Denselben Cours mit uns verfolgten auch noch vier andere Walfischfahrer, und wir blieben einander von jetzt an mehrere Tage lang in Sicht. Während dieser ganzen Zeit glückte es uns nur ein einziges Mal, einen Walfisch zu erbeuten, und so viel wir sehen konnten, waren die anderen Schiffe auch nicht glücklicher. Ueberdem hatten wir viel Widerwärtigkeiten von schwimmenden Eisklumpen auszustehen, und die Stöße, die wir erhielten, waren oft hart genug, um, wie sich ein lustiger Matrose unter unserer Mannschaft ausdrückte, „unseren Köpfen die Hirnschale einzuschlagen". Kurz, diese Fahrt erwies sich als eine sehr unangenehme; plötzlich jedoch, am 30. Juni, sollten wir noch unangenehmer überrascht werden, als wir in eine tiefe Bai einliefen, deren Uferränder aus himmelhohen rauhen Eiswällen bestanden. Von einem Weitervorwärtsdringen war also keine Rede, sondern wir mußten entweder rückwärts segeln oder stille liegen, bis sich das Eis in Bewegung setzte und uns eine Gasse freiließ. Wir wählten das Letztere, und wie wir thaten auch die vier andern Schiffe, die mit uns gesegelt waren. Ja bald kamen noch sieben weitere Walfischfahrer hinzu, und wir lagen nun unserer Zwölf hier vor Anker, gerade wie wenn wir es verabredet hätten, uns an dieser traurigen Stelle des Polarmeers ein Stelldichein zu geben!

Doch zum bösen Spiel muß man eine gute Miene machen, sagt ein altes Sprüchwort, und eingedenk dessen lud unser Kapitän die Befehlshaber der anderen Fahrzeuge zu einem sogenannten „Mullimorking", wie die Seeleute sagen, ein, d. h. zu einer geselligen Besprechung und Unterhaltung bei heißem Punsche. Auch wir Uebrigen, Unteroffiziere wie gemeine Matrosen, kamen mit Erlaubniß unserer Oberen gegenseitig

zusammen, und tranken, sangen und schwatzten nach Herzenslust mit einander. Unser Hauptvergnügen dabei bestand übrigens darin, daß wir, was man sagt, „ein Garn abwickelten“, d. h. daß wir uns unsere verschiedenen Erlebnisse zur See, besonders die Fährlichkeiten, die wir da schon durchgemacht, mittheilten, und Manche, die sich auf's Erzählen besonders gut verstanden, wußten uns sogar mit Abenteuern aus der fernen Vergangenheit, also mit Dingen, die sie nur vom Hörensagen kannten, auf's köstlichste zu unterhalten. Alle diese Geschichten hier zu wiederholen würde offenbar zu weit führen, allein von Zweien derselben, die mir besonders merkwürdig erschienen, kann ich doch nicht umhin, wenigstens einen kurzen Bericht abzustatten.

Das Jahr 1777 war eines von denen, in welchen alle mit dem Walfischfang verknüpften Wechselfälle so zu sagen in Hülle und Fülle vorkamen. Kapitän Broerties, Befehlshaber der „Guillamine“ gelangte am 22. Juni des genannten Jahrs an die große nordische Eisbank, durch welche das Weitervordringen gegen den Nordpol abgeschlossen ist, und traf dort gegen fünfzig Schiffe, die sich alle mit mehr oder minder Glück dem Walfischfang widmeten. Er selbst machte gleich einen guten Fang, indem er noch am selbigen Tage einen wahren Leviathan von einem Walfisch kaperte; allein bereits am folgenden Morgen trieb ein Sturm eine solche Masse von Treibeis heran, daß nicht weniger als siebenundzwanzig jener Schiffe von demselben eingeschlossen und zehn gänzlich zertrümmert wurden. Unter die eingeschlossenen gehörte auch die Guillamine; doch schon am 25. gewahrte Kapitän Broerties eine Oeffnung, und diese beschloß er, gefolgt von vier anderen Schiffen, sich sofort zu Nutzen zu machen. Seine Hoffnung zu entkommen schlug aber total fehl, denn kaum war er mit den vier Andern in die Oeffnung eingefahren, so kam das Eis abermals in Bewegung, und sie sahen sich bald noch viel enger als vorher eingesperrt. Ja mit jedem Tag sammelte sich das Eis rund um sie herum in immer größeren Massen an, und so entstand nach und nach ein nach allen Seiten hin wohl fünfhundert Schritte breiter und über hundert Fuß dicker Wall, der auf die Ewigkeit gemacht zu sein schien. Die fünf Kapitäne überzeugten sich nun, daß von einer baldigen Befreiung keine Rede sein könne, sondern daß man sich sogar auf das Ueberwintern gefaßt machen müsse, und setzten also nicht blos die Rationen ihrer Leute herunter, sondern trafen auch die sonstigen ihnen nöthig erscheinenden Vorkehrungen. So gingen nicht weniger als acht Wochen herum, in welchen der Eiswall auch nicht die geringste Bewegung machte, da erhob sich plötzlich am 20. August ein furchtbarer Sturm aus Nordost, der das Eis vollständig unter einander warf, und in diesem gräßlichen Zusammenstoß wurde nicht nur die Guillamine stark beschädigt, sondern es gingen von den übrigen vier Schiffen zwei total unter, und das dritte bekam einen starken Leck. Man brachte also die Mannschaften aller fünf Schiffe — denn die Menschenleben waren fast alle gerettet worden — auf die zwei Fahrzeuge, die noch flott waren, und suchte nun wo möglich aus dem schwimmenden Eiswirrwarr herauszukommen. Doch vergebens. Vielmehr froren am 25. August die Schiffe vollständig ein, und man war jetzt wo möglich noch schlimmer daran, als

vorher, weil es für die vielen Leute an Raum, so wie an ausreichenden Vorräthen gebrach. Es sollte sich aber bald zeigen, daß das Maß der Leiden noch lange nicht voll sei. Nämlich am 13. September fing der Nordwind von neuem an zu blasen, und zwar mit solcher Gewalt, daß in der Nacht ein Eisberg auf die Guillamine stürzte und dieselbe vollständig in Trümmer verwandelte. Mit knapper Noth, fast wie durch ein Wunder, entkamen die Leute, indem sie sich auf die nächsten Eisschollen flüchteten, und wie sie sich beim Licht der Sterne umsahen, da fanden sie zu ihrem unendlichen Troste, daß das andere Schiff, das letzte von den fünfen — sein Kapitän hieß Jans Castricum — noch vorhanden sei. Sie sprangen also von einer Eisscholle zur andern, und es gelang ihnen richtig, das Fahrzeug zu erreichen, wo sie sofort mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurden; aber wie sie nun ihre Lage mit klarem Sinn überdachten, da hätte sie doch fast die höchste Verzweiflung ergriffen. Doch das dauerte nur einen Augenblick, denn wer ein ächter Seemann ist, der darf den Muth nie verlieren, selbst dann nicht, wenn er den gewissen Tod vor Augen sieht. Ueberdieß fing jetzt nicht der Sturm an, sie mit sammt dem Eis, das sie umschloß, allmählig dem Süden zuzutreiben? Rettung war also immer noch möglich, wenn auch das Schiff viele Beschädigungen erlitten hatte, und die Mundvorräthe nur noch auf kurze Zeit reichten. Nicht lange nachher jedoch trat das Gespenst des Hungertodes immer näher an sie heran. Am letzten September nämlich trafen sie einige fünfzig schiffbrüchige Seeleute von dem untergegangenen „Jan Christian" aus Hamburg, welche auf dem Eis campirten, und wie sie nun auch diese noch in ihr schon ohnehin überfülltes Fahrzeug aufgenommen hatten, da wurden die Bissen mit jedem Tage schmäler. Allein das ärgste sollte erst kommen. Am 11. Oktober trieb sie das Schiff zwischen zwei Eisberge hinein, und weil diese einander immer näher rückten, so konnte man den Augenblick voraussehen, der dem armen Fahrzeug den Untergang bereiten mußte. Die Mannschaft rettete sich also schleunigst mit ihren noch übrigen Mundvorräthen auf's nächste Eisfeld, und siehe da, kaum hatte sie dieß bewerkstelligt, so krachte ihr Schiff in lauter Splitter zusammen. Aber was nun beginnen? Bei längerem Verweilen in dieser gräßlichen Oede mußten sie Alle nothwendig der Kälte und dem Hunger — von den grimmigen Eisbären gar nicht zu sprechen — erliegen! Nun rechnete jedoch Kapitän Broerties aus, daß sie nicht allzuweit von der Grönländischen Ostküste entfernt sein könnten, und es wurde also sogleich beschlossen, sich über das Eis dorthin auf den Weg zu machen. Es war ein merkwürdig kühnes und zugleich mit den furchtbarsten Schwierigkeiten, sowie mit den gräßlichsten Entbehrungen verknüpftes Unternehmen, denn das Eis war bei Nacht ihr Bett und gefrorenes Salzfleisch bei Tag ihre Nahrung, aber sie kamen doch richtig auf Grönland an und trafen da einige Eingeborene, von welchen sie sofort mit rohem Seehundsfleisch bewirthet wurden. Wie das schmeckte nach so langem Hungern, und wie ihnen vollends die Wärme in den Wohnhöhlen der Eskimos wohl that! Nachdem sie sich übrigens in etwas erholt hatten, schlugen sie die Richtung nach Süden ein, und erreichten endlich, so furchtbar öde auch

das Land war, durch welches ihr Weg ging, am 13. März die dänische Colonie Fredericshaab, in welcher sie die liebevollste Aufnahme fanden. Von da wurden sie auf einem Regierungsschiff nach Dänemark hinüber befördert, und hier fanden sie Fahrzeuge genug, um nach ihrer jeweiligen Heimath zu kommen, in welcher man sie natürlich längst für verloren gegeben hatte.

War dieß nun nicht ein merkwürdiges, ja fast unglaubliches Entkommen, ein Entkommen, welches beweist, daß die Wirklichkeit oft viel Großartigeres bietet, als die üppigste Phantasie erfinden kann? Die zweite Erzählung übrigens, welche ich zu liefern versprochen habe, dürfte der eben gegebenen nicht allzuviel nachstehen, und beruht wie jene auf vollkommen verbürgten Thatsachen. Im Anfang des August im Jahr 1826 wurde der „Dundee“, Kapitän Dawson, von London, im Polarmeere so außerordentlich dicht vom Eis eingeschlossen, daß von einem Entkommen keine Rede mehr sein konnte. Man mußte sich also auf eine Ueberwinterung vorbereiten, und theilte die Rationen so ein, daß man hoffen durfte, mit den vorhandenen Mundvorräthen auszureichen. Allein nun sollte es sich sogleich zeigen, daß alle menschliche Berechnung eigentlich so viel ist, als nichts. Das Geschick wollte es nämlich, daß ein holländisches Schiff in nicht allzugroßer Entfernung scheiterte, und da sich dessen Besatzung, so weit sie nicht mit unterging, sechsundvierzig Mann stark, an Bord des Dundee rettete, so gab es jetzt doppelt so viel Leute zu ernähren, als bisher. Dessen ungeachtet theilte man brüderlich mit den Holländern, und ließ sie es nicht im Geringsten fühlen, welch' große Gefahr ihr Dasein den Engländern brachte. Als man jedoch im Anfang Oktober eine Visitation der Vorräthe vornahm und es sich zeigte, daß dieselben selbst bei der größten Sparsamkeit nicht über den Dezember ausreichen würden, da beschloßen die Holländer, sich in ihren Booten nach der nächsten dänischen Colonie auf Grönland, welche etwa dreihundert fünfzig Seemeilen (etwas über siebenundachtzig deutsche Meilen) entfernt sein mochte, auf den Weg zu machen. Dieses Vorhaben führten sie auch, nachdem man sie zu guter Letzt auf's freigebigste mit dem nöthigen Proviant versehen hatte, am 6. Oktober aus, allein es kam keiner von ihnen auf Grönland an und somit sind sie ohne Zweifel alle unterwegs umgekommen. Dieses Schicksal schien auch der Mannschaft des Dundee bevorzustehen, denn mit dem Anfang Januar hatte man Alles verzehrt, was es Eßbares auf dem Schiff gab, und der Hungertod stand nun in seiner gräßlichsten Gestalt vor der Thür. Doch Gott verließ die Armen nicht, und wie eben die Noth auf's höchste gestiegen war, gelang es ihnen, einige Seehunde und Eisbären zu erlegen, mit deren rauhem und grobem Fleisch sie ihr Leben längere Zeit fristen konnten. Am 1. Februar fingen sie einen Walfisch und am 16. einen zweiten, und da deren abgespeckte Kadaver eine Menge von Vögeln nebst verschiedenen Raubfischen herbeilockten, so erhielten sie auf's neue Mundvorrath. Dagegen wurden sie oft und viel, wenn die Sturmwinde bliesen und die Eisberge krachend über einander fielen, für ihr Leben bange gemacht, und einmal kam ihnen die Gefahr auch wirklich mehr als nahe. Am 22. Februar nämlich drang ein ungeheurer Eisberg während eines

gräßlichen Sturmwetters gerade auf das Hintertheil des Schiffes ein, und da ein Zusammentreffen unvermeidlich zu sein schien, so raffte die Mannschaft ihre Kleider zusammen, um damit auf's nahe Eis zu rennen. In einiger Entfernung blieben die Leute stehen und wandten ihre Blicke dem Schiffe zu. Da sahen sie nun, wie der Eisberg mit entsetzlichem Gekrach vorwärts rollte, links und rechts alles in Trümmer schlug und jetzt — ach jetzt neben ihrem Schiff ankam! Doch, welches Wunder, der Berg trieb an dem Fahrzeug vorbei, ohne es auch nur zu berühren, und der Dundee ließ sich alsbald ganz unversehrt wieder blicken. Offenbar war also der Himmel mit ihnen, und da nun auch die Sonne, welche sie seit fünfundsiebenzig Tagen nicht mehr erblickt hatten, bald darauf wieder erschien, so überließen sie sich von jetzt an den froheſten Hoffnungen. Das bisher geschilderte Ungemach war übrigens nicht das einzige, welches sie zu ertragen hatten, sondern insbesondere litten sie auch von der Kälte, und wenn ihnen die Trümmer des gestrandeten holländischen Schiffes nicht Brennmaterial in Menge geliefert hätten, so wären sie ohne Zweifel sämmtlich erfroren. Endlich, Ende März, setzten sich die Eismassen langsam gegen Süden in Bewegung und sie wurden natürlich von denselben mit fortgeschoben. Auch gab es nun fast täglich frisches Seehundsfleisch oder fingen sie irgend einen Fisch, und so wurden sie denn mit jedem Tage froher. Das offene Meer, in welchem die Eismassen sich vertheilten, mußte ja doch schließlich einmal kommen, und — richtig, es kam auch, nämlich am 1. Mai, an welchem Tage sie zugleich mit einem Walfischfahrer aus Hull zusammenstießen, der sie auf's bereitwilligste mit den nöthigen Lebensmitteln zur Heimreise versah. So wurden auch sie gerettet, und erreichten einen Monat später ihre Vaterstadt wieder — zum größten Beweise, daß immer noch Wunder auf Erden geschehen.

Endlich, am 7. Juli, nachdem wir volle acht Tage in der Eisbai festgelegen hatten, erweiterte sich ein durch die hohen Eismauern gehender Riß nach und nach zu einer Spalte, die immer breiter wurde, und da nun jenseits dieser Spalte, wie wir uns durch unsere Fernröhre überzeugten, offenes Meer war, so segelten wir kühnlich hinein. Die übrigen Schiffe aber wagten uns nicht zu folgen, denn sie fürchteten, es könnten sich die Eismauern rechts und links eben so plötzlich wieder schließen, als sie sich geöffnet hatten, und in diesem Fall wären wir natürlich vollständig zerquetscht worden. Doch kamen wir glücklich hindurch, und setzten nun unsere Fahrt in westlicher Richtung fort, leider jedoch ohne auf die sehnlichst herbeigewünschten Walfische zu stoßen. Ueberdem herrschte, weil die Witterung ungewöhnlich warm war, fast beständig ein dichter Nebel, und unsere Leute fingen daher, als dieß mehr als zehn Tage lang so fortdauerte, an, recht verdrießlich zu werden. Endlich am 18. klärte sich das Wetter etwas auf und mit der wiederkehrenden Sonne erblickten wir auch gleich einen mächtigen Walfisch, der ganz in unserer Nähe dahinbrauste. In einem Nu waren die Boote im Wasser und eben so schnell saß dem Thier eine Harpune im Rücken, allein es schien einmal unsere Bestimmung zu sein, daß der Monat Juli ein unglücklicher für uns sein sollte. Wie nämlich der Koloß, nachdem er untergetaucht hatte,

wieder an die Wasserfläche herauf kam, fuhr eines der Boote ganz hart an ihn heran, und der Bootsteuermann schwang seine Lanze, um sie auf den Leviathan zu schleudern. In diesem Augenblick jedoch machte der letztere eine so heftige Bewegung mit seinem Schwanze, daß das Boot furchtbar schwankte und der Steuermann über Bord geschleudert wurde. Darauf wiederholte der Walfisch den Schlag und traf unseliger Weise den armen Mann auf eine solche Weise, daß demselben alle Rippen und Knochen im Leibe zermalmt wurden. Kaum aber hatte das Thier diese Heldenthat verübt, so schoß es in einer unglaublichen Schnelligkeit dahin und war, weil jetzt das an die Harpune befestigte Tau zerriß, in einem Augenblick und zwar für immer entschwunden. So hatten wir denn, statt einen Walfisch zu fangen, einen unserer besten Männer verloren, und es mußte den andern Tag die traurige Feierlichkeit vorgenommen werden, einen Menschen in Segelleinwand eingenäht und mit einem Gewicht an den Füßen, damit er untersinke, dem Salzwasser zu übergeben, denn also begräbt man die Seeleute.

Am 23. Juli, bis wohin wir die westliche Richtung consequent inne hielten, sahen wir deutlich die Ostküste Grönlands vor uns liegen, und unser Kapitän berechnete, daß wir höchstens noch zwölf deutsche Meilen von derselben entfernt sein könnten; allein nunmehr wurden wir durch einen furchtbaren Eiswall, welcher diese ganze Küste zu umgeben schien, aufgehalten, und alle Bemühungen, einen Durchgang zu finden, erwiesen sich als vergebliche. Wir mußten also wohl oder übel umkehren und nahmen jetzt unsern Cours nach Südosten. Auf dieser Tour nun begegneten wir einer Menge von Vögeln, sowie auch gar vielen Narwalen und großen Fischen; die Walfische aber blieben uns hartnäckig ferne und nicht Einer ließ sein Schnauben hören. So kam der 6. August herbei, ohne daß sich der Vorrath unseres Specks und Fischbeins vermehrt hätte; allein an diesem Tage waren wir doch fröhlich und guter Dinge. Es war nämlich der Geburtstag unseres Kapitäns, und diesen feierten wir durch ein solennes Festmahl, dessen Hauptbestandtheil aus ein paar Schöpsenkeulen bestand, die wir von Liverpool mitgenommen hatten. Merkwürdig jedoch — vier volle Monate hatten diese Keulen im Freien unter dem Besanmast gehangen und trotzdem waren sie noch so frisch, saftig und schmackhaft, als ob sie jetzt eben vom Schlachthause kämen!

Am 8. August wurden wir plötzlich dadurch alarmirt, daß viele Stücke Walfischspeck lose im Wasser trieben, und gleich darauf gesellten sich verschiedene mit diesem Material gefüllte Fässer hinzu. Offenbar hatte also ein Schiffbruch in der Nähe stattgefunden, doch konnten wir von dem untergegangenen Schiff selbst nichts entdecken, einige wenige Trümmer von Balken, die uns aber keinen näheren Aufschluß gaben, abgerechnet. Einen weniger traurigen und zugleich für uns äußerst interessanten Anblick hatten wir drei Tage darauf, am 12. August. An diesem Tage ging nämlich die See ziemlich hoch, weil die Nacht über ein starker Wind geweht hatte, und wir dachten also nicht im Geringsten daran, heute einen Fang thun zu können; da sahen

wir plötzlich zu unserer Linken eine ganz eigenthümliche Bewegung im Wasser. Wir fuhren darauf zu und was erblickten wir nun? Einen Schwertfisch — er hat seinen Namen von dem schwertförmig verlängerten Oberkiefer — im Kampfe mit einem Walfisch! Der erstere war ein schlanker Bursche von höchstens achtzehn Fuß Länge, während der letztere wenigstens dreimal so lang und fünfmal so dick sein mochte, und somit hätte man meinen sollen, der letztere werde mit dem ersteren in wenigen Augenblicken fertig geworden sein. Allein dem war durchaus nicht so, sondern der Kampf dauerte wohl eine gute Viertelstunde lang, und dabei tobten die zwei Thiere so gewaltig gegen einander, daß das Wasser förmlich davon stäubte. Endlich erwies es sich wieder einmal, daß die Gewandtheit mehr werth ist, als die rohe Stärke, denn nachdem der Schwertfisch allen Schlägen vom Schwanz des Walfisches auf eine geschickte Weise ausgewichen war, und seine Angriffe von vornen so lange beharrlich erneuert hatte, bis sein Gegner Zeichen von Ermüdung sehen ließ, tauchte derselbe plötzlich unter und stieß dem schnaubenden Koloß sein Schwert wohl drei Mal hinter einander in den Bauch. Augenblicklich färbte sich nun das Meer ringsum blutroth und einen Moment darauf legte sich der Walfisch auf die Seite, ohne irgend eine Bewegung mehr zu machen. Der Schwertfisch aber tauchte sofort wieder auf, beeilte sich, dem Kadaver die schwere Zunge zu entreißen, und verzehrte sie sofort, als den vornehmsten Leckerbissen, den er kennt, mit einem wahren Heißhunger auf der Stelle. Ob er sich übrigens damit begnügt hätte, kann ich nicht sagen, denn natürlich sprachen wir jetzt auch ein Wörtlein darein und eigneten uns ohne weiteres das todte Eismeerungethüm als eine gute Beute zu.

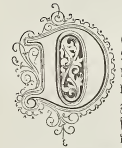
Von diesem Tage an lächelte uns die Glücksgöttin wieder auf's huldvollste zu, und indem wir in einen Theil des Eismeeres gelangten, in welchem das in Masse herumschwimmende Treibeis die allerwunderbarsten Formationen annahm, stießen wir fast jeden Tag auf Walfische. Auch gelang es uns, deren in den nächsten vierzehn Tagen nicht weniger als neun Stücke zu tödten, so daß unser Schiffsraum fast bis oben herauf mit Speck und Fischbein angefüllt wurde. Somit durften wir uns rühmen, eine der glücklichsten Fahrten, die Walfischfahrer überhaupt erleben, gemacht zu haben, und in Folge dessen hallte unser Schiff den ganzen Tag von fröhlichen Gesängen wieder, trotzdem daß gar viele unserer Leute an Frostbeulen und Wintergeschwüren litten. Mit der Mitte August nämlich hatte der kurze Polarsommer ein Ende genommen, und am 1. September verwandelte sich der Seeschaum an den Segeln, sowie an den Kleidern der Matrosen bereits in Eis, so daß zu befürchten war, der ganze Ocean könnte sich über Nacht in eine feststehende gefrorene Masse verwandeln. Demgemäß wurde an diesem Tage noch der Entschluß gefaßt, nach England zurückzusegeln und am 2. hatten wir bereits eine gute Strecke nach Süden gewonnen.

Ich unterlasse es nun, von den Erlebnissen dieser unserer Heimfahrt ein Gemälde zu entwerfen, indem wir mit keinerlei Widerwärtigkeiten, als nur allein mit starken Nebeln, zu kämpfen hatten. Das jedoch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß ein

Matrose während eines solchen Nebels durch ein böses Ungefähr über Bord geschleudert wurde und nicht wieder aufgefischt werden konnte, obwohl man sofort beidrehte und mit dem Nachen nach ihm suchte. Somit hatten wir im Ganzen genommen das Leben von Zweien aus der Mannschaft zu beklagen, was bei einer Fahrt, die mit solchen Gefahren verknüpft ist, wie eine Walfischfangjagd, nur wenig besagen will. Am 18. September ankerten wir im Hafen von Liverpool, und bereits am 20. kamen unsere Vorräthe auf die Auction, der Erlös aber war ein solcher, daß auf meinen Part die Summe von beinahe dreihundert Pfund Sterling — in deutschem Geld etwa fl. 3500. — kam. Hatten wir also nicht die vollste Ursache, mit unserem fünfmonatlichen Ausfluge in jeglicher Hinsicht zufrieden zu sein?

Fünftes Kapitel.

Sechs Jahre auf Spitzbergen.



Der erste Auffinder der Insel Spitzbergen, des nördlichsten Landes in der Welt, war der Engländer Sir Hugh Willoughby, der auf einer Entdeckungsreise im Jahr 1533 dahin kam; allein er fand das Land daselbst so total unfruchtbar, und zugleich das Klima so mörderisch kalt, daß er seine Entdeckung für vollkommen werthlos erklärte, und die Engländer gar nicht daran dachten von der Insel Besitz zu nehmen. Drei und sechzig Jahre später, anno 1596, fanden die holländischen Schiffskapitäne Wilhelm Barentz und Cornelius Ryp jenes Land zum zweiten Male auf — sie nannten es Ostgrönland, weil sie glaubten, es hänge im Norden mit Grönland zusammen — und auch ihr Bericht ging dahin, daß dasselbe nichts sei, als eine starre Masse von Felsen, Schnee und Eis, ohne Bäume, ohne Gesträuch, ohne Gras; dagegen stießen sie ganz in der Nähe auf eine solche Menge von Walfischen, daß es fast schien als hätten sich diese Thiere Spitzbergen zu ihrem Lieblingsversammlungsort auserlesen. Natürlich verursachte der Bericht hierüber in Holland eine außerordentliche Aufregung, denn da jeder erwachsene Walfisch einen Werth von mehreren tausend Gulden hat, so konnte die Auffindung von Spitzbergen als nichts anderes, denn als die Entdeckung einer Goldquelle gelten, und es wurde deßhalb gleich in den nächsten Jahren von reichen Handelsgesellschaften ganze Flotten nach dem kalten Eldorado gesandt, um Walfische zu tödten. Weil sich nun aber dieses Geschäft als äußerst einträglich auswies, und den Holländern unendliche Summen einbrachte, so kamen sehr bald auch die Engländer herbei und behaupteten, das Land nebst dem daran grenzenden Meere gehöre ihnen, weil es von einem ihrer Landsleute zuerst entdeckt worden sei. Mit ganz gleichen Ansprüchen traten die Dänen auf, indem sie als Besitzer von Grönland auch auf Spitzbergen, das man ja für Ostgrönland hielt, ein Anrecht zu haben ver-

meinten; die Vierten aber, welche den Holländern das Land streitig machten, waren die Biskayer aus den nordspanischen Häfen, und zwar gründeten sie ihr Begehr darauf, daß sie schon seit unvordenklichen Zeiten den Fischfang in den nordischen Gewässern betrieben, und sich also jetzt nicht nur ohne Weiteres von einer fremden Nation ausweisen lassen könnten. Bei den bloßen Behauptungen, im Rechte zu sein, blieb's übrigens natürlich nicht, sondern der Streit artete vielmehr sehr bald in einen blutigen Kampf aus, und besonders heftig schlugen die Holländer und Engländer auf einander los. Endlich jedoch, anno 1617, nachdem das Waffenglück bald diese, bald jene Macht begünstigt hatte, kamen die verschiedenen Parteien zur Einsicht, daß es klüger sein werde, wenn sie sich in die Benützung Spitzbergens friedfertig theilten, denn es gab ja der Walfische so viele, daß man nicht nöthig hatte, so gar arg mißgünstig zu sein, und somit wählten die Holländer die an der Westküste liegende Insel Amsterdam nebst den zunächst liegenden Bayen zu ihrem hauptsächlichsten Sammelpunkt, während die Engländer Bell Sund und einige andere, vortreffliche Buchten in Besitz nahmen. In der Mitte zwischen ihnen nisteten sich die Dänen und Norweger ein, und die Biskayer endlich, welche die ohnmächtigsten oder vielmehr machtlosesten waren, mußten sich im Norden der Insel mit einigen schlechten Stationen begnügen.

Am besten waren offenbar die Holländer daran, denn in ihren Bayen wimmelte es förmlich von Walfischen, und die Thiere befanden sich damals noch so sehr, wenn ich so sagen darf, im Stande der Unschuld, daß sie sich vor den Menschen nicht fürchteten, sondern sich den Streichen der Harpuniere gleichsam freiwillig darboten. So hatten denn die Schiffe nichts zu thun, als in irgend einem der sichern Fiorde ruhig vor Anker zu gehen und darauf die Boote nach der Beute auszusenden. Kamen dann diese nach einer Jagd von ein paar Stunden mit einem oder zwei Walfischen im Schlepptau zurück, so brachte man den Speck an's Land, und kochte ihn da in großen Kesseln aus, um ihn sofort als Thran in Fässer zu verladen, und nebst dem Fischbein auf das Schiff zu bringen. Damit aber das Geschäft des Thrankochens nicht nur so oberflächlich und roh, sondern vielmehr kunstgerecht und fabrikmäßig betrieben werden könne, erbaute man an der allerwalfischreichsten Bay eine kleine Niederlassung, der man den bezeichnenden Namen „Schmeerenberg" gab, und stellte dort die zum Speck- oder Schmeeraussieden nöthigen Apparate in großer Anzahl auf. Die Folge war, daß fast alle holländischen Schiffe hier vor Anker gingen, und es erzählt uns z. B. der berühmte Schiffahrer Zorgdrager, daß er, als er anno 1697 in diese Bucht einlief, nicht weniger als hundert und acht und achtzig Schiffe daselbst vorfand, welche zusammen mit dem Ertrag von neunzehnhundert und neun und fünfzig Walfischen beladen waren. Man bedenke — hundert und acht und achtig Schiffe, deren jedes eine Besatzung von zum mindesten fünfzig Mann hatte! Mußte da nicht der Spekulationsgeist erwachen, und den Leuten den Gedanken eingeben, hier in Schmeerenberg Wirthshäuser zu errichten, in welchen sich die Matrosen, wie die Offiziere und Unteroffiziere, nach gethaner Arbeit belustigen könnten? Auf diese Art kam es denn,

daß neben den Thransiedereien auch noch ein paar Dutzend große Barraken errichtet wurden, in welchen man um's Geld Essen und Trinken in Hülle und Fülle haben konnte. Ja sogar Luxusgegenstände und Leckereien fand man in diesem öden Winkel der Erde, den man nicht mit Unrecht das nördliche Batavia nannte, und daß alle Abende in irgend einer der Barracken eine lustige Tanzmusik erscholl, versteht sich von selbst, denn wo Matrosen sich aufhalten, da muß auch getanzt werden! Daran übrigens darf man nicht denken, daß die Wirthsschaftsinhaber mit ihren Dienstleuten oder daß überhaupt nur ein einziger Bewohner Schmeerenbergs den Winter über daselbst geblieben wäre. O nein, das thaten die Leute nicht, indem sie durchaus keine Lust hatten, zu erfrieren, sondern zu Anfang Septembers schifften sie alle nach Holland hinüber, und erst im Frühsommer des nächsten Jahrs kehrten sie frisch verproviantirt auf dem ersten besten Schiffe nach den vor acht Monaten verlassenen Boutiquen zurück, um dieselben von neuem zu eröffnen.

Auf solche Art ging es in Schmeerenberg zu, und etwas ganz Aehnliches suchten die Engländer in ihrem „Fairhaven", die Norweger und Biskayer aber an anderen Orten zu Stande zu bringen. Allein alle diese Colonien gediehen nie so fröhlich, wie die holländische, sondern führten vielmehr, theils weil es den Thransiedereien nicht selten am gehörigen Material fehlte, theils weil sich Niemand da auch nur ein paar Monate stabil aufhalten mochte, gleich von Anfang an nur ein sieches und schwindsüchtiges Leben. Ja man mußte sie sogar schon nach wenigen Jahrzehnten förmlich wieder eingehen lassen, und zwar machte Fairhaven trotz seines anlockenden Namens — es heißt auf deutsch „die feine liebliche Bucht" — und trotz dem die engliche Regierung alles aufbot, es emporzubringen, den Anfang. Um nämlich den Beweis zu liefern, daß man es in diesem Hafen ganz gut das ganze Jahr hindurch, nicht blos im Sommer, aushalten könne, versprach das brittische Ministerium einer Anzahl von Verbrechern, welche zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt waren, die vollständigste Verzeihung, so fern dieselben sich anheischig machten, ein Jahr lang auf Spitzbergen zuzubringen. Die Verbrecher erklärten sich natürlicherweise, um ihre Freiheit zu retten, sogleich bereit, die Probe zu bestehen, und wurden sofort in einem Walfischfahrer nach Fairhaven übergesetzt. Doch wie sie nun, dort angekommen, sich die trostlose Gegend anschauten, und zugleich von den Matrosen erfuhren, von welcher Art ein arktischer Winter sei, da erklärten sie einstimmig, daß sie sich lieber in London hängen lassen, als auf Spitzbergen erfrieren wollten. Dabei blieben sie und man sah sich also gezwungen, sie in's alte Vaterland zurückzubringen, wo man sie sofort einkerkerte; allein wie nun das englische Volk dieß erfuhr, da rief sich Jedermann laut zu: „Spitzbergen müsse eine gräßliche Gegend sein, wenn man dem dortigen Aufenthalte von nur einem Jahr ein lebenslängliches Gefängniß vorziehe," und von dieser Zeit an kam Fairhaven so sehr in Verruf, daß selbst im Sommer Niemand dort leben wollte.

Uebrigens auch Schmeerenbergs Blüthe erhielt schon frühe einen Stoß, und der

Ort mußte nach Verfluß eines Jahrhunderts sogar gänzlich verlassen werden. Die so hart verfolgten Walfische nämlich, die man daselbst jährlich zu Tausenden tödtete, kamen nach und nach zu der Einsicht oder, wenn man so lieber will, sie wurden von ihrem Instinkte belehrt, daß die Menschen ihre Todfeinde seien, und um nun den Nachstellungen dieser Mörder zu entgehen, flüchteten sie sich auf die hohe See in die Nähe des ewigen Eises hinaus. Freilich sicherten sie sich auch hiedurch ihr Leben keineswegs, denn die Walfischfänger folgten ihnen überallhin nach, selbst bis in die Mitte des Eises; allein eine Folge hatte solche Quatierveränderung jener Thier doch, und zwar eine sehr wichtige, wenigstens für Schmeerenberg. Und worin bestand diese Folge? Nun einfach darin, daß selbige Colonie anfing, nunmehr mit jedem Jahr isolirter zu werden, denn was hätten die Walfischfahrer künftig da thun sollen? Etwa den Walfischspeck auf viele hundert Meilen weit dahin führen, um ihn auszusieden? Wahrhaftig da war es weit vernünftiger, unmittelbar damit heimzukehren, und dieses Geschäft zu Hause vorzunehmen. So mußte denn zu Anfang des 18. Jahrhunderts Schmeerenberg ganz aufgegeben werden, und man führte die sämmtlichen dort aufgestellten Apparate nach Holland zurück; gegenwärtig aber würde sich die Stelle, auf welcher diese einst so blühende Niederlassung stand, kaum mehr ermitteln lassen, wenn nicht die vielen steinbedeckten Särge und Kreutze, mit denen ein Theil des Gestades übersäet ist, den Besuchenden einen nur zu klaren Fingerzeig gäben.

Doch wenn auch die Walfische um Spitzbergen herum anfingen selten zu werden, so gab es doch der Walrosse, der Eisbären, und selbst der Rennthiere nicht wenige, und es fragt sich also, warum denn die Menschen, die doch bekanntlich bis überallhin vordringen, wo ihnen ein Nutzen winkt, das ganze Spitzbergische Gebiet unbevölkert ließen. Allein die richtige Antwort hierauf kann sich ein Jeder von selbst geben, so bald er nur den Erdglobus zur Hand nimmt. Liegt ja doch Spitzbergen noch um ein gut Theil nördlicher, als selbst das total unwirthliche Nowaja Semlja — wie wäre es also da einem Menschen möglich, auch nur einen einzigen Winter hindurch zu existiren? Allerdings — einige Versuche wurden gemacht, und namentlich erboten sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts sieben holländische Matrosen, das Wagestück zu unternehmen. Man erbaute ihnen also in einer besonders wohl geschützten Lage eine recht windfeste Hütte, und versah sie bis zum Ueberfluß mit Lebensmitteln, mit Brennholz, so wie überhaupt mit Allem, was ihnen die Ueberwinterung erleichtern konnte. Dagegen mußten sie versprechen, ein ganz genaues Tagebuch zu führen, damit man doch endlich einmal eine ordentlichere Kenntniß von diesem hochnördlichen Klima bekäme. Anfangs ging alles gut, und sie blieben bis in die Mitte Oktober hinein bei guter Gesundheit; allein als am 20. jenes Monats das Sonnenlicht gänzlich verschwand, wurde es so bitter kalt, daß sie sich von da an fest in ihre Hütte einschlossen. Die armen Bursche hielten dieß für das beste Mittel, ihr Leben zu erhalten, und doch lag gerade darin der Anfang ihres Untergangs. Schon nach wenigen Wochen nämlich stellte sich der Skorbut in seiner bösartigsten Gestalt

bei ihnen ein, und raffte in ganz kurzer Zeit ihrer Dreie hinweg. Die übrigen Viere schleppten ihr Dasein noch bis gegen das Ende des Februar fort, aber auf eine höchst traurige Weise, und um jene Zeit kamen sie zur Einsicht, daß sie am Schluß ihrer Tage angekommen seien. Derjenige nämlich, welcher das Tagebuch führte, schrieb zuletzt noch mit zitternder Hand folgende Zeilen auf: „Vier von uns sind noch am Leben, flach auf unsere Betten hingestreckt, und wir möchten alle gern essen, wenn nur Einer sich aufzuraffen vermöchte, um Speise und Brennholz zu holen. Doch sind wir vor Schmerzen und Mattigkeit nicht im Stande, auch nur ein Glied zu rühren. Darum flehen wir beständig mit gefalteten Händen zu Gott dem Allmächtigen, daß er uns aus diesem Leben befreie, und gewiß, lange können wir es nicht mehr aushalten, ohne Nahrung und Wärme. Keiner ist im Stande, dem andern zu helfen, und jeder muß sein Leiden tragen, so gut er kann." Also heißt's im Tagebuche, und als nun ein paar Monate später ein holländisches Schiff kam, um nach den Leuten zu sehen, da lagen sie längst Alle erstarrt. Sie mußten übrigens unter furchtbaren Zuckungen gestorben sein, denn sie hatten ihre Kniee bis an das Kinn an sich gezogen, und ihre Gesichtszüge waren ganz verzerrt.

Seit dieser Zeit gab man alle Versuche auf, feste Ansiedlungen auf Spitzbergen zu gründen, und ohnehin hätte sich kein einziger Matrose mehr freiwillig dazu hergegeben. Da sollte aber hundert Jahre später dennoch der Beweis geliefert werden, daß entschlossene Männer selbst auf Spitzbergen ihr Leben zu fristen vermögen, und zwar nicht blos einen Winter hindurch, sondern vielmehr während langer, langer sechs Jahre. Es geschah nämlich im Jahr 1743, daß ein russischer Kaufmann in Archangel ein kleines Schiff ausrüstete, welches an der Küste von Nowaja Semlja und in dessen Nähe auf den Walroß- und Seehundsfang ausgehen sollte. Dieses Boot war, wie alle Fahrzeuge dieser Art, sehr stark gebaut, und auf eine geraume Zeit mit Lebensmitteln so wie überhaupt mit allem, was man zu einer derartigen Fahrt nöthig hatte, gehörig versehen. Auch bestand seine Bemannung aus lauter tüchtigen meist schon vielfach erprobten Kameraden, und der „Master" oder Kapitän durfte sich also, als er Ende Juli unter Segel ging, zum voraus schon eine recht fröhliche Heimkehr versprechen. Doch sollte dieß ganz anders kommen. So bald das Boot nämlich das weiße Meer hinter sich hatte, und auf das eigentliche Eismeer herauskam, wurde es von einem so heftigen Oststurm erfaßt, daß es den Curs, welchen es sich vorgenommen, nicht einhalten konnte, sondern sich mit unwiderstehlicher Gewalt gar weit nach dem Nordwesten fortgetrieben sah. Die Folge hievon war, daß bereits am neunten Tage die östliche Küste von Spitzbergen in Sicht kam, und hieraus nun prophezeite sich der Kapitän gar nichts Gutes, obgleich der Sturm jetzt nachzulassen begann. Diese Küste nämlich wird selbst im höchsten Sommer nur selten ganz vom Eise frei, und ist daher viel gefährlicher zu befahren, als die Westküste, bis zu welcher hin der Golfstrom seine Wirkung, wenn auch nur in schwächerem Maßstab ausdehnt. Ebendeßwegen wagen sich Walfischfahrer nur selten dahin, und auch dießmal konnte man

weit und breit kein Segel erspähen, sondern die Leute auf dem kleinen Archangelschen Schiffe waren die einzigen lebenden Wesen auf viele hundert Meilen in der Runde. Sah man aber kein Segel und keinen Walfischfahrer, so sah man um so mehr Eis, und dieses Eis kam in mächtigen Klumpen näher und näher, bis dasselbe endlich das Boot von allen Seiten umfluthete. Das war eine äußerst beunruhigende Erscheinung, denn so stark und tüchtig sich auch das Schifflein bisher erwiesen hatte, so stand doch seine Größe mit diesen Eismassen in keinem richtigen Verhältniß, und die Gefahr wuchs also mit jeder Stunde.

Zuerst versuchte der Kapitän alles, was ein erfahrener Seemann in solchen Lagen anwendet, um aus dem Eise herauszukommen, allein alle seine Mühen und alle Anstrengungen seiner Mannschaft führten zu nichts. Im Gegentheil trieb eine unterirdische Strömung das Schiff der mit Eis umlagerten Küste immer näher zu, und endlich wurde dasselbe von riesigen Schollen so fest eingeschlossen, daß es sich gar nicht mehr bewegen konnte. Die Lage war jetzt eine äußerst gefährliche, indem man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, daß die Eisberge das Fahrzeug zertrümmern werden, und deßhalb berief sofort der Kapitän die ganze Mannschaft zusammen, um zu berathen, was zunächst geschehen solle, denn da es sich um Sein oder Nichtsein handelte, so konnte er natürlich die Verantwortlichkeit nicht mehr allein auf sich nehmen. Aber, wenn er, der erfahrene Meister, keine Mittel zur Rettung mehr kannte, wie durfte man hoffen, daß die Mannschaft auf ein solches käme?

Doch zum Glück befand sich unter ihnen Einer — der erste Steuermann mit Namen Alexis Himkof —, welcher nicht blos wegen der Gediegenheit seines Charakters, so wie wegen seines unerschütterlichen Muthes unter den Matrosen im höchsten Ansehen stand, sondern der auch schon einmal auf seinen verschiedenen Fahrten ins Eismeer an der Ostküste von Spitzbergen gelandet war, und dieser Mann erinnerte sich jetzt plötzlich gehört zu haben, daß vor mehreren Jahren eine Schiffsmannschaft, die sich in einer ganz ähnlichen verzweifelten Lage befand, gerade auf dem Theile der Küste, den sie vor sich hatten, eine Hütte errichtete, in welcher sie sich zum Ueberwintern bereit machte. „Jene Schiffahrer," setzte er dann mit nachdrücklichen Worten hinzu, „waren zwar allerdings nicht genöthigt, hier zu überwintern, weil ihr Schiff wieder flott wurde, aber ihre Hütte wird deßwegen doch noch stehen, und mein Rath geht also dahin, dieselbe aufzusuchen, um zu sehen, ob sie sich nicht zu einer passenden Wohnung herrichten läßt. Ist dem so, wie ich zu vermuthen Grund habe, so möchte es wohl das Gerathenste sein, sofort alle unsere Mundvorräthe, Kleider, Werkzeuge, Waffen und Munition an's Ufer zu schaffen, indem uns ohne Zweifel nichts übrig bleiben wird, als den Winter auf dieser Insel zuzubringen, es müßte sich denn das Eis durch ein Wunder brechen, und unser Boot wieder frei werden. Hält unser Schiff den Winter über aus, ohne in Trümmer zu gehen — gut, dann warten wir die Zeit ab, wenn im Juli nächsten Jahres sich die Eismassen schieben, und suchen sofort die hohe See zu gewinnen; hält das Schiff aber nicht aus, sondern wird von

den Eisbergen zermalmt, ei dann sind wir doch auf dem Lande in Sicherheit, und es bleibt uns immerhin die Hoffnung, von einem Walfischfahrer, deren Manche bis in diese Gegend kommen, aufgenommen zu werden."

Also sprach der bewährte Seemann, und nach einer kurzen Berathung pflichteten ihm sowohl der Kapitän als die Mannschaft unbedingt bei, denn die Gefahr des Schiffs nahm mit jedem Augenblicke auf eine immer bedenklichere Weise zu. Es wurde also beschlossen unter der Anführung des Steuermanns einen kleinen Theil der Mannschaft auf's Land hinüberzusenden, um die bewußte Hütte aufzusuchen, und zu diesem Behufe rief der Kapitän Freiwillige auf. Sämmtliche Matrosen meldeten sich, die ersten drei aber waren Stephan Scharapof und Feodor Weregin, zwei kühne junge Männer voll Thatkraft und Energie, so wie Iwan Himkof, der Neffe und Taufpathe des Alexis, welcher den beiden Andern an Muth und Verwegenheit zum mindesten gleichkam und sie an Gewandtheit und Geschicklichkeit noch übertraf. Mit diesen Dreien beschloß Alexis Himkof das Wagniß einer Landung auf die Insel zu bestehen, denn ein Wagniß war es, und zwar ein so furchtbares, wie es nur irgend eines geben kann!

Man durfte nämlich nicht daran denken, auf einem Nachen hinüberzufahren, sondern der ganze Weg, der etwa eine Stunde betragen mochte, mußte zu Fuße zurückgelegt werden, weil sich das Eis vom Schiff an bis zur Insel in einer ununterbrochenen Reihe fortsetzte. Aber es war deßwegen doch keine festzusammenhängende Masse, so etwa wie ein zugefrorener Landsee, sondern man muß sich unter diesem Eise ein Fluthenmeer von einzelnen Stücken denken, welche sich von den unter ihnen strömenden Wogen getrieben gegen einander aufthürmten, und deßhalb bald hohe spitzige Berge, bald tiefe durchklüftete Thäler bildeten. Zwischen den Bergen und Thälern stieß man dann wieder auf breite gähnende Spalten oder auch auf unersteigliche scharfkantige Wände, deren Gefahren nur durch große Umwege zu bewältigen waren, und man kann sich also wohl denken, wie viel Muth, Gewandtheit und Kaltblütigkeit dazu gehörte, um bei solch' schrecklichen Hindernissen ungefährdet vorwärts zu kommen. Ebendeßhalb hüteten sich die vier Männer, als sie sich gleich nach beendeter Berathung auf den Weg machten, auch gar wohl, sich mit irgend etwas Ueberflüssigem zu belasten, sondern sie nahmen, um desto leichter klettern und springen zu können, nur das „Durchausnothwendige", also nur das mit, wessen sie bedurften, um sich gegen etwaige Angriffe wilder Thiere wehren, und zugleich eine oder zwei Nächte leidlich und ohne Hunger zubringen zu können. Hierunter nun ist zu verstehen: eine Muskete nebst einem Pulverhorn mit zwölf Ladungen, eine Axt, um Holz klein zu hacken, ein kleiner Feldkessel zum kochen, eine Büchse mit zwanzig Pfund Mehl, ein Messer, eine Zunderbüchse und eine Schweinsblase voll Rauchtabak. Das war ihre ganze Ausrüstung, und nach ihrem Dafürhalten sollte sie vollkommen genügen, denn sie wollten ja gleich nach der Auffindung der Hütte auf's Schiff zurückkehren.

Ich schweige nun über die Mühseligkeiten und Gefahren, mit denen sie auf dem Eise zu kämpfen hatten, und begnüge mich anzuführen, daß sie schon nach wenigen Paar Stunden das schrecklich unwirthliche Ufer ganz heil und unversehrt betraten. Sie ruhten jetzt einen Augenblick aus, weil sie sich arg müde gelaufen hatten, lasen dann einiges Treibholz, das sich am Ufer befand, auf und traten hernach wohlgemuth ihre Entdeckungsreise an. Auch diese fiel äußerst glücklich aus, weit glücklicher, als sie je zu hoffen gewagt hatten, denn gegen Abend, also nach einer verhältnißmäßig nur sehr kurzen Wanderung, entdeckten sie richtig zu ihrer unaussprechlichen Freude die in Frage stehende Hütte, von welcher sie hofften, daß sie ihnen und ihren Kameraden für den langen und strengen arktischen Winter, dem sie entgegensahen, eine sichere Zuflucht gewähren würde. Wie dankten sie nun Gott, besonders auch, als sie das Häuschen sofort einer etwas genaueren Besichtigung unterwarfen, und fanden, daß dasselbe noch ziemlich wohl erhalten, so wie auch für sie Alle geräumig genug sei! Dasselbe hatte nämlich eine Länge von sechs und dreißig, eine Breite von achtzehn, so wie eine Höhe von zehn Fuß, und war aus dicken Balken und Planken, offenbar früheren Schiffstheilen, mit mächtigen Nägeln zusammengenietet. Natürlich nicht besonders fein und kunstmäßig, aber um so fester, so wie eben Matrosen arbeiten, denn daß Schiffsleute das Häuschen errichtet hatten, dafür zeugte der hohe Mast, der hart am Eingang aufgepflanzt war, und weit über das Dach hinausragte. Vom Ufer lag dasselbe, wenn man den geraden Weg einschlug, kaum eine Viertelstunde entfernt, obwohl der Weg zu ihrem Schiffe, das sich weiter aufwärts befand, seine gute zwei deutsche Meilen betragen mochte, und man konnte von dem Platze aus, auf dem es stand, eine gute Strecke der eisbedeckten See übersehen. Weniger vortheilhaft nahm sich das Innere der Wohnung aus, denn es gab da keine Fenster oder auch nur Fensteröffnungen, sondern nur ein kleines Loch oben in der Mitte des Daches, damit der Rauch abziehen konnte, und von Möbeln oder überhaupt irgend einer zur Bequemlichkeit gehörenden Einrichtung war eben so wenig die Rede. Dagegen hatten die Erbauer durch eine Querwand den Raum in zwei Abtheilungen abgetrennt, in eine Art von Vorzimmer mit einer ziemlich guten verschließbaren Thüre, welches sich vortrefflich zu einer Vorrathskammer eignete, so wie in ein größeres Hinterzimmer, oder die eigentliche Wohn- und Schlafstube, welche man nur durch das Vorzimmer betreten, und also gegen jedes wilde Thier — einen andern Feind hatte man auf dieser öden Insel nicht zu fürchten — mit Leichtigkeit vertheidigen konnte.

Also sah die Hütte aus, welche die vier Männer auffanden, und uns verzärtelten Menschen mag nun allerdings eine solche aus nur vier kahlen Wänden bestehende Wohnung erbärmlich genug vorkommen. Ja Viele, die dieß lesen, werden es für eine reine Unmöglichkeit erklären, auch nur eine einzige Nacht in einem solchen Hundeloche zuzubringen; allein der Steuermann und seine drei Genossen jauchzten, wie schon angedeutet, in ihrem Innern vor Freude, und betrachteten das rohe Blockhäuschen fast mit denselben Augen, wie ein Kind einen Zauberpalast anstaunt.

Natürlich, denn sie wußten ja nun, daß sie nicht erfrieren würden, da ihnen das Hinterzimmer, in welches gar keine kalte Luft eindringen konnte, hinlänglich Schutz gegen Wind und Wetter gewährte; für ihre Nahrung aber, dachten sie, hätten sie nicht nöthig in Sorgen zu sein, indem sie ja den auf dem Schiff befindlichen Proviant, der auf ein Jahr und länger berechnet war, hierherschleppen konnten. Ueberdieß besaßen sie nicht auch der Gewehre und der Munition eine schwere Menge, und mußte es ihnen also nicht ein leichtes sein, eine Menge von Rennthieren und anderem Wild, so weit es sich auf Spitzbergen vorfand, zu ihrem Unterhalt zu erlegen? So meinten sie, aber wie ganz anders sollte dieß kommen!

An diesem nämlichen Abend noch auf's Schiff zurückzukehren, war natürlich nicht möglich, denn jenen gefährlichen Weg über das Treibeis an einem und demselben Tage zweimal zu machen, ging weitaus über ihre Kräfte. Somit zündeten sie mittelst des gesammelten wenigen Treibholzes ein kleines Feuerchen an, kochten sich von ihrem mitgebrachten Mehl eine frugale Abendmahlzeit, und legten sich dann auf dem harten Boden ihrer neuen Wohnung nieder, um trotz des furchtbaren Sturmwindes, der draußen heulte, sanft und ruhig zu schlafen. Sie träumten wohl von der Freude, welche ihre Kameraden empfinden würden, wenn sie ihnen die fröhliche Nachricht von der aufgefundenen Hütte überbrächten, und bei solchen Träumen wird auch das härteste Lager zum sanften Pfühle! Den andern Morgen übrigens nahmen sie sich nicht einmal Zeit, sich ein warmes Frühstück zu bereiten, sondern sie machten sich vielmehr in der frühesten Frühe auf den Rückweg nach dem Schiffe, um ihre Freunde nicht mehr länger in Sorgen zu lassen. Auch fanden sie diesen Weg ganz leicht, denn sie hatten sich denselben sorgfältig bemerkt, und überdieß zu aller Vorsicht an verschiedenen Punkten Zeichen angebracht, damit sie sich ja nicht irren könnten. Somit standen sie nach einer Wanderung von ein paar Stunden ganz genau an derselben Stelle, an welcher sie den Tag zuvor das Land betreten hatten; aber — Himmel und Erde — wo war denn das Schiff hingekommen? Sie rieben sich die Augen, um genauer zu sehen, sie blickten nach rechts und nach links, — das Schiff war nicht mehr da! Sie untersuchten den Fleck Erde, auf dem sie standen, nochmals mit der alleräußersten Präcision, denn es wäre ja doch möglich gewesen, daß sie sich im Wege geirrt hätten, aber nein — sie hatten sich nicht geirrt, es war unbezweifelt die ganz richtige Stelle, aber — das Schiff war nicht mehr da! Sie rannten die Ufer abwärts und aufwärts, sie wagten sich sogar weit auf das Eis hinaus und bestiegen mit Lebensgefahr einen der höchsten Eisberge, von dem aus man eine große Fernsicht hatte, aber sie mochten sich auch die Augen fast ausgucken — das Schiff war und blieb verschwunden!

Ja es war verschwunden und blieb verschwunden, denn man hat nachher weder in Archangel noch irgend wo sonst je mehr etwas von demselben gesehen und gehört. Ohne Zweifel hatte der Sturm, dessen Heulen die vier Männer in der Hütte gar wohl vernommen, die Eisberge unter einander gerüttelt, und dieselben als gewaltige

Riesen in den Kampf geführt, so daß das Fahrzeug von ihnen zermalmt mit Mann und Maus in die Tiefe sank. Anders ist die Sache gar nicht zu erklären, und auch Alexis Himkof, als er sich nach Ueberwindung des ersten Schreckens, die Sache mit seinen Genossen ruhiger überlegte, kam zu keinem andern Resultate. Was sollte denn sonst aus dem Schiff geworden sein, da bei der furchtbaren Masse von Eis, welches sich wie ein undurchdringlicher Gürtel auf Dutzende von Meilen erstreckte, von einem Entkommen in die eisfreie See gar keine Rede sein konnte? Somit — dieß wurde den vier Männern bald zur vollkommensten Gewißheit — lagen alle ihre Kameraden schon seit heute Nacht tief unten im nassen Meeresgrabe, und von der ganzen Schiffsmannschaft lebten nur sie allein, sie die Viere, welche auf die Entdeckung der Hütte ausgesandt worden waren!

Sie allein lebten und athmeten, aber waren sie nicht übler daran, als die im Meeres Grunde liegenden, welche den Schmerz des Todes bereits überwunden hatten? Da standen sie, die Armen, verlassen wie es schien von Gott und der Welt; ohne Kleider — die ausgenommen, welche sie auf dem Leib trugen; ohne Nahrungsmittel — abgerechnet die paar Pfund Mehl, welche kaum auf ein paar Tage zureichen mochten; ohne Waffen — so bald die zwölf Schüsse, die sie mitgebracht, abgefeuert waren; ohne Werkzeuge und Instrumente — denn die Axt und das Messer konnten nicht hoch in Anschlag gebracht werden! Ueberdem — wo standen sie? Ach auf einem Eilande, welches statt von Menschen und zahmem Vieh nur von flüchtigen Rennthieren und grimmigen Eisbären bewohnt war! Auf einem Boden, dem kein Baum, kein Gesträuch, keine Frucht, keine Blume, kein Gras — nein, dem gar nichts entsproßte, als höchstens im Hochsommer weiches Moos und Flechten, von denen sich das Rennthier nährte! An einem Ufer, das fast zehn Monate im Jahr von ewigem Eise umgürtet war, und an welches sich nur sehr selten, so zu sagen, nur in Nothfällen ein Walfischfahrer verirrte! War das nicht eine Lage zum Verzweifeln?

Doch einen Menschen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und dem Gott noch nebenbei eine tüchtige Portion Hirn verlieh, verläßt selbst in der höchsten Noth der Muth nicht, und ich muß es jenen vier Männern nachsagen, daß sie keineswegs zu den Händeringern und Heulern gehörten. Ja das Wort Bangigkeit stand gar nicht in ihrem Wörterbuche, und somit beschlossen sie alsbald, sich von ihrem harten Schicksale nicht beugen zu lassen, sondern demselben kühnlich die Stirn zu bieten. Damit aber die rechte Ordnung in ihr künftiges Leben käme, und nicht Jeder thue, was ihm in den Sinn komme, kamen die drei Jüngeren sofort überein, den Alexis Himkof zu ihrem König und Oberhaupt zu ernennen, und schwuren ihm freiwillig den unbedingtesten Gehorsam, einen Schwur, den sie auch während ihres ganzen Aufenthaltes auf Spitzbergen ganz getreulich hielten. „Unter deiner Führung," riefen sie, „werden wir schon die Mittel finden, uns das Leben zu fristen, und behalten wir nur unsere gesunden Glieder, so setzen wir auch das anscheinend Unmögliche durch." Das war ihr leitender Gedanke, und der Erfolg wird zeigen, daß sie recht hatten!

Das erste nun, was Alexis anordnete, war — für Lebensmittel zu sorgen, denn „ein hungriger Mensch ist nur ein halber Mensch," sagte er. Darüber aber, woher die Lebensmittel zu nehmen seien, brauchte er sich nicht im geringsten zu besinnen, denn sie hatten bei ihrer Wanderung von der Hütte zum Strande in nächster Nähe mehrere kleine Rennthierheerden gesehen, welche ganz ruhig weideten und sich durch sie in diesem angenehmen Geschäft nicht einmal stören ließen. Dieß hatte offenbar seinen Grund darin, daß die Thiere noch nicht viel von den Menschen zu leiden gehabt, ja vielleicht noch gar nie einen solchen zu sehen bekommen hatten, indem sie sonst sehr scheuer Natur sind, und insbesondere auf's eilfertigste davonfliehen, wenn die von ihnen aufgestellten Schildwachen einen Eisbären wittern. Unter solchen Umständen konnte es nicht schwer fallen, einige derselben zu erlegen, und damit ward augenblicklich Iwan beauftragt. „Höre, Iwan," sagte Alexis, „du bist der beste Schütze unter uns, und hast noch stets dein Ziel auf zweihundert Schritte getroffen. Nimm also die Muskete, beschleiche eine der Rennthierheerden, die hier herum streifen und schieße sechs Stücke nieder. Aber bedenke es wohl, daß wir nur Pulver und Blei zu zwölf Ladungen haben, und sorge also dafür, daß jeder Schuß trifft." Iwan gehorchte natürlich augenblicklich und siehe da, in weniger als einer Stunde, hatte er mit sechs Schüssen sechs prächtige, von Fettigkeit strotzende, Rennthiere erlegt. Dieselben waren nämlich selbst auf den Knall der Muskete hin nicht geflohen, wahrscheinlich weil sie vom Zerspringen der Eisfelder her an ein solches Geräusch gewöhnt waren, und somit fand jede Kugel ihr Ziel.

Unsere vier Männer besaßen also jetzt einen solchen Vorrath von Fleisch, daß sie zum mindesten einige Monate davon leben konnten, und dafür, daß das Fleisch sich etwa nicht frisch erhalten werde, durfte ihnen auch nicht bange sein. Die Temperatur hatte sich nämlich, trotzdem es erst Mitte August war, bereits so abgekühlt, daß das Wasser einer in der Nähe am Fuße eines Bergs hervorsprudelnden Quelle schon nach einem Lauf von wenigen Schritten fest zugefror, und in einer solchen Temperatur kann natürlich keine Fäulniß eintreten. Damit übrigens keinerlei Vorsicht verabsäumt würde, streiften sie den Thieren die Haut ab, zerschnitten sofort die todten Körper in mehrere kleine Stücke, und hingen diese im Freien an der höchsten Spitze des Mastbaums, von dem ich oben schon gesprochen, auf, dieweil sie da von den scharfen Eiswinden am ungehindertsten bestrichen werden konnten.

Kaum war nun übrigens dieses Geschäft beendigt, so wurden sie eben durch die scharfen Winde daran erinnert, daß sie wohl daran thun würden, bei Zeiten für Brennholz, so wie für die Wohnlichermachung ihrer Hütte zu sorgen. Es zeigte sich nämlich, daß die Wände hie und da tiefe Risse und Spalten hatten, durch welche die kalte Luft eindrang, und überdieß war es nicht blos äußerst unangenehm, sondern auch höchst gesundheitsnachtheilig, wenn sie fortfuhren, auf dem bloßen Boden zu schlafen. Somit zogen die vier Männer mehrere Wochen hindurch alle Tage nach dem Meeresufer hinab, und fahndeten dort nach Treibholz, von dem sie auch in der That eine

ziemliche Menge vorfanden. Dasselbe bestand theils aus Bäumen oder Baumästen, die von fernen südlicheren Ländern bis hierher geschwemmt worden waren, theils und noch häufiger aus Trümmern von Schiffen, die in der Nähe gescheitert oder vom Eise zertrümmert worden sein mochten, und gerade diese Trümmer: Balken, Boorde (d. i. dicke Bretter) und Kajütenstücke sammelten sie mit besonderer Sorgfalt, um mittelst ihrer ihre vier Wände von innen nochmals zu bekleiden, oder wenn man so will, zu vertäfeln. Eben so eifrig gingen sie, nachdem sie des Holzes genug hatten, an das Einheimsen von Moos, und da dieses an den nichtsteinigten Stellen in großer Menge zu finden war, so wurde dieses Geschäft ihnen nicht allzuschwer. „Was thaten sie aber mit dem Moose?“ fragt nun der Leser. Ei nun, ist die Antwort, damit bestreuten sie den Boden ihrer Hütte wohl einen Fuß tief, um sich warme Lagerstätten zu bereiten, und überdem füllten sie damit alle Risse und Spalten in den Wänden so fest aus, daß die Wärmehaltigkeit ihrer Stube bedeutend dadurch erhöht wurde. Schließlich endlich führe ich noch an, daß sie sich längst aus rohen Steinen, die aber vom Meere glatt gewaschen waren, in der Mitte des Hinterzimmers gerade unter dem Rauchloch einen Heerd, der natürlich auch zugleich die Stelle des Ofens vertreten mußte, erbaut hatten, und somit durften sie sich nach Vollendung aller dieser ihrer Arbeiten vergnügt die Hände reiben, denn sie konnten nun wohnen, ohne zu frieren, und überdem hatten sie jeden Tag zu essen, bis sie satt waren.

Doch nun sollte ein sehr harter Tag für sie kommen, ein Tag, welcher beinahe mit ihrer Aller Untergang geendigt hätte. Zwei Monate nämlich nach ihrer Landung auf Spitzbergen, in der Mitte des Oktober, als eben das Sonnenlicht im Begriff war, gänzlich von ihnen Abschied zu nehmen (denn in der hochnordischen Gegend sieht man bekanntlich die Sonne vom Ende Oktober bis Ende Februar nicht mehr, und es wäre dann vollständige Nacht, wenn nicht der Mond und die Sterne, so wie auch das Nordlicht einigen Ersatz für das Gestirn des Tages leisten würden), saßen unsere vier Freunde nach der Beendigung ihrer frugalen Mittagsmahlzeit, die aus nichts als gesottenem Rennthierfleisch bestand, beim Feuer ihres Heerdes beisammen, als plötzlich ein furchtbares Gebrüll über ihren Häupten ertönte, und zugleich das Dach in seinen Grundfesten erzitterte. Sie starrten einander stumm an, und es war gerade, als hätte der Schrecken ihre Zunge gelähmt; doch schon nach einem Augenblicke hatte sich Alexis Himkof wieder gefaßt, und die andern drei ahmten sofort sein Beispiel nach. Auf einen Wink von ihm stieg Iwan auf seine Schultern, um vorsichtig zu dem Rauchloch hinauszuschauen, allein hui — wie schnell fuhr er mit seinem Kopfe wieder zurück!

„Es sind zwei Eisbären,“ rief er todesbleich, indem er zugleich von den Schultern des Alexis herabsprang. „Zwei Eisbären sind's, und sie rütteln an dem Maste, an welchem unser Rennthierfleisch hängt.“

Das war eine furchtbar schreckhafte Nachricht, denn keiner von ihnen konnte sich's verhehlen, daß sie nothwendig Hungers sterben müßten, wenn die Thiere ihre

Vorräthe erwischten; zugleich aber hatten sie auch von der gräßlichen Wildheit und Stärke der Eisbären genugsam Kenntniß, um einzusehen, daß sie es nur mit Gefährdung ihres Lebens wagen dürften, sich mit denselben in einen Kampf einzulassen. So darf es uns denn nicht wundernehmen, daß wenigstens drei von ihnen laut aufseufzten, wie Leute, die keinen Rath wissen, und nur mit Mühe sich enthalten konnten, nicht in lauten Jammer auszubrechen. Weit gefaßter benahm sich dagegen auch jetzt wieder der Alexis Himkof; doch schwieg auch er längere Zeit stille, indem er den Kopf, wie um nachzudenken, mit beiden Händen hielt.

„Wir handelten sehr thöricht," murmelte er endlich vor sich hin, „daß wir den großen Fichtenbaum, den wir gestern vom Strande hierherschleppten, aufrecht an unsere Hütte lehnten, denn offenbar sind die Bären an ihm hinauf auf's Dach geklettert. Doch was geschehen ist, ist geschehen, und läßt sich jetzt nicht mehr ändern, wohl aber wieder gut machen. Hört ihr Bursche," fuhr er dann in seiner gewohnten lauten und kräftigen Sprachweise fort, „macht mir keine so trübseligen Gesichter, sondern beweist jetzt, daß ihr Männer seid; vor allem aber beeilt euch, unser kleines Feuer zu einer mächtigen Lohe anzufachen, als wollten wir Schmideisen drin glühend machen."

Mit diesen Worten erhob er sich kerzengerade und schritt sofort ihrem Vorzimmer zu, welches zu ihrer Vorrathskammer, namentlich auch zum Aufbewahrungsort ihres Holzes diente. Dort angekommen las er eine schwere, wohl fünfzehn Fuß lange Stange aus, die sie früher nebst anderen Schiffstrümmern in einer Bucht gefunden hatten, schleppte sie in's Wohnzimmer herein, und brachte deren eines Ende in das nun hellauflodernde Feuer.

„So, das wird's thun," sprach er drauf mit blitzenden Augen weiter, als er sah, daß das Stangenende sich bald entzündete und in eine glühende Kohle verwandelte. „Das wird's thun, und jetzt merkt wohl auf, was ich euch anbefehle. Du, Iwan, nimmst die Muskete, aber nicht um zu schießen, sondern um mit dem Kolben drein zu schlagen, denn wir haben nur noch sechs Schüsse, und diese müssen wir auf die äußersten Nothfälle aufsparen. Du, Feodor, bewaffnest dich zu denselben Zwecke mit der Axt, und uns beiden, dem Stephan und mir, soll die Stange da zur Waffe dienen. So bald wir nun das Haus verlassen haben, stürzt ihr zwei, so schnell ihr könnt, den Fichtenbaum zu Boden, um den Bären den Rückzug vom Dache abzuschneiden, und wir Beide stechen dann mit unserer langen vorn brennenden Stange so lange nach den Thieren, bis dieselben zum Tode verwundet sind. Das ist mein Plan, und hoffentlich gelingt es uns, denselben mit Glück zu Ende zu bringen."

Der Plan war gut, und alsbald ging man an dessen Ausführung. Der Iwan und der Feodor stemmten sich mit Kraft gegen den Fichtenstamm, und es glückte ihnen wirklich, denselben umzustürzen; allein in ihrer Hitze sahen sie nicht, daß einer der Bären, welchem ohne Zweifel durch den aus dem Innern des Hauses hervorströmenden Rauch der Aufenthalt auf dem Dache entleidet wurde, eben im Begriffe war, an dem Baume hinunter-

zuklettern, wie sie denselben anfaßten. Auf diese Art kam das Thier ganz unsanft zu Falle, und schien sich auch ziemlich verletzt zu haben. Dieß hinderte es aber nicht, sofort auf die zwei jungen Männer loszugehen und den Feodor mit einem einzigen Risse zu Boden zu werfen. Furchtbar war das Geschrei des Armen, der sich schon für verloren hielt, allein Hülfe war ihm näher, als er glaubte, denn in demselben Augenblicke, wo er fiel, holte Iwan mächtig aus und schmetterte den Bären mit einem gewaltigen Kolbenschlage nieder. Zum Glück nämlich war dieser noch jung, und weil nur zur Hälfte ausgewachsen, noch nicht mit der Kraft begabt, welche er in ein paar Jahren später besessen hätte. Somit ließ er, von dem Hiebe betäubt, nicht nur den Fuß des Feodor augenblicklich fahren, sondern er suchte sogar, nachdem er sich wieder erhoben, sein Heil in der Flucht. Allein Iwan wiederholte nun seine Kolbenschläge mit solchem Nachdruck, und Feodor half mit der Axt so kräftig nach, daß das Thier unter furchtbarem Gebrüll bald mit zerbrochener Hirnschale alle Viere von sich streckte.

Während übrigens dieser Kampf vor sich ging, hatten Alexis Himkof und Stephan Scharapof einen noch viel schwereren Standpunkt. Der andere Bär nämlich, welcher sich noch auf dem Dache befand, ein überaus großes und mächtiges Exemplar, hatte kaum die Schreie seines Jungen gehört, als er sich mit einem einzigen Satze von seinem hohen Standpunkte herabstürzte, um seinem Sprößling zu Hülfe zu kommen. Natürlich traten ihm sofort die beiden obgenannten Männer entgegen, und suchten ihm das glühende Stangenende in den weitaufgesperrten Rachen zu stoßen; allein dieß war leichter gesagt, als gethan, indem der grimmige Bursche trotz seiner Schwerfälligkeit stets auf's geschickteste auszuweichen wußte. Ja, es wäre ihm beinahe einmal gelungen, die Stange mit seiner Tatze entzwei zu schlagen, wenn seine Gegner nicht mit der außerordentlichsten Gewandtheit auch noch eine ganz ungewöhnliche Kaltblütigkeit verbunden gehabt hätten. So aber gewann er bei diesem seinem Angriff nichts, als eine tiefe Brandwunde, über deren Schmerz er gräßlich aufbrüllte. Bald übrigens wurden aus dieser Einen Wunde mehrere, und endlich erhielt er gar einen Stoß auf den Vorderkopf, der ihn des Augenlichts fast gänzlich beraubte. Nun steigerte sich die Wuth des Thieres bis zum Wahnsinn, und es rannte wie blindlings, aber mit aller ihm zu Gebot stehenden Kraft, gegen seine Widersacher an, um sie zu Fall zu bringen. In diesem Augenblick jedoch kamen der Iwan und der Feodor, die so eben mit dem jungen Bären fertig geworden waren, herbei und griffen dessen Mutter sofort mit gewaltigen Hieben von der Seite an. Da wußte das Thier nicht mehr, wohin es sich zuerst wenden sollte, und drehte sich im Kreise, so schnell es nur konnte, um allen seinen Widersachern die Spitze zu bieten. Allein eben dieß war sein Untergang, denn nun fielen die Hiebe hageldicht auf seinen Kopf, und schließlich gebrauchten Alexis und Stephan die Stange so kräftig als Keule und Stoßwaffe zugleich, daß der gewaltige Bursche schwer verwundet niederstürzte und nun mit Leichtigkeit vollends getödtet werden konnte.

So endete dieser schreckliche Kampf mit einem vollständigen Siege des Menschenthums über das Thierreich, und das Bewußtsein dieses Sieges über einen so gewaltigen Gegner erhob den Muth unserer vier Helden so sehr, daß sie ihn von da an gar nie mehr fallen ließen. Nichtsdestoweniger aber durchzuckte sie alle sofort ein ganz gleichmäßiger Gedanke, nämlich der, daß sie nothwendigerweise Waffen haben müßten, wenn sie künftighin wieder auf einen Sieg rechnen, und überhaupt in dieser unwirthlichen Einöde mit einigem Sicherheitsgefühl existiren wollten, denn die sechs Musketenschüsse, die sie noch besaßen, mußten um jeden Preis gespart werden, um Rennthiere damit zu erlegen, wenn ihr Fleischvorrath zu Ende ging.

Dieß waren ihre Gedanken unmittelbar nach beendigtem Kampfe; doch machten sie demselben noch nicht gleich Luft, sondern widmeten sich vor Allem ihrem Freunde Feodor, dessen Fuß in Folge der erhaltenen schweren Wunde dick anschwoll. Sie verbanden ihn also so gut es ging, und bereiteten ihm von Moos ein recht weiches Schmerzenslager. Nachher aber, wie sie sich eifrigst daran machten, den zwei erlegten Bären das Fell abzuziehen und deren Fleisch den früheren Vorräthen beizugesellen, kamen sie unwillkürlich auf den besagten Gegenstand zu sprechen, und überdem noch auf einen andern, der für sie von nicht minder Wichtigkeit war. Es zeigte sich nämlich beim Zerlegen der Bären, daß dieselben einen gegen drei Zoll dicken Speck auf sich liegen hatten, und wie Alexis Himkof dieß sah, fuhr ihm urplötzlich der Gedanke durch den Kopf, ob sie nicht den Speck dazu benützen könnten, eine immerwährend brennende Lampe zu unterhalten. Bisher blieb ihr Wohnzimmer stets dunkel, wenn sie nicht im Herd ein Holzfeuer anzündeten, und selbst wenn sie dieß thaten, war das dadurch verbreitete Licht nicht hell genug, um dabei gut sehen zu können. Ueberdem mußten sie fort und fort in der quälenden Angst leben, es könnte ihnen dereinst bei dem außerordentlich geringen Vorrath an Zunder, den sie besaßen, die Möglichkeit, Feuer zu machen, gänzlich genommen werden, und dann blieb ihnen nichts übrig, als elendiglich zu erfrieren. Fiel nun aber nicht dieses Alles hinweg, wenn es ihnen gelang, eine ewige Lampe herzustellen?

Alexis theilte also seinen Einfall den drei Andern mit, und diese waren wie elektrisirt davon. „Ich weiß, woraus wir die Lampe fertigen," rief sogleich des Alexis Neffe Iwan, „denn ich habe kürzlich in einer Seitenbucht am Meere eine Art Thonerde entdeckt, aus welcher man gar wohl ein solches Geschirr wird kneten können. Wer geht mit mir, davon zu holen?" Der Stephan war sogleich bereit dazu, und in ganz kurzer Zeit kehrten die Beiden mit einem recht hübschen Vorrath Erde zurück, um sofort an die Anfertigung der Lampe zu gehen. Allein, daß ich's gleich jetzt sage, alle aus dieser Erde gefertigten Geschirre hatten gar keine Haltbarkeit, sondern zerbröckelten ihnen in den Händen. Darum kamen sie auf den Gedanken, den Thon auf ein Stück von einem Brett aufzutragen, und so die nöthige Haltbarkeit herzustellen. Dieß gelang, aber nun trat der neue Uebelstand ein, daß das Fett, so bald es flüssig geworden war, stets durchsickerte, weil der Thon mit allzuvielen Sandtheilen zersetzt

war. Doch auch dieses Hinderniß wußten sie zu besiegen. Sie besaßen nämlich noch einige Pfunde Mehl, welche sie bisher sorgfältig auf einen Fall der Noth aufgespart hatten; jetzt aber opferten sie freudig einen Theil desselben, um sofort einen dicken Kleister zu kochen und damit das Innere des Gefäßes zu beschmieren. Solches half, und da die Baumwollenfäden ihrer Hemden, sowie auch einige an's Ufer geschwemmte Segelstücke gestrandeter Schiffe einen ganz guten Docht abgaben, so war die Lampe nach Verfluß von wenigen Tagen fix und fertig. Welche Freude aber, als sie zum ersten Mal beim Scheine derselben zusammen saßen, und der Angst vor einstigem Mangel an Licht und Feuer für immer enthoben waren!

Man sieht hieraus, wie erfinderisch die Noth macht, und wie manchmal im Drange des Augenblicks mit den elendesten Hülfsmitteln Dinge möglich gemacht werden, welche man unter gewöhnlichen Umständen für durchaus unausführbar halten würde. Noch auffallender zeigte sich dieß, als die vier Männer nunmehr an die Anfertigung der Waffen gingen, denn dem Anscheine nach fehlten ihnen hiezu eben sowohl die nöthigen Werkzeuge, als auch das Material selbst, also mit einem Worte: Alles. Plötzlich jedoch schoß einem von ihnen die Idee in den Kopf, ob sie nicht möglicherweise die verschiedenen eisernen Nägel, Haken und Klammern, welche in mehreren der aufgefischten Bretter und Balken steckten, auf irgend eine Weise zu dem besagten Zwecke benützen könnten, und diese Idee wurde allzu köstlich befunden, als daß sie dieselbe nicht sofort praktisch zu machen, mit anderen Worten, sie in Ausführung zu bringen versucht haben sollten. Natürlich konnten sie übrigens vor der Hand an keine anderen Waffen denken, als an Lanzen oder Speere, indem hierauf die Natur so zu sagen von selbst hinweist, besonders in Ländern, wo man nur in den Wald gehen darf, um sich ein hiezu geeignetes Stück Holz zu holen. Hier auf Spitzbergen aber war die Anfertigung schon schwieriger, denn die schlanken Schäfte mußten mit erschrecklicher Mühe mittelst der Axt und unter der Nachhülfe des Messers aus dicken Brettern herausgeschnitten werden. Endlich jedoch wurden sie doch mit einigen fertig, aber — was ist eine Lanze ohne eiserne Spitze? Konnten sie hoffen, je einen Eisbären oder auch nur ein Rennthier tödten zu können, wenn sie ihm nicht das spitzige Eisen in den Leib rannten? Nein, gewiß nicht, allein wie sollten sie sich hier helfen? Natürlich fielen ihnen die eisernen Nägel, die sie besaßen, ein, und sie suchten auch die größten sofort zu diesem Zwecke aus; doch — wie sie schmieden ohne Hammer, Beißzange und Ambos? Ei nun, zwischen zwei Klammern konnte man ein Stück Eisen zur Noth auch festhalten, so gut als mittelst einer Beißzange, und zum Ambos paßte jeder große Seekieselstein. Schwierigkeit machte also allein der Hammer; doch wurden sie auch mit diesem fertig. Sie nahmen nämlich den allerschwersten Haken, den sie besaßen, legten ihn in's Feuer, bis er glühend wurde, stießen dann einen der großen Nägel durch seine Mitte, und wiederholten dieß so oft, bis sie ein Loch zuwege gebracht hatten, in welches man einen Stiel stecken konnte. Auf diese Art ward der Haken in einen Hammer umgewandelt, und nun fiel es ihnen natürlich nicht mehr allzuschwer, aus

den Nägeln Lanzenspitzen zu schmieden; diese aber banden sie mit Rennthierriemen an die Schäfte fest und schliffen sie zuletzt noch an glatten Steinen so spitzig zu, daß man mit ihnen das dickste Bärenfell mit Leichtigkeit durchdringen konnte. Nun natürlich, als sie so weit waren, brauchten sie vor jenen grimmigen Thieren keine Angst mehr zu haben, und sie hatten wahrhaftig auch keine mehr, sondern gingen vielmehr fortan auf jedes, das sich ihrer Hütte nur von weitem nahte, ohne weiteres los und tödteten es fast regelmäßig.

Das war die eine und zwar die Hauptwaffe, welche sie anfertigten; nach sehr kurzer Zeit jedoch sahen sie ein, daß sie damit nicht wohl ausreichen würden. In den vielen langen Monaten nämlich, in welchen die Sonne sich nicht sehen ließ, wurden sie nur sehr selten von Eisbären beunruhigt, indem sich diese großentheils in ihren Höhlen zurückgezogen hielten; um so häufiger dagegen statteten ihnen die sogenannten Eisfüchse, und zwar sowohl blaue als weiße, Besuche ab, ohne Zweifel, weil sie von dem an dem Mastbaume hängenden Fleische angelockt wurden. Natürlich trachteten sie sogleich darnach, sich auch dieses Wildes zu bemächtigen, und zwar um so mehr, als das Bärenfleisch sehr rauh war, die Rennthiervorräthe aber anfingen, auf die Neige zu gehen. Allein wie sollten sie diesen eben so klugen als flüchtigen Thieren beikommen? Mit der Lanze einmal gewiß nicht! Doch siehe da, unter den Wurzeln der aufgefischten Bäume gab es mehrere, welche beinahe die Form eines Bogens hatten, und die Sehnen und Flechsen der ausgeweideten Bären besaßen eine so außerordentliche Dehnbarkeit und Schnellkraft, daß man nicht wohl bessere Bogenstränge bekommen konnte; Pfeile aber — nun wahrhaftig, solche zu verfertigen war für Leute, die im Stande waren Lanzen herzustellen, eine wahre Kleinigkeit. So kamen sie auf ihre zweite Waffe, den Bogen mit dem Köcher, und vermittelst dessen erlegten sie nicht nur gleich im ersten Winter eine große Menge von Füchsen, sondern später auch viele Rennthiere. Ja sogar an die Vogelwelt wagten sie sich mit ihren Pfeilen, wenn die Möven und Enten in den Sommermonaten sich zu vielen Tausenden an den Küsten einstellten, und mehrere hundert dieser Thierchen wurden von ihnen erlegt.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß es den vier Männern keineswegs an Arbeit fehlte, und um die Wahrheit zu sagen, so gingen sie nicht einen einzigen Tag lang müssig. Um so vortrefflicher schmeckte ihnen dann die Nachtruhe, wenn sie von ihren Anstrengungen recht müde geworden waren, und nur allein dieser Lebensweise hatten sie es zu verdanken, daß sie von jener schrecklichen Krankheit, deren bösartige Gewalt ich im zweiten Kapitel geschildert habe, ich meine den Skorbut, verschont blieben. Auch darf man durchaus nicht glauben, daß nach Herstellung der Waffen ihre Geschäfte aufgehört oder sich auch nur bedeutend verringert hätten. O nein, das war durchaus nicht der Fall, sondern die Geschäfte nahmen eher zu, als ab, und zwar im Winter so gut wie im Sommer. Man bedenke nur, wie viele Mühe es sie gekostet haben mag, das angeschwemmte Holz aufzufinden, und wenn es aufgefunden war, es nach ihrer Hütte zu schleppen! Man bedenke weiter, wie mancher Schweißtropfen von

ihrer Stirne rinnen mußte, bis sie es mit ihrer Axt — denn andere Hülfsmittel, wie z. B. Sägen und Beile besaßen sie nicht — so klein gehackt hatten, daß man es als Brennmaterial benützen konnte! Man bedenke endlich die Anstrengungen der Jagd, indem sie während ihres Aufenthalts auf dieser öden Insel im Ganzen nicht weniger als zweihundert und einundfünfzig Rennthiere nebst dreizehn Eisbären und hundert und fünfundzwanzig Füchsen erlegten! Ja, daran war es noch nicht einmal genug, sondern im Verlaufe der Zeit entstanden Bedürfnisse für sie, deren Befriedigung ihnen fast noch mehr Mühe machte, als alles das, was ich bis jetzt genannt habe!

Vor Allem mußten sie schon nach ganz kurzer Zeit daran denken, wie sie ihre Kleidungen ergänzen wollten, denn sie besaßen, wie wir wissen, nur den Anzug, den sie bei ihrer Landung auf dem Leibe trugen, und dieser ging nicht nur schon in den ersten Monaten in Fetzen, sondern erwies sich auch gleich mit dem Eintritt des strengen Winters als viel zu leicht. Da fielen denn ihre Augen selbstverständlich auf die Rennthier-, Bären- und Fuchsfelle, deren sie eine Menge besaßen, allein wie sie verarbeiten ohne Scheere, Nadel und Faden? Doch auch da wußten sie sich zu helfen. Die Funktion der Scheere konnte füglich das Messer, das sie besaßen, ersetzen, und statt des Fadens leisteten die Sehnen der Rennthiere, welche sich in dünne Fasern zertheilen ließen, vortreffliche Dienste. Es handelte sich also hauptsächlich nur um die Anfertigung von Nähnadeln, und darüber verbrachen sie sich allerdings lange den Kopf. Endlich aber kamen sie auf den Einfall, kleine, recht harte Knochensplitter auf Kieselsteinen in Nähnadelform zuzuschleifen, und in diese dann mit glühend gemachten Nägeln an deren oberem Ende ein Loch hineinzubohren, das als „Oehr“ gebraucht werden konnte. So gings! Freilich — Nähnadeln, wie sie unsere Hausfrauen im Gebrauche haben, waren es nicht, sondern vielmehr Dinger, so lang und so dick wie Gänsekiele; allein ihr Faden war ja auch nicht besonders fein und eben so wenig der Stoff, den sie zu verarbeiten hatten. Wie sie nun übrigens mit dem Nähen beginnen wollten, da zeigte sich's, daß die Wildfelle, die sie besaßen, in ihrem rohen Zustand viel zu stramm, unbiegsam und steif waren, als daß man sie in diesem Urzustande hätte benützen können. Dieselben mußten vielmehr erst gegerbt oder wenigstens geschmeidig gemacht werden, aber — wie, wie? Nun auch dieß brachten sie zu Stande, obwohl nicht auf die Manier unserer Gerber, sondern einfach dadurch, daß sie den nicht haarigen Theil der Häute zuerst mit dem Messer recht tüchtig abschabten und dann mit Bären- oder Rennthierfett verschiedene Tage lang auf's freigebigste einrieben. Diese Arbeit kostete allerdings große Mühe, und nicht minder sehr viel Zeit, aber sie führte doch endlich zum Ziele und das war die Hauptsache. Nun, nachdem auch dieß geschehen, konnte man mit dem Schneidernähen beginnen, und bald prangten unsere vier Männer in Anzügen, die sich zwar sehr wundersam ausnahmen, die aber für ein so kaltes Land, als Spitzbergen ist, weit besser paßten, als ihre zerrissenen Matrosenjacken und Beinkleider.

Uebrigens nicht blos für ihre allernothwendigsten Bedürfnisse sorgten unsere vier

Männer, sondern auch für ihre Bequemlichkeit und sogar für ihr Vergnügen. So zimmerten sie sich z. B. einen Tisch und eine Bank zusammen, damit sie wie Christenmenschen zu Tafel sitzen konnten. So benützten sie die Federn der erlegten Vögel dazu, um ihr Nachtlager desto weicher zu machen, und als Bettdecke fehlte keinem ein Bärenpelz. So sammelten sie im Hochsommer verschiedene kleine Pflänzchen, die sich da und dort an besonders warmen Stellen vorfanden, um sie später als Beigabe zu ihrem Bären- oder Rennthierbraten zu benützen. So verlegten sie sich während jener Jahreszeit insbesondere auch auf die Erbeutung von Vogeleiern, und da, wie schon gesagt, im Juli und August Tausende von Möven, Enten, Gänsen und sonstigem gefiederten Gethier in den Felsenspalten am Strande nisteten, so hatten sie so zu sagen, die Auswahl. So fingen sie an krummgebogenen Nägeln, die sie als Angeln benützten, verschiedene Fische, und verspeisten dieselben entweder kleingeschnitten roh als Salat, oder trockneten sie dieselben an der Luft, um sie später aus der Hand wie das Brod zu verzehren. Kurz, sie verabsäumten nichts, was ihnen ihre Lage erleichtern oder angenehm machen konnte, und deßwegen setzten sie sich auch alle Abende vor Bettgehen traulich zusammen, um sich durch gegenseitige Gespräche und Erzählungen aufzuheitern. Umgekehrt aber kehrte auch die Trauer bei ihnen ein, und zwar zwei Mal eine recht tiefe und schmerzliche Trauer.

Mit dem ersten Trauerfall nun verhielt es sich also. Der Alexis Himkof wußte aus langer Erfahrung, daß an der Westküste Spitzbergens jeden Sommer sehr viele mit dem Fischfang beschäftigte Schiffe erscheinen, während die Ostküste, die nur selten ganz vom Eis befreit wird, nur sehr wenige Besuche bekommt. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, es schon im zweiten Sommer zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, zu Land quer über die Insel hinüber bis an die Westküste vorzudringen, denn wenn ihnen dieß gelang, so durften sie darauf zählen, von irgend einem Walfischfahrer aufgenommen und gerettet zu werden; allein schon nach einigen kurzen Ausflügen in's Innere der Insel zeigte es sich, daß eine derartige Wanderung eine reine Unmöglichkeit sei. Wahrhaftig, sie hätten die Natur der Gemsen haben müssen, um über diese furchtbar hohen Felsenberge mit ihren steil emporragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln hinüberzuklettern, und überdem, wie wollten sie, ohne den Hals zu brechen, die vielen Aushöhlungen, Schluchten, Spalten und Abgründe überwinden, welche den Zwischenraum zwischen den Bergen bildeten? Nein, das ging nicht, und wenn es auch gegangen wäre, wie hätten sie sich zurechtfinden und ernähren wollen in dieser öden Welt, die aus nichts als Eis und Schnee und schwarzem Gestein bestand? „Aber," so fragte sich Alexis weiter, „wenn nun auch die Landreise nicht zu bewerkstelligen ist, sollte nicht wenigstens eine Seereise möglich sein, eine Seereise mittels eines leichten Bootes, das man zur Noth stellenweise über das Eis tragen kann, bis offenes Seewasser kommt? Gewiß" — so antwortete er sich dann selbst — „das muß gehen, auf diese Art muß man nach Westspitzbergen kommen können, und es handelt sich also blos um die Herstellung eines Nachens." Diese Idee ward er

nicht mehr los, und in der That ging er auch, nachdem er sie seinen Kameraden mitgetheilt und deren freudige Zustimmung erhalten hatte, schon im Spätherbst 1744 an die Ausführung des abenteuerlichen Gedankens.

Abenteuerlich nämlich muß man ihn nennen, da sie zum Baumaterial des Schiffleins nichts besaßen, als eine Partie Balken und Borde von gestrandeten Schiffen, und zu Bauwerkzeugen nichts, als eine Axt und ein Messer, welches letztere dazuhin noch wegen seiner schwächlichen Natur sehr geschont werden mußte. Wo aber in aller Welt konnte man einen Schiffsbaumeister finden, der es für möglich hielte, mit solch' erbärmlichen Hülfsmitteln auch nur das Geringste auszurichten? Unsere vier Helden aber verzagten nicht, sondern gingen unter des Alexis Anleitung frisch an die Arbeit und ließen nicht nach, selbst wenn es den Anschein hatte, als ob dieselbe eine völlig vergebliche sei. Zugegeben muß übrigens werden, daß sie nur äußerst langsam, nur Schritt für Schritt vorwärts kamen, und daß im Sommer 1745, also nach den Anstrengungen eines ganzen Jahres, noch nicht einmal das Gerippe des Schiffleins fertig war. Allein deßwegen verwandten sie doch mit größter Unverdrossenheit auch im nächsten Winter all' ihre entbehrliche Zeit auf dieses Geschäft, und siehe da, in der Mitte des Monats Juli 1746 war das Boot so gut wie vollendet. Freilich — ein Schiffsbaukundiger würde viel, nur allzuviel an ihm auszusetzen gehabt haben, und Alexis Himkof selbst verhehlte es sich nicht, daß das kleine nur ganz roh und nothdürftig zusammengefügte Fahrzeug keineswegs seetüchtig genannt werden könne; allein deßwegen mußte man es doch ein staunenswerthes Stück Arbeit nennen, weil es mit den oben angegebenen Hülfsmitteln vollendet worden war. Aus diesem Grunde besahen es auch unsere vier Helden mit nicht geringem Stolze, und beschloßen sofort eine Probefahrt mit demselben anzustellen, hauptsächlich auch um zu sehen, woran es noch fehle und wie etwa das Fehlende ergänzt oder doch verbessert werden könnte.

Der Eisgürtel, welcher die Ostküste Spitzbergens fast das ganze Jahr durch umhielt, stand auch damals noch fest, doch sah man von der nächsten Anhöhe aus, daß die Meereswellen in weiterer Entfernung vom Lande ganz frei dahinflutheten, und um also bis dahin zu gelangen, mußte man das Boot eine gute Strecke weit tragen. Diese Arbeit erschien übrigens den vier Männern bei der Aufregung, in der sie sich befanden, nur wie eine Spielerei, und sie war auch richtig in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit abgethan. Jetzt standen sie am Wasser, allerdings nicht an einem vollkommen eisfreien, sondern an einem, in welchem das gebrochene Eis in vielen theils größeren, theils kleineren Stücken herumschwamm, und man hatte also die größte Vorsicht zu beobachten, damit das gebrechliche Fahrzeug nicht gleich zum Anfang durch anstoßende Schollen zum Sinken gebracht werde. Doch siehe da — es schwamm wenigstens, als man es nun in's Wasser hinabließ; es schwamm und damit war schon Vieles gewonnen! Vorsichtig, einer nach dem andern, stiegen nun die Vier hinein. Lebensmittel nahmen sie keine mit, und eben so wenig irgend etwas anderes, was das Schiffchen hätte beschweren können, denn man mußte vorher seine Tragfähigkeit erproben.

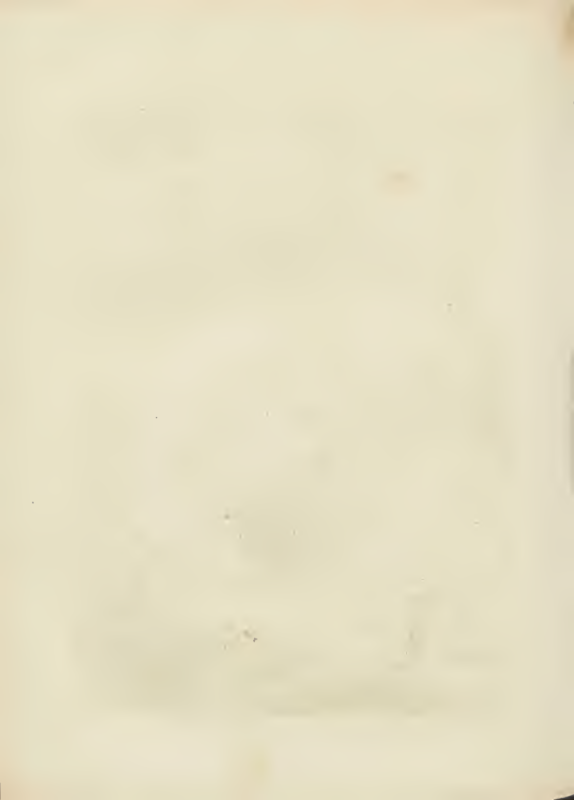
Nur allein die Axt führte Alexis bei sich, um mit derselben, wenn's etwas Nothwendiges zu zimmern gebe, gleich bei der Hand zu sein, und dem Iwan ward die geladene Muskete anvertraut, weil man doch nicht wissen konnte, was Einem aufstieß. So fuhren sie denn ab und gebrauchten ihre Ruder recht kräftig; allein — o weh — kaum wiegte sich der Nachen auf den Wellen, so fing er auch schon an Wasser zu ziehen. Offenbar waren also die Planken nicht fest genug an einander genietet, um das flüssige Naß nicht durchzulassen, und diesem Uebelstand mußte vorher abgeholfen werden, ehe man weiterfahren konnte. Sie wandten also schnellstens um, und während zwei von ihnen mit ihren Hüten das eindringende Wasser ausschöpften, ruderten die andern zwei dem Eisgürtel wieder zu. Aber — mein Gott, welch' schreckhafter Anblick bot sich ihnen nun plötzlich dar! Zwischen ihnen und dem besagten Gürtel schwamm eine große Eisbank, und auf dieser befand sich ein immenser Bär, der es offenbar auf sie abgesehen hatte. Natürlich ruderten sie sofort schnellstens auf die Seite, um an der Bank vorüber zu kommen; doch wie dieß der grimmige Bursche sah, stürzte er sich kopfüber in die See, und ruderte furchtbar brummend und die Zähne fletschend mit einer ganz ausnehmenden Schnelligkeit ihnen entgegen. Vergebens strengten sie alle ihre Kräfte an; das Ungethüm kam ihnen mit jeder Sekunde näher, und drang mit der größten Wildheit auf sie ein, offenbar in der Absicht, das Boot zu entern oder zu zertrümmern. Nun gaben die zwei, welche bisher mit ihren Hüten das eindringende Wasser ausgeschöpft hatten, dieses Geschäft der dringenderen Gefahr wegen auf und schlugen mit ihren Rudern den Bären so heftig über den Kopf, daß eine der Stangen entzeisprang. Doch, was kümmerten die paar Hiebe den kolossalen Kameraden, dessen Schädel aus Eisen gemacht zu sein schien! Sie dienten höchstens dazu, seine Wuth noch zu vermehren. Ja es gelang ihm sogar, die eine seiner Vordertatzen auf den Rand des Bootes zu setzen, wie um dasselbe zu erklimmen. Unendlich groß war die Gefahr; da erinnerte sich Alexis Himkof noch zur rechten Zeit der Axt, die er, freilich zu einem ganz anderen Zwecke, mitgenommen hatte, holte mit derselben zu einem furchtbaren Schlage aus, und schrie zugleich dem Iwan zu, auf das Ungethüm zu schießen. Der Axthieb nützte nichts, sondern der Bär schleuderte vielmehr den Alexis mit einem einzigen Griff seiner Tatze über Bord; die Kugel aber (denn Iwan schoß sogleich und zielte vortrefflich) verwundete das Thier äußerst schmerzhaft, und somit plumpte es mit einem wahrhaft markdurchschütternden Gebrülle in's Wasser zurück. Es sank aber nicht unter, sondern schwamm mit einer in der That erstaunenswerthen Schnelligkeit dem nächsten Eisschollen zu, und gab zugleich mit seinem Herunterplumpen dem fast bis an den Rand mit Wasser gefüllten Boote einen so gewaltigen Stoß, daß dieses mit unwiderstehlicher Kraft an einen andern Eisschollen zurückfuhr und alsbald mitten entzwei borstete. Natürlich wurden nun unsere vier Helden für die nächste Minute unter den Meereswellen begraben, allein da sie ohne Ausnahme gute Schwimmer waren, so arbeiteten sie sich bald wieder empor und retteten sich auf das feststehende Eis. Doch das Boot, das Kind ihrer

zu Seite 184.



Art A v E Hochdanz.

Der Kampf mit dem Eisbären



Liebe, an dem sie zwei volle Jahre lang mit unverdrossenem Eifer gearbeitet hatten, ach, es schwamm in einzelne Stücke zerschellt, in den weiten Ocean hinaus, und war also für sie unwiederbringlich verloren! Mit ihm aber mußten sie auch die Hoffnung, nach der Westküste von Spitzbergen hinüber kommen zu können, zu Grabe tragen, denn sie hatten zur Herstellung dieses Fahrzeugs die sämmtlichen Bretter und Nägel, welche sie gesammelt, verwenden müssen, und ein neues zu bauen gehörte also in's Reich der Unmöglichkeit.

Das war der eine der beiden schweren Trauerfälle, von welchen sie heimgesucht wurden; der andere aber that ihnen doch fast noch weher. Ihr Genosse, Feodor Weregin nämlich, der einzige, welcher bei dem ersten Bärenkampfe eine Wunde davon getragen hatte, erhielt von dort an seine rechte Gesundheit nie wieder. Die Wunde wollte lange nicht heilen, und als sie sich endlich schloß, da lag es ihm wie ein Centner so schwer auf der Brust. Sie sorgten für ihn, wie für einen Bruder, und pflegten ihn, als wäre er ihr gemeinsames Kind, allein alle Liebe und Theilnahme schlug nicht an, und sein hektischer Husten nahm von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr zu. Ueberdem zehrte noch eine unaussprechliche Sehnsucht nach der Heimath an ihm, und so war es denn kein Wunder, daß seine Kräfte nach und nach aufgerieben wurden. Als das Frühjahr 1749 herannahte, starb er, und seine drei Freunde begruben ihn in einer Felsenspalte — ein wirkliches Grab zu graben war ihnen des festgefrorenen Bodens wegen unmöglich — am Meeresufer, von dem aus er so oft hinausgeschaut und dabei von der Errettung durch ein nahendes Schiff geträumt hatte. Sie begruben ihn ohne Sang und Klang und ohne ihm eine Leichenrede zu halten; aber den Schmerz, den sie dabei empfanden, zu beschreiben, geht über meine Kräfte. „An wen von uns wird nun zunächst die Reihe kommen," frugen sie sich in ihrem Innern, „und wer wird am Ende allein übrig bleiben, nachdem er alle Andern beerdigt hat?" Ach, das waren böse Tage, die Tage, welche dem Tode des Feodor Weregin unmittelbar folgten, und nur die angestrengteste Thätigkeit konnte die drei Ueberlebenden ihrem Trübsinn entreißen!

Doch die Stunde der Erlösung war ihnen näher, als sie sich dachten oder auch nur zu träumen wagten. Weil sie nämlich seit vollen sechs Jahren, trotz der genauesten Ausspähe, welche sie hielten, kein Schiff in Sicht bekamen, so gaben sie endlich alle Hoffnung auf, je einmal ein solches zu erblicken, und auf ihren trüben Gesichtern hatte sich längst das Wort „Entsagung" tief eingegraben. Da geschah es am 15. August des Jahres 1749, daß Iwan Himkof, der Jüngste von ihnen, während er ganz in der Nähe ihrer Hütte an einem sehr hohen Felsberge einem Rennthier auflauerte, um einen frischen Braten in's Haus zu bekommen, mit seinem scharfen Auge auf der hohen See einen weißen Punkt bemerkte, der sich anfangs nur wie eine Schwalbe oder Seemöve ausnahm, welchen aber der kundige Bursche gar bald für ein Segel erkannte. Das Herz wollte ihm über dieser Entdeckung vor Freude zerspringen, allein er hielt

an sich und kein Laut verkündete seinen Fund. „Ich muß mich," dachte er, „vorher vergewissern, ob ich auch richtig gesehen, damit uns nicht nachher die Enttäuschung um so schmerzlicher darniederwerfe." Somit rannte er, um eine bessere Aussicht zu gewinnen, den steilen Berg mit einer Eilfertigkeit hinauf, als ob es ein ebener Weg wäre, allein siehe da, er hatte sich nicht getäuscht: es war ein Schiff, ein mit vollen Segeln steuerndes Schiff! Wie er nun übrigens über den Felsen wieder herab kam, um seinen beiden Genossen die Nachricht zu überbringen, das konnte er nachher selbst nicht mehr sagen. Er flog mehr, als er ging! Eben so wenig will ich es unternehmen, den Jubel zu beschreiben, von dem die Herzen der so lange Verlassenen überströmten, sondern ich bemerke nur, daß sie alle Drei sofort den Gipfel des Berges in höchster Hast zusammen erklimmten, um nach dem gottgesegneten Schiffe auszuschauen, und es war richtig — ein Schiff steuerte mit vollen Segeln in der Entfernung von wenigen Meilen dahin! Wie sie nun aber einander in trunkener Freude umarmten, da erinnerte sich Alexis Himkof, der umsichtige Steuermann, plötzlich, daß es nicht genug sei, wenn das Schiff ihnen in Sicht war. Im Gegentheil — sie mußten vom Schiff aus gesehen werden, wenn die Erlösungsstunde für sie schlagen sollte! So sprangen sie denn nach seinem Befehl und unter seiner Führung nach der Hütte zurück, und häuften vor derselben alles Holz auf, das sie mit so viel Mühe gesammelt hatten; er aber, der Alexis, holte die immerwährend brennende Lampe, und in einer Minute loderte ein prächtiges Feuer empor. „Nun Moos herbei, was ihr schleppen könnt," befahl der Steuermann weiter, „damit wir einen Rauch bekommen, als wäre hier ein feuerspeiender Berg in Arbeit." Auch dieser Befehl wurde auf's pünktlichste ausgeführt, und schließlich kam der wackere Iwan noch auf den guten Einfall, an der höchsten Spitze des Mastes ein Rennthierfell zu befestigen, damit es dort die Stelle einer Fahne vertrete. Nichts sollte unversucht gelassen werden, um sich dem Schiff bemerklich zu machen!

Mit welcher Spannung nun aber die Drei nach dem Schiff hinschauten, und mit welch' furchtbarem Herzklopfen sie jede Bewegung desselben beobachteten, ach, das läßt sich wohl denken, aber nicht beschreiben! Leben und Tod hing ja davon ab, ob sie gesehen wurden oder nicht, Leben und Tod, Erlösung oder ewiges Verlassensein! Doch die Leute auf dem Schiffe hielten gute Wache und bemerkten den Rauch augenblicklich. Auch entging dem Kapitän, der mit seinem Fernglas die Gegend sondirte, die am Mastbaum der Hütte hin und herschwankende Fahne keineswegs, und somit konnte er sich wohl denken, daß dort auf jenem Fleck Land Menschen seien, die seiner Hülfe bedürfen. Er ließ also sofort das Schiff beidrehen und steuerte auf das Land zu, gerade in der Richtung, in welcher die Hütte unserer Einsiedler stand; diese Letzteren aber, wie sie dieß sahen, fielen auf ihre Kniee nieder und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Sie hatten nicht geweint, diese ganze sechs Jahre her; sie hatten nicht einmal geweint, als sie ihren lieben Freund Feodor begruben; aber jetzt, in dem Augenblick, da sie sich überzeugten, daß sie gesehen seien, daß sie gerettet wer-

den würden, da konnten sie sich nicht mehr halten, sondern sie schluchzten laut, wie Kinder, und die Freude überwältigte sie förmlich.

Merkwürdiger Weise war das Schiff, dem sie ihre Erlösung verdanken sollten, ein auf den Fischfang ausgesandter Kutter von Archangel, ihrer Vaterstadt, und wie nun der Kapitän in seinem Boote — des Eises wegen mußte das Schiff selbst in ziemlicher Ferne vom Ufer Anker werfen — landete, um sich die in Bärenpelze gehüllten Männer näher zu besehen, erstaunte er nicht wenig, in denselben Bekannte — längst todt geglaubte Bekannte zu treffen. Um so freudiger war der Willkomm, den er ihnen zu Theil werden ließ, um so herzlicher die Fürsorge, mit welcher er ihnen entgegenkam. Einen ganzen Tag blieb er vor Anker liegen, und ließ sich alles genau zeigen, wie und wo die drei Männer bisher gelebt hatten; mit jeder Minute aber nahm seine Verwunderung, wie auch seine Bewunderung zu. Wer hätte es für möglich halten sollen, daß civilisirte Menschen in dieser gräßlichen Einöde, in diesem schaudervollen Clima, ohne irgend welche Hülfsmittel, als die sie sich selbst bereiteten, sechs Jahre lang existiren, und zwar menschlich, ohne zum Thier herabzusinken, existiren könnten? Wahrhaftig, diese drei Männer waren Helden, und es gebührte ihnen die Verehrung, welche man noch stets dem Außerordentlichen gezollt hat!

Am 16. August 1749 lichtete nun das Schiff, nachdem es die Drei mit sammt ihren Renuthierhäuten, ihren Bärenfellen, ihren Fuchspelzen, ihren Lanzen, ihren Bögen, ihren Pfeilen, ihren Kleidern, kurz mit Allem, was sie besaßen, eingeladen hatte, die Anker und am 28. September lief es in den Hafen von Archangel ein. Hier dachte kein Mensch daran, welche kostbare und merkwürdige Passagiere es an Bord habe, denn man hielt, wie gesagt, unsere drei Helden längst für todt. Sogar die Frau des Alexis Himkof hatte seit Jahren alle Hoffnung aufgegeben, ihren Mann je wieder zu sehen, und sie trug Trauerkleider um ihn, wie um einen Begrabenen. Deßwegen konnte sie sich's aber doch nicht versagen, immer wieder an den Hafen zu gehen, wenn ein Walfischfahrer einlief, denn man konnte von einem solchen doch vielleicht über die Zeit und die Art seines Todes etwas Näheres erfahren. So stand sie auch dießmal wieder mit vielen Andern am Ufer, und betrachtete sich das ankommende Schiff; unsere drei Helden aber hatten sich auf das Verdeck postirt, um sich an dem Anblick ihrer Heimath das Herz zu erfreuen. Da schrie auf einmal von dem Strande her eine durchdringende Stimme: „Alexis, Alexis!" und eine Frau stürzte vor, ihre Arme weit ausbreitend; wie aber der Alexis den Schrei hörte und das vorstürzende Weib sah, da wartete er nicht ab, bis das Schiff vollends in seinen Dock einlief, sondern er sprang sofort in's Wasser hinab und schwamm mit gewaltigen Armen dem Ufer zu. Er hatte seine Frau erkannt, so gut er von ihr erkannt worden war, und wie hätte er da dem Drange, sie augenblicklich in seine Arme zu schließen, auch nur eine Minute länger widerstehen können? Ach, das war ein Jubel, das war ein Wiedersehen!

Uebrigens auch dem Iwan und dem Stephan wurde ein mehr als festlicher

Empfang von Seiten ihrer Freunde, und schließlich wollte ganz Archangel die Wundermenschen sehen, die sechs Jahre lang in der nächsten Nähe vom Nordpol bei den Eisbären gelebt hatten. Ja weit über Archangel hinaus drang die Kunde von diesem außerordentlichen Ereigniß, und selbst der Czar in St. Petersburg ließ sich dasselbe berichten, natürlich aber nur, um unsere Helden reichlichst zu beschenken. Nicht minder großmüthig erwies sich die Stadt Archangel gegen sie, und man gab ihnen allen gute Bedienstungen, so daß sie von nun an ganz gemächlich leben konnten. Aber — sonderbar — sie konnten sich nie mehr recht in die Gewohnheiten der übrigen Menschenkinder finden! So aßen sie z. B. kein Brod, indem sie behaupteten, dasselbe nicht ertragen zu können, und eben so wenig kam je wieder ein anderer Tropfen Getränke über ihre Lippen, als Quellwasser. Jeder Menschenmenge gingen sie scheu aus dem Wege und ein größeres Geräusch erfüllte sie mit Ekel. Am auffallendsten aber war, daß keiner von ihnen je mehr einen Fluch ausstieß, wie sonst Matrosen zu thun pflegen, und es unterlag also keinem Zweifel, daß die erhabene Stille und Einsamkeit Spitzbergens ganz andere Menschen aus ihnen gemacht hatte.

Alexis Himkof und seine Frau starben anno 1789 an einem und demselben Tage und wurden in ein Grab gelegt. Zwei Jahre länger lebten Iwan und Stephan, aber dann folgten auch sie ihrem geliebten Steuermann in die Ewigkeit nach.

Sechstes Kapitel.

Isländische Geschichten.

Es macht immer einen ganz anderen Eindruck, wenn man Jemanden etwas erzählen hört, was er selbst erlebt hat, als wenn Einer über denselben Gegenstand aus einem Buche oder vom Hörensagen berichtet, und eben darin liegt der Grund, warum die Jugend so gerne den Worten eines Alten lauscht, der seine Erfahrungen aus früheren Jahren preisgibt. So ging es auch uns Knaben gegenüber dem alten Urgroßvater, der in seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren große Reisen mit einem vornehmen Engländer gemacht hatte, und den wir anzuhören nicht müde werden konnten. Insbesondere aber zogen uns seine Erlebnisse in Island an, denn es handelte sich dabei nicht blos darum, daß er diese Insel durch einen längeren Aufenthalt ganz genau kennen lernte, sondern noch weit mehr darum, daß er dort mit jenem Engländer mehrere Abenteuer durchmachte, welche ihn beinahe in einen frühzeitigen Tod gestürzt hätten. Darum pflegte er auch das Jahr 1783, in welches jene gefährlichen Abenteuer fielen, nur kurzweg „das Jahr der drei Todesgefahren“ zu nennen, und er wurde dann in seiner Beschreibung so lebhaft, als ob Alles erst gestern oder vorgestern passirt wäre. Zugleich aber gab er dabei eine so total natur- und wahrheitsgetreue Schilderung von Land und Leuten, daß ich glaube man wird Island nicht besser kennen lernen können, als wenn ich seine einfachen und schmucklosen Erzählungen hier mit seinen eigenen Worten kurzweg wiederhole.

Warum die Insel „Island“ oder „Eisland“ getauft wurde — begann er seinen Bericht —, nun darüber braucht kein Mensch im Zweifel zu sein, der auch nur einen ganz oberflächlichen Blick auf das Land wirft, denn die ganze Insel starrt selbst im hohen Sommer von so furchtbaren Eisgebirgen, und solch' ungeheuren Gletschermassen, daß die wenigen grünen Thäler davor gleichsam ganz verschwinden. Ebendeßwegen finden auch verhältnißmäßig nur sehr wenige Menschen hier ihre Nahrung, und so-

mit beläuft sich die Gesammtbevölkerung Islands, trotzdem, daß die Insel ihre zweitausend Quadratmeilen im Umfang hat, auf kaum mehr als sechzigtausend Einwohner. Man merke sich das: auf eine Quadratmeile kommen auf Island dreißig Menschen, während in Deutschland und Frankreich eine gleich große Strecke deren drei bis vier tausend und mehr ernährt! Uebrigens nicht blos der Umstand, daß ein großer Theil der Insel in ewigem Eise starrt, macht dieselbe so öde und unbewohnt, sondern der Grund hievon ist eben so gut in den fürchterlichen Erdbeben zu suchen, von welchen dieselbe noch in jedem Jahrhundert, so lange man sie kennt, heimgesucht wurde. Ueberall trifft man die Spuren ihrer gräßlichen Verwüstungen, bestehend in weithingedehnten Lavafeldern, und insbesondere erscheint das ganze Innere der Insel als eine ungeheure, schauerliche Wüste ohne irgend welche Vegetation, ohne irgend welches Leben. Ja man darf sogar nicht daran zweifeln, daß Island nichts ist, als der durchlöcherte Deckel eines immensen über ewigem Feuer stehenden Schmelztigels, denn dafür zeugen die ungewöhnlich große Menge von theils im Gange befindlichen, theils ruhenden Feuerschlünden, so wie die noch größere Anzahl heißer Springquellen und kochender Schwefelkessel. Unmittelbar aber über dieser ewigen Gluth erhebt sich in furchbarer Majestät der Thron des ewigen Eises, auf welches die Strahlen der Sonne nimmermehr einen Einfluß ausüben.

Etwas besonders Einladendes besitzt also die Insel nicht, außer für den Naturforscher und den Bewunderer großartiger Naturseenen; allein deßwegen haben doch die Menschen nicht verabsäumt, sie in Besitz zu nehmen, und sich sogar über ihren Besitz zu streiten. Ihre erste Entdeckung fällt in's Jahr 861. Im Sommer dieses Jahrs nämlich ward Nadodd, ein norwegischer Seeräuber, der nach den Faröerinseln segeln wollte, durch Sturmwind weiter nach Norden getrieben, und sah nun plötzlich die hohen schneebedeckten Gebirge Islands, die über Nebel und Wolken ihm entgegenleuchteten, vor sich. Er lief also in die nächste Bucht, den jetzt noch sogenannten „Austrfjörd“, ein, und stieg sofort mit den Waffen in der Hand an's Land, um etwaigen Feinden nach Kriegerweise entgegentreten zu können. Die Waffen jedoch brauchte er, wie er sich sogleich überzeugte, nicht, weil das ganze Land damals noch von keinem Menschen, ja nicht einmal von bösartigen wilden Thieren bewohnt war. Ueberall herrschte vielmehr eine so traurige Oede, Stille und Leere, daß es dem Nadodd allda nicht recht gefallen wollte, und somit kehrte er „dem ewigen Schneelande“ — so nannte er es — schon nach dem Aufenthalte von ein paar Wochen wieder den Rücken. Drei Jahre später wurde Gardar, ein Schwede, der auf der Inselgruppe der Hebriden eine Erbschaft holen wollte, ebenfalls vom Sturme nach der Insel, aber an ihre Westküste, verschlagen, und fand diese seine Entdeckung so interessant, daß er rund um das Eiland herumsegelte, um schließlich in der Bucht von „Husavik“ zu überwintern. Auch gab er der Insel den Namen „Gardars-Holm“, und machte sowohl in Schweden, als in Norwegen, eine solch' anziehende Beschreibung von ihr, daß den Leuten der Mund ganz wässerig wurde. So beschloß denn Floki, ein anderer normännischer Seeräuber, mit

einer Anzahl gleichgesinnter Männer das neuentdeckte Land in Besitz zu nehmen, und segelte also mit Lebensmitteln und anderen zur Ansiedlung nothwendigen Gegenständen, insbesondere auch mit Schafen und Kühen wohl versehen im Jahr 865 dahin ab. Dort angekommen landete er in einer an der Südwestküste gelegenen großen Bucht, die er einem seiner Gefährten zur Ehre „Faxi-Fjörd" nannte, und errichtete sofort eine förmliche Niederlassung am nahen Ufer. Dieser Platz war durchaus nicht schlecht gewählt, denn das Meer lieferte hier eine unzählige Menge Fische, und in den an die Bucht grenzenden Thälern fanden die mitgebrachten Kühe und Schafe Nahrung in Ueberfluß. Dagegen aber verabsäumten es die neuen Ansiedler thörichterweise, während der kurzen Sommerszeit Heu zu sammeln, damit sie ihre Schafe und Kühe den langen Winter hindurch ernähren könnten, und da in Folge dessen das mitgebrachte Vieh elendiglich verhungern mußte, so gerieth Floki darüber so in Zorn, daß er nicht blos alsbald wieder heimkehrte, sondern auch die Insel als ein unwirthbares, tristes, von ewigem Eis starrendes Felseiland, das keiner weiteren Beachtung werth sei, schilderte. „Ein Eisland ist es," rief er seinen Landsleuten zu, als er Norwegen wieder erreichte, „und ein Eisland wird es bleiben von nun an bis in Ewigkeit. Darum habe ich es auch Eisland getauft, damit es keinen Menschen mehr gelüste, dahin zu fahren."

Bald jedoch erwachte dieses Gelüste dennoch wieder unter den Norwegern. Um's Jahr 870 nämlich glückte es einem der norwegischen Fürsten, Harald dem Schönhaarigen, alle seine Nachbarn zu unterwerfen, und die Alleinherrschaft des ganzen Landes an sich zu reißen; allein dieß wollte verschiedenen norwegischen Edlen oder „Jarlen" gar nicht gefallen, und ihr Stolz empörte sich dagegen, einen „Herrn" über sich anzuerkennen. Deßwegen richteten sie ihre Blicke nach Island, denn wenn auch dieses Land als arm und unfruchtbar geschildert wurde, so wollten sie doch lieber den Kampf mit einer harten, wilden Natur wagen, als von der Freiheit lassen, der sie sich bisher erfreut hatten, und schnell entschlossen wanderten die Jarle Ingolf und Hiorleif, alle ihre Leibeigenen nebst ihrer sämmtlichen Habe mit sich führend, noch im nämlichen Jahre 870 dahin aus. Diese Zwei bildeten aber nur den Vortrab, und in den nächsten vierzig Jahren folgten noch so viele norwegische Adels-Familien, besonders aus Helgeland, Drontheim, Nordenfield und Rommedalen nach, daß bereits um's Jahr 910 alle bewohnbaren Theile Islands in Besitz genommen waren.

Damals bildete Island eine Republik und alle Gesetze wurden vom Volk in großen jährlichen Versammlungen, dem sogenannten „Altthing", das im Mai am See Thingvalla statthatte, in's Leben gerufen. Eben so gingen alle Beamten aus der Volkswahl hervor, und der erste derselben war der „Laughman", d. i. der Präsident des Altthings, der übrigens je nach drei Jahren wieder abtreten mußte, um einem Anderen Platz zu machen. Kurze Zeit darauf, nachdem sich dieser Zustand fest begründet hatte, fand auch das Christenthum Eingang auf der Insel, und zwar haupt-

sächlich durch Thorwald den Reisenden, den Sohn des mächtigen Kodran; allein nur zu Viele der Insulaner wollten vom Glauben ihrer Väter nicht lassen, und so wäre es bald über dem Religionsstreit zu Mord und Todtschlag gekommen. Da drang zum Glück auf dem Allthing anno 1000 der Vorschlag einiger vernünftiger Männer durch, den Streit durch ein Schiedsgericht zu beendigen, und es wurde sofort der kluge Laughman Thorgeir zum Schiedsrichter erwählt; wie dieser nun aber zu Gunsten des Christenthums entschied, ließ sich sofort der größte Theil derer, welche noch dem Heidenthum anhingen, an den heißen Quellen in der Nachbarschaft taufen, und mit dem Reiche der alten Götter war es für immer vorbei.

Nun begann eine wahrhaft goldene Zeit für Island, denn der bisher so wilde und abenteuerliche Geist der Insulaner, den sie noch von Norwegen herübergebracht hatten, richtete sofort, durch die Herrlichkeit des Christenthums gezähmt, alle seine Kraft auf die Wissenschaften und Künste, so daß in allen besseren Familien die classischen Studien oben an standen. Wer es irgend möglich machen konnte, schickte seine Söhne zur Ausbildung auf eine der Hochschulen von Italien, Frankreich oder Deutschland, und so bildete sich in kurzer Zeit eine Schule von Gelehrten, besonders von Historikern, wie sie in jenen dunkeln Zeiten kein anderes Land in Europa aufzuweisen hatte; umgekehrt aber waren auch die isländischen Barden und Skalden überall im Norden wie im Süden beliebt, und gewannen mit ihren herrlichen Poesien Geld und Ruhm in Hülle und Fülle. Kurz Island galt im 12. und 13. Jahrhundert für das Land der Freiheit und der Bildung, und überdem trieb sein Handel so üppige Blüthen, daß selbst in allen kleineren Geschäften wenn nicht Ueberfluß so doch Wohlstand herrschte.

Leider aber sollte diese Periode des Ruhms und des Glücks nur zu bald ein Ende nehmen. Es lehrt nämlich die Erfahrung, daß in jeder Republik im Verlaufe der Zeit einzelne Familien durch Reichthum, Herkommen und andere Mittel ein Ansehen und einen Einfluß erlangen, wodurch sie über ihre übrigen Mitbürger hervorragen. Ist dieß dann so weit gekommen, so halten die Einen zu dieser, die Andern zu jener Familie, und dadurch entstehen Parteien oder Factionen, welche am Ende in Feindseligkeiten mit einander gerathen und den Bürgerkrieg hervorrufen. Gerade so und nicht anders kam es auch in Island, und die Könige von Norwegen, welche diese von ihrem Lande aus bevölkerte Insel immer gerne zu ihrem Reiche geschlagen hätten — sie betrachteten sie als eine Art von Colonie von Norwegen —, verabsäumten natürlich keine Gelegenheit, die isländischen Großen immer mehr gegen einander aufzuhetzen, um desto besser im Trüben fischen zu können. Auf diese Art erwarben sie sich nach und nach eine starke Partei auf Island, und endlich, anno 1261 kam's so weit, daß auf dem Allthing zu Thingvalla mit großer Mehrheit beschlossen wurde, sich, um die ewigen Fehden und Zwistigkeiten endlich loszuwerden, der Oberherrlichkeit des norwegischen Königs Hako zu unterwerfen. Dem Bedürfniß nach Ruhe wurde die Selbstständigkeit geopfert, und die Leute glaubten

damals wohl daran gethan zu haben; hätten sie aber zum voraus bedacht, daß mit der Selbstständigkeit auch die Freiheit, und mit der Freiheit die geistige wie die materielle Entwicklung fallen müßte, — wahrhaftig sie würden sich eines andern besonnen haben!

Natürlich betrachteten die neuen Herrscher die neuerworbene Insel nur wie eine Provinz ihres Reiches, und so kam dieselbe anno 1387 mit Norwegen in den dänischen Besitz, in welchem sie auch bis heute verblieben ist. Die Dänenkönige aber unterließen es, wie man sich wohl denken kann, nicht, auch diese Provinz eben so gut zu dänisiren, wie ihre übrigen, und so wurden denn die alten Gesetze nach und nach von neuen, in Kopenhagen gemachten, verdrängt. Nicht minder streng hielt man es in Religionssachen, und weil die Könige Dänemarks protestantisch geworden waren, mußten es auch die Isländer werden. An „Pflichten" also, die man den Insulanern auferlegte, fehlte es nicht, ihre „Rechte" aber waren um so näher bei einander, und insbesondere wurde der bisher durchaus freie Handel ein dänisches Monopol, d. h. die Könige von Dänemark betrachteten das arme Island als ein Gut, welches sie dem Meistbietenden zur Ausbeutung verpachten durften. Dazu kamen dann noch verschiedene gräßliche Hungerjahre, ferner die Pest des schwarzen Todes, so wie endlich eine Anzahl der verheerendsten Erdbeben, und — nun frage ich, konnte die Folge von diesem allem zusammen eine andere sein, als ein allmäliges Herabkommen dieses einst so blühenden Landes? Freilich stemmte sich der zähe, nachhaltige, altgermanische Charakter der Einwohner den Uebergriffen der Regierung stets auf's hartnäckigste entgegen, und machte so den totalen Verfall unmöglich; Zeit jedoch wäre es, wahrhaftig die höchste Zeit, daß die dänische Regierung einmal zu einer besseren Einsicht gelangte, und vor allem jedes Monopol abschaffte, denn sonst sind die Bewohner des Eislandes am Ende gezwungen, den Versuch zu machen, ob sie sich nicht mit Gewalt ihre frühere Unabhängigkeit wieder erringen können*).

Solches ist in kurzen Worten die sehr lehrreiche Geschichte von Island, und nun will ich nur noch Einiges über das jetzige Thun und Treiben seiner Bewohner erwähnen, ehe ich auf die Abenteuer, welche mich selbst betreffen, des Näheren eingehe. Es gibt in Island nur zwei Jahreszeiten, einen Winter von beinahe neun und einen Sommer von kaum mehr als drei Monaten, und dieses ganz nordische Klima macht es den Erzeugnissen der gemäßigten Zone unmöglich, hier je zur Reife zu gelangen. Es können also weder Getreide, noch Obst, noch auch nur Kartoffeln gepflanzt werden, sondern das einzige, was in den fruchtbaren Niederungen fortkommt, ist Gras. Nun aber, wenn sich die Sache so verhält, was bleibt den Leuten anders übrig als ihr Hauptaugenmerk auf die Viehzucht zu werfen? Unter

*) In neuester Zeit hat die dänische Regierung diese Einsicht erlangt, und der Handel und Wandel ist nun freigegeben. Anmerkung des Verfassers.

dem Vieh jedoch sind selbstverständlich nur Schafe, Kühe und Pferde zu verstehen, denn die Schweine und das Federvieh fressen kein Gras und können also in Island nicht gefüttert werden; Kühe, Pferde und Schafe dagegen finden sich in großer Anzahl vor und man schätzt z. B. die letzteren auf nicht weniger als viermalhunderttausend Stück. Trotzdem würde das vorhandene Vieh bei weitem nicht hinreichen, die Bewohner Islands zu ernähren, sondern es müßte in wenigen Jahren eine Hungersnoth einbrechen, wenn man sich blos hierauf beschränkt sähe; allein zum großen Glück ist das besagte Land eine Insel, und somit wird das Meer mit seinen unerschöpflichen Vorräthen in Anspruch genommen, um den Mangel an Getreide, Obst und Kartoffeln zu ersetzen. Fischfang also und Viehzucht bilden die, so zu sagen, einzigen Nahrungszweige der Isländer, denn die Einfuhr von Mehl und anderen Viktualien ist verhältnißmäßig sehr gering. Eigenthümlicherweise aber gibt es beinahe keinen einzigen Eingeborenen, der entweder ganz vom Fischfang oder ganz von der Viehzucht lebte. Ja selbst die reichsten Meiereibesitzer können sich dessen nicht rühmen, weil gar große Vorräthe dazu gehören, um eine starke Familie über die nicht endenwollende rauhe Jahreszeit hinüberzubringen, und überdieß weiß auch der ärmere Isländer den Wohlgeschmack des geräucherten Lachses zu würdigen.

Dieß bringt mich nun auf das Kapitel des Essens, und ich darf dieses um so weniger stillschweigend übergehen, als der Charakter eines jeglichen Volks sich in den Speisen, die es genießt, und in der Art und Weise, wie es sie genießt, abspiegelt. Allein siehe da, gerade hierin machen die Isländer eine überaus rühmliche Ausnahme von den übrigen Bewohnern des hohen Nordens, die wir bis jetzt kennen lernten, denn von ihren Speisen und von ihrem Essen ist nicht blos all' die barbarische Rohheit entfernt, welche uns am Obi und bei den Lappen so widerwärtig berührte, sondern wir Bewohner des mittleren Europa dürften uns in mancher Beziehung, besonders auch in dem Artikel der Mäßigkeit, ein Beispiel an jenen Insulanern nehmen. Kaffee, Thee und Wein nämlich, ja selbst Branntwein, kommen nur auf den Tisch des Reichen, und der Aermere beneidet ihn nicht im geringsten darum. Im Gegentheil verschmähen die Meisten derartige Genüsse, selbst wenn sie dieselben halb umsonst haben können, und ziehen unbedingt ihr Lieblingsgetränk, d. i. aus Schafmilch bereitete saure Molken, den sogenannten „Skyr“ vor. Auch ihre Speisen sind gleich einfach, und das gewöhnlichste Gericht sind Werktags getrocknete Fische und Sonntags geräuchertes Schaffleisch. Nur mit der Butter gehen sie äußerst verschwenderisch um, und unter zwei ein halb Pfund täglich kann ein erwachsener Mann nicht auskommen, weil jede Speise so zu sagen im Fette schwimmen muß. Dagegen ist Brod etwas äußerst seltenes und Gemüse pflegen gar nicht vorzukommen, einfach deßwegen, weil keine auf der Insel wachsen.

Nicht so viel Lob kann ich den Wohnungen der Isländer zollen, indem diese fast durchaus eben so eng, als feucht und dumpfig sind; allein davon trägt ganz allein der Umstand die Schuld, daß auf ganz Island kein Baum wächst. Ganz ohne Holz

ist allerdings die Insel nicht, sondern es gibt vielmehr da und dort in feuchten Niederungen einiges verkrüppelte Gesträuch; doch erreicht es nie eine Höhe und einen Umfang, um Balken und Dielen daraus zu fertigen. Darum müssen die sämmtlichen Mauern der isländischen Gebäude, also die der Wohngebäude so gut, als die der Scheunen, Vorrathshäuser und Stallungen, aus Steinen, die man mit Rasen oder Torf (in Ermangelung eines andern Mörtels) verbindet, aufgebaut werden, und auch die Seitenwände, so wie die Dächer bestehen nur aus aufeinandergelegten Rasenstücken, die, um keinen Wind einzulassen, meist eine Dicke von fünf bis sechs Fuß haben. Eigentliche Fenster, wie wir sie haben, giebt's keine; dagegen bringt man statt derselben im Dache kleine Stücke Glas von vier oder fünf Zoll Durchmesser an, die übrigens nur ein ganz dürftiges Licht hereinlassen. Eben so wenig kann von einem mit Brettern belegten Stubenboden die Rede sein, sondern dieser letztere besteht vielmehr aus festgestampfter Erde, über die man etwas Moos ausbreitet. Was aber uns Bewohnern eines gemäßigten Klimas am meisten auffallen muß, ist das, daß in keinem einzigen Hause — die Wohnungen sehr wohlhabender Leute in den Küstenstädtchen natürlich ausgenommen — sich ein Ofen zum Einheizen vorfindet; ja daß selbst der Kochheerd nur aus einigen wenigen über einander gelegten Steinen besteht, in deren Mitte kaum ein dürftiges Feuerchen Platz hat. Man bedenke nur — neun Monate lang Winter und keinen Ofen! Ein Winter, von dessen eisiger Kälte man bei uns zu Lande gar keinen Begriff hat, und nicht einmal ein tüchtiges Feuer auf dem Heerde! Aber, du lieber Himmel, woher sollte man denn das Material zum Feuern und Heizen bekommen, da es keine Bäume und Waldungen, noch weniger aber Steinkohlen giebt? Reicht doch das wenige Gesträuch nebst dem sehr schlechten Torfe kaum zu, um das Kochfeuer zu unterhalten, so daß man an vielen Orten zur höchsten Qual der Geruchsnerven getrockneten Kuh- und Schafmist oder auch die Gräthe und Gerippe von Fischen und Vögeln als Surrogat zu verwenden gezwungen ist! Unter solchen Umständen nun sehen sich die Leute, um sich gegenseitig durch ihre Ausdünstungen zu erwärmen, gezwungen, recht eng auf einander zu wohnen, so daß oft zehn bis fünfzehn Personen Tag und Nacht in einem Raum von nicht mehr als zwölf Fuß in's Gevierte beisammen sind, und da es ihnen überdem nie einfällt, im Winter frische Luft durchströmen zu lassen, weil diese Luft sehr kalt ist, so wird man mir wohl recht geben müssen, wenn ich oben sagte: „Den Wohnungen der Isländer sei kein besonderes Lob zu zollen." Gewiß aber — wenn es Holz gäbe, oder wenn sich ein Steinkohlenlager erbohren ließe, dann würde dieß alles in kurzem ganz anders werden, denn ein großer Theil der Isländer fühlt selbst, daß mit solchen Wohnungen die Unsauberkeit stets nothwendigerweise Hand in Hand gehen muß, und — von Unsauberkeit sind sie sonst keine Freunde.

Geringes Getränke, frugales Essen und schlechtes Wohnen wird also dem armen Isländer in vollem Maße zu Theil, nicht minder aber auch sehr angestrengtes Arbeiten, und zwar Winters wie Sommers. Kaum ist nämlich das Neujahr vorüber,

so kündigt die Erscheinung großer Schwärme von Möven und andern Vögeln an der West- und Südküste von Island — die Nord- und Ostküste wird um diese Zeit von unendlichen Eismassen, welche allen Fischfang unmöglich machen, umlagert — den Beginn der Fischzeit an, und nun eilen von den männlichen Bewohnern des Landes wohl gut zwei Drittheile an die besagten Küsten, um entweder auf eigene Rechnung zu fischen, oder aber sich als Knechte bei Bootinhabern zu verdingen. Manche haben dreißig bis vierzig deutsche Meilen weit zu gehen, um ihre Fischerstation zu erreichen, und daß eine solche Reise im strengsten Winter, durch tiefen Schnee und bei fast immerwährender Dunkelheit nichts besonders Einladendes hat, kann man sich denken. Noch schlimmer wird's aber erst, wenn das Fischen angeht. Die Wohnung ist da eine finstere, feuchte Hütte, die der Fischer mit ein paar Andern zusammen theilt, und die Nahrung besteht aus Skyr und gekochten Fischen. Die Fischzeit dauert jeden Tag zehn bis zwölf Stunden, und während dem hat man meistens nebenbei mit Sturm oder Schneegestöber zu kämpfen. Kommt man aber dann endlich todtmüde an's Land, so darf man nicht sofort sein Lager suchen, um sich wieder zu erwärmen, sondern nun gehts an's Reinigen, Spalten und Trockenhängen der sämmtlichen Fische, welche zum Aufbewahren bestimmt sind, und daß dieses Geschäft auch nicht in ein paar Minuten abgethan ist, kann man sich denken. Kurz die Fischfangsperiode muß eine eben so anstrengende als gefahrvolle genannt werden; aber trotzdem beträgt, wenn sie Anfangs Mai zu Ende geht, der Gewinntheil des Einzelnen selten mehr als sechshundert Stück Kablians oder Lachse, welche sofort auf den Rücken von ein paar Pferden — denn ein anderes Transportmittel kennt man auf der Insel Island nicht — nach Hause geschafft werden.

Einen nicht minder wichtigen Abschnitt im Jahre, als im Winter die Fischfangzeit, bildet für den Isländer im Sommer die Heuernte, denn es muß doch für einen ordentlichen Winterfuttervorrath gesorgt werden, damit man das Vieh, auf welchem der ganze Wohlstand des Isländers beruht, ordentlich durchbringen könne. Freilich werden die Pferde so wie die Schafe, selbst im strengsten Winter, jeden Tag auf die Weide gebracht; allein weil sie dann oft kaum im Stande sind, den Schnee mit den Hufen wegzusäubern und bis auf den Grasboden durchzudringen, so muß man ihnen wenigstens mit einer Kleinigkeit von Stallfütterung zu Hülfe kommen, indem sonst oft der größte Theil von ihnen daraufginge. Den Kühen dagegen darf man nie versäumen, ihre gehörigen Portionen zu reichen, wenn man nicht das entbehren will, wessen man auf jeder Meierei so überaus nothwendig bedarf, nämlich der Milch. Das Heu spielt also eine überaus wichtige Rolle in Island und eben deßwegen betrachtet auch jeder isländische Bauer gegen das Ende Juli den Himmel den ganzen Tag über mit mißtrauischen Blicken, ob derselbe sich nicht mit Regenwolken überziehe. Ist dies nicht der Fall, ei dann eilen die Männer schon am frühesten Morgen hinaus, um einen Theil des Grases abzumähen, und später kommen die Frauen nach, um dasselbe zu wenden und aufzuschütteln. So geht es Tag für Tag wohl vier

Wochen lang fort, und es gibt da nicht eine einzige arbeitsfähige Person, welche nicht auf's angestrengteste mithälfe. Ja selbst kleinere Knaben und Mädchen sind hievon nicht ausgeschlossen, sondern ihre Sache ist es, das getrocknete Heu auf Haufen zu tragen, damit man es da bequem in Bündel fassen, und diese den Pferden zum Heimtragen über den Rücken werfen kann. Welche Freude aber nun, wenn man das Winterfutter glücklich und unberegnet in die Vorrathskammern gebracht hat! Wahrhaftig selbst der ernste und schweigsame Isländer wird dann lebendig und bereitet seinen Leuten zur Belohnung ihrer Mühen und Arbeiten eine Festmahlzeit, bei welcher ein fettes Schaf, so wie eine Suppe von Milch und Mehl die Hauptrolle spielt.

Doch damit sei es genug, und ich schweige also von den übrigen Sommer- und Winterbeschäftigungen der Isländer, insbesondere auch von ihren Jagden und Fahrten, so wie von ihrem Ansammeln jenes Mooses, welches nach ihrer Insel den Namen trägt, und mit seinen weichen Polstern ganze Strecken von Bergheiden überzieht. Ich schweige hievon, um endlich auf jene drei abentheuerliche Erlebnisse überzugehen, welche mir wegen der knappen Noth, mit der ich dabei dem Tode entging, ewig unvergeßlich bleiben werden. Also wir, das heißt der englische Herr, den ich schon seit Jahren auf seinen vielen Rundreisen um die Welt begleitete, und der mir seither mehr ein Freund, denn ein Vorgesetzter, geworden war, und ich nahmen uns eines Tags vor, den berühmten Arnarfells-Jökul, oder um deutsch zu reden, den Adlergletscher zu besteigen, und traten die Reise dahin anno 1783 in der Mitte des Wonnemonats, wie man in Deutschland sagt, an. Ich bediene mich aber dieses Namens nicht umsonst, denn dießmal erwies sich der Mai auch für Island als ein Wonnemonat, indem mit seinem Eintritt — was sonst beinahe nie der Fall ist — der Schnee schmolz und die Thäler zu grünen anfingen, so daß die meisten Leute ein ungewöhnlich fruchtbares und glückliches Jahr prophezeiten. Ja wohl — daß Gott erbarm — ein recht glückliches und fruchtbares Jahr!

Das Reisen geht in Island immer auf eine und dieselbe Weise vor sich, nämlich zu Pferde, und zwar einfach deßwegen, weil man auf gar keine andere Art fortkommen kann. Oder glaubt Einer etwa fahren zu können? Mein Gott, in ganz Island giebt's keinen Wagen und noch viel weniger einen Weg für einen Wagen! Ebensowenig aber, oder vielmehr noch weniger, ist es möglich größere Strecken zu Fuße zurückzulegen, wie dieß Jedermann begreiflich sein wird, der sich eine richtige Vorstellung von der besagten Insel macht. Dieselbe gehört nämlich, wie ich schon zum Eingang dieses Kapitels andeutete, zu der Gattung der Alpenländer, wie Tyrol und die Schweiz, und besteht aus nichts als aus hohen, mit ewigem Eise bedeckten Gebirgen, zwischen welchen sich unendlich tiefe Thäler hinziehen; über die Flüsse aber, die in diesen Thälern dahinströmen, und von denen die meisten eben so reißend und tief sind, als die Inn oder die Salza, führen weder Brücken noch Stege, und von Fähren zum Uebersetzen ist — einzelne wenige Fälle ausgenommen — eben so wenig die Rede. Wie könnte man nun da hinüberkommen, und insbesondere, wie wäre es

möglich, das Gepäck, das man bei sich führt, hinüber zu befördern, wenn es keine Pferde gäbe? Sie sind das einzige Transportmittel, und deßwegen hält sich auch jeder Meiereibesitzer oder Pächter deren eine ziemliche Anzahl, da er wohl weiß, daß er ohne dieselben nicht einmal seinen nächsten Nachbar, der vielleicht nur eine Meile entfernt wohnt, besuchen könnte.

Man darf übrigens, weil das Reiten allgemeine Sitte ist, nicht wähnen, daß man Miethgäule haben könne, sondern man muß die Pferde kaufen, und dazuhin auch noch die ganze Ausrüstung, als da sind Sättel, Zäume, Hufeisenvorrath, Gepäckkisten und was dergleichen mehr ist. Auch hat man den Führer, den man mitnimmt — und wer könnte in einem Lande, welches weder Landstraßen noch Wegweiser besitzt, ohne Führer weiterkommen — beritten zu machen, und überdieß dürfen ein paar Knechte zur Versorgung der Thiere nicht fehlen. Kurz also ein Reisender kommt noch gut weg, wenn er nur ein halb Dutzend Pferde kaufen muß, und nicht minder darf er sich gratuliren, wenn ihm das Stück nicht höher als zu fünf oder sechs Karolins berechnet wird; wir aber hatten deren zehn nöthig, nämlich vier Pack- und sechs Reitpferde, und somit steckte ein recht ansehnliches Kapital in unserer kleinen Cavalkade.

Der Weg, den unser Führer einschlug, ging zuerst ein hübsches Wiesenthal entlang, das von langgestreckten Bergen eingefaßt war, und hier auf fast ebenem Boden griffen unsere Rosse tüchtig aus. Den Fluß, der das Thal bewässerte, bekamen wir fast gar nicht zu Gesicht; wenn wir ihn aber sahen, schoß er in tiefem Bette wildschäumend dahin, und es schien fast als ob sich sein milchgrünes Glettscherwasser gewaltsam durch die Felsen Bahn brechen müßte. Plötzlich jedoch, nachdem wir etwa zwei Meilen zurückgelegt hatten, dehnte sich sein Bett beinahe zur ganzen Thalbreite aus, und aus dem Fluß wurde ein ruhiger, stiller, offenbar aber auch tiefer See, dessen Fluthen bis an das Ufer heraufgingen. „Nun bin ich doch begierig, wie wir da hinüberkommen," sagte ich jetzt zu mir selbst, denn ich konnte nirgends eine Fähre erblicken, und zu umreiten war das Wasser auch nicht wohl. Unser Führer aber riß mich bald aus dieser Ungewißheit, indem er uns mit einer ganz freundlichen Miene, als ob er uns eine recht angenehme Nachricht verkünde, eröffnete, daß wir da hindurch reiten müßten, und zwar gerade an der breitesten Stelle, weil sie die sicherste sei. Das wollte denn doch selbst meinem Engländer etwas zu bunt vorkommen, und er remonstrirte also dagegen; allein der Führer erwiederte ihm ganz kaltblütig, daß man auf andere Manier nicht vorwärts kommen könne, außer mit einem Umweg von fast zwei Tagreisen. Was wollten wir also machen? Wir mußten uns in Gottes Namen zum Durchreiten entschließen, und ich für meine Person dachte: „können es der Führer und die Knechte, so kannst du es sicherlich auch." Am Ufer angekommen, stiegen wir alle ab, um die Gurten und Mantelsäcke unserer Rosse fester zu schnallen, und überdem wollte man den Thieren eine kurze Ruhe gönnen, ehe man ihnen die harte Arbeit des Uebersetzens zumuthete. Nach zehn Minuten aber nahmen wir unsern

Sitz im Sattel wieder ein, und der Führer lenkte sofort sein Pferd mit derselben Sicherheit in den See, als gehe es über eine Brücke. Hinter ihm drein trieb man die Packpferde, dann kamen unsere Knechte und den Schluß bildeten wir Zwei, der Engländer und ich. Es ging übrigens weit besser, als ich geglaubt hatte, und da die Pferde mit einer solchen Gewandtheit, Kraft und Ruhe die Wogen zertheilten, daß man wohl sah, sie seien an dergleichen Strapatzen gewöhnt, so erreichten wir das jenseitige Gestade schon nach drei und dreißig Minuten, ohne daß irgend etwas Widerwärtiges passirt wäre. Ja nicht einmal die Kälte des nassen Bades hatte uns besonders genirt, denn unsere Stiefeln erwiesen sich als wasserdicht, und den übrigen Leib schützte ein Schafpelz, in den wir uns gewickelt hatten, beinahe vollständig.

Als wir den See passirt hatten, wandte sich unser Führer links einem hohen und steilen Gebirge zu, und es ging daher nur sehr langsam im Zickzack vorwärts. Endlich waren wir oben, aber — sonderbar! Wir hatten gehofft eine schöne Aussicht nach einem jenseitigen Thal zu bekommen, und sahen nun nichts vor uns, als eine wellenförmige, unebene, holperigte, mit Steintrümmern aller Art übersäete Hochfläche, eine „Heidi", wie der Isländer sagt. Auf viele Meilen weit erstreckte sich diese Heidi; aber in ihrer ganzen Ausdehnung war sie, wie ihre sämmtlichen Namensschwestern, aller Vegetation baar, und zu dieser gräßlichen Einförmigkeit gesellte sich noch eine so außerordentliche Stille und Einsamkeit, daß man füglich davor erschrack. Nicht einmal einen Vogel sah oder hörte man, und der Hufschlag unserer Rosse war der einzige Laut, der die furchtbare Ruhe dieser Wüste unterbrach. Wem sollte da nicht traurig zu Muthe werden, und ist es also ein Wunder, wenn die Isländer für gewöhnlich so ernst und trübe dareinschauen?

Endlich nach einem mehrstündigen, äußerst mühseligen Ritte, während welchem man der Lenkung des Pferdes seine ganze Aufmerksamkeit schenken mußte, damit es nicht von einem der Steinblöcke Schaden leide, kamen wir an den Rand der Hochebene, und welche Wonne erfüllte uns nun, als wir in der Tiefe unten wieder eine grüne Wiesenfläche erblickten! Selbst unsere Rosse schienen dieses Gefühl zu theilen, denn sie setzten sich, ohne eines Sporns zu bedürfen, in einen scharfen Trab, und so erreichten wir natürlich jene Fläche in ziemlich kurzer Zeit. Nun wurden die Rosse sofort ihrer Lasten enthoben und zugleich gänzlich abgeschirrt, damit sie durch gar nichts im Futtersuchen gehindert seien; wir aber öffneten unsere Mantelsäcke und holten unseren Skyr nebst sonstiger kalter Küche hervor, um unsere Abendmahlzeit zu halten. Für dießmal nämlich ward die Wiese, auf der wir uns befanden, zu unserem Nachtquartiere erwählt, weil die nächste Meierei zu weit entfernt lag, als daß wir sie hätten heute noch, ohne unseren Pferden allzuwehe zu thun, erreichen können, und es schlief sich auch in der That ganz prächtig unter Gottes freiem Himmel, besonders da wir in der Einhüllung unserer Schafpelze, welche die scharfe Luft längst wieder getrocknet hatte, weder von Thau noch Kälte unangenehm berührt wurden. So muß man sich

in einem Lande, wie Island, an gar Manches gewöhnen, was man zu Hause nicht entbehren zu können vermeint!

Den andern Tag brachen wir in aller Frühe auf, um noch zu guter Zeit den Fuß des Adlergletschers, den wir besteigen wollten, zu erreichen, und es gelang uns dieß auch, trotzdem der Weg abermals über eine der traurigsten Heidi's, die ich in meinem Leben sah, hinführte. Da lag er denn endlich vor uns, der mächtige Arnarfellsjökul, dessen krystallene Gewölbe bis gegen den Himmel hinanstiegen, aber die gräßliche Wüste schwarzbraunen Sandes und Gesteines, in dessen Mitte er sich erhob, that der majestätischen Größe seiner Erscheinung großen Abbruch. Ringsum war die ganze Natur so stumm, wie das Grab, und selbst das Rauschen der Eisquellen, die unter dem ewigen Schnee verborgen von seinen Höhen herabfloßen, um an seinem Fuße sich zum Thiorsastrome zu vereinigen, konnten dieser schaurigen Wildniß kein Leben verleihen. Dennoch erfüllte uns der gewaltige Eisriese, dessen blendende Weiße unsere Augen kaum ertragen konnten, mit bewundernder Ehrfurcht, und umgekehrt erschien uns die kleine Alpenmatte, die gegen Osten hin, von der Thiorsa bewässert, in grüner Frische prangte, wie eine freundliche Heimath, welche uns nach den Anstrengungen dieses Tages eine süße Nachtruhe gewähren könnte.

So rasch als möglich ritten wir dem Grasfleck zu, dessen ich so eben Erwähnung gethan habe; und wie unendlich angenehm fühlten wir uns überrascht, als wir nun beim Näherkommen fanden, daß nicht nur die kleine grüne Oase einen ziemlichen Umfang habe, sondern daß sie auch bewohnt, und zwar von menschlichen Wesen bewohnt sei. Eine isländische Bauernfamilie nämlich hatte in neuester Zeit hier ihren Sitz aufgeschlagen, und die verschiedenen Meiereigebäude, die da standen, waren bis jetzt unserer Aufmerksamkeit nur deßwegen entgangen, weil sie bei ihrer Niedrigkeit und insbesondere wegen ihrer Grasbedachung sich in selbst kurzer Entfernung eher wie kleine Wiesenhügel, denn als Häuser, ausnahmen. So klein und unscheinbar nun aber auch das Gehöfte war, so kam uns doch der Inhaber desselben, ein großgewachsener Mann mit dunklem Haar und klaren blauen Augen, auf's zuvorkommenste entgegen, und lud uns mit ächt isländischer Gastfreundlichkeit ein, sein Haus für das unsrige zu betrachten. Auch rief er sogleich seine Frau, die sich eben mit dem Melken der Kühe beschäftigte, herbei, und befahl ihr den Tisch in der „Badstoba", d. i. in der Wohnstube zu decken, damit wir uns an Skyr und frischer Milch laben könnten, denn — setzte er ruhig lächelnd hinzu — über mehr vermöge er im Augenblicke nicht zu gebieten, da er seinen Haushalt so eben erst begonnen habe. Ueberdem wies er unseren Leuten einen Platz an, wohin sie die Pferde zum Weiden führen sollten, und kurz und gut, er benahm sich, trotzdem offenbar die Wohlhabenheit bei ihm nicht vorherrschte, auf eine Weise, an welcher die Landleute in unseren gesegneteren Himmelsstrichen gar wohl ein Beispiel nehmen dürften. Eben aus diesem Grunde habe ich es auch für nöthig gehalten, so ausführlich von ihm zu sprechen, und ganz aus derselben Ursache setze ich noch hinzu, daß wir während unserer ganzen

Reise fast auf allen isländischen Meiereigehöften gerade eben so zuvorkommend und gastfreundlich empfangen wurden. Ja nicht wenige der Bauern, unter deren Dache wir übernachteten, weigerten sich sogar, irgend ein Gegenpräsent für ihren gemachten Aufwand anzunehmen, und davon, daß wir irgendwo von der Thüre, in die wir Einlaß begehrten, schnöde abgewiesen worden wären, kann ich ohnehin kein Beispiel anführen. Gut aber, daß es so ist, denn wie wollte auch sonst ein Reisender in einem Lande fortkommen, in welchem, wie hier in Island, die Herbergen und Wirthshäuser zu den gänzlich unbekannten Dingen gehören?

Nachdem wir uns gehörig erfrischt, traten wir sofort die Reise auf den Berg hinauf an. Natürlich geschah dies zu Fuße, weil es zu steil hinaufgeht, als daß man hätte reiten können. Unser Wirth war so gefällig, sich uns als Geleitsmann anzubieten; doch nahmen wir dieß nicht an, um ihn nicht von seinen dringenden Geschäften abzuhalten, da er eben daran war, den Rasen zu seiner Scheune zu stechen. Ueberdem versicherte uns unser Führer, daß er schon mehrere Male auf der höchsten Spitze oben gewesen sei, und somit begannen wir unsere Auffahrt, ohne das geringste Bedenken zu haben. Bald jedoch überzeugten wir uns, daß es denn doch etwas ganz anderes heißen wolle, einen isländischen Jökul, als z. B. den Rigi in der Schweiz zu besteigen, obgleich die Höhe etwa dieselbe sein mochte. Dort nämlich ist der Weg ein gebahnter, und über alle Schluchten und Wasserrinnen führen gute haltbare Brücken; hier aber war von allem dem nicht die Rede, sondern jeden Augenblick stießen wir entweder auf spitzige Basaltblöcke — alles Gestein in Island besteht aus Basalt —, oder aber gähnten uns senkrechte Abgründe, so wie unergründlich scheinende Risse von mächtiger Breite entgegen. Wir mußten also große Umwege machen, um weiter zu kommen, und hie und da blieb uns sogar nichts anderes übrig, als auf Händen und Füßen weiter zu klettern. Doch ging alles noch so ziemlich glatt ab, so lange wir uns nicht in der Schneeregion befanden; wie wir aber erst diese erreichten, da häuften sich die Hindernisse auf eine wirklich erschreckende Weise. Oft sanken wir bis über die Kniee ein, so daß wir uns nur mit der größten Mühe wieder herausarbeiten konnten; noch öfter rutschten wir zehn Schritte zurück, wenn wir einen vorwärts machen wollten. Das Hauptübel aber bestand darin, daß nun die Spalten und Risse mit Schnee ausgefüllt waren, denn wir mußten jetzt immer erst vorher genau sondiren, ob der Schnee tragfähig sei, weil, wenn wir in einen solchen Riß fielen, es natürlich um uns geschehen war.

Man kann sich also wohl denken, wie halsbrecherisch diese Bergfahrt war, und es fehlte nicht an Momenten, wo wir uns für verloren hielten. Auch hegte sicherlich jeder von uns in seinem Innern den Gedanken, daß es klüger wäre wieder umzukehren; allein von einem falschen Schamgefühle getrieben, wagte es keiner, das Wort auszusprechen, und so klommen wir immer wieder weiter. Endlich gelangten wir an die Stelle, wo die eigentliche Gletscherwand beginnt, und hier hielten wir einen

Augenblick an, um neue Kräfte zu sammeln, indem wir uns mit dem Rücken an einen kolossalen Felsen lehnten, der sich in einen tiefen Riß eingekeilt hatte. Die Aussicht von hier war wundervoll erhaben, denn rings herum lagen die Berge tief unter uns, und über uns wölbte sich ein wolkenloser Himmel vom herrlichsten Azurblau; die Stille aber, die uns umgab, kann ich gar nicht beschreiben, und es dünkte uns, als wären wir die einzigen lebendigen Wesen in der Welt. Da kam meinem Engländer der Gedanke, welche Wirkung wohl in dieser grandiosen Einsamkeit ein Pistolenschuß haben müßte, und er schoß also sofort ein Taschenterzerol, das er, wie er uns nachher gestand, eigens zu diesem Zweck mitgenommen hatte, los. Der Schuß tönte nicht besonders laut und verhallte sogar in einem kurzen Momente. Allein, mein Gott, was war das? Plötzlich hörten wir ein furchtbares Donnern, das wie aus dem Schooß des Eismeeres über uns hervorzukommen schien, und einen Augenblick darauf lösten sich große Stücke von demselben los und stürzten sich unter einem furchtbaren Krachen rechts und links von uns in die Tiefe hinab. „Nieder, nieder," schrie nun unser Führer; „duckt euch unter den Vorsprung des Felsens nieder, so lieb euch euer Leben ist." Bei dem Befehle allein aber ließ er es nicht bewenden, sondern er drückte uns sofort mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden, und kauerte sich selbst hart neben uns, so daß wir alle drei schon im nächsten Momente auf einen Raum von nur wenigen Schuhen zusammengedrängt saßen. Diese Bewegung ging so schnell vor sich, daß wir gar nicht wußten, wie uns geschah; nur zu bald jedoch sollten wir einsehen, daß wir nur allein unserem Zusammenkauern unter dem Felsenvorsprung, der also gleichsam ein Dach über uns bildete, unsere Rettung verdankten. Dabei nämlich, daß sich einzelne wenige Eisstücke von dem Gletscherrande losrissen und in die Tiefe hinabstürzten, blieb es nicht, sondern es war dieß nur das Vorspiel von dem, was folgte. Doch wie wäre ich im Stande, jenes furchtbare Naturschauspiel des Näheren und Ausführlichen zu beschreiben? Ich kann blos sagen, daß der ganze Berg in Aufruhr gekommen zu sein schien, und daß das Donnergetöse der berstenden Eismassen alles überstieg, was ich je in meinem Leben gehört habe; zugleich aber wirbelten Steine, Eisblöcke und Gerölle im tollsten Gemenge durch einander, und fielen theils vor, theils neben, theils hinter uns nieder, während wieder andere in immensen Sätzen den Berg hinabkollerten, um erst ganz unten zur Ruhe zu kommen. Oft wurde die Athmosphäre total verfinstert, wenn ein Eisstück an unserem Felsen anprallte und in Millionen Theilchen zertrümmert wurde; oft fiel ein Block so hart zu unsern Füßen nieder, daß uns der Luftdruck fast den Athem benahm; am schrecklichsten jedoch tönte es in unsere Ohren, wenn der Felsen, an dem wir kauerten, durch die Massen, die auf ihn drückten, in seinem Innersten erbebte und in Stücke zu gehen drohte. Allein, dem Himmel sei gedankt, er hielt aus, und konnte auch nicht von der Stelle gerückt werden, weil er allzufest in die tiefe Spalte eingekeilt war.

Wie lange nun übrigens dieses großartige, aber in all' seiner Großartigkeit gräßliche Naturereigniß andauerte, kann ich nicht sagen und von meinen beiden

Gefährten wußte es nachher auch keiner anzugeben, denn wir waren während desselben wie betäubt. Endlich jedoch — ach, es schien mir eine Ewigkeit, bis es so weit kam — trat wieder Ruhe ein und wir kamen nun nach und nach von unserer Erstarrung wieder zu uns. Aber wie wir uns nun unter unserem Felsenvorsprung, durch welchen unser Leben so wunderbar gerettet worden war, hervorwagten, und unsere Blicke rund um schweifen ließen, wie staunten wir nicht da über das ganz veränderte Aussehen unserer nächsten Umgebung! Allüberall, rechts, links, vor uns, hinter uns hatten sich Trümmer aller Art aufgehäuft, und oft bildeten diese einen Wall, der wegen seiner Höhe und Steilheit, so wie wegen seiner Klüfte und Risse gar nicht zu passiren war. Ja man hätte meinen können, ein Erdbeben habe gewüthet, so gräßlich erschien die Verwüstung!

Davon nun, daß wir unsere Bergfahrt fortgesetzt hätten, konnte natürlich jetzt nicht mehr die Rede sein, denn einmal war uns der Schreck so in die Glieder gefahren, daß uns die dazu nöthige Kraft gemangelt haben würde, und zum zweiten neigte sich der Tag bereits stark zum Abend. Wir machten also sofort rechtsum und eilten so schnell als möglich bergab, damit wir nicht in die Gefahr kämen, unterwegs in der Schnee- und Steinwüste des Berges übernachten zu müssen. Trotz all' unserem Eifer ging es aber nur sehr langsam vorwärts, denn das Hinabsteigen brachte noch weit größere Mühseligkeiten, als vor einigen Stunden die Auffahrt, und wir konnten uns mehrmals nicht anders helfen, als dadurch, daß wir rückwärts auf dem Bauche von Fels zu Fels rutschten. Wie übrigens alles ein Ende nimmt, so auch diese Arnarfellsjökulls-Parthie, und zu unserer Aller unendlichen Befriedigung endigte sie sogar, ohne daß irgend Einer von uns, die große Erschöpfung abgerechnet, zu Schaden gekommen wäre. Daß wir uns aber ganz außerordentlich wohl und von der tiefsten Dankbarkeit gegen die Vorsehung beseelt fühlten, als wir nun in der kleinen Badstoba unseres theilnehmenden Wirthes — er hatte seine Theilnahme besonders auch dadurch bewiesen, daß er uns eine gute Strecke entgegen ging — bei unserer frugalen Abendmahlzeit recht hart gedrängt beisammen saßen, das darf mir Jedermann auf's Wort glauben. Nicht minder herrlich erschien uns unser Nachtlager, obgleich das Lokal, worin uns dasselbe bereitet wurde, eher den Namen einer oberirdischen Höhle als eines Zimmers verdiente; aber die Betten waren gut und unsere Müdigkeit überstieg alle Grenzen.

Das war das erste der drei Abenteuer, welche mich auf Island mit dem Tode bedrohten, und nun komme ich auf das zweite zu sprechen, das noch viel mehr Halsbrecherisches an sich hatte. Es handelt sich übrigens dießmal nicht von einer Bergbesteigung, sondern einfach von einer Vogeljagd; freilich aber von einer solchen, von welcher man im übrigen Europa gar keinen Begriff hat. Doch ehe ich das Abenteuer selbst erzähle, muß ich ein paar Worte über die Thierwelt Islands im allgemeinen, so wie über die Vogelwelt insbesondere verlieren, weil man mich sonst gar nicht verstehen würde. Von den Fischen, welche die besagte Insel in unglaublicher Menge

umfluthen, habe ich schon das Nöthige gesagt, und eben so von den zahmen Hausthieren, den Schafen, Kühen und Pferden. Wie stehts nun aber mit den übrigen thierischen Geschöpfen, die sonst in den verschiedenen Ländern der Erde zu Hause zu sein pflegen? Als Antwort hierauf muß ich vor Allem bemerken, daß es auf ganz Island keine Reptilien gibt. Man findet dort, wie überhaupt im hohen Norden, weder Schlangen, noch Nattern, noch Schildkröten, noch Eidechsen, und nicht ein einziger Frosch quackt in den vielen Sümpfen der Insel. Nicht minder arm ist das Land an reißenden Thieren, denn die Vierfüßler des Katzengeschlechts, als da sind Panther, Tiger, Löwen, Hyänen und ähnliche Raubthiere finden es dort viel zu kalt, und dem Hauptraubthiere des Nordens aus der Klasse des Hundegeschlechtes, dem Wolfe nämlich, gelang es bis jetzt noch nicht, auf die Insel hinüberzuschwimmen. Eisbären erscheinen allerdings hie und da, d. h. es kommt manchmal — im Durchschnitt jährlich zwölf bis dreizehn — ein solcher Bursche auf einer Eisscholle von Spitzbergen herübergeschwommen, und richtet dann unter den Schaf- und Rindviehheerden stets große Verheerungen an; allein eben deßwegen treten, so wie die Kunde von dem Erscheinen eines derartigen ungebetenen Gastes erschallt, die Männer rund herum sofort bewaffnet zusammen, berathen sich über die anzustellende Jagd und ruhen nicht, als bis sie den gemeinschaftlichen Feind getödtet haben. Aus diesem Grunde konnte sich der Eisbär auf Island bis jetzt nicht einheimisch machen, und dessen Bewohner sind damit, wie man sich wohl denken kann, gar nicht unzufrieden. Eigenthümlicherweise fehlte jedoch dorten bis vor kurzem auch ein anderes nordisches Thier, das dem Menschen sehr nützlich ist, ich meine das Rennthier, gänzlich, obwohl dessen Hauptnahrung, das Moos, in Hülle und Fülle im Innern des Landes zwischen den Bergen wächst, und der Grund lag offenbar darin, daß die Thiere nicht von Spitzbergen herüberschwimmen konnten. Da kam endlich anno 1770 die Regierung auf den Gedanken, einige Dutzend Exemplare von Lappland herüberzuführen, und siehe da, das Unternehmen glückte. Drei Stück nämlich überlebten die Ueberfahrt, und diese dreie gediehen, nachdem man sie sofort in die Berge südlich vom Thingvallasee gebracht hatte, so vortrefflich, daß man jetzt bereits auf kleine Heerden von ihnen stößt *). Was nun übrigens den genannten drei Hauptvertretern der nordischen Thierwelt, dem Wolf, dem Rennthier und dem Eisbären, nicht gelang, das wußte ein vierter in den Eisregionen einheimischer Vierfüßler möglich zu machen, nämlich der überaus listige, blaue Fuchs. Zum Hinüberkommen nach Island benützte er, wie der Eis-

*) Man schätzt gegenwärtig ihre Zahl auf 5000 Stücke; doch weiß man dieß nicht so genau, weil die Thiere sehr scheu sind und nur im tiefen Innern zwischen den Bergen leben. Zähmungsversuche hat man noch keine mit ihnen gemacht, sondern man betrachtet sie vielmehr als ein Wild, auf das Jeder, der Lust und Zeit hat, Jagd machen darf. Dessenungeachtet geschieht letzteres selten, und zwar einfach deßwegen, weil die Thiere an fast unzugänglichen Orten leben und somit ein Rennthierbraten allzu theuer verdient werden müßte.

Anmerkung des Verfassers.

bär, die im Sommer von Spitzbergens Gestaden sich lostrennenden Eisfelder; sobald er aber einmal dort war, so wußte er sich in Höhlen und Klippen so vortrefflich zu verstecken, daß die Menschen ihm nicht beikommen konnten. In Folge dessen vermehrte sich sein Geschlecht sehr bedeutend, und es scheint auch, daß es ihm nirgends wohler ist, als gerade auf Island, wo man so leicht zu einem jungen Lamme gelangen kann. Wehe ihm aber, wenn er sich bei Vollführung seines Diebstahls nicht mit äußerster Vorsicht benimmt, denn der Isländer lauert ihm, als dem Hauptfeind seiner Schafheerden, so wie auch wegen des Werths des Balges, mit der größten Beharrlichkeit auf und stellt ihm Fallen an Orten, wo sich Freund Reinecke dessen gar nicht versieht.

So steht's mit der vierfüßigen Thierwelt auf der Insel Island; ganz anders aber mit der Welt der Zweifüßler oder der Vögel. Zwar allerdings leidet das Innere der Insel meist totalen Mangel an solchen Thieren, und man kann Dutzende von Meilen reisen, ohne auch nur ein einziges paar Flügel in der Luft zu sehen. Insbesondere fehlt es an Singvögeln. Häufiger trifft man noch Sumpfvögel, wie Goldkibitze und Strandläufer, deren melancholische Stimme zu der schauerlichen Umgebung, in welcher sie nisten, ganz vortrefflich passen. In unendlich großer Fülle sind dagegen die Seevögel vorhanden, und die sämmtlichen Küsten ringsum werden von ihren unermeßlichen Schaaren belebt. Auf den Felsen oben sitzen beständig heiser krächzende See- und Wasserraben, und in den Klippen nisten unzählige Möven und Eissturmvögel. Enten, Wildgänse und Taucher sieht man legionenweise in den Buchten umherschwimmen, und wenn die Schaaren der Alken und Wasserhühner von ihren Nestern auffliegen, so ist es gerade, als ob die Sonne von einer großen Wolke verschleiert würde. Ganz dasselbe gilt auch von den Wasserschwalben, so wie noch von vielen andern Seevögeln, die ich nicht alle mit Namen anführen kann, und in den südlichen und westlichen Buchten Islands kommt es sogar nicht selten vor, daß die hochansteigenden Uferberge, die meist aus lauter steilen aber zerklüfteten Felsvorsprüngen bestehen, von unten bis oben eine ganze Meile lang mit brütenden Vögeln besetzt sind. Einen solchen Berg heißt man „Vogelberg", und die Anzahl seiner Bewohner wird nicht nach Hunderten und Tausenden, sondern nach Zehn- und Hunderttausenden geschätzt. Die vier hervorragendsten Vogelgattungen in Island sind übrigens der Adler, der Schwan, der Falke und die Eiderente; ersterer ausgezeichnet durch seine Stärke, seinen Muth und sein scharfes Gesicht; der zweite durch seine majestätische Schönheit; der dritte durch seinen schnellen Flug und die vierte durch ihre Nützlichkeit. Der Adler nistet nur auf den höchsten Felsen, theils hart am Meere, theils auch weiter innen im Lande, und es ist ihm sehr schwer beizukommen; der Schwan dagegen sucht insgemein die entferntesten Seen zwischen den Bergen auf, und kommt nur zeitenweise in Zügen von fünfzig bis sechzig Stücken nach den salzigen Sumpfgründen am Gestade. Vom isländischen Falken erzählt man sich, daß man ihn, als die Falknerei noch blühte, allen anderen Edelfalken der Welt vorzog. Uebrigens wird auch jetzt noch ein schönes Exemplar von reinster Weiße von den dänischen und englischen Falkonieren

mit dreißig bis fünfunddreißig Gulden bezahlt — die braune Spielart kostet nur den dritten Theil —, und man stellt daher dem Thiere mit dem größten Eifer nach. Nur Schade, daß man seiner Jungen nicht habhaft werden kann, ohne daß man das Leben auf's Spiel setzt, denn er nistet nur auf den allersteilsten Klippen, die in schwindelnder Höhe über dem Meere hangen. Da ist es mit den Eiderenten oder Eidergänsen, wie man sie gewöhnlich, aber unrichtigerweise, nennt, etwas ganz anderes. Diese nämlich bauen ihre Nester, welche sie mit ihren weichsten Federn oder Dunen ausfüttern, regelmäßig in den Niederungen der Buchten oder auch auf kleinen Inseln, deren es um Island herum eine Menge gibt, und haben vor den Menschen so wenig Scheu, daß sie ganz ruhig auf den Eiern sitzen bleiben, wenn man sich ihnen nähert Man kann sie also ganz leicht fangen, und würde dieß gewiß auch thun, wenn die Regierung nicht eine hohe Strafe darauf gesetzt hätte, denn sie kann es doch nicht zugeben, daß dieser so überaus nützliche Vogel vermindert oder gar ausgerottet wird. Dagegen aber nimmt man den armen Thieren regelmäßig ein oder zwei Male die Dunen aus den Nestern weg, und dieselben sind dann genöthigt, sich mit ihrem Schnabel andere aus der Brust zu rupfen, um das Nest wieder recht warm und weich zu machen. Natürlich sind solche Dunen, so wie sie in den Nestern liegen, mehr oder weniger mit trockenem Gras, Heidekraut, Moos, Flechten oder Tang gemischt, und man muß sie erst sorgfältig reinigen, ehe man sie zum Verkauf bringen kann; allein deßwegen geben doch fünf Nester gewöhnlich ein Pfund reiner Federn, und dieß hat einen Werth von sieben bis acht Gulden. Sieht man nun, warum die Behörden auf das Tödten jeder brütenden Eiderente eine Strafe von dreißig Thalern gesetzt haben?

Doch nunmehr komme ich auf mein zweites Abenteuer zu sprechen, das ich, wie schon erwähnt, bei einer Jagd auf Seevögel bestand, und das mir jetzt noch, wenn ich nur daran denke, einen förmlichen Schauder durch die Glieder jagt. Mein Engländer hatte seine besondere Liebhabereien, zu deren Befriedigung er eine Masse von Geld ausgab, und eine dieser Liebhabereien war die, daß er eine Sammlung von Vogeleiern anlegte, die er mit der Zeit zu der vollständigsten der ganzen Welt zu machen gedachte. Seine Reise nach Island betraf hauptsächlich diesen Zweck, und er beschäftigte viele Leute damit, daß sie für ihn Vogelnester ausnahmen. Nun erfuhr er aber ein paar Tage nach unserer verunglückten Arnarfellsjökulfahrt, daß einige Fischer auf einer Klippe in der Nähe des Cap Reykjanaes eine gewisse Alkenart gesehen haben wollten, welche schon damals außer um Island nur noch auf einigen öden Klippen an der norwegischen und grönländischen Küste vorkam, und die inzwischen nach der Ansicht der neuesten Naturforscher gänzlich ausgerottet ist. Natürlich beschloß er augenblicklich der Sache näher auf den Grund zu gehen, denn eine solche Rarität, für welche die zoologischen Museen Europas recht gerne schweres Geld geopfert haben würden, durfte er sich doch nicht entwischen lassen? Besagte Alkenspecies nämlich, ist ein sogenannter flügelloser Alk, welcher nur ganz kurze, zum Fluge unbrauchbare

Flügel besitzt, dagegen vortrefflich schwimmt und die Brandung der Wogen benützt, um sich auf die im Meere stehenden Klippen heben zu lassen; er hat überdieß eine große Gewandtheit im Klettern, so daß es ihm gelingt, höher gelegene Klippen zu ersteigen, welche ihm sonst wegen seiner gänzlichen Flugunfähigkeit unerreichbar wären. Nun, nach dieser Auseinandersetzung wird man begreifen, warum mein Engländer ganz Feuer und Flamme ward, als er von der Entdeckung einer Alca impennis, wie man auf lateinisch sagt, hörte, und wir machten uns also sogleich nach dem Cap Reykjanaes auf. Zuvörderst erkundigten wir uns, wem der Theil des Ufers, an welchem die bewußte Klippe hing, eigenthümlich angehöre, denn man darf durchaus nicht glauben, daß die Felsenpartieen, an denen die Seevögel vorzüglich nisten, herrenloses Gut seien, wo Jeder nach Belieben Vögel fangen und Nester ausnehmen dürfe, sondern die Uferbewohner haben dieselben schon seit unvordenklichen Zeiten unter sich getheilt, und es erbt sich ein solches Besitzthum von Generation zu Generation fort, obwohl es oft wegen der Unmöglichkeit die Klippen zu besteigen entweder gar keinen oder doch einen äußerst geringen Werth hat. Gerade dieser letztere Fall trat auch bei den steilen Felsenufern am Cap Reykjanaes ein, und wir erhielten daher von dem Eigenthümer derjenigen Partie, auf die wir es abgesehen hatten, ohne Anstand gegen eine nur ganz geringe Entschädigung die Erlaubniß, uns so viel Vögel und Vogeleier — Eidergänse gab es dort keine, denn diese nisten, wie schon gesagt, nur in den leicht zugänglichen Niederungen — anzueignen, als wir nur könnten. Ja der Mann war sogar so ehrlich, uns in's Gesicht zu sagen, unser Geld sei total hinausgeworfen, indem es gar nicht denkbar sei, an dieser Felsenwand hinaufzukommen, wenn man nicht den Hals brechen wolle; allein gerade diese seine Aeußerung reizte uns desto mehr, unser Aeußerstes zu versuchen, damit wir nachher sagen könnten, es sei uns ein Wagniß gelungen, von welchem selbst die Kühnsten unter den Isländern bisher hätten abstehen müssen.

Vor allem befleißigten wir uns, die Situation genau in Augenschein zu nehmen, und mietheten daher einen Nachen, in welchem wir die See, die an die Klippen anbrandete, mehrere Tage lang befuhren. Da zeigte es sich denn, daß die Felswand, die auf eine Länge von mehr als einer Stunde im Durchschnitt eine Höhe von wohl sechshundert Fuß haben mochte, vom Wasser an eine gute Strecke weit ganz glatt und senkrecht emporstieg, ohne dem Fuße irgend einen Haltpunkt zu bieten, daß sie sich dann aber merkwürdig zerklüftete und in ihren unzähligen Spalten, Rissen und Vorsprüngen ganzen Legionen von Vögeln die bequemsten Plätzchen zum Nesterbauen, Eierlegen und Brüten darbot. Uebrigens bildete auch diese zerklüftete Partie keine schiefe Ebene, sondern die Felsen schienen eher vorzuhangen, so daß es gerade aussah, als befänden sich Dutzende von Stockwerken über einander, von denen immer das obere über das untere herausgeht. Da war also guter Rath theuer, und die beiden Schiffer, die uns herumführten, meinten deßhalb auch, daß wir uns den Gedanken, diese Klippen zu besteigen, nur ohne Weiteres aus dem Kopfe schlagen sollten; allein wenn wir

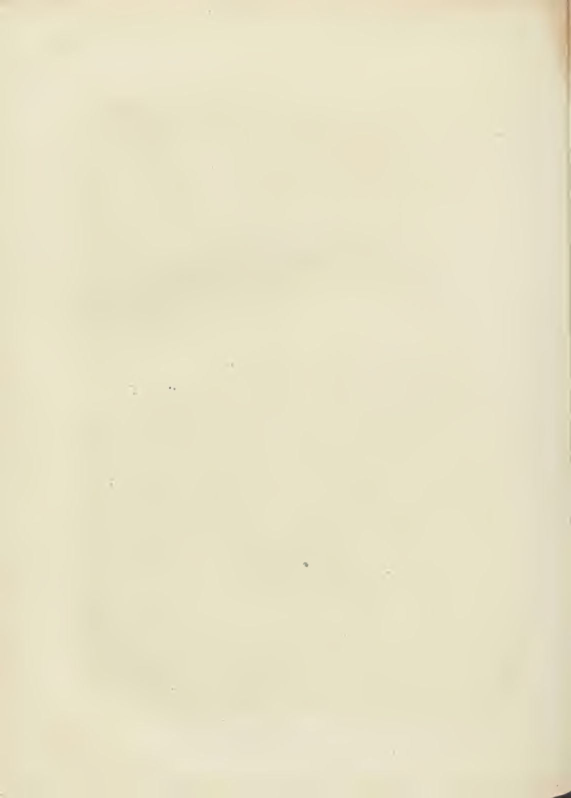
dann wieder auf die Felswand hinsahen, die von Myriaden brütender Vögel bedeckt war, während andere Hunderttausende der Nahrung wegen ab- und zuflogen, daüber kam uns immer wieder ein unendlicher Reiz, uns diese großartige Eierausbeute nicht entgehen zu lassen. Fast noch mehr stachelte uns die Alca impennis an, denn mein Engländer glaubte wirklich durch sein Fernglas unter den dichten Massen der verschiedenartigsten Vogelgattungen einige „flügellose" zu entdecken, und ich wurde nun selbst fast eben so begierig, wie er, ein solches Mirakel, diesen sonderbaren Vogel in die Hände zu bekommen. Kurz also, das Abrathen der verschiedenen Leute, die wir um die Sache befragten, fruchtete nichts bei uns, sondern wir beschlossen das Abenteuer unter jeder Bedingung zu bestehen, und die einzige Frage war nur das „Wie."

Zufällig lernten wir nun in dem Städtchen Reykjavik, in welchem wir nach der Besichtigung des Vogelbergs unser Quartier aufschlugen, einen jungen Dänen kennen, welcher sozusagen die Verwegenheit selbst war, und dieser, den wir sofort mit unserer Verlegenheit bekannt machten, nahm die Sache ganz anders auf. „Wie?" rief er. „Da könnt ihr nur einen Augenblick lang im Zweifel sein? Wißt ihr nicht, wie's die Knaben machen, wenn sie Eulen oder Schuhus aus unzugänglichen Klippen heraufholen wollen? Ei nun, gerade so machen wir es auch. Um deutlicher zu sein, wir besteigen die Felsenwand von der andern Seite, nehmen ein langes Seil und dieses befestige ich mir unter den Armen. Dann lasset ihr mich langsam von oben über die Felsen herab, und ich hole euch jeden Vogel und jedes Ei, das ihr haben wollt, aus den Spalten heraus. Bin ich aber vollgeladen, so gebe ich ein Zeichen und ihr zieht mich wieder sorgsam zur Höhe hinauf." Dieser Vorschlag leuchtete uns ein und wir beschlossen sogleich eine Probe zu machen. Demgemäß kauften wir ein langes Tau und wanderten damit auf den Vogelberg hinaus. So wie wir aber dort angelangt waren, wurde das Ende des Seils dem jungen Dänen um die Brust befestigt, und wir Zwei ließen ihn dann langsam über den Felsenrand hinabgleiten. Doch, gerechter Gott, wie wurde uns nun, als der Jüngling, nur allein von uns gehalten, in der freien Luft über dem Abgrund schwebte? Wir waren zwei kräftige Kameraden und konnten gewiß ganz leicht eine doppelt so schwere Last, als ihn, mit Leichtigkeit heben; aber das Bewußtsein, daß er nothwendig an den Felsen zerschellen müsse, wenn wir ihn fahren ließen oder wenn unsere Hände vom Krampf erfaßt würden, erfüllte unsere Herzen mit einer unendlichen Bangigkeit, und unwillkürlich fingen wir an zu zittern: „Herauf mit ihm!" schrie mein Engländer, dem die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. „Um Gottes willen, herauf mit ihm, denn sonst erlahmt mir die Hand und wir werden an ihm zum Mörder!" Schneller also, als wir ihn hinabgelassen hatten, zogen wir ihn wieder herauf, und — welch' ein Wonnegefühl durchzuckte uns, als wir ihn wieder mit gesunden Gliedmaßen neben uns stehen sahen. Uebrigens sah auch er, so ein verwegener Geselle er sonst war, todesbleich aus und gestand uns später, daß er eine solche Fahrt um keinen, auch noch so hohen, Preis mehr machen würde.



Art. A. v. E. Hochdanz

Ein Vogelberg auf Island.



Auf diese Art ging's also nicht, die Klippen zu befahren, und wir standen nun wieder so rathlos, wie zuvor. Doch plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: „Wie wär's denn, wenn wir es halten würden wie die Schieferdecker, wenn sie das Dach eines Kirchthurmes befahren?" Der Schieferdecker besteigt bekanntlich den Thurm von innen, befestigt an dessen höchster Dachlucke eine Rolle, und zieht durch diese Rolle ein starkes, langes Seil, an dessen einem Ende ein Brettchen zum Draufsitzen hängt. Hat er dieß alles fertig, so belastet er das andere Ende des Seils mit einem Gewicht, das um etwas schwerer ist, als er selbst, und nimmt dann auf dem Brettchen Platz, während er zugleich das Seil mit kräftiger Hand hält. Zieht er nun stark an diesem, so geht das Gewicht in die Höhe, und er kommt abwärts; zieht er aber gar nicht, so rutscht er aufwärts, und so wird es ihm mittelst dieses äußerst einfachen Krahnens ganz leicht, sich durchaus ohne fremde Hülfe nach Belieben an dem Thurme auf und ab zu bewegen, je nachdem es weiter oben oder weiter unten etwas für ihn zu thun gibt. Auch hat eine solche Fahrt nicht die geringste Gefahr, so wie das Seil nicht bricht; nur gehört eine ziemliche Portion Muth und absonderlich ein total schwindelfreier Kopf dazu, um sich auf dem schmalen Brettchen in der Luft herumzuschwingen, denn wem's beim Hinabblicken in die Tiefe vor den Augen schwirrt, der stürzt ganz sicher schon im nächsten Augenblicke hinab. Zum Glück kannten nun aber wir Drei, mein Engländer, der Däne und ich, den Schwindel kaum dem Namen nach, und was war also natürlicher, als daß wir auf den Gedanken kamen, die Klippenwand ganz auf dieselbe Manier, wie die Schieferdecker die Kirchthürme, zu befahren? Es gehörte ja nichts dazu, als für jeden von uns eine Rolle, ein Seil, ein Brettchen und ein Gewicht, und dieses Alles konnten wir uns in dem nahen Hafenstädtchen Reykjavik mit Leichtigkeit verschaffen.

Kaum hatten wir diesen Beschluß gefaßt, so gingen wir auch an dessen Ausführung, und in ganz kurzer Zeit war alles zur Klippenfahrt parat. Oberhalb derselben ganz nahe am Uferrand lag ein mächtiger Stein und an diesen banden wir die Rollen, die wir uns gekauft hatten, fest. Dann schlangen wir die mitgebrachten Taue oder Seile, deren jedes seine hundert Klafter lang war und sich durch besondere Festigkeit auszeichnete, durch, befestigten darauf an's eine Ende das Brettchen, an's andere das Gewicht, und ließen uns sofort, nachdem sich jeder noch schließlich einen Sack umgebunden hatte, um die zu sammelnden Eier hineinzuthun, hart neben einander, damit wir uns in jeglicher Noth gegenseitig beistehen könnten, langsam an den Klippen hinab. Im Anfang ging alles ganz vortrefflich, und schon nach wenigen Augenblicken befanden wir uns inmitten der Vogelwelt. Die Thiere, besonders die Möven und Eissturmvögel, erwiesen sich aber keineswegs so zahm, wie ich vorhin die Eiderenten geschildert habe, sondern sie flogen vielmehr mit wildem Geschrei auf und umschwirrten uns mit so heftigen Flügelschlägen, daß wir oft glaubten, sie würden einen förmlichen Angriff wagen. Doch kümmerten wir uns wenig darum, und nahmen von ihren

Eiern, was uns am besten gefiel. Und recht schöne Eier waren's, so wie von der mannigfaltigsten Gestalt und Farbe, die meisten jedoch grünlicht oder grün und schwarz getüpfelt, und in der Größe fast immer zwischen Tauben- und Hühnereiern. So füllten sich denn unsere Säcke bald, und wir sahen uns nach der Plünderung von einer Stunde genöthigt, uns auf die Küstenhochebene hinaufzuziehen, um die Säcke daselbst auszuleeren. Natürlich aber setzten wir uns gleich nachher wieder auf unsere Brettchen und ließen uns abermals an die Klippenwand hinab. Doch nahmen wir uns vor, dießmal weniger auf den Eierraub, als vielmehr auf die Entdeckung der flügellosen Alke auszugehen, und zogen deßhalb so stark an unsern Tauen, daß wir bald die mittlere Höhe der Felswand, auf welcher die Vögel am zahlreichsten nisten, erreichten. Wir dachten dabei an keine Gefahr, denn die Taue waren so dick, daß sie die zehnfache Last hätten tragen können, allein nur zu bald sollten wir einsehen, daß wir ganz thöricht und ohne Ueberlegung gehandelt hätten. Dieselben spannten sich nämlich mehrere Male zwischen Felsspalten ein, und wir hatten dann ungeheure Mühe, sie wieder loszubringen. Noch öfter rieben sie sich an den Felskanten, und da diese sich zum Theil fast so scharf, wie Federmesserklingen zuspitzen, so kann man sich wohl denken, wie furchtbar das Hanfgeflecht darunter nothleiden mußte. Ja es ist sogar ein wahres Wunder zu nennen, daß die Taue nur so lange hielten, und nicht schon in den ersten Minuten durchschnitten wurden. Plötzlich jedoch, wie wir uns eben auf einen ziemlich breiten Felsvorsprung, über dem wir etwa noch zehn Fuß hoch schwebten, niedergezogen, stieß mein Engländer neben mir einen gräßlichen Schrei aus, und suchte sich zugleich an mir zu halten. Es gelang ihm einen meiner Füße zu erwischen und daran hing er nun in freier Luft, sich mit seinen beiden Händen festklammernd, denn sein Tau war, wie ich mich in der Sekunde überzeugte, in der Mitte entzweigerissen und plumpte sofort in die See hinab. Ich kann den Schrecken, von dem ich da erfaßt wurde, gar nicht beschreiben, und nicht minder groß muß der des Dänen gewesen sein. Er faßte sich jedoch sogleich wieder und kam mir, so gut es ging, zu Hülfe, indem er den Engländer an einem Arm erfaßte, damit mir die Last erleichtert würde. Allein was half's? Fast in demselben Moment fing sein Tau ebenfalls an, nachzugeben, und er suchte sich nun wie jener an mir zu halten. Noch ein weiterer Moment, so that's einen Riß ober mir, und wir stürzten sofort alle drei zusammen auf den Felsvorsprung hinab, dessen ich so eben erst Erwähnung that!

Ich hatte mich früher gar oft schon in äußerst gefährlichen Lagen befunden, und mehr als einmal, wie z. B. erst vor vierzehn Tagen auf dem Arnarfellsjökul, war ich dem Tode nur allzunahe gewesen; allein alle diese früheren Gefahren schrumpften gegen die jetzige Situation zu wahren Kleinlichkeiten zusammen. Man denke sich drei Menschen auf einem Felsvorsprung von etwa sechs Fuß Breite und eben so viel Länge; man denke sich diesen Felsvorsprung inmitten einer senkrechten Felswand, deren Höhe nach aufwärts, so wie deren Tiefe nach unten, zum wenigsten dreihundert Fuß betrug; man denke sich endlich die drei Menschen darauf angewiesen, ganz ruhig und unbe-

weglich auf dem Vorsprung auszuharren, weil es die reinste Unmöglichkeit war, hinauf oder hinabzuklettern; man denke sich dieses Alles, und dazu noch das furchtbare Gekrächz der Tausende von aufgescheuchten Vögeln, die um uns herumschwirrten, so wird man wohl zugeben, daß es nicht leicht eine gräßlichere Lage geben kann. Dazu kam dann noch, daß wir Niemanden von unserem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatten, weil wir die Leute mit der vollendeten Thatsache überraschen wollten, und daß es also ohne Zweifel keiner Seele einfiel, nach uns zu sehen. Ach, es war zum Verzweifeln, aber dennoch verzweifelten wir nicht.

Im Gegentheil, so wie wir den ersten Schreck überwunden hatten, brachten wir uns so behutsam als möglich, damit wir nicht über unser Asyl hinabstürzten, in eine sitzende Lage, so daß wir mit unserem Rücken an die Felswand lehnten, und untersuchten uns dann zuerst, ob wir durch den Sturz Schaden gelitten hätten. Da dieß aber nicht der Fall war, denn einige leichte Contusionen durften natürlich gar nicht in Anschlag gebracht werden, so fingen unsere Herzen schon wieder an, muthiger zu schlagen, und wir begannen sofort frischweg die Hauptsache zu besprechen, nämlich die Möglichkeit einer Rettung. Und eine Möglichkeit war da! Ja sie lag sogar sehr nahe, denn es mußte uns doch gelingen, einen der vielen Fischernachen, welche den ganzen Tag über das Meer um Island herum durchschiffen, auf uns aufmerksam zu machen, und wenn uns dann ein Dutzend wackerer Gesellen von oben herab ein langes Seil zuwarfen, um uns dran hinaufzuziehen, so konnten wir recht wohl, falls das Tau nicht ebenfalls an den Felsenkanten abriß, mit heiler Haut davon kommen. Freilich mochte darüber vielleicht ein ganzer Tag, möglicherweise eine noch längere Zeit vergehen; allein so lange konnten wir es auf unserem Felsvorsprung wohl aushalten, ohne die Augen zu schließen — denn schlafen durften wir nicht, weil wir da leicht eine Bewegung machen konnten, die uns in den Abgrund hinabgestürzt hätte. Auch zum Hungerleiden waren wir nicht verdammt, indem sich in unserer nächsten Nähe eine Menge von Vogelnestern befanden, deren keines weniger als zwei oder drei Eier enthielt. Es handelte sich also blos darum, einen guten Lugaus auf die Fischer zu halten, und daß wir dieß von der ersten Stunde an thaten, darf man mir auf's Wort glauben. In der That bekamen wir noch am nämlichen Tage, obgleich es zur Zeit unseres unseligen Sturzes schon ziemlich gegen Abend ging, einige Fahrzeuge zu Gesicht, allein dieselben ruderten in allzugroßer Entfernung, als daß sie unser Rufen hätten hören können. Eben so wenig nahmen sie davon Notiz, daß wir unsere Taschentücher mit Heftigkeit in der Luft schwenkten, denn wahrscheinlich sahen sie gar nichts davon, und wenn sie auch etwas sahen, so hielten sie es ohne Zweifel für die Flügelbewegung eines Seevogels. Somit mußten wir uns, als es nun anfing dunkel zu werden, wohl oder übel darein ergeben, für heute Niemanden mehr zu unserer Errettung auffordern zu können; doch es blieb uns ja der Trost auf Morgen, und mit diesem „Morgen" suchten wir uns gegenseitig das Herz zu erleichtern.

Endlich brach die völlige Nacht herein, aber — welche Nacht war es! Im

Anfang derselben leuchteten die Sterne mit einer wunderbaren Klarheit, und da zugleich kein Lüftchen wehte, so spiegelten sie sich vollkommen in der glatten Meeresfläche zu unsern Füßen ab. Das war nun ein wunderbar prächtiger Anblick, der unsere Seelen mit der tiefsten Andacht erfüllte. Einen nicht minder erhebenden Eindruck übte auf uns die unendliche Stille aus, in welcher, seitdem die Vögel sich zur Ruhe begeben hatten, die ganze Natur schwieg. Doch solch' große Ruhe auf dem Meere pflegt stets der Vorbote eines Sturmes zu sein, und so war es denn auch dießmal. Plötzlich nämlich kräuselte sich das Meer, und einen Augenblick später fuhren einige kurze Windstöße darüber hin. Drauf zeigten sich Wolken nach Westen hin, und diese flogen gleich nachher in mächtiger Eile gegen Südosten. Noch eine Viertelstunde später raste der Sturm in seiner vollsten Wuth und das Meer thürmte sich zu furchtbaren Wellen auf. Mit einem wirklich gräßlichen Gedröhne brach sich nun die Brandung an unserer Felsenwand, und ihre Gewalt war so groß, daß die riesige Gesteinmasse in ihren Grundvesten erzitterte. Doch — welches unendliche Glück für uns! Der Sturm blies aus Nordwesten und somit wurden wir durch die Wand, an die sich unsere Rücken lehnten, während unsere Gesichter dem Süden zugekehrt waren, vollkommen vor ihm geschützt; hätte er dagegen von Osten oder Süden hergeweht, so würde uns der Stoß der Lüfte unbedingt in die Tiefe hinabgeschleudert haben. Dessenungeachtet konnte es für Menschen in unserer Lage nichts Schreckhafteres geben, als diese Sturmnacht, und unsere einzige Erleichterung bestand darin, daß wir uns fest umschlossen hielten, um, wenn es zum Stürzen komme, wenigstens vereint zu sterben.

Endlich, endlich ging diese gräßliche Nacht, in der wir natürlich kein Auge schlossen, vorüber, und wir begrüßten den anbrechenden Tag, wie einen Rettungsboten; allein wir hatten falsch gerechnet, denn der Sturm dauerte, obwohl mit etwas verminderter Heftigkeit, fort, und es wagte es deßhalb kein einziger Fischernachen in die hoch empörte See zu stechen. Abermals kam die Nacht herbei, ohne daß wir irgend Jemanden ein Zeichen von unserem Dasein hätten geben können, und abermals erneuerte sich das gräßliche Brandungsgeheul von gestern. Ganz dasselbe war am dritten Tage der Fall; doch an dem darauf folgenden Abende legten sich die Winde und der Himmel wurde wieder sternenhell. Da schloßen wir unsere Herzen nochmals der Hoffnung auf Morgen auf und dießmal — Gott sei dafür gepriesen — sollte uns diese Hoffnung nicht täuschen, obwohl wir noch auf eine harte Probe gesetzt wurden. Am Vormittag des vierten Tages nämlich ging die See, obwohl kein Sturm mehr wehte, noch so hoch, daß es die Fischer für gerathener hielten, für jetzt noch zu Hause zu bleiben, und schon glaubten wir daher, daß es am Nachmittag eben so gehen werde. Allein — der Himmel hatte Erbarmen mit uns, und zu unserer unendlichen Freude belebte sich das Meer, das inzwischen immer ruhiger geworden war, am Mittag mit Fahrzeugen aller Art. Auch fuhren gleich in der ersten Stunde mehrere in großer Nähe an unserer Felswand hin, und wir schrieen ihnen daher aus voller Kehle zu, indem wir zugleich mit unsern Tüchern winkten. Unser Geschrei und Winken half

uns aber eben so wenig, als am ersten Tag, obgleich wir uns unendlich abmühten, und wir mußten also auf ein anderes Mittel, die Leute auf uns aufmerksam zu machen, denken. Da fuhr es mir wie eine glückliche Idee durch den Kopf, und als nun abermals ein Nachen hart unter uns dahinschwamm, so nahm ich mein Taschenmesser, wickelte es fest in mein Taschentuch, zielte genau und warf es nach dem Fahrzeug hinab. Ich war von jeher dafür bekannt, mein Ziel im Werfen nie zu verfehlen, und auch dießmal machte ich meinem Rufe keine Schande; im Gegentheil fiel das Messer gerade in die Mitte des Fahrzeugs hinein, und versetzte die Leute darin in eine nicht geringe Verwunderung, indem sie es sich im Anfang gar nicht erklären konnten, woher dasselbe komme. Allein endlich blieben ihre herumirrenden Blicke doch auf uns haften, die wir uns zu unserer vollen Höhe aufgerichtet hatten, und richtig, sie sahen uns; ja sie winkten und riefen uns sogar zu!

Welche Gefühle in diesem Augenblicke unsere Brust durchbebten, dieß auch nur annähernd zu beschreiben, ist mir rein unmöglich, denn wir durften ja jetzt gewiß sein, daß kein Mittel zu unserer Rettung unversucht bleiben würde. Freilich ob diese gelinge, das stand noch in weiter Hand, aber wir hegten die feste Zuversicht, daß der Himmel, der sich uns bis jetzt so wunderbar gnädig erwiesen hatte, uns zum Schluß nicht noch verlassen werde, und darum verließ uns auch der Muth nicht, als wir uns gezwungen sahen, noch eine Nacht in unserer grenzenlosen Einsamkeit zu verbringen. Gerade umgekehrt — wir schliefen in dieser Nacht zum ersten Male abwechslungsweise, d. h. so, daß stets der Eine von uns wachte und die beiden Andern, die schliefen, fest im Arm hielt, um sie an jeder gefährlichen Traumbewegung zu verhindern. Den andern Morgen jedoch — ach, wie ängstlich lauschten wir da auf jedes Geräusch, das uns die Ankunft unserer Erretter anmelden würde! Daß sie sich nicht sehr frühe einfinden könnten, wußten wir, denn sie hatten vorher nach Reykjavik zu fahren, um sich die nöthigen langen Taue zu verschaffen; allein deßwegen schien es uns doch eine Ewigkeit zu sein, bis wir endlich ihre Stimme über uns erschallen hörten. Nun aber will ich's kurz machen und damit schließen, daß ich berichte, wie wir drei Einer nach dem Andern, und zwar nach dem Loose ich als der letzte, an einigen überaus starken Tauen — man hatte zur Vorsicht deren mehrere genommen — glücklich auf den Uferrand hinaufgewunden wurden, ohne daß der geringste Unfall dabei passirt wäre; die wackeren Leute aber, die uns erlösten, staunten uns an, wie drei Meerwunder, und ich selbst konnte es nachher lange Zeit nicht begreifen, wie es uns möglich geworden sei, vier Tage lang auf jenem kleinen Felsvorsprung zu campiren, ohne vor Angst und Schrecken wahnsinnig zu werden und zehnmal für einmal in's Meer hinabzustürzen.

Das war also die zweite Todesgefahr, der ich auf der Insel Island entging, und nun komme ich auf die dritte und letzte zu sprechen. Die ersteren beiden fanden statt in der Mitte und am Schlusse des Monats Mai, die dritte aber folgte im Anfang des Monats Juni nach, so daß ich eigentlich vor lauter Aufregung gar nicht zu

mir selber kam. Zwar allerdings ruhten wir, mein Engländer und ich, unmittelbar nach der letzt beschriebenen Gefahr einige Tage in Reykjavik aus, um uns wenigstens einigermaßen zu erholen; dagegen brachen wir schon am 4. Juni wieder auf, um uns zu Schiffe nach der Mündung des Skaptaflusses an der Südostküste Islands überführen zu lassen. Dorthin war nämlich unser Führer mit unseren Rossen vom Arnarfellsjökul aus beordert worden, und er wartete unserer daselbst bei einem ihm befreundeten reicheren Meiereibesitzer ohne Zweifel schon seit vierzehn Tagen, weil das Abenteuer am Cap Reykjanaes uns mehr Zeit weggenommen hatte, als wir uns früher träumen ließen. Von der Mündung des Skaptaflusses an übrigens wollten wir eine abermalige Reise in's Innere der Insel antreten, und zwar durch die interessantesten Parthien derselben. Zuerst beabsichtigten wir das Skaptathal, das uns als besonders schön und an Matten reich geschildert worden war, bis zum Skaptarjökul hinaufzureiten; dann über das Gebirge nach dem Heckla zu ziehen; nach dessen Besteigung die heißen Quellen des Geissir zu besichtigen, und endlich über die Schwefelausdünstungen von Reykhold zurück nach dem Städtchen Reykjavik zu kehren, wo wir nach etwa vier Wochen wieder einzutreffen hofften. Somit standen uns die größten Hochgenüsse bevor, auf die wir uns ganz außerordentlich freuten, und insbesondere fühlte ich mich ungeheuer aufgeregt, da ich in meiner frühesten Jugend schon gar viel von dem Könige aller feuerspeienden Berge, dem Heckla, so wie von den immensen Wassersäulen, welche die beiden Sprudelmajestäten und Zwillinge der Geissir und der Strokkr, in die Luft hinaufschleuderten, gehört und gelesen hatte. Es sollte aber ganz anders kommen, als ich es mir ausmalte, und ich will es in wenigen Worten erzählen.

Am 7. Juni, welcher zugleich Pfingstsamstag war, kamen wir sehr munter und wohlbehalten an der Hauptmündung des Skaptaflusses, der etwa die Stärke und Größe des Rheins bei Köln haben mochte, an, und wurden von dem Inhaber der oben berührten Meierei, die sich nicht weit vom Ufer auf einer kleinen Anhöhe in einer ebenso anmuthigen als fruchtbaren Umgebung erhob, auf's gastfreundlichste empfangen. Auch bewillkommte uns sofort unser Adlergletscherführer nebst den paar Pferdewärtern mit der angenehmen Meldung, daß die sämmtlichen Rosse sich der besten Gesundheit erfreuten, und daß wir also unsere Weiterreise gleich den andern Morgen, wenn es uns so beliebe, antreten könnten. Dagegen lud uns unser Wirth, der Meiereibesitzer, ein für einen Bauern sehr gebildeter und einsichtsvoller Mann von mittlerem Alter, auf's angelegentlichste ein, den morgenden Tag bei ihm zu verweilen, damit wir uns von unserer Seereise erholen könnten. „Am Pfingstsountag," meinte er zur Bekräftigung seiner Einladung, „sollte man ohnehin nicht reisen und zudem müßten Leute, die den Skaptarjökul und den Heckla besteigen wollten, alle ihre Kräfte bei einander haben. Zum dritten endlich," setzte er dann noch kopfschüttelnd hinzu, „hat mir das Wetter dieser Tage gar nicht recht gefallen wollen. Obgleich nämlich am ganzen Horizont keine Wolken zu sehen waren, wollte sich der Himmel doch nicht recht klar machen, sondern es schwebte vielmehr ein Dunst über die Erde hin, der bei uns, die

wir am Fuße der Schneegebirge leben, immer etwas zu bedeuten hat. Gebt also acht, morgen gibts ein tüchtiges Gewitter, wo ihr froh sein werdet, unter Dach und Fach zu sein; wenn's aber kein Gewitter gibt, so möchte ich fast auf etwas noch weit Schlimmeres schließen."

Diese letzteren Worte sprach er nur ganz leise, wie wenn er sie Niemanden hören lassen wollte; wir hatten sie aber nur zu deutlich vernommen, und drangen daher später, als wir, ganz allein mit ihm, seine wirklich schöne und im vortrefflichsten Stande befindliche Besitzung ansahen, in ihn, uns eine nähere Erklärung darüber zu geben. „Es sind nur Muthmaßungen," erwiederte er sofort, „die ich habe, und hoffentlich erweisen sie sich als unbegründet; allein all' den vielen Erdbeben und Vulkanausbrüchen, welche unsere Insel schon erlebt hat, ist den alten Chroniken zu Folge immer eine solche dumpfige und dunstige Luft, wie die der letzten Tage, vorangegangen, und überdem ist es ein sehr verdächtiges Zeichen, daß sich auf dem Skaptarjökul das Eis seit nun dreißig Jahren auf eine wahrhaft schreckenerregende Weise gemehrt hat. Je kälter von außen, desto wärmer von innen, heißt es nämlich bei unsern Gletschern, die bekanntlich alle zu Zeiten feuerspeiende Berge sind, und ich fürchte fast, daß der Skaptarjökul keine Ausnahme machen wird."

Auf diese Bemerkungen wußten wir natürlich nichts zu erwiedern, weil wir in solchen Dingen weit weniger erfahren waren, als unser Wirth; allein wir beschlossen nun doch, den nächsten Tag, d. i. den 8. Juni, Rasttag zu halten. Nachdem aber solches fest und bestimmt abgemacht war, ließen wir das Gespräch über Erdbeben und Vulkane ruhen, um nicht am Ende auch die übrigen Bewohner der Meierei, besonders den weiblichen Theil derselben, mit den ausgesprochenen Befürchtungen anzustecken, und gingen nach genossener Abendmahlzeit schon sehr frühe zu Bette. Um so frühzeitiger jedoch erhoben wir uns den andern Morgen, da wir alle sehr begierig waren, nach dem Stande des Wetters zu sehen. Zu unserer großen Beruhigung aber zeigten sich durchaus keine verdächtigeren Symptome, als wir gestern schon zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten, und selbst diese begannen im Laufe des Vormittags zu verschwinden, denn der so sehr gefürchtete Dunst verzog sich nach und nach, und die Sonne schien bis zum Mittag in prachtvollem Glanze. Ja nicht ein Wölkchen erschien am ganzen Firmamente, und da auch die See sich so glatt spiegelte, wie ein vor allen Winden geschützter Landsee, so wären wir fast versucht gewesen, unseren gastlichen Wirth wegen der Angst, die er uns für nichts und wieder nichts eingeflößt, ein wenig aufzuziehen, wenn dieser nicht fortwährend sein Gesicht in gleich ernste Falten gelegt hätte!

Der Tag verging also in ungestörter Ruhe, und wir setzten uns nach eingenommenem Abendessen noch ein paar Stunden in's Freie, um das Schauspiel der untergehenden Sonne — dieß geschieht, wie ich hier nebenbei bemerke, um diese Jahreszeit in Island erst gegen zehn Uhr Abends — mit desto größerer Muße beobachten zu können. So kam die neunte Stunde herbei, ohne daß wir die geringste Veränderung in der Atmosphäre hätten wahrnehmen können, da sprang unser Wirth plötzlich

auf und deutete mit tiefbleichem Gesichte nach Norden. Wir folgten mit unseren Augen der uns angegebenen Richtung, und nun zeigte sich uns sofort eine ungeheure Rauchsäule, welche bis an den Himmel hinauf zu reichen schien; Feuer jedoch konnten wir keines gewahren.

„Dort muß ein ungeheurer Brand ausgebrochen sein," rief mein Engländer, und ich pflichtete ihm alsbald bei, indem ich zugleich verwundert fragte, was denn in der gegebenen Richtung für eine Stadt liege, da ich bis jetzt von einer solchen nichts gehört hätte. Thörichterweise war ich nämlich der Ansicht, der Rauch komme von brennenden Wohnungen her, und wenn dieß der Fall war, so mußten es natürlich deren Hunderte oder Tausende sein, um eine solch' gewaltige Säule hervorzubringen. Allein ich ward sogleich über meinen Irrthum aufgeklärt.

„Dorthinzu brennt's allerdings, aber nicht in einer Stadt," erwiederte nämlich unser Wirth lächelnd, denn meine Frage mußte einem Isländer, der da weiß, daß Städte oder auch nur kleine Dörfer im Innern der Insel eine reine Unmöglichkeit sind, äußerst komisch vorkommen. Doch war dieß Lächeln so unendlich trübe, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Auch verwandelte es sich in derselben Sekunde noch in den bittersten Ernst. „Gewiß," wiederholte er nun, „dorthinzu brennt's, allein es brennt nicht auf der Erde, sondern in der Erde. Der Skaptarjökul ist's, der den Rauch ausstößt, und meine Befürchtung, die ich gestern aussprach, hat sich also bereits zu bewahrheiten angefangen; Gott aber gebe, daß dieser vulkanische Ausbruch sich auf einen kleinen Kreis beschränke, und nicht zu einem förmlichen Erdbeben heranwachse."

Unser Wirth hatte vollkommen recht — es war der Skaptarjökul, der den Rauch ausstieß, und ganz Island konnte sich sofort überzeugen, daß er seine Werkstätte geheizt habe, und in der Arbeit sei. Starr sahen wir darauf hin, in unserem Innern die gewaltige Kraft bewundernd, mit welcher er die Rauchsäule emporwirbelte; je länger wir aber hinsahen, um so weiter dehnte sich der Rauch aus, und endlich sahen wir gar nichts mehr, als Rauch und abermals Rauch. Doch nein — Rauch im wahren Sinn des Wortes war es nicht, sondern vielmehr feine Asche, welche zuerst gen Himmel flog, und dann als ein dichter Regen zu Boden fiel. Und immer großartigere Dimensionen nahm der Aschenregen an, und am Ende breitete er sich nicht blos über alles Land, das in unserem Gesichtskreis lag, sondern auch noch weithin über das Meer aus. Ja die Wiesengründe, auf denen wir standen, wurden auch nicht verschont, obwohl die Entfernung bis zum Skaptarjökul gut zwei Tagreisen betrug, sondern jeden Augenblick blies uns der Wind ganze Lagen von Asche in's Gesicht, so daß wir bald genöthigt waren in's Wohnhaus zu flüchten.

Wie wir die Nacht verbrachten — den meisten Bewohnern der Besitzung verging sie schlaflos, und besonders hörten wir unsern Wirth beständig auf und niedergehen — darüber will ich schweigen; dagegen trieb es uns schon in aller Frühe hinaus, um zu sehen, welches Unheil der Skaptarjökul bis jetzt angestiftet, und ob er

seine gewaltige Feueresse noch immer nicht ausgelöscht habe. Das letztere war nun offenbar nicht der Fall, denn in der Richtung gegen Norden hin wälzten sich immer noch die dichtesten Rauch- oder vielmehr Aschenwolken empor, allein deßwegen stand's doch nicht so schlimm, als wir alle erwartet hatten. Die Asche lag nämlich nirgends höher, als zwei bis drei Zoll, und wenn man dieselbe hinweggräumte, so zeigte sich der Graswuchs zwar stark verbrannt, aber doch durchaus nicht gänzlich zerstört, so daß sich die Wiesen also leicht wieder erholen konnten, wenn sie bald von einem erfrischenden Regen durchnäßt wurden. Ueberdem blies ein überaus starker Südwind, welcher den ganzen Aschenauswurf nach Norden hintrieb, und es stand somit zu hoffen, daß das Skapathal von weiteren Zerstörungen verschont bleiben werde, natürlich vorausgesetzt, daß der Südwind anhalte. Die Hauptsache aber war — der vulkanische Ausbruch schien nur ein sehr leichter zu sein, denn bis jetzt hatte man weder etwas von einer Erderschütterung verspürt, noch strömte der Jökul Lava aus. Da heiterte sich denn auch das bis jetzt so trübe Gesicht unseres Wirthes ein wenig auf, und sein Auge blickte dankbar gen Himmel. „Wenn's dabei bleibt," sagte er, „so will ich den Lenker der Weltgeschicke dafür segnen, obwohl unser Vieh für die nächste Zeit eine schlechte Weide haben, und insbesondere auch die Heuernte gering ausfallen wird. Allein Hungerjahre kommen in Island öfters vor, und sie sind immer noch besser, als totale Fehljahre. Wie wäre es nun aber, wenn wir uns persönlich überzeugten, wie es um die Thätigkeit des Skaptarjökul steht? Wie, wenn wir ihm etwas näher auf den Leib rückten? Ich besitze ein paar starke Boote, die wir hie und da zum Fischfang an der Küste und auf dem Skaptastrome benützen, und in einem derselben, dem leichteren, könnten wir, durch den Südwind begünstigt, beinahe bis an den Fuß des Jökul hinauffahren, denn der Fluß ist bis dahin schiffbar."

Das war nun natürlich ganz nach unserem Sinn, und wir erklärten uns mit Freuden bereit, die Fahrt mitzumachen. Demgemäß ertheilte unser Wirth sofort einigen seiner Söhne den Befehl, die Schaluppe auszurüsten, trotzdem seine Gattin aus Furcht vor den Gefahren, denen wir nach ihrer Ansicht entgegengingen, es offenbar nicht gern sah, und sorgte insbesondere dafür, daß es an Lebensmitteln nicht gebreche, denn vor ein paar Tagen konnten wir auf keinen Fall zurücksein. In wenigen Stunden war alles fertig, und wir begannen sofort unter äußerst günstigen Anzeichen die Reise. Außer uns beiden, hatten wir noch acht Reisegefährten, unsern Wirth, unseren Führer und sechs Hausangehörige als Ruderer. Der Südwind hielt in seiner ganzen Stärke an, und blähte unser Segel so stark auf, daß wir mit großer Schnelligkeit stromaufwärts kamen. Selbstverständlich übrigens wurde, wie ich hier nebenbei bemerken muß, durch unsere Abreise das Hauswesen unseres Wirths keineswegs verwaist, sondern zum Schutze desselben hatte er seinen ältesten Sohn nebst einigen Knechten zurückgelassen, und es gingen also dort die Geschäfte ihren gewöhnlichen Gang fort.

In den ersten Stunden unserer Fahrt begab sich nichts bemerkenswerthes, den

Umstand allein ausgenommen, daß wir von Zeit zu Zeit vom Norden her ein ganz eigenthümliches Geräusch vernahmen, welches sich fast ausnahm, wie wenn ungeheure Wasserkessel im Sieden begriffen wären. Aber wie gesagt, das Geräusch kam nur von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich weil der Wind den Schall gegen Norden hin trieb. Plötzlich jedoch, während wir eben unser bescheidenes Mittagsmahl einnahmen, fing es an sowohl unter uns als neben uns so laut zu krachen, daß wir sammt und sonders bestürzt aufsprangen, weil wir meinten, das Erdreich berste entzwei. Man konnte aber nirgends auch nur das Geringste bemerken, und selbst der Strom, auf dem wir fuhren, zeigte keinerlei verdächtige Bewegung. Nach etwa zehn Minuten hörte das Krachen wieder auf; doch nicht für lange, sondern in einer Viertelstunde kehrte es mit verdoppelter Gewalt wieder, und verließ uns von nun an, kurze Augenblicke ausgenommen, nicht mehr, so daß man hätte glauben können, es bekriegen sich inmitten der Erde ein paar feindliche Parteien mit etlichen hundert Kanonen.

Auf diese Weise verlief der Pfingstmontag oder der 9. Juni des Jahrs 1783, und wie wir Abends spät am Ufer anlegten, um die Nacht am Lande zuzubringen, da hatten wir, obgleich wir des Südwinds wegen den ganzen Tag vom Aschenregen verschont geblieben waren, längst die vollkommenste Gewißheit, daß der Skaptarjökul mit seinem Toben noch lange nicht zu Ende sei. Die Nacht verging uns daher auch unter keinen besonders angenehmen Träumen, sondern wir waren vielmehr froh, als es nach ein paar Stunden wieder so hell geworden war, daß wir unsere Reise fortsetzen konnten. Wie erstaunten wir nun aber, als wir den ersten Blick auf den Strom warfen! Gewiß und wahrhaftig, derselbe hatte sich in den wenigen Stunden, die wir am Ufer zubrachten, um das doppelte vergrößert, und es konnte also kein Zweifel sein, daß der Jökul die furchtbaren Eismassen, welche sich seit dreißig Jahren auf ihm gehäuft hatten, durch sein Feuer zum Schmelzen gebracht habe. In großartiger Majestät rollten jetzt die Wogen daher, und sie mehrten sich sogar noch von Stunde zu Stunde, so daß das Bett des Flusses, trotz seiner außerordentlichen Tiefe und Breite, oft kaum im Stande war, ihre Massen zu fassen. Dessenungeachtet dachte keiner von uns an's Umkehren, denn weil der Wind immer noch mit gleicher Kraft und in gleicher Richtung wehte, so durften wir hoffen, alle Schwierigkeiten einer Stromaufwärtsfahrt mit Leichtigkeit zu überwinden, und — wir mußten doch wissen, wie es in der nächsten Nähe des Vulkans aussehe!

Den ganzen 10. Juni also fuhren wir stromaufwärts, und am Abend legten wir wieder am Lande an, gerade wie wir auch den Tag zuvor gethan hatten. Nur fiel es uns wegen der so furchtbar angeschwollenen Wasser ziemlich schwer, einen geeigneten Platz zu finden, und noch mehr Sorge machte uns die Befestigung des Bootes. Doch brachten wir beides nach einigen verunglückten Versuchen glücklich zu Stande, und zündeten nun von dem mitgenommenen Holze ein Feuerchen an, unsere Abendmahlzeit zu bereiten. Aber welch' ein Schrecken fuhr nicht gleich darauf durch unsere Glieder, als sich plötzlich ein Donnern hören ließ, gegen welches all' das

frühere Krachen sich wie ein Zephir zu einem Windstoße verhielt! Mit dem Donnern erhob sich zugleich ein dichter, mit Asche und Sand vermischter Dunst, und wenn sich hie und da diese schwarze Wolkenmacht vor den heftigen Windstößen zertheilte, so sah man mit Grausen, wie an mehreren Stellen des Jökuls mächtige Lohen hervorbrachen, als ob der ganze Berg eine einzige Feuermasse wäre. Ueberdem fing die Erde unter uns an zu zittern und dieß steigerte sich mehrere Male so sehr, daß wir nicht anders glaubten, als sie müsse auseinander bersten.

Daß es uns nun unter solchen Umständen mehr behagt hätte, wenn wir den Fluß nicht so weit heraufgefahren, und dem Jökul etwas ferner geblieben wären, wird Jedermann nur natürlich finden, und eben so natürlich war's, daß wir beschlossen, mit dem Grauen des Tages unsere Rückfahrt anzutreten, um aus der höchst gefährlichen Nähe des Vulkans zu kommen. Ja wir würden am liebsten gleich im Augenblicke den Kiel heimwärts gelenkt haben, wenn nur die Nacht ein klein wenig heller gewesen wäre! So aber verbreitete der Dunst eine fast greifbare Dunkelheit, und wir wären gewiß an einem der vielen im Flußbette hervorragenden Felsen gestrandet.

Langsam, sehr langsam verging diese böse Nacht, und da wir kein Auge schließen konnten, so erschien sie uns fast wie eine Ewigkeit, bis endlich gegen zwei Uhr Morgens die erste Dämmerung eintrat. Nunmehr war es uns wenigstens möglich, die nächsten Gegenstände zu unterscheiden, und unwillkürlich fiel unser Aller erster Blick auf unser Boot und den Skaptastrom. Schon seit einer Stunde nämlich wollte es uns bedünken, als ob das Geräusch der Wellen immer schwächer würde, und kurze Zeit vor zwei Uhr meinten wir sogar, es habe gänzlich aufgehört. Diese auffallende Erscheinung hatte uns natürlich mit der größten Unruhe erfüllt; doch, ewiger Schöpfer des Himmels und der Erden, wie ward uns, als wir nun in der That und Wahrheit gar kein Wasser mehr dahinrauschen sahen! Mit schlotternden Knieen, Entsetzen im Blicke, rannten wir dem Bette des bisher so mächtigen Stromes zu — aber es verhielt sich wirklich so: das Bette war vollständig ausgetrocknet, und unser Boot lag unbeweglich auf dem Steingrunde! Unser Verstand stand uns förmlich stille, denn dieses Phänomen war ein allzu außerordentliches, als daß wir es hätten begreifen können. Freilich jetzt sage ich mir, daß die Glühhitze des Skaptarjökul, dessen ganzes Inneres zu jener Zeit nur noch ein einziger kochender Kessel war, das sämmtliche Eis, den sämmtlichen Schnee, der sich hier in langen, langen Jahren aufgehäuft hatte, innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden schmolz und eben damit auch allen Zuflüssen des Skaptastromes die Quelle abschnitt; aber damals hatte sich unsrer ein allzu furchtbarer Schrecken bemächtigt, als daß wir fähig gewesen wären, ruhig zu überlegen und nachzudenken. Ueberdem — wurde uns hiezu auch nur eine Minute lang Zeit vergönnt?

Plötzlich nämlich, wie wir in das trockene Flußbette, dessen ganzer Boden mit todten Fischen bedeckt war, hineinstarrten, erblickten wir in ziemlicher obwohl nicht allzuweiter Entfernung einen grellrothen Schein, welcher sich in eben diesem Bette mit einem ganz gleichmäßigen Tempo gegen uns zu bewegte, und sich von Sekunde zu

Sekunde um's doppelte und dreifache vergrößerte. Doch nein, ich hatte Unrecht, von einem grellrothen Schein zu sprechen, sondern dieses neue Phänomen sah vielmehr gerade so aus, wie eine Masse geschmolzenen Eisens, die sich in majestätischer Ruhe dahinwälzte, und wie ein Blitz durchfuhr uns der Gedanke, daß die besagte Masse nichts anderes sein könne, als ein Lavastrom. Himmlische Barmherzigkeit — wie sollten wir uns retten? Ganz im Anfang floß, wie schon gesagt, der Strom nur im Flußbette; allein wenige Augenblicke später war er bereits so angeschwollen, daß er das Bette links und rechts überfluthete, und sich zu einer fast unabsehbaren Breite ausdehnte. Und nicht blos an Ausdehnung nahm er zu, sondern in eben demselben Verhältnisse auch an Höhe und Mächtigkeit, so daß man hätte glauben könne, es rücke eine immense glühende Mauer gegen uns an, um uns nebst allem Lebendigen zu verschlingen!

„Wir sind verloren," rief jetzt unser Wirth, der zu allererst sich wieder zu fassen vermochte, „wenn uns die Schnelligkeit unserer Füße nicht errettet; also folgt mir in's Boot, um einige Lebensmittel aufzuraffen, und dann fort das Thal hinab, so eilig uns unsere Füße tragen."

Natürlich leisteten wir seinen Anordnungen unbedingten Gehorsam, denn er war der Erfahrenste und kannte die Richtung, die wir einzuschlagen hatten, am besten. Auch bewies er dies sogleich, indem er uns nicht dem Flußbett entlang führte, weil dieses zu viele Krümmungen machte, sondern vielmehr nach rechts abbog, um eine gerade Linie nach seiner Meierei zu gewinnen. „Der Weg ist schlecht, voll Felsen und Gerölle," sagte er, „und wenn wir erst vollends die Eyjafialla-Jökuls-Hraun (d. h., um für Deutsche verständlicher zu reden, das von einem Ausbruch des Eyjafiallajökul herrührende Lavafeld) erreichen, so wird es uns gerade so vorkommen, als müßten wir die Füße brechen; allein erstens schneiden wir hiedurch einen großen Umweg ab, und zweitens hoffe ich, daß die mächtige Hraun dem uns nachfolgenden Lavastrom einen unüberwindlichen Damm entgegenstellen wird."

Den ganzen Tag marschirten wir, so schnell wir nur konnten, und nahmen uns blos ein einziges Mal Zeit, etwas zu rasten, um den Leib mit Speise und Trank zu stärken. Hiedurch brachten wir es denn doch zu Stande, daß die Entfernung zwischen der Lavaglutmasse und uns eine immer bedeutendere wurde, und als wir nun vollends am späten Abend die bewußte Hraun erreichten, so machten wir uns Hoffnung wenigstens der größten Gefahr entronnen zu sein. Zwar allerdings — der Lavastrom rückte mit einer furchtbaren Beharrlichkeit hinter uns drein, und ließ sich bis jetzt wenigstens nicht nur durch nichts aufhalten, sondern verwandelte vielmehr die ganze Gegend, durch die er floß, also insbesondere auch die vielen Weidetriften des Skaptastromthales nebst sämmtlichen Meiereien und Höfen — die Einwohner hatten sich aber meist durch die Flucht gerettet — auf eine Breite von mehreren Meilen in eine gräßliche Wüste; allein eben weil er sich in einer solch' außerordentlichen Breite ergoß, ging es bei ihm nicht mit der Eiligkeit eines Wasserflusses vorwärts, und somit konnte er an der Stelle,

wo wir uns jetzt befanden, erst in mehreren Stunden ankommen. Wenn er aber auch ankam, was that's? Wir befanden uns ja jetzt auf der wohl zwanzig Fuß dicken und viele Meilen im Umfang haltenden Lavamasse, welche der Eyjafialla im Jahr 1720 ausgespieen, und diese Masse war zu einem basaltartigen Gestein erstarrt, das unbedingt so hart war, wie Granit. Mußte also nicht der Lavastrom hier abprallen und nothgedrungen eine andere Richtung annehmen?

Demgemäß lagerten wir uns mit dem Gefühle ziemlicher Sicherheit in einer kleinen Vertiefung der Hraun, und sanken nach eingenommener kalter Küche, da uns die Anstrengungen des heutigen Tages auf den Tod ermüdet hatten, gar bald dem Gotte des Schlafes in die Arme. Wie lange wir nun übrigens so gelegen, kann ich mit Bestimmtheit nicht angeben, und eben so wenig hatten meine Genossen später eine klare Erinnerung hieran; das Gefühl dagegen, unter dessen Druck wir alle zumal erwachten, lebt noch jetzt so lebendig in mir, als ob zwischen jener Zeit und der jetzigen kein halbes Jahrhundert und mehr läge. Es war uns nämlich gerade, als lägen wir in einem Zuber oder Kessel, unter welchem ein großes Feuer unterhalten würde, so daß wir bei lebendigem Leibe schmorten, und dazuhin blies uns ein überaus heißer Wind in's Gesicht, gerade wie derjenige, der vom Schmelzofen einer Glashütte auszugehen pflegt. Entsetzt sprangen wir auf, und einen Augenblick hofften wir, es werde uns ein Traum geäfft haben; allein der nächste Moment schon überzeugte uns, daß sich alles in der Wirklichkeit so verhalte. Der Boden nämlich, auf dem wir standen, fühlte sich ganz heiß an und schien mit jeder Minute noch heißer zu werden; die Luft aber, die wir einzuathmen bekamen, brachte uns fast dem Ersticken nahe.

„Der Lavastrom hat die Hraun erreicht," schrie jetzt unser Wirth, welcher trotz der noch herrschenden Dunkelheit der Sache sogleich auf den Grund gekommen war, „und fängt an, der alten versteinerten Masse, auf der wir uns befinden, seine Hitze mitzutheilen. Vorwärts also und mir nach, so lieb euch euer Leben ist, denn in ein paar Stunden ist vielleicht das alte mehr als sechzigjährige Lavafeld ein eben so flüssiges Feuergestein, als dasjenige, welches gegenwärtig der Skaptarjökul ausspeit."

Vorwärts eilte er mit der Lebendigkeit eines Jünglings, und wir Andern blieben natürlich auch nicht zurück; allein über ein Lavafeld zu marschiren ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, und schon nach einer halben Stunde brachen uns fast unsere Kniee ein. Man darf nämlich nicht glauben, daß ein solches Feld so glatt sei, wie ein Wiesenfeld, sondern es besteht vielmehr aus lauter Buckeln, Löchern, Klüften, Rinnen, Spitzen und Zacken, so daß man oft und viel nicht nur nicht weiß, wo man den Fuß aufsetzen soll, sondern auch nicht selten Fehltritte thut, welche leicht einen Knöchelbruch zur Folge haben könnten. Dazu kam dann noch die im steten Zunehmen befindliche Hitze des Bodens, auf den wir traten, und schließlich, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, waren wir von so dichten schwarzen Rauchwolken umlagert, daß das Athmen förmlich in ein Röcheln überging. Mehrere von uns fingen

also an langsamer zu gehen, und wären wohl sicher zurückgeblieben, wenn unser Wirth sie nicht mit aller Gewalt zur fortgesetzten Eile angetrieben hätte. „Nur noch zehn Minuten lang haltet aus," schrie er uns zu. „Nur kurze zehn Minuten, dann sind wir über das Lavafeld hinüber, und haben wieder guten Wiesengrund unter unsern Füßen."

Er hatte recht, nach weiteren zehn Minuten war die Hraun überschritten, und wir befanden uns nun wieder an einem sonst grünen, jetzt aber wohl einen Schuh hoch mit Asche bedeckten Abhang; allein nach dieser letzten furchtbaren Anstrengung fühlten wir uns auch so ermattet und abgerädert, daß wir sämmtlich, selbst unseren wackeren Wirth nicht ausgenommen, sofort anhielten, um uns ohne weiteres auf dem Boden auszustrecken. Wir mußten ausruhen, koste es auch was es wolle. Ja selbst wenn der Tod in eigener Person hinter uns gestanden, so hätten wir in diesem Augenblicke nicht weiter gekonnt! Eine Viertelstunde, vielleicht auch etwas länger, mochten wir so gelegen haben, da sprang mit einem Male unser Wirth mit einem wahrhaft markdurchschütternden Schrei auf. „Die Hraun ist vollständig geschmolzen," rief er, „und setzt sich in Bewegung." Wir wandten den Blick nach dem Lavafelde, das wir so eben verlassen hatten, und siehe da, es war so. Durch die schreckliche Gluth des neuen Lavastroms geschmolzen und flüssig geworden, rückte dasselbe langsam vor, und zwar gerade in der Richtung nach unserem Lagerplatz, der nur etwa fünfhundert Fuß entfernt sein mochte. Jedes längere Verweilen mußte uns also nothwendigerweise den Tod bringen, aber dennoch — wer sollte es glauben? — Dennoch blieben die Meisten von uns, darunter auch ich, unbeweglich liegen. „Wir sind so unendlich abgemattet," entgegneten wir auf alle Mahnrufe, uns zur schnellsten Flucht zu erheben, „daß wir doch über Kurz oder Lang uns wieder niederlegen müßten; warum sollen wir also einen nochmaligen vergeblichen Versuch machen, unserem Verhängniß zu entrinnen?" Dabei blieben wir, selbst als uns die Aufgestandenen durch Rütteln und Schütteln in Bewegung bringen wollten, denn von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Tod des Verbrennens uns unter allen Umständen gewiß sei, hatten wir bereits auf das Leben resignirt.

In diesem Momente nun, als alles auf dem Spiele stand, weil der Lavastrom uns bereits seinen heißen erstickenden Brodem zusandte — in diesem Momente stieß unser Wirth einen abermaligen furchtbaren Schrei aus, aber dießmal keinen von der Angst und der Gefahr diktirten, sondern einen der wildesten Freude, indem er zugleich mit der Hand nach Süden deutete. Unsere Augen folgten seinem Wink und hei, wie schnell waren wir jetzt auf den Beinen! In der Entfernung von einer Viertelstunde nämlich sahen wir einen Trupp Pferde, welche von einigen Reitern geleitet in gerader Richtung auf uns zusprengten, und somit durchdrang uns im Momente der Gedanke, daß dieselben keine andere Absicht haben könnten, als uns zu Hülfe zu kommen. Welche Kraft gab uns aber nicht dieser Gedanke? Alle Ermattung war wie weggeblasen, und unter schrillen Jubelschreien rannten wir den Reitern fast mit derselben Schnelligkeit entgegen, als mit der sie sich uns näherten.

Wer waren nun aber die Reiter? Niemand anders als der älteste Sohn unseres Wirths nebst ein paar Knechten, welche uns mit zehn ledigen Pferden entgegenkamen! Die plötzliche Austrocknung des Skaptastromes nämlich hatte auf der Meierei die größte Bestürzung hervorgebracht, und diese Bestürzung mehrte sich noch, als das dumpfe Dröhnen der Erde nebst dem schwarzen Dunstgewölbe in der Luft von der Fortdauer des vulkanischen Ausbruchs Zeugniß gaben. Zum Glück übrigens raubte die Bestürzung den dort zurückgebliebenen Leuten die Besinnung nicht, sondern sie überlegten vielmehr augenblicklich, auf welche Weise sie uns am besten aus der Noth, in der wir uns nach ihrer Ueberzeugung befinden mußten, ziehen könnten, und das Resultat ihrer Berathschlagung war der Beschluß, uns Reitpferde entgegenzusenden. Dieses Alles erfuhren wir übrigens erst viel später, denn in jenem Augenblicke, da wir mit den Reitern zusammentrafen, stellten weder sie noch wir lange Fragen, sondern wir bestiegen vielmehr die ledigen Thiere, und eilten, so schnell wir konnten, das Thal hinab, der Meierei zu.

Diese erreichten wir auch glücklich nach wenigen Stunden, und mit welcher unendlichen Freude wir da bewillkommt wurden, kann man sich einbilden; allein wir waren nicht gekommen, um uns auch nur eine Viertelstunde lang aufzuhalten. Im Gegentheil befahl unser vortrefflicher Wirth, der wohl einsah, daß der Lavastrom sich durch nichts als durch das Meer aufhalten lassen werde, augenblicklich die große Barke, auf welcher er den Seefischfang zu betreiben pflegte (auf der kleineren Flußbarke waren wir, wie man weiß, den Skaptastrom hinaufgefahren) mit dem Werthvollsten, das sein Haushalt besaß, zu beladen, und so wie dies geschehen war, fuhren wir alle sammt und sonders nach einer der vielen kleinen Felseninseln hin, mit welchem die Küsten Islands gleichsam besäet sind. Dort angekommen beeilten wir uns die Frauen und Kinder nebst der eingenommenen Ladung an's Ufer zu bringen, und fuhren dann mit der Anstrengung von allen unseren Kräften nach der Meierei zurück, um wo möglich noch von dem zurückgelassenen Vieh einige Dutzend Stücke zu retten. Es gelang auch dies; allein wie wir nun zum zweiten Male umkehrten, in der Absicht, eine dritte Ladung zu holen, da zeigte sich das Meer so mit Bimssteinen bedeckt, daß wir kaum durchkommen konnten, und zugleich wehte uns ein Wind entgegen, der sich nur mit dem Samum der Araber vergleichen läßt. Trotzdem drangen wir so weit als möglich vorwärts, um uns wenigstens eine Gewißheit von dem, was wir befürchteten, zu verschaffen, und siehe da — wir erhielten diese Gewißheit schon nach wenigen Minuten. Der Lavastrom nämlich war bis an's Meer vorgedrungen, und hatte die Meierei mit allen Gebäulichkeiten, so wie mit allem auf den Wiesen ringsum zerstreuten Vieh vollständig verschlungen!

Das ist die Geschichte der dritten Lebensgefahr, welche ich auf der Insel Island durchmachte, und daß dieselbe keine geringe war, wird man mir wohl zugeben. Allein wenn auch — was lag daran? Wir hatten doch das Leben gerettet, und nicht einmal etwas von unserer Gesundheit eingebüßt! Damit tröstete sich auch unser

wackere Isländer, welcher durch den Ausbruch des Skaptarjökul in ein paar Augenblicken aus einem wohlhabenden Manne fast in einen Bettler verwandelt worden war, und er faßte sofort muthvoll den Entschluß, statt zu jammern und der Verzweiflung Raum zu geben, sich in einem andern Theil Islands von neuem anzusiedeln; seine ganze Familie aber, Weib, Söhne und Töchter, stellten sich ihm vertrauensvollst zur Seite, und selbst die Knechte erklärten, unter keiner Bedingung von ihm zu lassen, wenn er ihnen auch vor der Hand keinen Lohn geben könne. So arbeitete er sich denn, wie ich lieber gleich jetzt hinzusetze, im Verlauf der Jahre wieder zu einem recht vermöglichen Manne empor, und wie ich ihn später einmal wieder besuchte, mußte ich über die Anzahl seines Viehstandes nur staunen.

Keineswegs so gut erging es vielen Andern, und um die Wahrheit zu sagen, so hatte ganz Island unter diesem schrecklichen vulkanischen Ausbruch zu leiden. Nicht nur nämlich wurden einige zwanzig Meiereien nebst den meisten der darin befindlichen Menschen unter den Lavaströmen, die sich auf nicht weniger als vier und zwanzig Quadratmeilen erstreckten, total begraben; nicht nur erlitten einige sechzig Gehöfte durch die Erderschütterungen und Felsenstürze großmächtigen Schaden, sondern es vernichtete der ungeheure Aschenregen den Graswuchs auf den Weiden fast des ganzen Landes, und selbst das isländische Moos ging völlig zu Grunde. Dadurch entstand natürlich Futtermangel, und dieser erreichte bis zum Jahr 1784 eine solch' große Ausdehnung, daß nicht weniger als drei Fünftheile des Viehs auf die elendeste Weise verhungerten. Nicht besser erging es den Menschen, denn weil die Milch und die Butter fehlte, riß der Mangel auch bald unter ihnen ein. Dazu kam dann noch, daß auch der Fischfang verunglückte, indem der glühende Aschenregen nebst den häßlichen Dünsten viele Lachse und Kabliaus tödtete, und so entstand die schrecklichste aller Krankheiten, nämlich der Hungertyphus, wobei den Leuten die Zunge im Munde verfaulte. Ich will's übrigens nicht weiter ausmalen, sondern sage bloß, daß im Ganzen nicht weniger als 9356 Menschen an jenem Typhus starben. Ja in manchen Gegenden steigerte sich das Elend so hoch, daß die Ueberlebenden kaum noch im Stande waren, die Todten unter die Erde zu bringen, und auf einzelnen Meiereien war keine lebendige Seele mehr zu treffen!

Solch' furchtbare Folgen hatte der Ausbruch des Skaptarjökul, und noch jetzt ist seine ganze weite Umgebung auf viele, viele Stunden nichts anderes, als eine trostlose, unheimliche Wüste.

Siebentes Kapitel.

Eine Expedition nach Nordgrönland.

Aus den Papieren des Dr. Kane.

Gerade wie man auf den Gedanken kam, der Nordküste von Asien entlang nach China und Ostindien vorzudringen, so erwachte in den Herzen kühner Seefahrer schon vor mehreren Jahrhunderten die Hoffnung, dasselbe Ziel zu erreichen, wenn man die Nordküste von Amerika umsegle, und es wurden daher von verschiedenen handeltreibenden Nationen zu diesem Zwecke Schiffe ausgerüstet. Zu Anführern von solchen Expeditionen wählte man stets die wackersten Kapitäne, lauter Männer, welche mit einem felsenfesten Muthe und einer unerschütterlichen Entschlossenheit die größten nautischen Kenntnisse, so wie eine ungewöhnliche Erfahrung verbanden, und ich brauche, um die Wahrheit dieser meiner Behauptung zu beweisen, blos die Namen Frobisher, Davis, Hudson und Baffin zu nennen. Leider jedoch waren die Schiffe, welche man damals, am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, zu bauen verstand, ohne Ausnahme so klein, unansehnlich, gebrechlich und schlecht bemannt, daß man damit unmöglich etwas Großes erreichen konnte, und überdem hatte man in jenen fernen Zeiten noch gar keinen Begriff von den herrlichen seemännischen Instrumenten und Hülfsmitteln, deren man sich jetzt erfreut. So trat z. B. der berühmte Frobisher seine erste Entdeckungsfahrt anno 1566 auf drei Fahrzeugen an, welche zusammen nur 75, sage fünf und siebzig Tonnen hielten, während jetzt der geringste Walfischfahrer seine dreihundert Tonnen stark ist, und man muß sich nur wundern, wie er es wagen konnte, auf solch' elenden Schiffen den Schrecknissen des polarischen Oceans zu trotzen. Doch kam er glücklich wieder nach England zurück, und machte nachher noch verschiedene andere Seereisen, bis er endlich anno 1594 im Kriege gegen Frankreich eine Wunde davon trug, an welcher er gleich darauf starb. Eben so ruhmreich endete John Davis' seine drei Nordpolfahrten, die er anno 1585, 1586 und 1587 im Auftrag einiger reicher Londoner Kauf-

leute unternahm, und er brachte jedes Mal sich und seine Mannschaft heil und gesund wieder zurück. Anders erging es dem hochherzigen Henry Hudson, welcher seine Reise anno 1610 auf einem kleinen und noch dazu sehr elend bemannten Schiffe von fünf und fünfzig Tonnen begann, denn er wurde von seiner meuterischen, mit Heimweh behafteten Mannschaft nebst seinem zehnjährigen Söhnlein und sieben Gefährten mitten im Ocean auf einem Nachen ausgesetzt, und endete sein Leben auf eine ganz unbekannte Weise. Um so glücklicher fiel dagegen die Fahrt Baffins anno 1616 aus, und er kehrte noch im selbigen Jahre zurück, ohne auch nur ein einziges schlimmes Abenteuer erlebt zu haben.

Wohin richteten nun aber all' diese Männer den Kiel ihrer Schiffe? Sie segelten an der Westküste von Grönland hinauf und wendeten sich dann links, um auf irgend eine Weise um das nördliche Amerika herumzuschiffen. So kam Frobisher bis in die nach ihm benannte „Frobisherstraße", Davis in die „Davisstraße", Hudson durch die „Hudsonsstraße" in die „Hudsonsbai" und Baffin in die „Baffinsbai" bis an's „Baffinsland". Weil aber der letztgenannte Seefahrer die Ueberzeugung aussprach, daß es nicht möglich sei, über das Baffinsland hinaus noch weiter gegen Westen vorzudringen, indem es hier gar kein offenes Meer gebe, so stellte man zwei volle Jahrhunderte lang alle fernere Versuche ein und begnügte sich mit dem, was man über jenes unbekannte Weltrevier bis jetzt wußte, oder vielmehr nicht wußte. Endlich jedoch regte sich im Anfang dieses Jahrhunderts der Entdeckungseifer von Neuem, und es wurde sofort anno 1818 der Kapitän John Roß abgesandt, um jene Gegenden noch einmal näher zu untersuchen. Den gleichen Auftrag erhielt das Jahr darauf der kühne Edward Parry, und seinen Fahrten hat die Wissenschaft viel zu verdanken. Nicht viel weniger leisteten Richardson, Back, James Roß, Dease und Simpson, welche nach einander auf Nordpolentdeckungen ausgesandt wurden; am meisten aber erwartete man von John Franklin, weil ihn an Muth und Erfahrung nicht leicht ein Anderer übertraf. Am 26. Mai 1845 verließ er mit den Schiffen „Erebus und Terror" nebst hundert und acht und dreißig Mann Besatzung die Themse und erreichte bereits am 12. Juli die Walfischinseln in der Baffinsbai, von welchen aus er einen Bericht über seine bisherige Fahrt einsandte. Von da an aber ließ er nichts mehr von sich hören, und es verstrich ein Sommer und Winter nach dem andern, ohne daß er oder auch nur einer von seinen Leuten zurückgekehrt wäre. Es mußte ihm also nothwendiger Weise ein Unglück zugestoßen sein, doch — welches? Waren seine Schiffe etwa mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, oder lebten er und seine Leute noch, nachdem sie sich von den zerschellten Fahrzeugen an's Land gerettet? Diese Frage wurde allerorten aufgeworfen, und mit jedem dahinschwindenden Monate steigerte sich die Spannung; zugleich aber sprach sich die öffentliche Meinung dahin aus, daß es Pflicht sei, die Spuren des verschwundenen Kapitäns aufzusuchen, und müßte man auch alle Winkel der Westküste Grönlands so wie des daran stoßenden Polarmeers durchstöbern. Deßwegen wurden im Jahre 1850 nicht

weniger als zwölf Schiffe theils auf Befehl der englischen Regierung, theils auf Kosten von englischen und amerikanischen Privaten ausgerüstet, und ihnen folgten in den Jahren 1852 und 1853 noch sieben weitere Fahrzeuge nach. Keines von allen Neunzehn stieß auf Franklin oder auf eines seiner Schiffe, wohl aber erlangte man die Gewißheit, daß er mit allen seinen Leuten bereits im Jahr 1850 dem Hungertode erlegen war. Noch mehr Werth hatten die verschiedenen Entdeckungen, welche durch die Aufsuchungsfahrten gemacht wurden. Man fand nämlich, daß sich zwischen dem Nordende Amerika's und dem Nordpol allerdings ein breiter Gürtel von Meer hinzog, aber man fand zugleich auch, daß diese Entdeckung keinen praktischen Werth habe, weil dieses Wasser des Eises wegen kaum je passirbar ist. Weit nützlicher für die Wissenschaft erwiesen sich die Küstenuntersuchungen, und insbesondere fleißig erwies sich hierin der Amerikaner Kane, der gelehrte Befehlshaber des Schiffes „Advance", denn ihm allein verdanken wir es, daß uns nunmehr auch das nördliche Grönland wie ein offenes Buch vorliegt, während es vor ihm Jedermann für eine reine Unmöglichkeit erklärte, so weit nach dem Nordpole vorzudringen, als er that. Freilich — die besagte Insel zu umschiffen gelang des Eises wegen auch ihm nicht, und eben so wenig wurde es ihm möglich, tief in das Innere des Landes einzudringen, indem er sich bald überzeugte, daß dieses Innere nichts ist, als eine ewige, mit himmelhohen Gletschern und Felsbergen untermischte Schnee- und Eisfläche, in welcher alle Vegetation und alles Leben total aufgehört hat; allein welcher Vernünftige wird etwas Unmögliches verlangen? Genug, daß wir jetzt wenigstens einen Theil jener grausigen Wüste kennen; genug, daß wir wissen, wie weithin nach Norden die Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt sich erstreckt! Aber freilich — erreicht konnte dieß nicht werden, ohne mit fast täglichen Todesgefahren gekämpft, ohne dabei über die grausigsten Schrecken der Natur den Sieg davon getragen zu haben, und weil nun eben darum die Geschichte jener Kane'schen Nordpolexpedition ein doppeltes und dreifaches Interesse hat, will ich dem Leser in schlichten Worten das Wichtigste daraus mittheilen.

Das Schiff, auf welchem Doctor Kane die Forschungsfahrt nach dem Norden Grönlands begann, hieß die „Advance" und hatte bereits früher durch manchen Kampf mit dem Polareise seine Probe bestanden. Besonders groß war es nicht, denn es führte nur 144 Tonnen, aber um so mehr Sorgfalt hatte man auf seine Festigkeit verwandt und überdem durfte es sich rühmen, ein sehr guter Segler zu sein. Boote wurden im Ganzen fünf mitgenommen, worunter ein metallenes Rettungsboot, und die Gesammtmannschaft zählte achtzehn Personen *); die Ausrüstung aber bestand aus

*) Diese waren außer Kane: Henry Brooks, John Wall Wilson, James Mac Gary, James Hayes, Christian Ohlsen, Amos Bonsall, Henry Goodfellow, August Sonntag, William Morton, Georg Stephenson, Jefferson Temple Baker, Georg Riley, Pierre Schubert, Georg Whipple, John Blake, Tom Hickey und William Godfrey. Dazu kamen dann noch später der Dolmetscher Carl Petersen, so wie der Eskimojäger Hans Christian, und es belief sich also die Gesammtmannschaft eigentlich auf zwanzig Köpfe.

mehreren mit vieler Sorgfalt gebauten Schlitten, einigen Zelten von Kautschuk oder Segeltuch und aus einer Partie roher Bretter, um die Brigg Winters damit überdachen zu können. An einer gehörigen Quantität Lebensmittel ließ man es natürlich auch nicht fehlen, und insbesondere nahm man — außer dem üblichen Pöckelfleisch, Mehl, Schiffszwieback und Spirituosen — einen großen Vorrath getrockneter Früchte und Vegetabilien mit. Den Hauptreichthum bildete jedoch der „Pemmikan", von dem man gegen 4000 Pfund einpackte und dessen Zubereitung Dr. Kane selbst überwachte*); denn es ist dieß eine Speise, die sich viele Jahre lang gut erhält, und überdem bekommt man selten einen Eckel an derselben. Dazu fügte man dann noch einen großen Vorrath von Thee, Zucker und Caffe, nebst einigen Fässern mit Malz und einem kleinen Brauapparat; weiter ein Quantum von Messern, Nadeln, Spiegelchen und andern Tauschartikeln; endlich, damit ja nichts fehle, eine gutgewählte Bibliothek nebst einer bedeutenden Auswahl von Instrumenten aller Art.

So ausgerüstet verließ die Advance am 30. Mai 1853 die Rhede von Newyork und erreichte schon in achtzehn Tagen St. Johns auf Neufundland. Dort versah sich Dr. Kane mit frischem Rindfleisch, welches man nach Entfernung aller Sehnen, Muskeln und Knochen in Rollen gebunden frei im Takelwerk anhängte — es hält sich auf diese Art vortrefflich —, und überdem erhielt er vom Gouverneur der Stadt eine Meute herrlicher Neufundländer Hunde zum Geschenke, welche man natürlich auch mit einschiffte. Wenige Tage später gelangte das Schiff in die breite Davisstraße und lief sofort am 1. Juli in den sichern Hafen von Fiskernäs, einer der wenigen Niederlassungen, welche Dänemark am südlichen Ende Grönlands besitzt, ein.

Grönland wurde nämlich schon in uralten Zeiten durch Norweger von der Insel Island aus sowohl entdeckt als in Besitz genommen, und somit fiel es natürlicher Weise später zugleich mit dem Mutterlande an Dänemark; allein einen gar großen Nutzen hat der Staat von dieser Colonie trotz der Größe derselben nicht, indem selbst ihre südlichsten Theile europäischer Cultur nicht zugänglich sind, weil sie fast zehn Monate des Jahrs hindurch von Schnee und Eis starren. Früher allerdings scheint dieß anders gewesen zu sein, und Erich Rauda, jener wilde Isländer, der anno 982 als der erste Europäer auf der Insel landete — der Seefahrer Grünnbjörn, welcher schon zehn Jahre früher den allerersten Bericht über Grönland gab, hatte dasselbe blos gesehen, aber nicht besucht —, beschrieb dessen grüne Wiesen (daher auch der Name des Landes) und reiche Fischereien so anziehend, daß ihm später nicht wenige seiner Landsleute dahin folgten. Diese lebten daselbst, gerade wie sie es in Island gewohnt waren, und so entstanden nach und nach in den verschiedenen Buchten der Ost-, West- und Südküste eine ziemliche Anzahl von Meiereien, welche

*) Um guten Pemmikan zu bereiten, schneidet man recht saftiges Ochsenfleisch in dünne Scheiben, trocknet diese so lange am Feuer, bis sie sich zu Pulver stoßen lassen, und mengt dann das Pulver mit Rindsfett in einen Teig zusammen, den man schließlich luftdicht in Büchsen einpreßt.

nach Berichten vom 14. Jahrhundert nicht weniger als sechzehn Kirchspiele umfaßten. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts jedoch scheinen große Unglücksfälle über die Insel gekommen zu sein, und sowohl die Pest des schwarzen Todes als auch die ewigen Reibereien mit den eingebornen Eskimo's verursachten große Lücken in den Reihen der Colonisten. Das Allertraurigste aber war, daß der nach dem (im Jahr 1412 erfolgten) Tode der berühmten Königin Margarethe von Skandinavien zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden ausbrechende langjährige Krieg der dänischen Regierung keine Zeit ließ, sich ihrer armen bedrängten Unterthanen in dem fernen Grönland anzunehmen, sondern daß diese vielmehr von nun an ganz auf sich selbst angewiesen blieben. So verscholl denn, weil kein Schiff mehr nach Grönland hinüberfuhr, das Land nach und nach gänzlich, und nur noch die Gelehrten wußten etwas davon, daß daselbst in früheren Zeiten normännische Ansiedlungen geblüht hätten. Da endlich erwachte in der Feuerseele Hans Egede's, Pfarrers zu Vogens im nördlichen Norwegen, der Gedanke, nach den verschwundenen Colonien zu sehen, und er ruhte nicht, als bis man ihn an die Spitze einer kleinen Expedition stellte, die im Jahr 1721 nach Grönland abging. Aber — welch' arge Enttäuschung! Das Land verdiente den schönen Namen, den es führte, nicht, und, was noch betrübsamer klang, von den früheren christlichen Niederlassungen ließ sich, die wenigen Trümmer einer früheren Kirche abgerechnet, auch keine Spur mehr entdecken. Die einzigen Einwohner waren vielmehr heidnische, in tiefster Rohheit und Unwissenheit versunkene Eskimo's, die weder durch ihre Gesichtsbildung, noch durch ihre Sprache, noch durch ihre Sitten auch nur im Geringsten an skandinavische Abstammung erinnerten, und überdem war im Verlaufe der Zeit die ganze Ostküste durch unglückliche geologische Verhältnisse, vielleicht auch durch Erdrevolutionen in eine gräßliche unzugängliche Eiswüste verwandelt worden. Dennoch ruhte der wackere Mann nicht, als bis die dänische Regierung sich dazu hergab, abermals einige Colonien zu stiften, und er selbst unternahm sofort in Gemeinschaft mit einigen Missionären aus Herrnhut das Werk der Bekehrung der Eskimo's. So entstanden nach und nach vom Cap Farewell am südlichsten Punkte Grönlands an bis zum 75. Breitengrade hinauf achtzehn kleine Niederlassungen, und in diesen wohnen etwas über zweihundert Dänen nebst vielleicht fünftausend Eskimo's. Dieß will nun freilich dem Anschein nach nicht viel besagen, allein ein großer Erfolg ist's doch, denn die fünftausend Eingeborne haben durch ihre Bekehrung die meisten früheren heidnischen Unsitten abgelegt, und nähren sich jetzt redlich und ehrlich vom Fischfang und der Jagd; den Dänen aber trägt der Handel mit ihnen so viel Geld ein, daß das erstmals von der Regierung für die Missionäre ausgegebene Geld längst wieder eingebracht ist. So liefern z. B. die südlichen Häfen von Julianschaab und Friedrichsthal eine Menge von Robbenfellen; so Suckertoppen und Holsteinburg Rennthierhäute; so Disko und Upernavik, die beiden nördlichsten Ansiedlungen, große Quantitäten von Haifisch-, Seehunds- und Walroßthran. Am glücklichsten ist übrigens das kleine Fiskernäs daran, welches, da

es nur wenig von Nebeln heimgesucht, dagegen aber fast stets von frischen Winden bestrichen wird, sich besonders gut zum Trocknen der Fische eignet, und sich daher einer sehr ausgedehnten Stockfischindustrie erfreut.

In letzterem Hafen nun blieb die Advance mehrere Tage liegen, indem es für den Befehlshaben derselben dort Mehreres zu thun gab. Zum Ersten nämlich kaufte er hier sowohl für sich, als für die Offiziere und die übrige Mannschaft gewalkte Seehundsstiefel, welche sicherer gegen die Nässe und Kälte schützen, als alles genähte Lederschuhwerk, so wie auch aus Rennthierfellen gemachte Kleider, die man ihrer großen Wärme und Geschmeidigkeit wegen in Grönland allgemein trägt; zum Zweiten erwarb er sich fünf und dreißig Stück starke grönländische Hunde, welche er später an seine Schlitten anzuspannen im Sinne hatte; zum Dritten nahm er einen jungen Eskimojäger, mit Namen Hans Christian, einen Burschen, der so geschickt war, daß er mit dem Speer einen Vogel im Flug traf, in seine Dienste, damit derselbe, wenn man erst im Norden gelandet sei, für Menschen wie Hunde durch Erlegung wilder Thiere das nöthige frische Fleisch anschaffe; zum Vierten endlich wurde die Mannschaft des Schiffes noch durch den Dänen Carl Petersen vermehrt, einen wackeren braven Mann, der außer seiner Muttersprache auch noch Englisch und Eskimoisch verstand; denn wie hätte man sonst mit Hans Christian und wie insbesondere mit den Eingebornen, auf die man da und dort zu stoßen gewiß war, verkehren können?

Am 4. Juli wurden die Segel abermals ausgespannt. Die Fahrt an der mittleren Westküste Grönlands hinauf bis zur Melvillebai bot übrigens nichts Erwähnenswerthes, außer daß das Schiff, weil nur zu oft durch Nebel und Gegenströmungen aufgehalten, dieselbe erst am 27. Juli erreichte; von da an aber begann der Kampf mit dem Eise und machte das Weitervordringen eben so gefährlich als mit Widerwärtigkeiten aller Art verknüpft. Doch Kane wand sich glücklich an allen Eisbergen vorbei und es gelang ihm, bis zum 7. August in den Smithssund einzufahren, ohne irgend einen Verlust beklagen zu müssen. Nun aber, Angesichts der kleinen Insel Littleton, blies ein so starker Nordwind, daß zu befürchten war, derselbe werde der Brigg die großen nordischen Eisfelder über den Hals bringen, und somit mußte man daran denken, sich für den etwaigen unglücklichen Fall, daß das Hauptfahrzeug zertrümmert würde, eine Rettungs- und Heimfahrtsmöglichkeit zu sichern. Man landete also an einer kleinen Bucht, der genannten Insel gerade gegenüber, unweit vom Cap Hatherton, brachte sofort das metallene Rettungsboot an's Ufer und transportirte es in eine tiefe Felsenhöhlung, die man unweit davon fand. Dort belud man es mit Lebensmitteln, nebst sonstigen zur Schifffahrt nützlichen Dingen, schleppte darauf die schwersten Steine herbei, die man nur handhaben konnte, und umbaute es damit vollständig, indem man zugleich alle Ritzen und Zwischenräume mit Moos oder Sand ausfüllte. Schließlich übergoß man den furchtbaren Steinberg, um ihn vor jedwedem Räuber zu sichern, so lange mit Wasser, bis er zu einer ganz unzerstörbaren Masse

zusammenfror, denn das Thermometer sank damals bereits jede Nacht unter Null herab. Unter den Räubern verstand man übrigens, wie man sich wohl denken kann, nicht sowohl Menschen, als vielmehr Eisbären, indem diese diebischen Gesellen in ihren Klauen eine Kraft haben, die fast über alle Begriffe geht, und daran, daß sie sich einfinden würden, durfte man um so weniger zweifeln, als man schon mehreren derselben auf dem Eise begegnet war.

Die Befürchtung wegen des Herabströmens der großen nordischen Eisfelder bewahrheitete sich glücklicher Weise nicht, sondern der Wind schlug vielmehr am 10. August in einen Südwester um und das Eis fluthete also wieder nach Norden zurück. Natürlich verließen sofort unsere Nordpolfahrer ihre kleine Bucht und steuerten abermals vorwärts; allein sie konnten trotz aller Mühe und Anstrengung täglich kaum zwei Meilen zurücklegen, und nur zu oft standen sie in der größten Gefahr, von den Eisbergen erdrückt zu werden. So ging's bis zum 17. August, da erhob sich ein furchtbarer Sturm aus Nordost, der das Meer zum Schaum aufwühlte, und die Eisberge unter einander warf, als wären es Nuß- oder Eierschalen. Zum Glück jedoch gelang es unsern wackern Seefahrern, noch vor dem ärgsten Wuthausbruch des Wetters ein kleines Felseninselchen zu erreichen und das Schiff durch drei außerordentlich starke Taue an den mächtigsten der Felsen zu befestigen. Von diesen drei Hanfgeflechten riß nun zwar allerdings um Mitternacht das schwächste, welches nur drei Zoll im Durchmesser hatte, ab, aber die andern beiden hielten tapfer aus und so blieb die Advance von den vorbeidrängenden Eismassen unbeschädigt. Am 19. August legte sich der Sturm etwas, und die vielgeplagten Matrosen hofften schon, daß er ganz wegsterben werde; da schlug er am 20. zum förmlichen Orkan um und sein Brüllen schallte so furchtbar, daß man auf dem Schiff zeitweise sein eigen Wort nicht mehr hörte. Da ertönte plötzlich ein lauter gellender Krach, von dem die Advance bis in ihr Innerstes erzitterte, und siehe da, auch das zweite sechs Zoll dicke Halttau war zersprungen. Nun hing das Schiff nur noch an dem dritten Tau, allein dieses, ein prächtiges zehnzölliges Manillahanfgeflecht, wurde von der Schiffsmannschaft für so fest gehalten, daß es keine Kraft der Erde zerreißen könne. Doch ach, nach wenigen Minuten schon riß es ebenfalls entzwei, und zwar mit einem Knall, ärger als Donner. Was jetzt folgte, kann man sich denken. Das Schiff wurde mitten in die wilde Jagd des sturmgepeitschten Meeres hineingerissen, und da es die reinste Unmöglichkeit gewesen wäre, dem Eisstrome zu widerstehen, so konnte Kapitän Kane nichts Klügeres thun, als freiwillig vor dem Winde hinzufliegen. So ging's volle sechs und dreißig Stunden lang, und man hatte gewiß gerechte Ursache, darüber zu staunen, wie standhaft sich die kleine Brigg durch all' den gräßlichen Eiswirrsal hindurchbohrte. Endlich aber am 22. Morgens legte sich der Sturm, und nun befahl der Kapitän, das Schiff nach einer großen, tiefeingeschnittenen Bucht hinzubugsiren, um den Schaden, den dasselbe etwa gelitten haben mochte, wieder auszubessern.

Diese Bucht, welche zwischen dem 78. und 79. Breitegrade mitten inne liegt,

sollte von der Advance nicht mehr verlassen werden, denn schon nach wenigen Tagen sank der Thermometer tief unter Null herab und es bildete sich sofort Jungeis, welches die massenhaft herumschwimmenden Eisbrocken wie mit einem festen Kitte zusammenschweißte. Von einem Weitersegeln konnte also, wenn nicht wieder milderes Wetter eintrat, keine Rede mehr sein; allein es trat kein milderes Wetter ein, sondern mit jedem Tag vielmehr ein strengeres, und es hatten deßhalb bereits alle Vögel, selbst die Seeschwalben und grauen Möven, Abschied genommen. Somit mußte sich Kane, nachdem er die Küste auf weithin besichtigt und das Meer überall durch das Eis geschlossen gefunden hatte, wohl oder übel dazu entschließen, hier zu überwintern, und seine Officiere, mit denen er sich deßhalb berieth, erklärten sich mit solchem Entschlusse vollkommen einverstanden. Sie wußten nämlich, daß das Schiff durch die paar kleinen Felsinselchen, hinter denen es lag, vor dem äußeren Eise, sowie vor etwaigen Winterstürmen vollkommen geborgen sei, und folgerten hieraus, daß sie im nächsten Sommer, wenn das Eis abgegangen, eine recht günstige Fahrt haben würden. An eine zweite Ueberwinterung aber, oder gar daran, daß die Advance auf immer im Eise der Bucht stecken bleiben werde, nein, daran dachte keiner von ihnen.

Nun, nachdem der Entschluß, den Winter in der Advancebai (so nannte man dieselbe) zuzubringen, einmal gefaßt war, gab's natürlich alle Hände voll zu thun, und es mußte deßwegen die ganze Schiffsmannschaft von Morgens früh bis spät Abends auf den Beinen sein. Lag ja doch die lange Winternacht so zu sagen bereits vor der Thüre, indem in diesen Breitegraden die Sonne schon in der Mitte des Oktobers Abschied nimmt! Das erste und Hauptgeschäft bestand übrigens darin, daß man den Schiffsraum vollständig leerte, um denselben in eine gut geschlossene Winterwohnung verwandeln zu können, und man brachte also die sämmtlichen Vorräthe auf eine der kleinen Felsinseln, die sich hiezu als besonders geeignet erwies. So wie man aber damit fertig war, errichtete man ein dichtes Bretterdach über dem Verdeck und schützte dadurch nicht blos dieses, sondern noch mehr den darunter befindlichen Raum vor dem Eindringen jeglicher kalten Luft. Ueberdem versah man besagten Raum neben einer guten Ventilation mit zwei mächtigen Steinkohlenöfen, und brachte es dadurch so weit, daß die Wohngelasse, wenn die Oefen zur Glühhitze gebracht wurden, stets selbst in der kältesten Jahreszeit eine Temperatur von zehn bis fünfzehn Grad Reaumur über Null hatten. Weiter mußte ein Observatorium gebaut werden, um die nöthigen wissenschaftlichen Beobachtungen machen zu können, und man brachte dieß ziemlich gut dadurch zu Stande, daß man die Steinfugen mit Moos ausfüllte, dann Wasser darüber goß und alles zusammenfrieren ließ. Endlich hatte man noch dem Winterproviant seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und zwar war dieß ein Kapitel von ganz besonderer Wichtigkeit. Obgleich man nämlich mit allem Möglichen auf zwei Jahre und länger versehen war, so fehlte es doch an frischem Fleische, indem das unterwegs eingekaufte von den Hunden bis auf einen ganz kleinen Vorrath bereits aufgezehrt war; gesalzenes Fleisch aber fraßen die Thiere um keinen Preis,

und überdieß wäre dasselbe, fortwährend ohne Abwechslung genossen, auch den Menschen gefährlich geworden. Doctor Kane schickte also sofort den Eskimojäger Hans nebst zwei andern guten Schützen, nachdem man sie mit dem Nöthigsten zum Campiren im Freien versehen hatte, auf eine Entdeckungsreise aus, um zu sehen, welche Hülfsmittel das unwirthliche Land an Wild biete, und die Drei schossen auch wirklich, nebst mehreren Hasen und Füchsen, zwei sehr in's Gewicht fallende Eisbären. Auch entdeckten sie Spuren von Rennthieren; doch zu Gesicht bekamen sie keine und Hans meinte, dieselben werden sämmtlich über den strengen Winter weiter gegen Süden hinab gewandert sein. Wölfe dagegen existirten offenbar gar keine, denn wovon hätten sich auch diese Thiere in dieser gräßlichen Eis- und Steinwüste ernähren sollen? Ebensowenig gab es Schneehühner oder irgend ein anderes geflügeltes Lebendiges, und man mußte sich also gestehen, daß der Jagdertrag wahrscheinlicher Weise nur ein sehr geringer sein werde. Da kam nun Doctor Kane auf den Gedanken, ob sich nicht das Pöckelfleisch „entsalzen" lassen könnte, und da sich ganz in der Nähe unter einem Gletscher ein Süßwasserteich befand, so hieb man dessen Eisdecke durch und hängte Portionen von Salzfleisch in dünnen Schnitten darin auf. Dieses Mittel blieb nicht ohne Wirkung, obgleich natürlich nicht alle Salztheile herausgezogen wurden, und das Fleisch hielt sich auch nach seiner Entlaugung recht gut, sobald man es in der frischen Luft gefrieren ließ; weit wünschenswerther wäre es übrigens doch gewesen, wenn man recht viel Wild hätte schießen können.

Alles dieß, was ich hier erzählte, nahm die Zeit der Officiere und Matrosen gar sehr in Anspruch. Trotzdem aber trug sich der Befehlshaber der Advance mit noch ganz andern Gedanken. Er wollte nämlich die erste Frühlingszeit kommenden Jahres, wenn der Schnee auf dem Lande und das Wasser des Meeres noch fest zusammengefroren war, dazu benützen, um große Excursionen der Küste entlang nach dem höheren Norden zu machen, und nur zu diesem Zwecke hatte er die Schlitten und die Hunde mitgenommen. Nun lag es aber auf platter Hand, daß die Thiere außer den Menschen nicht auch noch das Futter, dessen sie selbst zu ihrer Nahrung bedurften, schleppen könnten, ohne schon in den ersten Tagen bis zum Tode zu ermüden, und dieß brachte den Dr. Kane auf den Gedanken, der Küste entlang einige Proviantniederlagen zu errichten; denn, gab es solche, so konnte man mit nur ganz geringer Ladung vom Schiff abfahren und sich unterwegs immer wieder von neuem versorgen. Demgemäß wurde also ein recht tüchtiger Schlitten von vierzehn Fuß Länge und vier Fuß Breite mit zwölfhundert Pfund Eßwaaren, worunter der Pemmikan eine Hauptrolle spielte, beladen und sieben tüchtige Männer auserlesen, denselben so weit als möglich nordwärts zu ziehen, um ihn allda zu vergraben. Den Proviant packte man, damit er ja nicht nothleide, theils in gut verzinnte Eisencylinder, theils in starke, über und über mit Eisen beschlagene Fässer, den Männern aber gab man einen großen Büffelpelz zum gemeinschaftlichen Lager mit, und versah noch extra jeden mit

einem dicken Flanellsack, um bei Nacht hineinzukriechen. So ausgerüstet ging die Schlittenpartie unter Anführung des Lieutenants Mac Gary am 20. Sept. vom Schiffe ab, und daß ich das gleich jetzt sage — sie führte ihre Aufgabe auf's Vortrefflichste zu Ende, obwohl man auf der Advance wegen ihres langen Ausbleibens in die größte Sorge gerieth. Fünfzehn Tage lang zogen die Leute den Schlitten unverdrossen nach Norden zu, da wurden sie durch einen furchtbaren Eisgletscher — man gab ihm den Namen Humboldtgletscher — am weiteren Vordringen verhindert. Somit beschlossen sie hier auf einer kleinen Felsinsel — Dr. Kane taufte sie später Mac Gary's Insel — hart an der Eisküste das bewußte Proviantdepot anzulegen, und wählten dazu eine natürliche Austiefung zwischen den Klippen. Dahinein legten sie die Fässer und Cylinder mit den Vorräthen, verbarrikadirten dann den Zugang mit den schwersten Felsstücken, die sie schleppen konnten, und bezeichneten schließlich den Ort durch einen großen Steinkegel. Nun erst, nachdem sie dieses alles bestens besorgt, machten sie sich auf den Heimweg und kamen daselbst am 15. October ganz wohlbehalten an, freilich jedoch nicht, ohne daß Jeder vom Frost starken Schaden gelitten hätte.

Die Zeit des strengen Winters und der langen Nächte rückte nun mit gewaltiger Eile heran; ehe jedoch die Sonne gänzlich schwand, machte Hans Christian auf einem seiner Jagdausflüge eine Entdeckung, welche die ganze Schiffsmannschaft in eine nicht geringe Aufregung versetzte. Er fand nämlich in der Entfernung von etwa vierzehn Stunden südlich vom Schiffe einige Hütten, die offenbar nichts anderes als Eskimowohnungen waren, und der Zustand dieser Wohnungen, sowie die Spur eines Schlittengeleises zeigten deutlich, daß vor nicht allzu ferner Zeit hier Eingeborne gehaust haben müßten. Es gab also — so riefen sich die Schiffsleute mit Staunen zu — außer ihnen auch noch andere Menschen in dieser gräßlichen Einöde, und die Möglichkeit, mit diesen Menschen zusammenzutreffen, lag nicht ferne! Freilich aber — sonderbare Menschen mußten es sein, wenigstens nach ihren Wohnungen zu schließen, Menschen von ganz anderem Aussehen, ganz anderer Lebensweise, ganz anderer Bildung! Daran nämlich, daß diese Behausungen — es waren ihrer vier — mit dem, was wir civilisirte Menschen ein Häuschen oder eine Hütte nennen, auch nur eine entfernte Aehnlichkeit gehabt hätten, darf man nicht denken, sondern dieselben glichen eher einer Höhle oder auch einem rohen Kellergewölbe, das man statt unter — über der Erde angelegt hat. Das Material, welches zur Herstellung dieser Behausungen — sie führen in der Eskimosprache den Namen „Igloe" — verwendet war, bestand aus großen, platten, vom Meer abgewaschenen Steinen, welche so über einander gelegt waren, daß immer einer einen halben Schuh oder mehr über den andern hinausging, und zum Bindemittel der Steine diente Moos und angefeuchteter Sand. Behauen oder „zugerichtet", wie man bei uns sagt, war gar keiner der Steine, ohne Zweifel, weil die Erbauer keinerlei Werkzeuge dazu besaßen; aber deßwegen schloß sich der gewölbartige kleine Bau doch ganz fest, und bildete ein niedriges, oval-

rundes Gemach von etwa zehn Fuß Länge und acht Fuß Breite. Noch eigenthümlicher übrigens als das Wohngewölbe selbst nahm sich der Eingang in dasselbe aus, denn dieser wurde nicht, wie sonst üblich, durch eine Thüre bewerkstelligt, sondern durch einen wohl zwölf Schuh langen, ebenfalls aus rohen Steinen gemauerten Tunnel, welcher auf eskimoisch „Tossut" heißt. Auch war er so niedrig, daß man sich in ihm nur kriechend wie die Schlangen vorwärts bewegen konnte, und überdieß mußte man „aufwärts" kriechen, weil seine äußere Mündung um mehrere Fuß tiefer lag, als das Igloe selbst. Diese Einrichtung hatte aber, wie sich später herausstellte, ihren guten Grund, und zwar bezweckte man damit, daß so wenig Kälte, als nur immer möglich, in das Wohnloch eindringe. Aus demselben Grund hatten die Herren Baumeister den Boden im Innern eines jeden Igloe wohl einen halben Schuh dick mit Moos belegt, und zugleich mit demselben Material alle Ritzen im Gewölbe luftdicht ausgestopft, während dagegen die Außenwand förmlich in einem Schneewall begraben lag. Kamin gab's keinen, wohl aber ein Loch ganz oben im Gewölbe, um den Dampf und Rauch von innen auszulassen, und als Fenster diente eine kleine runde Oeffnung auf der Seite, welche durch eine dünngeschabte durchsichtige Fischblase geschlossen wurde. Von einer Möblirung jedoch, also von Kästen, Tischen, Stühlen, Bettladen und was dergleichen mehr ist, ließ sich auch nicht die mindeste Spur entdecken, denn woher hätte man auch das Material nehmen sollen, da Holz in Nordgrönland etwas ganz Unbekanntes ist? Ein solch' merkwürdiges Aussehen hatten die aufgefundenen Eskimohütten, und man kann sich also wohl denken, wie begierig die Schiffsmannschaft war, mit den Erbauern und Bewohnern derselben Bekanntschaft zu machen.

Schon mit dem 10. October war die Sonne verschwunden, die eigentliche Winternacht aber trat erst mit dem Ende selbigen Monats ein. Doch verbreitete der Mond, sowie die den ganzen Tag über glänzenden Sterne, in Verbindung mit dem vielen Schnee und Eis oft eine solche Helle, daß man sogar dabei lesen und arbeiten konnte; wenn dagegen der Himmel überzogen war und der Sturmwind blies, so hatte man auch eine fast greifbare Finsterniß, und die Tage schlichen sich dann äußerst trübselig hin. Dabei wurde die Kälte fast mit jedem Tage heftiger, und ein Thermometerstand von 33 bis 36 Grad Reaumur unter Null war etwas ganz Alltägliches. Ja am 5. Februar stieg einmal die Kälte auf 48 Grad, so daß sogar der feinste Salzäther im Freien zu einer festen Masse gestand, und das sorgfältigst bereitete Chloroform ein körniges Häutchen an der Oberfläche zog! Unter solchen Umständen hielt es sehr schwer, die Lebensmittel in gutem Zustande zu erhalten, indem selbst in den Kajütenschränken der Wein und das Bier, so wie die Kartoffeln nebst den getrockneten Früchten fest gefroren. Noch schwerer hielt es, die bitterböse Krankheit des Skorbuts nicht aufkommen zu lassen, denn das Haupthülfsmittel dagegen: „rohe Kartoffeln zu einem Mus geschaben, sowie gekochte Aepfel und Pflaumen," wurde den Leuten bald zum Eckel, besonders nachdem diese Speisen jenen süßlichen Geschmack bekamen, welcher immer die Folge des Gefrorengewesenseins

ist. Die allergrößte Schwierigkeit aber bestand darin, zu bewirken, daß die Leute ihren guten Muth nicht verloren, und in dieser Beziehung bewies Doctor Kane einen wirklich erfinderischen Geist. Nicht nur nämlich hielt er die gesammte Mannschaft tagtäglich zu körperlicher Arbeit an, und war's auch nur auf eine oder zwei Stunden, sondern er suchte auch durch Lustbarkeiten auf sie einzuwirken, wohl wissend, daß Lachen das beste Mittel ist, den schlimmen Geist der Langenweile zu vertreiben. Somit veranstaltete er, wenn das Wetter sich ordentlich anließ, Jagdpartien auf Hasen und Eisbären, oder auch einen Besuch in den Eskimohütten, um zu sehen, ob sie noch nicht bewohnt seien; war der Himmel dagegen trübe und sauste ein scharfer Nordwind daher, so wurde auf dem Verdeck ein „Fuchs- und Jägerspiel" arrangirt, und der bekam einen Preis, welcher es im Laufen am längsten aushielt. Auch zur Lectüre hielt er die Leute an — denn wozu hätte man sonst die Bibliothek mitgenommen — und nicht selten las der Eine oder der Andere am Abende ein lustiges Stück vor. Ueberdem gewährten die Maskenbälle, deren man im Ganzen drei abhielt, der Mannschaft einen Hauptspaß, und ganze Wochen bildeten sie den Gegenstand der Unterhaltung. Den allerbesten Einfall aber hatte der geniale Kapitän, als er auf den Gedanken kam, eine Schiffszeitung unter dem Titel: „der Eisblink," zu gründen, denn es befleißigte sich nun ein Jeder, den ansprechendsten Artikel darein zu schreiben, und die meisten ihrer Nummern — die erste erschien am 21. November und die übrigen folgten wöchentlich — strotzten von Humor. Dessenungeachtet übte die lange Nacht in Verbindung mit der gräßlichen Kälte einen äußerst unheilvollen Einfluß auf die Leute aus, und nicht wenige von ihnen waren manchmal so von körperlichen wie geistigen Schmerzen geplagt, daß sie tagweise ihr Lager nicht mehr verließen. Ja sogar die Hunde blieben von diesem Einflusse nicht verschont, sondern die meisten derselben verfielen in eine Gehirnkrankheit, die nur zu bald in förmlichen Wahnsinn überging. Wie wüthend bellten sie in die Luft hinein, ohne einen Gegenstand vor sich zu haben, und schmeichelten sich dann wieder an die Menschen an, als ob sie Schutz bei denselben suchten. Gleich darauf fingen sie an zu schwanken, wie Betrunkene, und in theils geraden theils krummen Linien unaufhörlich auf- und abzurennen, oder auch verharrten sie stundenlange, immer auf einen und denselben Punkt hinstierend, im finstersten Schweigen, um gleich darauf heulend aufzuspringen und abermals unermüdlich hin und her zu wanken. Dieser Zustand dauerte gewöhnlich nicht länger als sechs und dreißig Stunden, dann traten Erscheinungen ein, wie bei der Maulsperre; die Folge dieser gräßlichen Krankheit aber war, daß von den Neufundländerhunden alle und von der Eskimo-Rasse nicht weniger als neun und zwanzig Stück darauf gingen. Es blieben also im Ganzen nur sechs übrig, und von diesen war einer zum Zuge ganz und gar untauglich. Gewißlich — ein böser, böser Winter!

Am 21. Januar machten sich die ersten Spuren des wiederkehrenden Lichts bemerkbar, indem der südliche Horizont um Mittag auf einige Minuten einen deutlich sichtbaren Orangeton annahm; aber selbst acht Tage später zeigten zwei um zwölf

Uhr ausgesetzte, sehr empfindliche Daguerreotypplatten noch keine Spur einer Lichteinwirkung. Endlich am 21. Februar versilberte die Sonne die höchste Spitze eines Eisbergs am Eingange der Advancebucht, und der Jubel, welchen das Wiedererscheinen des Tagsgestirns unter der Schiffsmannschaft hervorrief, läßt sich eher denken als beschreiben. Ja Mehrere derselben, den Dr. Kane an der Spitze, ruhten nicht, als bis sie diesen Berg erklettert hatten, um sich in den langentbehrten Strahlen zu baden. Allein es war wahrhaftig die höchste Zeit, daß diese Aenderung eintrat, denn wenn die lange Nacht und das Eingesperrtsein im Schiffsraum nur noch wenige Wochen angedauert haben würde, so hätten sie ohne Zweifel sämmtlich dem Tode zum Opfer fallen müssen. Bereits nämlich mußte der Brennstoff bedeutend eingeschränkt werden, weil der Kohlenverbrauch der außerordentlichen Kälte wegen ein bei weitem größerer gewesen war, als man zuvor hatte berechnen können, und ebenso verhielt es sich auch in allen übrigen Beziehungen. „Unser Oel," so heißt es wörtlich im Tagebuch des Dr. Kane vom 11. März, „unser Oel ist aufgebraunt und mit Salzspeck wollen die Lampen nicht brennen; wir arbeiten also bei trübe brennenden, auf Kork schwimmenden Baumwolldochten. Wir haben heute nicht ein Pfund frisches Fleisch mehr, und unsere Kartoffeln sind bis auf das letzte Faß geschwunden. Mit Ausnahme von Zweien sind alle vom Skorbut befallen, und wenn ich die bleichen, verstörten Gesichter meiner Kameraden ansehe, so fühle ich, daß ein Tag und eine Nacht in der Polarnähe den Menschen rascher alt macht, als sonst auf irgend einem andern Punkte der Welt ein ganzes Jahr."

Nachdem nun übrigens die Sonne wieder am Himmel prangte, gesundeten die Leute schnell, und dazu trug auch der Umstand nicht wenig bei, daß man jetzt mehrere Tage hinter einander theils blaue, theils weiße Füchse in den aufgestellten Fallen fing. Ueberdem schoß Hans neben etlichen Hasen auch einen jungen Bären, und durch den letztern Schuß erhielten sie nicht nur frisches Fleisch, sondern auch frisches Fett in ihre Lampen. Nunmehr konnte Dr. Kane ernstlich daran denken, gerade in der Mitte des Wegs zwischen der Mac Gary-Insel und dem Schiffe noch eine weitere Proviantniederlage an der Küste errichten zu lassen, um dann, wenn dieß geschehen sei, sofort in Person die große Entdeckungsreise nach dem Norden anzutreten, denn wenn es auch bei Nacht noch bitter kalt war, so thaten die Sonnenstrahlen doch bei Tage bereits ihre Wirkung. Man rüstete also in aller Eile den großen Schlitten aus, und zwar ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Vorräthen, wie das erste Mal, nur fügte man dießmal der Kälte wegen zu den Büffelfellen noch ein Zelt von Segeltuch, und packte noch extra verschiedene warme Kleider bei. Also gut versehen, dachte man, könnte es den Leuten gewiß nicht fehlen, und somit ging die Expedition acht Mann stark unter der Leitung des Lieutenants Brooks am 19. März ganz wohlgemuth vom Schiffe ab; die auf dem letztern Zurückgebliebenen aber machten sich eben so munter daran, das Schiff von dem langen Winterschmutze zu reinigen und überdieß alles so zu ordnen, daß man gleich nach der Zurückkunft der Expedition die

bewußte große Landreise antreten könnte. So vergingen zehn Tage und man dachte auf der Advance an nichts Schlimmes, obgleich der Thermometer zeitweise wieder auf 38 Grad herabsank; da, in der Nacht auf den 30., als eben die Meisten noch bei Licht an Bärenpelzstiefeln nähten, hörte man Schritte auf dem Verdecke, und in der nächsten Minute traten Sonntag, Ohlsen und Petersen in die Kajüte. Natürlich fuhren nun die Arbeitenden furchtbar erschrocken auf, und noch weit mehr erschraken sie, als sie die Dreie etwas näher in's Auge faßten. Dieselben hatten nämlich hoch geschwollene Gesichter, sahen ganz verstört darein und waren nur schwer fähig zu sprechen. Ja vor Mattigkeit, Hunger und Uebelsein konnten sie sich kaum auf den Füßen halten, und man mußte sich beeilen, ihnen mit Speise und Trank zu Hülfe zu kommen, damit sie nicht ohnmächtig zusammensanken. Endlich brachte man doch von ihnen heraus, daß wegen der furchtbaren Kälte und der gräßlichen Schneewehen, mit denen sie zu kämpfen gehabt, ihre Kameraden Brooks, Baker, Wilson, Pierre und Tom halb erstarrt und erfroren im Eise liegen geblieben seien, während sie ihr Leben auf's Spiel gesetzt hätten, um Hülfe vom Schiffe zu holen. Wo aber die Fünfe lagen, darüber konnten sie keine genaue Auskunft geben, sondern sie deuteten blos nach Nordost und wiederholten das Wort „Eisklumpenfeld" mehrere Male.

Da durfte man wahrhaftig keinen Augenblick verlieren, und Dr. Kane verlor auch keinen. In wenigen Minuten war ein leichter Schlitten ausgerüstet und mit einer Büffeldecke, einem kleinen Zelte, einem Pack Pemmikan und einem großen Krug Whiskey belastet. Dazu hin packte man noch den armen Ohlsen, damit er, weil er von den Dreien seiner Sinne noch am meisten mächtig war, als Wegweiser diene; doch versäumte man nicht, seine Füße in einen mit Federn gefüllten Hundefellsack und seinen Leib in eine Pelzdecke zu stecken. So wie man aber so weit fertig war, spannten sich sieben Mann unter Anführung des Dr. Kane vor den Schlitten, und fort ging's im schnellsten Schritte gegen Nordosten zu bei einer Kälte von 35 Grad Reaumur.

Zehn Stunden lang marschirten die acht Männer, ohne ein einziges Mal Halt zu machen; allein jetzt zwang sie die Ermattung, einen Augenblick auszuruhen, und einen Bissen von dem Pemmikan nebst einem Schluck Whiskey zu sich zu nehmen. Man schlug also das Zelt auf und wickelte zugleich den Ohlsen, der bisher fest geschlafen hatte, aus seiner Umhüllung heraus, damit er sich umsehe und zu erkennen suche, wo sich seine Kameraden gelagert hätten. Aber ach, der arme Mann war nicht im Stande, bei der Gleichförmigkeit der ungeheuren Schnee- und Eisregion, in der man sich befand, sich auch nur annähernd zu orientiren, und so verringerte sich die Hoffnung, die Verunglückten zu finden, immer mehr. Doch marschirte man sogleich wieder weiter, schon deßhalb, weil man der furchtbaren Kälte wegen sich in Bewegung erhalten mußte, wenn man nicht erfrieren wollte; zugleich aber zerstreuten sich Einige nach rechts und links, ob man nicht irgend eine Spur entdecke. Und siehe da, nach einem abermaligen langen Marsche, über dessen Anstrengungen Mehrere von ihnen

Gliederzittern und Athembeklemmungen bekamen, fand sich etwas, das wie ein halb verwehtes Schlittengeleise aussah, und wie man diesem nachging, kam man auf ein Eisfeld, auf dem eine Menge von großen Eisklumpen zerstreut lagen. Nun löste sich das Räthsel des „Eisklumpenfeldes" und eine Stunde später, im Ganzen genommen aber erst volle einundzwanzig Stunden nach ihrem Abgang vom Schiffe, erreichten die acht Männer den Lagerplatz der Verunglückten.

Dieselben lebten sämmtlich und lagen ziemlich geschützt unter ihrem fast ganz eingeschneiten Zelte in ihren Flanellsäcken; aber zu gehen oder auch nur auf den Füßen zu stehen war keiner von ihnen fähig, und sie mußten also auf dem mitgebrachten Schlitten heimgeführt werden. Doch — so muß man nun unwillkürlich fragen — ging solches nicht über die Kraft der acht Männer, da diese durch den langen Marsch von einundzwanzig Stunden und noch mehr durch die außerordentliche Kälte im höchsten Grade geschwächt sein mußten? Dem Dr. Kane schien offenbar ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf zu gehen, denn er erlaubte, trotzdem die fünf Kranken der schnellsten ärztlichen Hülfe bedürftig waren, ein vierstündiges Ausruhen und Schlafen; allein weil das kleine Zelt nicht mehr als neun, höchstens zehn Personen faßte, so konnten sich neben den fünf Maroden nur Viere von den Achten drinnen niederlegen, und die andern Viere mußten einstweilen, während ihre Kameraden schliefen, außen im Freien herumgehen, um durch die Bewegung sich vor dem Erfrieren zu bewahren. So kam eigentlich auf Jeden blos ein Schlaf von zwei Stunden, und nach diesem beeilte man sich die Kranken recht gut eingewickelt auf dem Schlitten festzubinden, um sofort eilends aufzubrechen.

Im Anfang ging's ganz munter vorwärts, und es wurde sogar mehr als ein Lied angestimmt; allein die Schwierigkeiten beim Durchfahren des Eisklumpenfeldes wirkten wie lähmend, und nach wenigen Stunden schon trat eine ganz andere Stimmung ein. Die Eisklumpen bildeten nämlich oft fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Wände, welche auf großen Umwegen umgangen werden mußten, und eben so oft boten sie so enge Zwischenräume, daß der Schlitten drinnen stecken blieb, und nur mit Anstrengung aller Kräfte wieder losgemacht werden konnte. Zudem war die Last, die man zu ziehen hatte, keine allzuleichte, und somit verspürten sie alle nach Zurücklegung der ersten sechs Stunden ein ganz bedenkliches Nachlassen der Kräfte. Noch weit bedenklicher übrigens erschien ein anderes Symptom, das der unüberwindlichsten Schlafsucht, und dieses steigerte sich in Folge der immer gleich stark andauernden Kälte — zwischen 33 und 35 Grad unter Null — so furchtbar, daß es endlich rein unmöglich wurde, ihm länger zu widerstehen. Das Merkwürdige dabei aber war, daß die Leute nicht eigentlich froren oder sich über den eisigen Wind beklagten; nein sie fühlten nur das Bedürfniß des Schlafes, allein dieses überwältigte sie auch förmlich, selbst den Dr. Kane nicht ausgenommen. Es mußte also von Zeit zu Zeit Halt gemacht werden, um das Zelt aufzuschlagen und darunter hinzukriechen; aber wie oft dieß geschah, dessen wußte sich nachher keiner mehr zu entsinnen. Weil nämlich der Pemmikan und

der Whisky, trotzdem man sie ganz warm auf dem Schlitten gebettet zu haben glaubte, inzwischen eingefroren war, konnten sie keine Nahrung zu sich nehmen, und in Folge der dadurch entstandenen Schwäche verfielen sie in einen Zustand der Betäubung, der sie zwar nicht ganz sinnlos, aber doch sinnverwirrt machte. Es war ein förmliches Delirium, wie bei schwer Betrunkenen, und sie gingen, wie sich später aus den Fußstapfen erkennen ließ, förmlich taumelnd und im Zickzack; allein der Instinkt trieb sie doch immer in derselben Richtung nämlich in der nach dem Schiffe vorwärts, und so kamen sie denn auch richtig daselbst an, nachdem sie vom Eisklumpenfeld an sechs- und dreißig Stunden gebraucht hatten. Nun aber fielen sie alle total bewußtlos zusammen und mußten als Todtkranke zu Bett gebracht werden.

Jeder hatte vom Froste und der Ueberanstrengung mehr oder minder starke Denkzeichen erhalten, und Mehrere mußten an Zehen oder Fingern amputirt werden. Einige schwebten über eine Woche lang zwischen Leben und Tod, und Zwei von ihnen, der wackere Jefferson Temple Baker und der lustige Koch Pierre Schubert, der sie früher so oft mit seinen Berenger'schen Liedern erfreut hatte, starben am Starrkrampf. Das war das Ende dieser traurigen Expedition.

Am 8. April Morgens früh meldete die auf dem Deck aufgestellte Wache, daß Leute vom Lande her das Schiff anriefen, und natürlich stieg Dr. Kane sogleich hinauf, begleitet von Allen, welche das Bett nicht mehr hüten mußten. Da sahen sie denn ein Dutzend seltsam wilde aber offenbar menschliche Wesen, welche sich in der Entfernung von etwa fünf Minuten auf dem Landeis gelagert hatten, und unter heftigem Geschrei fortwährend mit den Händen gesticulirten; man konnte jedoch nicht klar werden, was sie wollten, und verstand auch nichts als das Wort: „Hoe-he-keh-keh.“ Dr. Kane rief sofort den Dolmetscher Petersen zu sich heran, und ging den Leuten, trotzdem sie Lanzen und Messer bei sich führten, gänzlich unbewaffnet entgegen, worauf sofort der ausgezeichneste unter ihnen — er hieß, wie sich später herausstellte, Metek — von seinen Eisblock herabsprang und sich seinerseits dem Doktor näherte. Es war dieß ein ungemein stark gebauter Mann von etwas mehr als sechs Fuß Höhe, mit dickem Kopfe, wulstiger Lippe, breitem, flachem, blaßblauem Gesichte, grobem, glattem, schwarzem Haare, aber fast ohne Bart, runden, stechenden Augen und einer sehr kurzen, wenig hervorstehenden Nase. Noch absonderlicher, als seine Person, erschien die Kleidung, in der er steckte, und da nun die sämmtlichen Eskimos Nordgrönlands, selbst die Weiber nicht ausgenommen, sich ganz auf dieselbe Weise tragen, so muß ich mich schon etwas weitläuftiger über diesen Gegenstand verbreiten. Also seinen Oberkörper bedeckte eine aus blauen und weißen Fuchspelzen zusammengenähte Juppe mit Aermeln — die sogenannte „Kapetah“ — und über den Kopf hatte er eine Haube oder Kapuze von gleichem Stoffe — den Nessak — gezogen, so daß man im ersten Augenblicke wenig mehr sah, als die Nasespitze nebst dem Munde; fest um den Hals herum aber lief ein sehr fettig aussehender Streifen von Seehundsfell, dessen Zweck ohne Zweifel kein anderer war, als die schmale Lücke zwischen dem Nessak und

Kapetah auszufüllen und allen Luftzutritt abzuhalten. Eben so gut geschützt erschien der Unterkörper, denn er steckte von den Weichen bis zu den Zehenspitzen in dem sogenannten „Nannouke", das ist in Stiefelhosen von weißem Bärenfell, und dabei vertraten die Tatzen des Thiers mit sammt den Klauen die Stelle der Schuhe. Ueberdem trug er noch Handschuhe von Seehundsfell, die weit über die Aermel seines Kapetah hinaufgingen, und im Munde hielt er einen Fuchsschwanz, damit die Kälte ihm beim Athmen nicht beschwerlich falle und Lippen wie Nase gesichert seien. Man sieht also, daß der Mann vom Kopf bis zu den Füßen in einem äußerst warmen Ueberzug steckte; allein hiemit begnügte er sich noch nicht einmal, sondern er besaß auch noch Unterkleider. Nämlich einmal unter dem Kapetah eine Art von Unterhemd, zu welchem wohl fünfhundert junge noch nicht flügge gewordene Vögelein ihre Bälge hatten hergeben müssen, und zum andern unter dem Nannouke Unterhosen von Rennthierfellen. Außerdem hatte er seine Bärentatzenschuhe mit Pelzwerk und Moos so vollständig ausgefüttert, daß er selbst bei der außerordentlichsten Kälte seine Zehen nicht erfrieren konnte. Kurz die Kleidung paßte für das Polareisklima ganz vortrefflich; dagegen aber gab sie dem Manne ein sehr plumpes, fast unförmliches Aussehen, und man hätte bei seinem Anblick versucht werden können zu glauben, es watschle ein Thier halb Bär halb Fuchs daher. Wenn jedoch dieß bei ihm, einem der Größtgewachsenen, Schlanksten und Gewandtesten unter den Eskimos, der Fall war, wie viel mehr bei den Dickleibigeren und Kurzen, insbesondere bei den Frauen, die sich fast alle eines sehr starken Umfangs erfreuten!

Um nun übrigens wieder auf unsere Geschichte zurückzukommen, so ging Metek ganz furchtlos auf den Kapitän Kane zu, obwohl er noch nie einen Weißen gesehen hatte, und es schien sogar, als ob er mit einigem Hochmuth auf das bleiche Gesicht und die magere Postur des Fremdlings — des „Kablunah" auf eskimoisch — herabgesehen hätte. Dies wurde aber augenblicklich anders, als Kane ihn mit auf's Schiff herübernahm, denn es gab da so unendlich viel Bewunders- und Staunenswerthes für ihn, daß er die Kablunahs von nun an mit einer an Verehrung grenzenden Hochachtung betrachtete. Schon bei der näheren Betrachtung der Brigg riß er die Augen weit auf, indem die Nordgrönländer von einem Fahrzeug, mit dem man das Meer befahren kann (dieses ist ja das ganze Jahr hindurch nicht eisfrei, und wenigstens eilf Monate lang vollständig zugefroren) nichts wissen, und wenn sie auch etwas davon wüßten, doch nicht im Stande wären, auch nur das kleinste Boot zu erbauen, weil ihnen das Holz gänzlich mangelt. Mit noch größeren Augen betrachtete er den mächtigen Ofen nebst den glühenden Steinkohlen darin, und er hielt denselben anfangs gar für ein wuthschnaubendes Ungethüm; am allerunbegreiflichsten aber kam ihm zweifellos eine Büchse vor, die man vor seinen Augen lud und losschoß! Nachdem er nun übrigens gehörig herumgeführt worden war, erlaubte man ihm auch seine Genossen herbeizuholen, und dies ließ er sich nicht zweimal sagen.

Im Gegentheil eilte er so schnell als möglich zu ihnen hinaus, um ihnen seine außerordentlichen Neuigkeiten zu verkünden, und in Folge dessen erhoben die Eskimos, oder besser gesagt die „Innuit“, wie sie sich selbst nennen, abermals wie bei ihrer Ankunft ein großes Geschrei, indem sie zugleich mit den Händen in der Luft herumfuchtelten. Gleich darauf verschwanden sie hinter einem großen Eisgürtel, wie wenn sie sich für immer entfernen wollten; allein schon einen Augenblick später kamen sie wieder zum Vorschein, und zwar mit acht Schlitten, an deren jeden sieben Hunde gespannt waren. Nun lenkten sie ihre Schritte dem Schiffe zu, machten aber in kleiner Entfernung von demselben Halt, trieben sofort durch einen kräftigen Stoß ihre Lanzen tief in's Eis ein, und gingen erst wieder weiter, nachdem sie ihre Hunde daran festgebunden hatten. Augenscheinlich wollten sie ihre Schlitten und Hunde ganz in der Nähe haben, um sich, wenn sie es für nöthig finden würden, schnellstens flüchten zu können, denn man konnte ja doch nicht wissen, was die Kablunahs im Sinne trügen!

Auf dem Schiffe angekommen äußerten die Eskimos ihre Verwunderung und ihr Staunen über all' das Merkwürdige, das sie sahen, ganz unverhüllt, und vor manchen Dingen schraken sie förmlich zurück; bald aber, besonders als sie sahen, daß ihnen gar keine Gefahr drohe, wurden sie wie die Kinder und befühlten oder probirten Alles, was ihnen in die Augen fiel. Ueberall liefen sie herum, Alles wollten sie haben, und was sie nur irgend wegprakticiren konnten, schoben sie ohne Weiteres und ohne lange zu fragen in ihre weiten Pumphosen, gerade wie wenn sie das Stehlen für etwas vollkommen Erlaubtes hielten. Um sie nun mit guter Manier und ohne ihnen den Ernst zeigen zu müssen zur Ordnung zu bringen, ließ ihnen Kane im Schiffsraume seine größten Delikatessen auftischen, nämlich geröstete Schnitten von gutem Waizenbrod, gesalzenes Schweinefleisch und mächtige Stücke weißen Zuckers; allein sie rührten von Allem nichts an, obgleich sie es neugierig betrachteten. Dagegen eilten sie sofort zu ihren Schlitten hinaus und holten von da mächtige Stücke rohes Wallroßfleisch herbei, die sie in feine Schnitten zerlegten und mit größtem Appetite zu verzehren begannen. Einige fügten dazu noch Seehundsspeck und im Durchschnitt genommen, mochte Jeder zum mindesten seine sieben bis acht Pfund zu sich nehmen. Dieß geschah aber nicht auf einmal, oder wie man zu sagen pflegt, auf einen Sitz, sondern wenn Einer genug gegessen hatte, so schloß er die Augen und schlief, indem er sein Rohfleisch neben sich hinlegte; erwachte er dann nach einer oder ein paar Stunden, so fing er von neuem an zu essen, bis er abermals genug hatte, und gleich darauf überließ er sich wieder dem Schlafe. So ging das Ding fort vom Mittag bis zum Abend, so wie vom Abend bis zum Morgen, und die Kablunahs verwunderten sich nicht wenig über diese eigenthümliche Schlaf- und Verschlingungs-, oder wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, Freßfähigkeit der Innuits.

Noch größeres Interesse übrigens erregten bei der Schiffsmannschaft der Advance die Hunde und die Schlitten der Eskimos. Erstere waren prächtige Thiere von eis-

grauer, etwas in's gelbliche spielender Farbe, mit zottigen Haaren und hängendem Schweif, von derselben Größe und Stärke, und mit denselben langen schlanken Beinen, wie der Wolf, welchem sie auch ohne Zweifel ihren ersten Ursprung verdankten. Ihr Blick hatte etwas Scheues und Wildes, und ihr ganzes Wesen zeugte von Trotz und Unbengsamkeit, aber deßwegen sah man doch, wie Menschen und Hunde zu einander gehörten, und beide sich gegenseitig nicht entbehren konnten. Wer sollte auch sonst dem Nordgrönländer seinen Schlitten ziehen, und wer ihm die Nahrung nach Hause führen? Wer sollte ihm beistehen im Kampf mit dem Bären, und wer es ihm möglich machen, seinen Freund und Nachbar, der vielleicht einen um fünfzig Stunden entfernten Theil der Einöde bewohnt, einen Besuch abzustatten? Schenkte nun aber das Schiffsvolk den herrlichen Hunden seinen vollen Beifall, so noch viel mehr den kunstreichen und doch so einfachen Schlitten, so wie den prächtigen Peitschen, die ihres gleichen sonst nicht hatten in der ganzen Welt. Man denke nur — die Schlitten, die fast alle die gleichmäßige Breite von drei und die Länge von acht Fuß hatten, waren aus lauter kleinen Knochenstücken erlegter Thiere zusammengesetzt und mittelst dünner Riemen von Seehundsfell zu einem starken Ganzen verbunden; zu den Läufern aber, deren jeder glatt wie polirter Stahl erglänzte, lieferten Wallroßzähne das Material, und dieses ist bekanntlich fast dauerhafter als die dauerhaftesten Metalle der Welt. Und das alles brachten die Eskimos beinahe ohne irgend welche Instrumente oder wenigstens mit den einfachsten, die es in der Welt gibt, fertig! Wie aber sah es erst vollends mit den Peitschen und deren Gebrauch aus? Gewiß so, daß es ihnen kein Europäer oder Amerikaner nachmacht. Die Eskimoschlittenpeitsche hat nämlich einen Beinstiel von nur sechzehn Zoll, dagegen eine aus Seehundfellsstriemen geflochtene Schlinge von achtzehn Fuß Länge, und mit dieser Peitsche weiß der Eingeborne nicht nur zu knallen, daß man es auf eine halbe Stunde weit hört, sondern er versteht es auch, damit alle die wüthenden kläffenden Hunde, die an den Schlitten gespannt sind, ohne irgend ein Leitseil oder einen Zaum ganz nach seinem Belieben zu lenken. Ja er schwingt sie mit solch' außerordentlicher Sicherheit, daß er immer genau den Punkt trifft, den er treffen will, und daß daher keiner der Hunde einen Seitensprung machen kann, ohne augenblicklich dafür gestraft zu werden. Kurz in der Handhabung dieser Peitsche zeigt er sich als einen vollendeten Meister, und der Fremdling steht beschämt als Stümper neben ihm da, selbst wenn derselbe sich Jahr und Tag darauf einzuüben versuchte.

Am andern Morgen, am 9. April, machten die Eskimos Anstalt, das Schiff, in welchem sie die Nacht auf dem Boden liegend zugebracht hatten, wieder zu verlassen; ehe sie es aber thaten, kaufte ihnen Dr. Kane alles ihr entbehrliches Wallroßfleisch nebst vier herrlichen Hunden ab, indem er ihnen dafür Nadeln, Glasperlen, alte Faßdauben und was dergleichen mehr ist gab. Ueber diesen Tausch — gemünztes Geld, so wie überhaupt Gold und Silber sind Dinge, die man in Nordgrönland nicht einmal dem Namen nach kennt — waren denn auch die armen Naturkinder so erfreut,

daß sie freiwillig versprachen, in wenigen Tagen mit einem größeren Vorrath von Fleisch wieder zu kommen und dem Doktor ihre Schlitten und Hunde zu einer Fahrt nach dem Norden hin zur Verfügung zu stellen; allein sie hielten dieses ihr Versprechen nicht, wahrscheinlich im Bewußtsein, daß die verschiedenen Diebereien, welche sie begangen (sie hatten eine Säge, eine Axt, verschiedene Messer u. s. w. auf die Seite gebracht), nach ihrem Abzug an's Tageslicht gekommen sein würden. Dagegen stellten sich bereits am 10. April, so wie zwei Tage später einige andere Eingeborne ein, und unterließen es ebenfalls nicht, Verschiedenes, dessen sie habhaft werden konnten, auf die Seite zu bringen, obwohl sie Dr. Kane äußerst freundlich aufgenommen und reichlich beschenkt hatte. Aus diesem Grunde beschloß nun letzterer bei der nächsten Gelegenheit ein Exempel zu statuiren, und als daher am 15. April ein gewandter langhaariger Bursche von kaum zwanzig Jahren, mit Namen Myuk, bei einem Besuche, den er dem Schiff abstattete, über dem Stehlen auf der That ertappt wurde, sperrte man ihn im Schiffsraum ein, um ihn als Geißel zu behalten. Dem Jungen gefiel jedoch diese Gefangenschaft ganz und gar nicht, und vermöge seiner List und Rührigkeit verstand er es im Dunkel der Nacht zu entkommen. Allein so kurz auch die Einsperrung gedauert hatte, so schienen sich die Eingebornen doch eine gute Lehre daraus gezogen zu haben, denn sie hielten sich von nun an auf längere Zeit im Hintergrunde und beobachteten das Schiff nur von der Ferne.

Mit dem Ende des April kam die Zeitperiode herbei, in welcher Expeditionen gegen den Nordpol am thunlichsten auszuführen sind, und Dr. Kane beschloß also die von ihm schon längst projektirte nicht länger zu verschieben. Er wollte bis zum äußersten Ende Grönlands vordringen, dann von da aus auf dem Eise nach der Küste Amerikas hinübereilen, und endlich einen Versuch machen, den Nordpol selbst zu erreichen. Zu diesem Behufe übte er sich mit Mac Gary tagtäglich im Einfahren seiner Hunde ein, und Beide brachten es auch wirklich so weit, daß sie die Thiere ziemlich in ihre Gewalt bekamen; allein deßwegen mißglückte das Unternehmen doch beinahe gänzlich, und zwar aus Ursachen, die man nicht hatte vorhersehen können. Am 27. April nämlich trat Kane mit Mac Gary und acht Andern — die übrigen Zehn sollten das Schiff hüten — die beabsichtigte Reise bei ziemlich günstiger Witterung an, und da die zwei Schlitten, auf denen man fuhr, außer den Menschen wenig zu tragen hatten, weil man sich aus der Proviantniederlage auf der Mac Gary's Insel mit den nöthigen Lebensmitteln versorgen wollte, so kam man anfangs ziemlich schnell vorwärts. Schon nach drei Tagen jedoch stellten sich ihnen da und dort solch' große Schneewehen entgegen, daß sie mit den Schlitten förmlich stecken blieben, und leider mehrten sich diese Wehen auf eine sehr bedenkliche Weise, je mehr sie sich dem Humboldtgletscher näherten. Sie mußten dann alle Mal abladen, das Gepäck auf den Rücken nehmen, und den Hunden eine Bahn treten, damit diese die leeren Schlitten nachziehen könnten. Das war aber wahrhaftig keine leichte Arbeit, denn man versank dabei gewöhnlich bis an die Hüften in den Schnee und mußte sich so abmühen, um

wieder herauszukommen, daß den Meisten von ihnen schon nach kurzem die Kräfte zu versagen anfingen. Ueberdem bekamen Mehrere, worunter Kane selbst, in Folge der Kälte wassersüchtige Anschwellungen der Glieder; Drei wurden von der Schneeblindheit befallen und Einer litt am Skorbut nebst Brustbeklemmungen. Wie konnte man also unter solchen Umständen die Fahrt fortsetzen? Dennoch geschah es, indem Kane hoffte, daß einige Ruhetage, die man sich nach Erreichung der Proviantniederlage auf der Mae Garyinsel gönnen wollte, die Gesundheit von ihnen allen wiederherstellen werde, allein wie sie nun endlich am 4. Mai den Humboldtgletscher vor sich hatten und das kleine Felsinselchen betraten — wer beschreibt ihren Schrecken, als sie sahen, daß die ganze Niederlage vernichtet sei? Die Pemmikanfässer nebst allen andern Vorräthen waren mit Steinblöcken bedeckt gewesen, zu deren Handhabung drei starke Männer all' ihre Kräfte angestrengt hatten; die Fässer selbst, wie die Cylinder, gehörten unter die stärksten, die es gibt, und ohne schwere eiserne Hämmer schien es unmöglich sie zu zertrümmern; aber die Eisbären hatten die großen Felsblöcke beseitigt, als wären's Luftballons gewesen, und die Fässer mit sammt den Faßreifen waren von ihren Tatzen vollständig zersetzt. Kurz von den sämmtlichen Lebensmitteln fand sich nicht einmal mehr eine Krume vor, und die Expedition mußte also nothwendig an die sofortige Rückreise denken, weil sie sonst dem Hungertode anheimgefallen wäre. Uebrigens hätte sie sich selbst dann, wenn sich dieses Unglück nicht zugetragen hätte, nach dem Schiffe retourwenden müssen, weil der Anführer derselben, Dr. Kane, in Folge der Ueberanstrengung plötzlich sehr schwer erkrankte. Am Abend des 4. Mai schon wurde er von einer Ohnmacht befallen, und es zeigten sich Symptome des Starrkrampfs bei ihm. Am 5. fing er an zu deliriren und seine Kräfte sanken so rasch, daß man alle Ursache hatte, für sein Leben besorgt zu sein. Demgemäß packte man ihn so sorgfältig als möglich auf den einen der Schlitten, und trat ohne allen weiteren Aufenthalt den Rückweg an. Doch erreichten die Leute das Schiff erst am 14., da die meisten von ihnen so geschwächt waren, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnten. Eine Woche lang schwebte Kane zwischen Leben und Tod, aber dann erholte er sich ziemlich schnell wieder, und mit ihm gesundeten auch die sämmtlichen anderen Kranken, besonders diejenigen, welche am Skorbut darniederlagen.

Dieses schnelle Gesundwerden im Laufe des Monats Mai hatte übrigens seinen ganz guten Grund, und zwar lag derselbe nicht in den Arzneien des Arztes, sondern in der veränderten Lebensweise, welche mit dem Herannahen der wärmeren Jahreszeit möglich wurde. Schon am 12. Mai schoß Hans zwei Rennthiere, und obgleich diese Thiere des kargen Futters wegen, das sie im Winter finden, sehr mager waren, so glaubten die Insaßen der Advanee doch nie einen besseren Braten gegessen zu haben. Am 20. Mai brachte man die Neuigkeit, daß eine „Burgemeistersmöve" gesehen worden sei, und bereits einige Tage früher hatten sich die Schneeammeren nebst den Schneehühnern wieder eingestellt. Auch Hasen und Füchse wurden mehrere erlegt; die Hauptsache jedoch war, daß inmitten des Monats Mai die Seehunde, welche sich mit dem

Beginn des Oktobers weiter nach dem Süden hinab zurückgezogen hatten, wieder erschienen, und zwar in einer Anzahl, die man eine ungewöhnliche nennen mußte. Es gibt nämlich in den Gewässern Nordgrönlands nur zwei Robbenarten, den sogenannten Netsik und den Usuk, das ist die „borstige“ und die „bärtige“ Robbe, aber selbst diese finden es in manchem Sommer zu rauh, und den langen Winter hindurch könnten sie es da ohnehin nicht aushalten. Um so größer ist also die Freude, wenn sie sich einmal in größerer Masse einstellen, denn obwohl ihr Fleisch, ein welkes schwabligtes Ansehen hat, und eher geronnenem Blute als wirklichem festem Muskelfleische gleicht, so ist es doch mürbe und zart, und schmeckt, den thranigten Stinkgeruch abgerechnet, besser als selbst fettes Rennthierfleisch. Ueberdieß hat auch ihr Fell, besonders das des Usuk, eines schwerfälligen Burschen, der bei einer Länge von zehn Fuß meist einen Umfang von acht Fuß hat, wegen seiner außerordentlichen Zähigkeit, Stärke und Dauerhaftigkeit einen ungemein großen Werth, und der Eskimo schneidet daraus jene feinen Riemen oder „Atlunac's“, mittelst deren er seine Schlitten, seine Peitschen und mit einem Worte alle seine Werkzeuge zusammennietet. Man kann sich also wohl denken, daß so bald die Seehunde vom Süden her zurückkehren, auch die Jagd auf sie beginnt, und in der Regel fällt sie ganz glücklich aus, weil sie mit nicht allzuvielen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Thiere stoßen sich nämlich, um Athem holen zu können, mit ihren dicken Köpfen in gewissen Entfernungen runde Löcher durch die dünnsten Theile des Eises, steigen dann durch diese Löcher, welche „Atluck's“ heißen, auf's Eis herauf und legen sich neben denselben nieder, um sich zu sonnen. Da ist es ihnen unendlich wohl, allein nur zu oft müssen sie diese ihre Behaglichkeit mit dem Leben büßen, denn durch die hellen Sonnenstrahlen, die auf dem Eis abprallen, leidet ihre Sehkraft sehr, und sie können daher von einem gewandten Jäger leicht beschlichen werden, besonders wenn dieser mit der Gewandtheit noch gewisse Kniffe und Listen, durch welche die Augen des Thieres getäuscht werden, verbindet. Der gewöhnlichste dieser Kniffe ist übrigens folgender. Man nimmt ein weißes Bärenfell, spannt es aufrecht, wie einen breiten Ofenschirm, über einen kleinen Schlitten auf, und verbirgt sich sofort, die Büchse im Arm, hinter das Fell, in das man zuvor schon ein kleines Guckloch eingeschnitten hat. Nun schiebt man den Schlitten langsam vorwärts und kriecht hinten drein; allein da das Fell weiß ist, wie der Schnee, so denken die Robben nichts arges dabei und bleiben ruhig liegen. Plötzlich jedoch, so bald der Jäger nahe genug gekommen ist, kracht der Schuß, und dann stürzt gewiß wenigstens eines der Thiere todt nieder, wenn es auch gleich den andern gelingt sich in rasender Eile durch das Atluck in's Wasser hinabzustürzen und unter dem Eise zu verschwinden. Auf diese sinnreiche Art nun pflegte auch Hans Christian den Robben nachzustellen, und da er sein Ziel fast nie verfehlte, so hatte man seit dem Wiedererscheinen des Netsik und Usuk des frischen Fleisches auf dem Schiffe stets einen größeren Vorrath, als man verspeisen konnte.

Auch noch andere Anzeichen, als die obengenannten, gab es, daß der Sommer

im schnellsten Anzug begriffen sei, denn es fiel Schnee, der schnell wieder zerfloß, und die Eisberge ließen kleine Wasserfäden herabrinnen. Ueberdieß stellten sich immer mehr Vögel ein, welche die nahen Felsen der Bucht bevölkerten, und unter dem alten Schnee, der immer mehr zusammenfiel, fand man Heidepflänzchen, die bereits junge Triebe angesetzt hatten. Allein merkwürdigerweise blieb die Eisdecke des Meeres ringsum immer gleich fest, und als Dr. Kane am 9. Juni zum ersten Mal wieder seit seiner Krankheit einen Gang in's Freie machen konnte, überzeugte er sich zu seinem großen Leidwesen, daß der mächtige Eisgürtel, welcher die Brigg einschloß, weder an Breite noch an Höhe irgend etwas verloren habe. Da trat zum ersten Male der Gedanke an die Möglichkeit, noch einen zweiten Winter in dieser furchtbaren Einöde zubringen zu müssen, an ihn heran, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem tödtlichen Schrecken; allein er hütete sich wohl, sich darüber zu äußern, um die Mannschaft bei gutem Humor zu erhalten, und namentlich ließ er sich dadurch von der Verfolgung seiner großen Entdeckungszwecke auch nicht einen Augenblick lang abbringen. Weil er aber seines schwachen Gesundheitszustandes wegen nicht fähig war, die verschiedenen Expeditionen selbst anzuführen, so wählte er die geschicktesten seiner Offiziere dazu aus, und diese hatten in der That das Glück, mit Hülfe der Hundeschlitten fast all' die Resultate zu erreichen, welche man erreicht haben wollte. So fuhr Dr. Hayes in der Zeit vom 20. Mai bis 1. Juni über den ganzen gefrorenen Sund von der grönländischen nach der amerikanischen Küste hinüber, und nahm daselbst die ihm vorgeschriebenen Messungen vor. So zog Mac Gary am 4. Juni mit drei Gefährten nach dem Humboldtgletscher ab, untersuchte diesen genau und kehrte am 26. Juni vollkommen unverletzt wieder zurück. So drang Morton von Hans begleitet bis weit über den 82sten nördlichen Breitegrad vor, und entdeckte daselbst Anfangs Juli eine große, völlig eisfreie Wasserebene, die sich weit nach Norden hin ausdehnte, und über welche ganze Schwärme von Vögeln dahinflogen. Natürlich übrigens muß ich mich auf diese Andeutungen beschränken, da eine ausführlichere Beschreibung derselben mit dem Zwecke dieses Buches nicht vereinbar wäre; dagegen aber kann ich nicht umhin, eines Bärenabenteuers, welches Mac Gary erlebte, Erwähnung zu thun, indem dasselbe für ihn und seine Genossen gar leicht hätte äußerst verderblich ablaufen können. Der Mai, Juni und Juli nämlich sind die Monate des Jahres, wo sich die Eisbären auf Nordgrönland am häufigsten zeigen, und es stieß daher jede der drei so eben genannten Expeditionen mit jenen grimmigen Thieren zusammen. Ja Morton und Hans erlegten deren sogar nicht weniger als drei Exemplare; allein das merkwürdigste Begegniß hatte doch die Mac Gary'sche Gesellschaft. Eines Abends nämlich war das Zelt, in dem sie zu übernachten pflegten, mitten auf dem Eise aufgeschlagen worden, und da sie einen sehr angestrengten Tagesmarsch gemacht hatten, so schliefen sie alle so fest, wie die Ratzen. Da fühlte Mac Gary etwa um halb ein Uhr nach Mitternacht, wie dicht neben seinem Kopfe etwas im Eise kratzte, und schnell erwacht, erkannte er, daß ein großes Thier sich emsig damit beschäftigte, das Zelt

ringsum zu untersuchen. Sein lauter Aufschrei weckte die Andern, aber der schlimme Besucher ließ sich dadurch nicht im geringsten stören, sondern pflanzte sich vielmehr den Augenblick darauf am Zelteingang auf, indem er anfing eine dort liegende, den Tag zuvor geschossene Robbe zu verzehren. Nun war guter Rath theuer, denn die Gewehre waren alle draußen im Schlitten geblieben und man besaß keine einzige Waffe, den gefährlichen Feind abzuwehren. Zwar allerdings griffen sofort Einige nach ein paar Zündhölzchenschachteln, zündeten dieselben zumal an und warfen sie dem Bären an den Kopf; allein auch dieser Ausfall inkommodirte das Thier ganz und gar nicht, und das einzige Resultat war ein heftiges Brummen. Da kam endlich Tom Hickey auf den glücklichen Gedanken, hinten in's Zelt dem Eingang gegenüber ein Loch zu schneiden und leise hinauszukriechen. Ihm nach schlich Bonfall, und während nun Tom den Bären mit einem großen Bootshaken, der mit zur Stütze der Zeltdachstange gehörte, über die Schnautze hieb, sprang Bonfall nach dem Schlitten, riß eine der Büchse heraus, und sandte dem Thiere eine Kugel durch den Kopf. Schwer verwundet erhob sich das Ungethüm auf seine Hinterfüße und ging unter furchtbarem Geheul auf seine Angreifer los, aber inzwischen war Mac Gary ebenfalls zum Schlitten hingekrochen, hatte dort seine Büchse gefunden und jagte dem Burschen eine zweite Kugel in den Kopf, die ihn sofort todt niederstreckte. So ging das Abenteuer noch ganz glücklich vorüber, allein von nun an hielt es Mac Gary doch für gerathener, während der Nacht stets eine Wache mit geladenem Gewehr im Zelte aufzustellen.

Am 10. Juli war Morton von seiner Expedition zurückgekehrt, und man befand sich jetzt gerade in der Mitte des hochnordischen Sommers. Aber das Eis in der Nähe der Brigg machte keine Anstalt aufzubrechen, sondern stand so unerschütterlich fest, als wäre es statt gefrorenen Wassers eine einzige zusammenhängende Granitfelsenmasse. Um nun zu ergründen, wie weit sich dieses fest stehende Eis erstrecke, fuhr Dr. Kane am 11. Juli mit Hans nach dem Süden hinab, und siehe da — in einer Länge von vier Stunden zeigte sich die Eisdecke ganz dicht, ohne einen einzigen Sprung; von da an jedoch kamen Spalten zum Vorschein. Sie waren aber ganz schmal, wenigstens im Anfang, und ehe Kane das wirklich schiffbare Nordwasser erreichte, brauchte er abermals mehrere Stunden. Das war nun eine äußerst betrübliche Entdeckung, denn unter solchen Umständen durfte man nicht daran denken, daß die Advance in diesem Sommer noch aus ihrer Bai auslaufen könnte, es müßte denn geradezu ein Wunder in der Natur vorgehen. Aber wenn es nun so weit kam, wenn man einen zweiten Winter hier in der Wüste zubringen mußte, durfte man die Hoffnung hegen, seinen Schrecknissen begegnen zu können, oder stand nicht vielmehr beinahe die Gewißheit zu befürchten, daß man ihnen erliegen müsse? Beim Beginn des vorigen Winters hatte man Kohlen in Masse, um den Schiffsraum zu heitzen; jetzt besaß man deren kaum noch einige wenige Tonnen. Voriges Jahr herrschte Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art, nunmehr sah man sie auf einige geringe Ueberbleibsel reducirt. Voriges Jahr ging die Schiffsmannschaft mit frohem Muthe, und gesund an Körper und

Seele der kalten Jahreszeit entgegen; dießmal waren die Kräfte der Meisten gebrochen und man konnte ihnen keine großen Entbehrungen mehr zumuthen. Gewiß, gewiß das mußte man mehr als betrübende — das mußte man gräßliche Aussichten nennen!

Doch es blieb noch eine Hoffnung. Dr. Kane wußte, daß diesen Sommer eine kleine englische Flotte unter der Leitung des Kapitän Belcher an der Insel Beechey im Lankastersund ihre Haltstation habe, und wenn es glückte mittelst eines offenen Bootes diese etwa hundert Meilen entfernte Insel zu erreichen, so bekam man da sicherlich Alles, wessen man bedurfte, insbesondere Kohlen, Lebensmittel und Getränke. Ueberdem durfte man dann gewiß sein, daß die gefährliche Lage der Advance nach Amerika berichtet werden würde, und wenn dieß der Fall war, mußte dann nicht die Regierung von Washington Schiffe aussenden, um die Eingefrornen zu retten? Demgemäß beschloß Dr. Kane, das große Wagniß einer Fahrt nach dem Lankastersund zu unternehmen und traf alsobald die nöthigen Anstalten dazu. Das Boot, das er sich auslas, war ein altes leichtes Walfischboot, „die verlorene Hoffnung" genannt, von 23 Fuß Länge, 6½ Fuß Bodenweite und 2 Fuß 6 Zoll Tiefe, eine wahre Muschelschale für den Ocean, allein man konnte kein schwereres auslesen wegen des Transports über das Eis. Doch versah man es vorher noch mit einem Wetterschirm aus Segel und Gummituch, und rüstete es mit Masten und Segeln aus. Zu Begleitern wählte sich der Doktor fünf seiner besten Leute: Mac Gary, Morton, Riley, Hans und Hickey, denn eine größere Anzahl hätte das kleine Fahrzeug gar nicht getragen; als Proviant aber nahm man, weil der Pemmican alle geworden war, nichts mit, als 150 Pfund gesalzenes Schweinefleisch nebst etwas Thee und Zucker.

Bereits am 13. Juli hatte man Alles fertig gebracht, und nun lud man das Schifflein auf den größten Schlitten, den man besaß, indem sich zugleich die sämmtlichen Offiziere und Matrosen anspannten, denselben nach dem offenen Wasser zu ziehen. Das war aber eine mehr als harte Arbeit, denn es gab da der Eisklumpen und Eisberge eine Menge, denen man ausweichen mußte, der sonstigen Unebenheiten und Hindernisse gar nicht zu gedenken. Einmal brach auch der Schlitten, und man mußte einen andern holen; allein endlich am vierten Tage kam man doch zur Stelle und Kane schiffte sich sofort mit seinen Begleitern ein, während die Andern auf's Schiff zurückkehrten. Soll ich nun übrigens auf diese Beecheyfahrt näher und weitläufiger eingehen? Es dürfte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, indem trotz der ununterbrochenen Aufregung und Anstrengung ein Tag dem andern vollkommen glich. Weil nämlich die sogenannte offene See voller Treibeis und Eisschollen — oft von sehr beträchtlichem Umfang — war, so hatten die sechs Männer das Boot des Tages vielleicht ein Dutzend Mal auf's Eis herauszuziehen, um es eben so oft wieder in's Wasser hinabzulassen. Eben so oft wurden sie vom Eise förmlich eingeschlossen, und mußten warten, bis dieses wieder weiter strömte. Hie und da versuchten

sie es auch ihr Fahrzeug über vorkommende Eisfelder hinwegzuschleppen, aber dieß mußten sie bald aufgeben, weil dasselbe dadurch so beschädigt wurde, daß es kaum mehr seetüchtig blieb. Im Uebrigen rückten sie doch mit leidlicher Eile vorwärts, und dazu trug ein harter Sturm aus Nordost, der sie dem Sinken nahe brachte, sein Wesentliches bei; allein wie sie nun etwa den dritten Theil des Wegs zurückgelegt, und am 31. Juli das Cap Parry, etwa zwanzig Meilen unter der Northumberlandinsel, erreicht hatten, da hieß es entschieden „Halt!“ Hier nämlich lag eine feste Eismasse quer über das Meer herüber, und erstreckte sich so weit man sehen konnte, so daß es rein unmöglich war, weiter vorzudringen. Dr. Kane wollte jedoch seiner Sache ganz gewiß sein, und bestieg mit Mac Gary einen mehr als hundert Fuß hohen Eisberg, von welchem aus beide mit ihren guten Fernröhren rund herum schauten; aber ach, da war Alles vom Murchisonssund auf der grönländischen Seite bis zum Jonessund an der amerikanischen Küste eine ununterbrochene, bewegungslose, starre Eismasse in einer Dichtigkeit von mehr als vier Stunden. Es mußte also umgekehrt werden, man mochte wollen oder nicht; es mußte umgekehrt werden mit der Gewißheit im Herzen, daß man die Heimath und die Seinigen wohl nicht mehr sehen werde, weil man nicht wußte, wie man sich durch den Winter bringen könne! Die Sechse kehrten auch um, und erreichten die Brigg bis zum 10. August ziemlich wohlbehalten wieder; doch kann ich nicht umhin, eines Abenteuers, das sie unterwegs bestanden, mit wenigen Worten Erwähnung zu thun.

Wie sie nämlich auf dem Heimweg an der Südseite der Insel Northumberland hinfuhren, bemerkte Kane durch sein Glas eine Stelle, an welcher eine Menge von Vögeln nisteten, und da er nun wußte, wie erwünscht denen auf der Brigg solch' ein frischer Braten sein würde, beschloß er dort zu landen, und einen Tag mit Vögelfangen hinzubringen. Kaum jedoch hatte er den betreffenden Befehl gegeben, so kam ihnen beim Wenden des Bootes hinter einem Eisberge eine große Eisscholle zu Gesicht, auf welcher sich ein Dutzend Wallrosse gemüthlich sonnte, und nun natürlich vergaßen sie Vögel und Vogeleier, um einer edleren Jagd obzuliegen. Das nordgrönländische Walroß, oder das Awuk, wie die Eingebornen sagen, ist nämlich ein furchtbar grimmiges Thier, fast noch grimmiger als das Spitzbergen'sche, und man nennt es wegen seiner außerordentlichen Stärke und Kühnheit mit Recht „den Löwen Nordgrönlands.“ Ein solches Thier zu erlegen, oder sich auch nur im Kampf mit ihm zu messen, war aber bis jetzt der Mannschaft der Advance nicht gelungen, und somit wird man es begreiflich finden, warum die sechs Männer ihr Boot so eifrig den Walrossen zulenkten. Einen Augenblick lang schien es, als ob die grimmigen Ungethüme sich um Menschen wie Boot nicht kümmerten, indem sie ganz ruhig auf ihrer Eisscholle liegen blieben; allein wie nun Dr. Kane, als sie nahe genug gekommen waren, seine Büchse auf einen der Burschen abdrückte, da plumpten sie plötzlich unter lautem Gebell alle zusammen in's Wasser. Doch wahrhaftig, nicht um zu fliehen! Im Gegentheil schwammen sie mit aller Kraft, die sie besaßen, dem Boote zu,

umgaben es von allen Seiten, und suchten es mit ihren schrecklichen Hauern in den Grund zu ziehen. So wurden aus den Angreifern plötzlich Angegriffene, und zwar mit einer solchen Hast und Wuth Angegriffene, daß es sich bei ihnen um Leben und Dasein handelte. Alle Gewehre, die man im Boote besaß, wurden auf die schrecklichen Riesenthiere losgeschossen, allein da das dickhäutige Wallroß nur an sehr wenigen Stellen von einer Kugel verwundbar ist, und die sechs Männer in ihrer Bestürzung über den unerwarteten Ueberfall nicht genau zu zielen vermochten, so thaten die Schüsse fast gar keinen Schaden. Vielmehr wurden die Thiere dadurch zu einem immer furchtbarer werdenden Grimm aufgestachelt, und ihr bisheriges hundeähnliches Bellen verwandelte sich nun in ein förmliches Brüllen, während zugleich Schnautze und Bart sich mit Schaum bedeckten. Natürlich blieben die Sechse auch nicht müssig, sondern wehrten sich mit Bootshaken und Harpunen, die sie den Ungethümen in den Hals stießen, oder schlugen ihnen die Gewehrkolben über den Kopf. So floß denn bald das Blut in Strömen, und man sah deutlich, daß wenigstens einige der Walrosse — ohne Zweifel die weiblichen — in ihren Angriffen nach und nach ermatteten; allein die meisten derselben bekümmerten sich weder um Blut noch um Wunden etwas, sondern fuhren selbst dann fort das Boot mit ihren Hauern und Vordertatzen zu packen, wenn ihnen die letzteren mit Axthieben halb verstümmelt waren. Ja wer weiß, ob nicht der schreckliche Kampf am Ende doch noch zum Vortheil der Thiere ausgefallen wäre, wenn nicht auf das Commando Kane's ein paar geschickte Ruderstöße das Boot ganz hart an's Ufereis hingetrieben hätten, denn nunmehr erst, als die sechs Männer die Gelegenheit an's Ufer zu springen sofort benützten, und ihr Fahrzeug hinter sich nachzogen, ließen die Walrosse von ihren Anstrengungen ab, und schwammen nach ihrem früheren Lagerplatz hin.

Um die Zeit, als Kane von der vergeblichen Beecheyinselfahrt nach der Brigg zurückkehrte, fingen die Schneevögel, die Vorboten des Winters, bereits an, truppweise nach dem Süden zu ziehen, und bald folgten ihnen die Alken, die Möven und selbst die Ammern nach. Gleich darauf kamen die Wasserrinnen, die von den Eisbergen herabfloßen, in's Stocken und auf den offenen Plätzen der See bildete sich Jungeis, das am 17. August bereits einen Mann trug. Somit war nun die unumstößliche Gewißheit gegeben, einmal daß das Schiff vor dem nächsten Sommer unter keinen Umständen seine Bai verlassen könne, zum andern, daß man ebensowenig jetzt noch auf Nachen nach dem Süden hinabzukommen im Stande sei. Wenn man also nicht überwintern wollte, so blieb nur der Landweg offen, nämlich der Weg der Küste entlang nach der nördlichsten dänischen Niederlassung Upernavik, welche unter dem 72. Breitegrad liegt, und Mehrere von der Mannschaft waren nun der Ansicht, daß man, statt sich den Leiden einer neuen Ueberwinterung auf der Advance auszusetzen, diesen Landweg einschlagen solle. Die Klügeren dagegen erklärten solches für einen reinen Wahnsinn. Wenn nämlich auch die Entfernung von der Advancebai bis nach Upernavik auf dem schnurgeraden Wege allerdings nur wenig über zweihundert und

zwanzig Stunden betrug, so konnte man die vielen Umwege, die man wegen der vielen Buchten und Baien, von denen die Küste durchschnitten ist, machen mußte, zum mindesten auf weitere zweihundert und fünfzig Stunden anschlagen, und wie sollte man nun diesen ungeheuer langen Weg von fast fünfhundert Stunden vor dem Eintritt des strengen Winters, wo das Reisen in Nordgrönland eine reine Unmöglichkeit ist, zurücklegen? Dazu kamen dann aber noch viele andere Hindernisse von noch weit gewaltigerer Art, denn wie wollte man z. B. die Uferflüsse, wenn sie etwa noch nicht gefroren waren, übersteigen? Wie über die Eis- und Schneeberge, denen man begegnen mußte, hinüberkommen? Was aufangen, wenn Einer oder der Andere, oder gar Mehrere krank würden? Dieses Alles stellte man den Leuten vor, und noch vieles Anderes dazu; allein es war gerade, wie wenn sie das Gehör und das Gesicht verloren hätten. Sie blieben dabei den Versuch, sich auf dem Landweg zu retten, machen zu wollen, denn die Angst vor dem zweitmaligen Ueberwintern auf dem Schiff, wovon sie sicheren Tod erwarteten, überwältigte sie förmlich. Somit versammelte Dr. Kane am 27. August die ganze Mannschaft, Offiziere wie Matrosen, setzte ihnen nochmals die ganze Sachlage auseinander, und ließ dann jeden Mann einzeln aufrufen, damit er seine Erklärung abgebe, ob er bleiben wolle oder nicht. Acht derselben: Brooks, Mac Gary, Wilson, Goodfellow, Morton, Ohlsen, Hickey und Hans entschieden sich für das Verharren bei Kane und dem Schiffe; die andern Neune wollten das Wagstück der sofortigen Abreise unternehmen. Demgemäß wurden nun die vorhandenen Vorräthe — also alle Lebensmittel, Kleider, Schlitten, Hunde u. s. w. u. s. w. — redlich und ehrlich getheilt; ja man gab den zum Abziehen Entschlossenen sogar noch reichlicher, als sie beanspruchen konnten. Dagegen mußten sie schriftlich allen ferneren Ansprüchen an Dr. Kane und die Advance entsagen, und zugleich auch noch weiter bezeugen, daß sie gegen den Rath und Willen ihres Befehlshabers abgezogen seien. Nachdem aber solches Alles in Ordnung gebracht worden war, stand ihrer Reise kein weiteres Hinderniß mehr im Weg, und sie verließen also richtig am 28. August das Schiff, die Richtung nach dem Süden einschlagend. Doch — als ein gutes Vorzeichen durften sie es wohl nicht ansehen, daß Einer von ihnen, Georg Riley, sich schon nach wenigen Tagen von ihnen trennte, um als reumüthig um Verzeihung Flehender nach dem Schiffe zurückzukehren, woselbst man ihn auch mit Freuden wieder aufnahm.

Sogleich nachdem die Neune abgezogen waren, hielt man auf dem Schiffe großen Kriegsrath, auf welche Weise man es möglich machen wolle, den bevorstehenden langen Winter mit seinen schrecklichen Drängnissen zu überwinden, und da wurde denn der Vorschlag Kane's: „die Eskimo's sowohl in der Einrichtung ihrer Wohnungen, als auch in ihrer Nahrungsweise nachzuahmen," einstimmig angenommen. Vor Allem galt es, eine recht luftdichte, warme Winterwohnung herzustellen, indem das Brennmaterial, wie schon oben gesagt, fast ganz auf die Neige gegangen war, und was erschien da naturgemäßer, als den innersten Raum des Schiffes in ein „Igloe" zu

verwandeln? Somit zogen Alle, ohne Unterschied des Ranges, jeden Morgen und jeden Mittag nach dem Lande hin, sammelten da von Moos und Torfrasen, was sich nur auftreiben ließ, und transportirten das Gesammelte Abends nach dem Schiffe. Als eine leichte und gleichsam spielende Arbeit darf man sich dieß aber nicht vorstellen, sondern vielmehr als eine sehr strenge, harte und ermüdende. Die aus Moos und Torf bestehenden Rasenstücke nämlich waren damals bereits zu einer steinharten Masse zusammengefroren, und man mußte sie mit Brechstangen von den Klippen abstoßen; allein die Entschlossenheit und Beharrlichkeit der Mannschaft ließ nicht nach, als bis man einen gehörigen Vorrath gesammelt hatte. Kaum war dieß geschehen, so grenzte man vom inneren Schiffsraum einen Theil von etwa achtzehn Fuß Länge und Breite, so wie von neun Fuß Höhe ab, und fütterte denselben von oben bis unten, also Fußboden und Decke nebst allen vier Wänden, einen ganzen Schuh dick mit dem besagten, außerordentlich warmhaltenden Material aus, so daß schon hiedurch dieser Raum für den Frost ganz undurchdringlich wurde. Doch damit begnügte man sich nicht, sondern man belegte, um desto gewisser die Füße warm halten zu können, das Torfmoos des Bodens noch mit einer Lage von Gyps und Kleister, brachte hierauf eine zwei Zoll dicke Schichte von feinem Manilawerg, und zog darüber eine Decke von starkem Segeltuch. Ueberdem vergaß man auch nicht einen „Tossut", d. i. einen Eingangstunnel, herzustellen, und zwar einen recht langen, niedrigen, ebenfalls mit Moos gefütterten, mit so viel Thüren und Vorhängen, als sich nur immer anbringen ließen; in die Mitte der Wohnung aber stellte man den Kochofen, von welchem eine Rauch- und Dampfabzugsröhre bis auf's Oberdeck hinaufging. Kurz es wurde Alles gethan, um ein recht Igloe- gleiches Gemach fertig zu bringen, und als es nun fertig war, so durfte man sich unbedingt zugestehen, daß man die Eskimos noch übertroffen habe.

Doch nicht blos um die Wohnung handelte es sich, sondern eben so sehr, wenn nicht noch mehr, um die Nahrung. Daß nämlich die noch vorhandenen Vorräthe unmöglich zureichen könnten, darüber brauchte man sich nicht den Kopf zu zerbrechen, und man mußte sich also nothwendigerweise anderweitig versorgen. Allein wie und durch wen? Hans Christian verstand sich wohl auf die Robben- und Rennthierjagd, und wußte auch wie man einen Hasen, einen Fuchs, so wie einen Bären auf den Pelz zu schießen hat; doch Robben und Rennthiere fingen schon an selten zu werden, und mit dem Eintreten der langen Nacht verschwand auch der Eisbär. Dann blieben blos einzelne Hasen und Füchse, von denen man vielleicht alle paar Wochen einen fing; aber — was war dieß für so viele Mägen? Da blieb wahrhaftig nichts übrig als es zu machen wie die Eskimos, und sich an das Fleisch des Wallrosses zu halten. Dieses nämlich ist die Hauptnahrungsquelle der „Innuit", und zwar aus dreierlei Gründen. Einmal fürchtet das Awuk die Kälte so wenig, daß es sich das ganze Jahr durch, nicht aus den nordgrönländischen Gewässern zurückzieht, und man kann es also noch erlegen, wenn längst alle andere Jagd aufgehört hat. Zum zweiten gewinnt man von vier Robben oder acht Rennthieren nicht so viel Fleisch, als von

einem einzigen Walroß. Endlich schmeckt Walroßfleisch „roh“ gar nicht schlecht, und ein Stück Walroßleber — Awuhtanuk — kalt, zusammen mit einigen Schnitten Walroßspeck genossen, ist ein Leckerbissen, den selbst ein verfeinerter Europäer nicht verschmähen würde. Kurz der Eskimo Nordgrönlands hat der Gründe übergenug, warum er sich hauptsächlich und vorzugsweise von Walroßfleisch nährt, und es ist ein wahres Glück für ihn, daß diese Thiere stets in großer Ueberzahl vorhanden sind. Doch wenn man nun auch alles dieß auf der Advance ganz gut einsah, wie wollte man denn Walroßfleisch gewinnen? Sie, die Amerikaner, das mußte sich Kane ohne weiteres eingestehen, hatten an der Northumberlandinsel bewiesen, daß sie sich auf die Jagd dieser Seeungethüme nicht verständen, und auch Hans Christian, so ein geschickter Weidmann er sonst sein mochte, kannte sich hierin nicht aus, weil die Walrosse sich nie bis zur Südspitze Grönlands hinabverirren. Was blieb also da anders übrig, als sich mit den Eskimos der Umgegend zu verständigen, und mit diesen ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen? Freilich — nach der geringen Bekanntschaft, die man bisher mit ihnen hatte, so wie nach dem letzten Ereignisse mit Myuk, eine allem Anscheine nach sehr schwierige Aufgabe, doch zum Glück nur dem Anscheine nach!

Vorausschicken muß ich, daß im Laufe des kurzen Sommers außer der aus vier Igloe's bestehenden, und von mir bereits geschilderten Eskimoniederlassung, welche den Namen „Eta“ führte, noch zwei weitere Niederlassungen aufgefunden worden waren, nämlich Peteravik auf der andern Seite der Bucht, an welcher Eta lag, ein Dörflein von ebenfalls vier Igloe's, und Anatok, eine einzeln stehende Hütte, welche nicht regelmäßig bewohnt wurde und, weil in der Mitte des Wegs zwischen Eta und dem Schiffe gelegen, als Zwischenstation gelten konnte. Nun begab es sich gerade acht Tage nach dem Abgang der Hälfte der Schiffsmannschaft, daß unversehens drei Eskimos auf der Advance erschienen, aber nicht wie früher lauter Männer, sondern vielmehr zwei Weiber mittleren Alters und ein jüngerer Bursche. Den Letzteren erkannte man sogleich, denn er war kein anderer, als Myuk, der früher so geschickt zu entfliehen verstanden hatte, und was die Weiber anbelangt, so hießen sie, wie sich dieß später herausstellte, Sivu, Meteks Weib, und Aningna, das Weib Marsinga's, eines anderen Einwohners von Eta. Bei diesem ihrem ersten Besuche jedoch nannten sie sich nicht, und ebensowenig hielten sie es für nöthig einen Grund für ihr Kommen anzugeben; dagegen aber suchten sie überall hin auf dem Schiffe einzudringen, und offenbar hatte man sie gesandt, um genau auszuspioniren, wie es jetzt nach dem Abgang der Neune um die Kräfte der Schiffsmannschaft stehe. Dieß merkte nun zwar Dr. Kane auf den ersten Blick, aber deßwegen wies er die drei Ankömmlinge doch nicht ab, sondern er zeigte sich vielmehr äußerst freundlich gegen sie, und gab ihnen ein Zelt unter Deck nebst einer kupfernen Lampe und einem Topfe zum Kochen. Er wollte nämlich den Versuch machen, ob nicht mittelst dieser Weiber ein gutes Einvernehmen mit den Eingebornen herzustellen wäre, und deßwegen wurde auch Myuk nicht mit einer Silbe an sein früheres Diebstahlsvergehen erinnert. Diese außergewöhnliche Güte ward jedoch

mit dem schnödesten Undank belohnt, denn wie man den andern Tag aufstand, zeigte es sich, daß die drei Besucher nicht blos, was man sagt, französischen Abschied genommen, sondern auch alles hatten mitlaufen lassen, wessen sie habhaft werden konnten. Das war nun doch gar zu bunt, und außerdem — wenn man die Diebe dießmal wiederum straflos ließ, mußten sie nicht denken, daß den Bleichgesichtern die Kraft nicht innwohne, ihr Eigenthum zu vertheidigen und Beleidigungen zu rächen? In Anbetracht dessen schickte Kane augenblicklich seine beiden besten Fußgänger, Morton und Riley (Hans war mit dem Hundeschlitten auf der Jagd), wohlbewaffnet nach Anatok ab, um wo möglich die drei Diebe, die wahrscheinlich dort rasten würden, zu überholen und sie sofort gefesselt nach dem Schiffe zurückzubringen; von ihren Waffen dagegen, dieß schärfte er ihnen ausdrücklich ein, sollten sie nur im höchsten Nothfalle, und auch dann keinenfalls einen tödtlichen Gebrauch machen. Morton und Riley eilten, so schnell sie konnten, nach der einsamen Eskimohütte; doch gelang es ihnen nicht, früher daselbst anzukommen, als die welche sie verfolgten. Im Gegentheil hielten diese das Igloe bereits besetzt, und hätten also den Tossut mit größter Leichtigkeit gegen alle Eindringlinge vertheidigen können. Allein aus Respekt vor den Waffen der Weißen dachten sie hieran gar nicht, und eben so wenig versuchten sie einen ernsthaften Widerstand, als Morton und Riley sofort Stricke hervorzogen und sowohl den beiden Weibern, als dem Myuk, die Hände auf den Rücken zusammenbanden. Ja sie fügten sich sogar demüthig, als man ihnen alles gestohlene Gut, das sich in der Hütte vorfand, auf den Rücken packte, und sie sofort nach dem Schiffe zurückleitete, woselbst auch die ganze Parthie noch in der Nacht desselbigen Tages trotz des sehr beschwerlichen und ermüdenden Marsches ganz wohlbehalten eintraf.

Aber ein großer Schrecken und ein schrecklich Gejammer entstand unter ihnen, als man sie in einen ganz dunkeln Raum des untersten Schiffes brachte, und daselbst unter die Obhut eines strengen, mürrischen Wärters stellte! Doch weil die Gefangennehmung und Gefangenhaltung nicht die Hauptsache war, sondern nur das Mittel zum Zweck abgeben sollte, so beförderte man den Myuk schon nach wenigen Stunden wieder an's Tageslicht und sandte ihn an den großen Metek nach Eta mit der Botschaft ab, daß die Weiber gegen ein ordentliches Lösegeld wieder zu haben seien. Der Bursche versprach, seinen Auftrag so schnell als möglich auszurichten, und man sah es ihm auch an, daß es ihm Ernst sei. Somit erwartete man den Metek mit Bestimmtheit in sechs oder sieben Tagen, allein schon am Morgen des fünften wurde die Mannschaft der Advance durch ein heftiges Peitschengeknall nebst Hundegebell in aller Frühe aus dem Schlafe erweckt. Metek war da, nebst Marsinga, Ootunia und einigen andern hervorragenden Eskimos von Eta, und überdieß brachte er einen ganzen Schlitten voll früher gestohlener Messer, Sägen, Aexte, Becher, Eisenzeug, Holzstücke, und was dergleichen mehr ist. Nun gings an die Unterhandlung wegen des künftigen Friedens, und endlich — aber natürlich nur erst nach manchen Unterbrechungen durch starke Mahlzeiten — ward mit Hilfe des Hans, der den Vermittler machte, und

unter dem Vorsitze Kanes, welcher die Eskimosprache durch seinen Umgang mit Hans bereits ziemlich geläufig inne hatte, zwischen beiden Parthien nachfolgender Vertrag abgeschlossen: „Wir, die Innuits, versprechen, uns von nun an nie mehr an eurem, der Kablunahs, Eigenthum zu vergreifen. Wir versprechen ferner, euch frisches Walroßfleisch zu liefern, so viel wir vermögen, und noch überdieß unsere Hunde an euch zu verkaufen oder zu leihen, so weit es thunlich ist. Wir versprechen endlich, euch beizustehen, wenn ihr unserer bedürft, und euch die Stellen zu zeigen, wo gut gejagt werden kann, oder auch euch einen der Unsrigen zur Jagd mitzugeben. Umgekehrt aber versprechen die Weißen oder Kablunahs, den Innuits nie durch ihre Blitzgeschosse oder sonst Schaden zuzufügen, und alles bisher geschehene zu vergessen. Sie versprechen ferner, die Innuits stets gastfreundlich auf dem Schiffe aufzunehmen, und auf den Jagden für dieselben zu schießen. Sie versprechen endlich, alles abgelieferte Walroßfleisch mit Näh- und Stecknadeln, mit Ahle und Zwirn, mit Messern und hartem Holz, sowie noch mit andern nützlichen Dingen in guter Waare zu bezahlen." So ungefähr lautete der Vertrag, und wenn derselbe auch nicht schriftlich gemacht und von einem Notar besiegelt wurde, so gaben doch beide Theile sich ihren Handschlag darauf, und beide hielten ihn auch redlich und ehrlich. Ja noch mehr — Kane sandte gleich darauf zwei seiner Leute, den Mac Gary und Morton in der Begleitung Meleks nach Peteravick ab, damit auch die dortigen Eskimos sich dem neugeschlossenen Freundschaftsbündniß anschlößen, und diese Gesandtschaft erreichte ihren Zweck ebenfalls in allen Beziehungen.

Von nun an kamen die Eingeborenen sehr häufig auf's Schiff und eben so häufig waren auch die Besuche, welche Kane mit seinen Genossen den Eskimoniederlassungen machte. Ueberdem wurde die kurze Zeit, welche noch zwischen jetzt und dem Eintreten der langen Winternacht lag, so viel als möglich zu Jagdunternehmungen benützt, aber leider war die Witterung bereits eine so kalte und stürmische geworden, daß nicht mehr allzuviele Walrosse erlegt werden konnten. Doch that Myuk, welcher den Weißen beigegeben wurde und trotz seiner Jugend sich als einen der kühnsten und gewandtesten Feinde des Awuk auswies, sein Möglichstes, selbst mit Gefahr seines Lebens. Um nun dem Leser ein deutliches Bild von einer solchen Wallroßjagd zu geben, will ich erzählen, wie es gewöhnlich dabei zugeht. Die Waffen der Eskimos sind: ein Messer, eine Lanze und eine Harpune. Alle drei Stücke werden künstlich von Bein gefertigt (gerade wie die Schlitten und die Peitschen) und ihre Schneiden und Spitzen bestehen aus scharf zugeschliffenen Wallroßhauern, wenn es nicht gelingt, sich solche von Stahl durch Tausch von den dänischen Niederlassungen zu verschaffen. Ausgezogen wird zur Jagd auf Schlitten und gewöhnlich stehen ihrer zwei oder vier Männer zusammen. Kommt man nun auf dünneres und jüngeres Eis, d. h. auf solches, welches nur eine Stärke von einigen wenigen Schuhen hat, so daß sich das Walroß mit Leichtigkeit ein Luftloch durch dasselbe stoßen kann, so horcht man, ob sich nicht irgendwo das kurze Walen desselben hören läßt; hat man es aber vernommen, so fährt man

mit Windeseile der betreffenden Stelle zu. In kurzer Entfernung davon wird angehalten, und alle Jäger steigen aus, indem sie die Hunde mit dem Schlitten an einem Eisklumpen befestigen. Nun gehts zu Fuße weiter, aber sehr vorsichtig, oft auf dem Bauche kriechend, damit man von den Thieren nicht gesehen wird. Ist der Jäger nahe genug gekommen, so zieht er einen großen Kneuel von überaus starken Seehundsstriemen aus der weiten Hosentasche, und befestigt das eine Ende des Knäuels an der Harpune, die er in der rechten Hand hält; den Knäuel selbst aber mit dem andern Ende hält er fest in der linken. So gerüstet erwartet er hinter einem Eisklumpen verborgen den rechten Augenblick, wo das Awuk sich hoch aus dem Wasser hervorhebt, und wirft dann mit aller Kraft die Harpune. Sitzt diese fest — und es gehört eine kräftige Faust, sowie ein sicherer Blick dazu, um dieß zu bewerkstelligen, — so rennt der Jäger, was er rennen kann, über das Eis zurück, indem er während des Rennens einen Theil der Seehundstriemen von dem Knäuel abwickelt. Doch allzuweit rennt er nicht, sondern nach wenigen Minuten hält er an, holt einen kurzen, starken, unten fein zugespitzten, und natürlich ebenfalls aus Bein verfertigten Stock unter seinen Kleidern hervor, stößt diesen tief in's Eis ein, und schlingt sofort die Seehundsstriemen-Leine mehrmals um denselben herum. Unterdessen aber bleibt natürlich das harpunirte Thier auch nicht müßig. Im Gegentheil taucht es sofort nach empfangener Wunde, seinem Feinde einen grimmigen Blick zuwerfend, mit der Harpune im Leibe unter, schwimmt unter dem Eise fort und durchstößt dieses mit seinem dicken Haupte gerade an der Stelle, wo der Jäger noch vor zwei Minuten stand. Jetzt sieht es sich um, aber sein Feind ist ihm entflohen. Wüthend reißt es an der Leine, das Wasser furchtbar aufpeitschend; aber die Seehundsstriemen sind zu fest, als daß sie brächen. Nun erhebt es sich hoch im Wasser, stürzt sich gegen den Rand des Eises, und versucht es, mittelst seinen Hauern hinauf zu klettern, um den Jäger zu verfolgen. Doch das Eis hat an dieser Stelle durch das Aufstoßen zu viel Sprünge bekommen, als daß es nicht unter dem ungeheuren Gewicht des Awuk brechen müßte. Schwerfällig fällt also dieses in's Wasser zurück und seine Wuth kennt jetzt keine Grenzen mehr. Sein Bellen wird zum Gebrüll, Schaum dringt aus seinem Rachen, und Bart und Mähne sind in weiße Flocken gebadet. Bald aber sieht es das Vergebliche seines Tobens ein, und taucht sofort nach einem abermaligen wüthenden Blicke auf seinen Feind zum zweiten Male unter. Letzterer jedoch weiß jetzt, was er zu thun hat. Mit einem starken Rucke reißt er seinen Beinstock aus dem Eise heraus und rennt vorwärts, was er rennen kann, um den Stock in kurzer Entfernung abermals in's Eis zu stoßen. Wäre er an seinem Platze stehen geblieben, so hätte es sein Leben gegolten, denn das Walroß merkte sich die Stelle genau und stößt an derselben das Eis wohl zehn Schuh in's Gevierte entzwei, um seinen Feind zu sich in's Wasser hinabzuziehen. Doch wiederum sieht sich das grimmige Thier getäuscht, und wiederum reißt es wüthend an der Leine, bis es, die Vergeblichkeit des Loskommens fühlend, zum dritten Male unter-

taucht. So geht es fort und fort, oft drei, vier Stunden lang. Endlich aber wird das Ungethüm trotz seiner Riesenstärke so ermattet, daß es sich kaum mehr bewegen kann, und nun eilen auch die übrigen Jäger herbei, um ihre Lanzen in seinen mächtigen Leib zu bohren. Oft jedoch sind fünfzig bis sechszig solcher Stöße nöthig, bis man es wirklich zum Verenden bringt, und bis zum letzten Augenblicke zeigt es nie auch nur die mindeste Furcht. — Auf diese Art jagen die Eskimos in Nordgrönland das Walroß, und es gehört also sicherlich eine eben so verwegene Kühnheit, als eine ungewöhnlich ausdauernde Kraft dazu, es zu erlegen.

Am 21. October verschwand wie im vorigen Jahre das Tageslicht, und nun zogen sich die zehn Männer in ihr Mooshaus zurück, gerade wie die Eskimos in ihre Igloes. Die Wintervorräthe aber waren nur gering, und sie sahen daher der Zukunft mit äußerst trüben Augen entgegen. An die aufregenden Lustbarkeiten des letzten Winters dachte keine Seele mehr, sondern die meisten saßen still und niedergeschlagen herum, oder suchten sich die Zeit durch Schlafen zu vertreiben. In Folge dieser körperlichen Unthätigkeit, sowie weil die Hauptnahrung aus gesalzenem Fleisch — das Walroßfleisch ging nur zu schnell zu Ende — bestand, stellte sich denn auch bald der Skorbut, jene schlimmste aller Krankheiten, wieder ein, und würde noch weiter um sich gegriffen haben, wenn man nicht hie und da wenigstens einen Fuchs oder Hasen in den aufgestellten Fallen gefangen hätte. Die Polar-Hasen nämlich, die bis zu zwölf Pfund stark werden, bringen sich auch im strengsten Winter in Nordgrönland fort, weil sie im Stande sind, selbst da noch Futter unter dem Schnee hervorzuscharren, wo das Rennthier längst verhungern müßte; die Füchse aber schlichen sich deßwegen nach dem Schiffe, weil es daselbst in den unteren Räumen eine Masse von Ratten gab. Trotz der Füchse und Hasen übrigens lagen mit Anfang des December sieben von der Mannschaft, das ist Alle bis auf Kane, Mac Gary und Hans auf dem Krankenlager, denn die Kälte hatte sich bis dahin so furchtbar gesteigert, daß man das Mooshaus nur mit Gefahr des Erfrierens verlassen konnte. Da kamen nun aber ein paar Tage der äußersten Aufregung. Am 7. December nämlich flogen urplötzlich fünf Eskimoschlitten unter laut schallendem Geknall herbei und ihre Leiter, fast lauter bis jetzt unbekannte Eingeborene sanden sich augenblicklich auf dem Schiffe ein. Wen brachten sie aber? Niemand anders, als den Bonsall und den Petersen, zwei jener Neune, welche am 28. August nach dem Süden aufgebrochen waren! Diese machten übrigens nur den Vortrab, denn am 12. December Morgens drei Uhr fuhren abermals sechs Schlitten, die von zweiundvierzig Hunden gezogen wurden, am Schiffe an, und lieferten die Uebrigen ab. Ach, wie sahen die Leute aus! Sie waren mit Reif und Schnee bedeckt und dem Verschmachten nahe. Auch mußte man sie erst ganz allmählich wieder an die Wärme gewöhnen, da sie so lange in der fürchterlichsten Kälte zugebracht hatten. Die übrigen Leiden aber, die sie ausgestanden — gewiß man könnte ein ganzes Buch damit füllen — waren alle, alle gerade so eingetroffen, wie es ihnen Kane früher vorausgesagt hatte. Wie schmeckte ihnen jetzt der

Kaffee, und der Zwieback, und das Salzfleisch, — ihnen, die in den letzten zwei Monaten nichts über die Zunge bekommen hatten, als gefrornes Walroßfleisch! Wie unendlich dankbar blickten sie nicht gen Himmel, daß sie sich wieder bei ihren Kameraden befanden, — sie, die in den letzten sechszig Tagen rein blos auf die Barmherzigkeit der halbwilden Eingeborenen angewiesen gewesen waren!

Nun übrigens die Gesellschaft wieder auf achtzehn Mann angewachsen war, erwies sich das kleine Mooshaus bei weitem zu enge; allein der gräßlichen Kälte wegen konnte man nirgends sonst campiren, und so lagen denn die Leute zum mindesten eben so nahe auf einander geschichtet, als die Eskimos in ihren Igloes. Dazuhin mußte man sich aus Mangel an anderem Brennmaterial mit Specklampen behelfen, gerade wie auch die Eingeborenen thaten, und selbst beim Kochen bediente man sich ihrer; diese Lampen aber verbreiteten einen Rauch und einen Ruß, daß von Reinlichkeit keine Rede mehr sein konnte, sondern daß vielmehr die Gesichter der Achtzehn nach Kurzem gerade in einem eben so fettigen Schwarz erglänzten, wie die Gesichter der Eskimos. Eine weit größere Noth übrigens verursachte der Genuß des Salzfleisches, und in Folge dieser schlimmen Nahrung verendeten nicht blos die meisten der Hunde an Krämpfen, sondern auch von den Menschen wurden viele so krank, daß man das Aergste für ihr Leben zu besorgen hatte. Da konnte nichts helfen, als frisches Walroßfleisch, und da man dieses einzig und allein von den Eingebornen bekommen konnte, so mußte man es trotz der furchtbaren Kälte und der noch furchtbareren Stürme, die fast den ganzen Winter über wütheten, versuchen, nach Eta vorzudringen. Dreimal that man dieß, zweimal im Januar und einmal Anfangs Februar, und bei jedem Versuche wagte man das Leben; allein vergeblich. Die Schnee= und Eishindernisse hatten sich in den letzten paar Monaten all zu sehr angehäuft, als daß man im Stande gewesen wäre, sie zu Fuße zu überwinden und mit den wenigen, tief herabgekommenen Hunden, die man noch besaß, ließ sich ohnehin nichts anfangen. Doch kam unvermuthet von anderweitig her wenigstens ein Anfang der Hülfe, indem man am 10. Februar zwei, und am 19. gar drei Hasen fing. Ueberdem — mußten sich nicht bei dem neu wiederkehrenden Tageslichte die Hoffnungen von Neuem beleben?

Wenn es nun aber auch damals gelungen wäre, sich mit den Eskimos in Eta in Verbindung zu setzen, was hätte es geholfen? Unter ihnen herrschte, wie man später erfuhr, zu jener Zeit eine noch viel größere Noth, als auf dem Schiffe, indem die Felsenkluft, in welcher sie ihr im Sommer erbeutetes Walroßfleisch aufzubewahren pflegten, trotz des guten Verschlusses mit riesigen Steinen von den Eisbären ausgeleert worden war, und die armen Leute sahen daher, als man im März wieder mit ihnen zusammentraf, ganz erbärmlich aus. Ja sie waren vor Hunger förmlich zu Haut und Knochen zusammengeschrumpft, trotzdem sie sogar ihre letzte Stütze, ihre Hunde, verzehrt hatten, so daß sie von sechzig Stücken nur noch viere besaßen! Alle ihre Versuche nämlich, während der Winternacht eine Walroßbeute in ihr Igloe zu schaffen, scheiterten vollkommen und einmal wären zwei ihrer besten Jäger beinahe ein Opfer ihrer

Waghalsigkeit geworden; doch gelang es ihnen noch, sich zu retten, und zwar durch eine Ausdauer und Zähigkeit, welche einem cultivirten Menschen rein unfaßlich erscheinen muß. Weil nämlich die Noth in Eta schon zur Mitte des December so gar sehr groß war, entschlossen sich Myuk und sein Kamerad Awatok, das Walroß bei Mondeslicht auf der großen Eisfläche aufzusuchen, und es gelang ihnen auch wirklich, ein großes Awuk zu erlegen. Voll Freude luden sie die Beute, nachdem sie dieselbe gehörig zerlegt, auf ihren Schlitten, und waren eben im Begriff, der Heimath zuzufahren, als ein Sturm aus Norden, der mit einem Male losbrach, plötzlich das Meer so in Wallung brachte, daß die dicke Eisdecke aufgerissen und theils unter einander geworfen, theils in großen Schollen dem Süden zugetrieben wurde. Jeder andere Mensch würde nun in einer solchen Lage gesucht haben, so schnell als möglich an's Land zu kommen; allein die beiden Eskimojünglinge wußten aus Erfahrung, daß das Eistreiben am Ufer immer am gefährlichsten ist, und daß sie ganz sicher in den Strudel hinabgerissen würden, wenn sie sich demselben während des Sturmes näherten. Somit suchten sie sich in der Mitte der Strömung zu erhalten, und wie sie sodann später einen Eisberg vor sich erblickten, wurde es ihnen augenblicklich klar, daß sie auf ihm allein Sicherheit finden könnten. Ohne zu säumen trieben sie also ihre Hunde an, demselben zuzuschwimmen, und nach einem harten Kampfe gelang es ihnen auch wirklich, ihn zu erreichen, denn natürlich zogen die Hunde den Schlitten, und mit dem Schlitten die Eisscholle, auf der sie sich befanden, nach sich. So bald sie den Berg erreicht hatten, arbeiteten sie sich mit ihren Hunden, ihren Schlitten und ihrem zerlegten Wallroß auf ihn hinüber, banden sofort die Hunde an einem hervorstehenden Eiszacken fest, und streckten sich selbst nieder, um nicht von dem Sturmwinde fortgeblasen zu werden. Ueber diesem allem vergingen mehrere Tage, und sie befanden sich jetzt zu Ende des letzten Mondlichts im December, auf welches eine dicke Finsterniß folgte. Im Anfang brach sich die See über ihnen, und sie troffen förmlich vom Wasser; nach und nach jedoch gewannen sie einen etwas höheren Standpunkt, und da bauten sie sich nun von losen Eisstücken eine Art Windschirm, um wenigstens einigermaßen vor dem Sturme geschützt zu sein. Kalt aber war's bitterlich, und in der finstern Nacht erfror Myuks linker Fuß, Awatok aber die große Zehe am rechten. Dennoch verloren sie den Kopf nicht, sondern nährten sich wohlgemuth mit ihren Hunden von dem todten Walroß, während der Eisberg langsam dem Süden zu trieb. Zweimal stießen sie unter einem furchtbaren Knall mit Eisfeldern zusammen, aber ihr Berg brach sich immer wieder Bahn, und so schwammen sie volle neunundzwanzig Tage dahin, bis endlich, nachdem der Sturm aufgehört, alles Eis zum stehen kam. Nun schnitten sie sich aus der Haut ihres Walrosses starke Striemen und ließen sich und ihre Hunde an denselben hinab auf das schnell sich bildende frische Eis; von diesem aus aber gelangten sie ohne allzuviele Mühe an's Ufer. Jetzt natürlich waren sie so gut wie gerettet, und in weniger als acht Tagen langten sie wieder in Eta an, woselbst sie wie zwei vom Tode auferstandene bewillkommt wurden; allein wer hätte auch eine solche Fahrt, meist in tiefster

Finsterniß und bei einer Kälte von 35 Grad Reaumür, bei einer Nahrung von nichts als gefrorenem Walroßspeck, und Tag und Nacht unter freiem Himmel — wer hätte eine solche Fahrt ausgehalten, als nur allein ein Nordgrönländer?

Am 10. März wurden zehn Schneehühner geschossen, und den Tag darauf kam Kalutuna, der Vornehmste unter den Eskimos auf Petaravik, in stürmischer Eile, sowie unter starker Begleitung mit vier Schlitten angefahren, um der Noth seiner weißen Brüder, von welcher er gehört, abzuhelfen. Er brachte zwei junge Bären, jeden von der Größe eines starken Metzgerhundes sowie im Gewicht von etwas über hundertundvierzig Pfund, und ihr Fleisch schmeckte gebraten vortrefflich. Als eine wahre Wohlthat erwies sich aber die Brühe des gesottenen für die Skorbutkranken, und als daher Kalutuna sich erbot, mit dem gesunden Theile der Schiffsmannschaft einige Bärenjagden zu veranstalten, so wurde hierauf natürlich bereitwilligst eingegangen. Diese Jagden übrigens ausführlicher zu beschreiben, erlasse man mir, indem dieselben in der ganzen Welt Aehnlichkeit mit einander haben; dagegen kann ich nicht umhin, wenigstens darauf hinzuweisen, welche Rolle in Nordgrönland die Hunde dabei spielen. Dieselben würden nämlich unbedingt dem Eisbären zum Opfer fallen, sobald sie sich erkühnten, ihn thatsächlich anzupacken. Ein einziger Griff mit seinem furchtbaren Gebiß, ein einziger Hieb mit seiner fußbreiten Tatze, und jedes Mal läge ein Hund todt am Boden! Deßwegen werden die Thiere — und dieß ist bei der außerordentlichen Wildheit und Kampfbegierde der nordgrönländischen Hunde keine Kleinigkeit — sorgfältig dahin abgerichtet, daß sie dem Eisbären nie allzunahe auf den Leib rücken dürfen, sondern ihre Aufgabe ist es vielmehr, den riesigen Burschen zum stehen zu bringen, ihm die Flucht unmöglich zu machen und seine Aufmerksamkeit vom Jäger abzuleiten. Wenn also der erste Hund den Bären von vorn anbellt, und diesen dadurch so reizt, daß er voll Wuth auf den Kläffer losgeht, so springt flugs ein zweiter und dritter aus der Meute dem Ungethüm an die Hinterfüße, damit der Kamerad Nr. 1 Luft bekömmt; den Kameraden Nr. 2 und 3 aber kommen wieder einige andere von der Seite her zu Hülfe, und so wird der Bär so lange hingehalten, bis die Jäger mit ihren langen Lanzen herbeizueilen im Stande sind. Uebrigens auch dann werden die Hunde nicht überflüssig, denn mancher Bär fällt nicht auf den ersten Lanzenstich, und würde dem Jäger äußerst gefährlich werden, wenn nicht die Hunde das Thier von der Verfolgung abhielten. Kurz in Nordgrönland spielen die Hunde bei den Bärenjagden eine eben so gewichtige Rolle, als die Eskimo's selbst, und der Leser wird sich demnach jetzt nicht mehr darüber verwundern, daß der „Innuit" seine „Kimuck" mit derselben Zärtlichkeit behandelt, wie seine übrigen Familienmitglieder.

Die Bärenjagden in der Gesellschaft Kalutunas gehörten übrigens unter die letzten Abenteuer, welche Kane mit seinen Gefährten in Nordgrönland erlebte, denn von dem Tage an, wo den Leuten das frische Fleisch nicht mehr mangelte, fing sich auch ihre Gesundheit an zu bessern, und somit erstarkten sie bald so weit, daß man daran denken konnte, die verschiedenen Arbeiten vorzunehmen, welche der Abreise aus

der Advancebucht vorangehen mußten. Während der langen Polarnacht nämlich war von allen Officieren und Matrosen einstimmig der Beschluß gefaßt worden, mit dem ersten Eintritt der wärmeren Jahreszeit das Schiff sich selbst zu überlassen, und in Booten, die man über das Eis hinweg bis zur offenen See hinführen wollte, nach den dänischen Niederlassungen im Süden Grönlands zu entfliehen. Für diesen ihren Entschluß hatten sie selbstverständlich die triftigsten Gründe, und der vorzüglichste lag darin, daß es förmlicher Wahnsinn gewesen wäre, die Gefahr, einen dritten Winter in der Advancebai zubringen zu müssen, an sich heran kommen zu lassen. Jetzt schon waren sie in ihrem Aeußeren richtige Innuits geworden, denn sie trugen sich vom Kopf bis zum Fuß in Fuchs- und Bärenpelze gekleidet, wie diese. Jetzt schon kannten sie fast keinen andern Lebenszweck mehr, als zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich zu wärmen; sollten sie es nun auch noch zum förmlichen „Verwildern" kommen lassen? Nein — lieber das Leben zehnmal auf's Spiel setzen, als Seele und Geist dem sichern Verderben überliefern! Ueberdem, war nicht auch beim „Bleiben" das Leben gefährdet? Wurden nicht mehrere von ihnen schon über diesen zweiten Winter dem Tode so nahe gebracht, daß sie den dritten ganz sicher nicht überstehen konnten? Ja, waren nicht Zweie der Strenge des Climas bereits erlegen, und wenn nun noch weitere fünf oder sechs dazu kamen, mußten dann nicht die Ueberbleibenden, weil sie sich zu schwach fühlten, in so geringer Anzahl die Heimfahrt zu wagen, elendiglich verkümmern? — Das waren die Gründe, weßhalb schon im Winter beschlossen wurde, gegen das Ende des Mai 1855 an die Heimfahrt auf offenen Booten, die man, wenn Eis kam, auf Schlitten laden konnte, zu riskiren, und gewiß wird Jedermann diese Gründe unbedingt als richtig anerkennen müssen.

Es war ein unendlich kühner Entschluß, aber dem Kühnen gehört die Welt. Tausende von Widerwärtigkeiten und Hunderte von Fährlichkeiten waren zu überwinden, aber sie wurden überwunden. Mehr als fünfzig Mal stand das Leben auf dem Spiel; doch immer und immer siegte der Muth, die Ausdauer, die Stärke und der Erfindungsgeist des Dr. Kane und seiner Genossen, und das glorreiche Resultat war, daß sie endlich alle, oder wenigstens beinahe alle, glücklich an's Ziel gelangten! Natürlich übrigens würde es zu weit führen, wenn ich über die Einzelnheiten der Heimfahrt berichten wollte, und ich begnüge mich daher damit, daß ich auf einige Hauptmomente hindeute. So bedurfte es einer Arbeit von nicht weniger als dreißig Tagen, nämlich vom 17. Mai bis zum 16. Juni, bis sie die drei Boote, auf denen sie die Reise machen wollten, mittelst der Schlitten, die sie eigens zu diesem Zwecke aus den Verdeckbalken ihres Schiffes verfertigt hatten, von der Advancebai bis zum offenen Meere brachten, und doch arbeiteten sie so angestrengt, daß einer von ihnen, der wackere Ohlsen, schon am 7. Juni darüber das Leben lassen mußte! So mußten sie gleich am ersten Tage der Seefahrt, als sie zwischen den Eisschollen in südlicher Richtung hinsteuerten, die bittere Erfahrung machen, daß ihre Nußschaalen von Booten — das größte war sechsundzwanzig Fuß lang, sieben in der Mitte breit und drei tief —

nicht einmal wasserdicht seien und ohne Zweifel gleich beim ersten Sturme untergehen würden! So war die Kälte immer noch, besonders zur Nachtzeit, so groß, daß jede Schiffsarbeit doppelt beschwerlich und gefährlich wurde, und da nun keines der Boote bedeckt war, so mußte man die sämmtlichen vierundzwanzig Stunden des Tages im Freien zubringen! So zeigte sich die Wasserstraße mehr als einmal durchs Eis geradezu gesperrt, und man konnte sich nur dadurch helfen, daß man die Boote auf die mitgenommenen Schlitten lud, und mit unsäglicher Mühe über die Eisbarren hinüberbrachte! Doch dieß alles hätte sich noch mit Leichtigkeit ertragen und überwinden lassen, wenn nur die Lebensmittel im Vollaufe vorhanden gewesen wären. Aber ach, da gings von Anfang an knapp her; sogar sehr knapp, obwohl die Eskimofreunde zum Abschied und zum Recompens für die Präsente, die ihnen Kane vor der Abreise machte, alles Walroßfleisch, das sie entbehren konnten, ablieferten. Ja sicherlich wäre schon im ersten Monat der Seereise eine förmliche Hungersnoth ausgebrochen, wenn man nicht glückseligerweise die Vorräthe, welche vor zwei Jahren in einer kleinen Bucht gegenüber der Insel Littleton vergraben worden waren, ganz unversehrt wieder gefunden hätte. Die Hoffnung nämlich, unterwegs von der Jagd leben zu können, bethätigte sich — wenigstens für den Anfang — keineswegs. Doch gab's hie und da einen Festschmaus, wenn man an Klippen verbeischiffte, auf welchen die Alken und Lummen zu Tausenden nisteten, dann natürlich unterließ man es dann nicht, so viel Eier zu sammeln und so viel Vögel zu erlegen, als nur immer möglich. Nur kamen leider derlei Festtage viel zu selten, als daß sie einen nachhaltigen Einfluß gehabt hätten.

Im Anfang des Juli bestanden die Gesammtvorräthe aus 195 Stück an der Luft getrockneter Lummen, 112 Pfund Brod, 50 Pfund Mehl, 80 Pfund Zwieback, 348 Pfund Brod und etwas über 600 Stück Eiern, allein weil man in den nächstfolgenden vierzehn Tagen des Eises wegen mit den größten Schwierigkeiten, die es auf der ganzen Reise gab, zu kämpfen hatte, so konnte man nicht nur keine weiteren Vogelvorräthe zulegen, sondern es wurde vielmehr in dieser Zeit fast alles, was da war, rein aufgegessen. Nun stand das Gespenst des Hungers vor der Thüre, und seine Wirkungen ließen sich nur zu bald verspüren. Die Kräfte der Leute nahmen ab, sie athmeten schwer, ihre Füße schwollen an und völlige Schlaflosigkeit trat ein. Fast waren sie nicht mehr fähig ein Ruder zu führen oder den Eimer zu halten, mit dem sie das Wasser aus ihren lecken Booten auszuschöpfen pflegten. Da, wie eben die Noth am größten war, sahen sie auf einer Eisscholle einen Seehund scheinbar schlafend vorbeitreiben. Bebend vor Furcht, ihn zu erwecken, stießen sie ihre Boote in athemloser Stille nach ihm hin und Petersen, als der beste Kugelschütze, wird mit einer langen englischen Büchse vornhin an den Bug gestellt. Jetzt war man beinahe auf Schußweite angelangt, aber — o Himmel, die Robbe schlief nicht, sondern machte eine Bewegung zum Aufstehen. Verzweiflung malte sich in allen Gesichtern, denn von diesem Fange hing ihr Leben ab, und Petersen selbst zitterte vor Aufregung. Nun erhob sich die Robbe auf ihre Brustfloßen, und krümmte sich, um sich in's Wasser zu werfen;

aber in diesem Augenblicke krachte der Schuß, und das Thier streckte sich in seiner vollen Länge auf dem Eise aus. Es war todt, die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt. Ha — welch' ein Jubel! Mit wildem Geschrei trieben die Ausgehungerten ihre Boote an das Eis; zwanzig Hände faßten zumal nach der Beute und schleppten sie weiter auf einen festeren Grund hinauf. Fast wahnsinnig, die Messer schwingend, lachend und heulend zugleich, rannten die Leute auf dem Eise herum, und in weniger als fünf Minuten schon nagte jeder an einem blutigen Fetzen. Keine Unze von dem großen Thiere, kein Blutstropfen ging verloren!

Das war übrigens das letzte Mal, daß die schwergeprüften Männer erfuhren, wie weh Hunger thut, denn von jetzt an gab's jeden Tag frisches Wild. Endlich, nachdem sie vom 17. Mai an vierundachtzig Tage unterwegs gewesen waren, erreichten sie Upernavik, die nördlichste dänische Niederlassung, und wie sie da aufgenommen wurden, kann man sich denken. Sie waren übrigens, weil sie diese ganze Zeit unter dem freien Himmel und in der frischen Luft zugebracht hatten, so verwöhnt und wetterfest geworden, daß sie zu ersticken glaubten, als sie das erste Mal wieder unter Dach und Fach schliefen; doch gings bald wieder, und später kam ihnen das Eskimoleben fast nur noch wie ein Traum vor.

Seit dieser Zeit hat sich kein civilisirter Mensch mehr in die Gegend gewagt, wo das Eis auch im Sommer feststeht, und wo im Winter kaum der Alkohol nicht gefriert; die dortigen Eingebornen aber, der Meteck, der Myuk und der Kalutuna werden hoffentlich noch immer den Bären jagen und das Walroß erlegen.

Achtes Kapitel.

Der Robben- und Kabeljaufang auf Neufundland und Labrador

oder:

Wie es mir gelang, mein Glück zu machen.

Es ist eine sehr kurze und sehr einfache Geschichte, die ich jetzt erzählen will, aber sie hat das Gute an sich, daß sie wahr ist, und so wird man sich immerhin eine Lehre daraus ziehen können.

Mein Vater war ein Seemann, und zwar ein anerkannt tüchtiger, weshalb er es auch, trotzdem daß er von Haus aus weder als reich noch als vornehm gelten konnte, schon sehr frühe zum Kapitän eines großen Kauffahrers brachte. Ich selbst, das einzige Söhnlein, entwickelte ebenfalls schon in meiner frühesten Jugend, wie man sagte, ungemein viel seemännische Talente, und ich durfte daher bereits als Knabe verschiedene Fahrten über den Ocean mitmachen. Ueberdem unterrichtete mich mein Vater in Allem, was einem Schifffahrer zu wissen nöthig ist, und da sich sein erster Steuermann, ein wettergebräunter alter Kamerad, der sich ebenfalls nur eines einzigen Sohnes, eines wackern Burschen von meinem Alter, erfreute, meiner noch insbesondere annahm — natürlich in Compagnie mit seinem Sohn — so verstand ich die Führung eines Journals, so wie den Gebrauch des Compasses, der Octanten, des Logs und Loths und der andern Instrumente, welche zur Steuermannskunst gehören, in meinem vierzehnten Jahre bereits ganz gut. Daraus aber darf man nicht schließen, daß ich meine sämmtlichen Knabenjahre nur allein auf der See zugebracht habe, sondern mein Vater, der gar wohl wußte, daß die Praxis nur dann einen großen Werth bekommt, wenn sie sich auf die Theorie stützen kann, brachte mich schon sehr frühe in eine gute Schule, in welcher die zur Schifffahrtskunst nöthigen Hülfswissenschaften, wie Mathematik, Astronomie, Geographie und dergleichen mehr, die Hauptgegenstände des Unter-

richts bildeten. Kurz, es wurde alles gethan, um einen tüchtigen Seemann aus mir zu machen, und kein Mensch zweifelte daran, daß ich ein solcher werden würde; allein das Schicksal schien es doch anders bestimmt zu haben.

Wie ich nämlich eben das vierzehnte Jahr überschritten hatte, erhielten wir, das ist meine Mutter und ich, plötzlich die erschütternde Kunde, daß mein guter Vater mit sammt seinem Schiffe auf einer Fahrt nach Westindien verunglückt sei, und diese Nachricht verfehlte natürlich nicht, verschiedene Basen und Bekanntinnen zu den bittersten Bemerkungen über die Trüglichkeit und Gefährlichkeit der See zu veranlassen. „Es wäre eine wahre Sünde," meinten sie, „wenn man das einzige Kind eine Lebenslaufbahn ergreifen ließe, die ihm ganz gewiß, sei's früher oder später, ein nasses Grab bereiten müßte; denn darüber sei einmal kein Zweifel, daß das Wasser keine Balken habe." Dergleichen Worte blieben nicht ohne Wirkung auf meine Mutter, welche eine sehr gute, aber auch sehr schwache Frau war, und sie hätte mir schon damals gerne eine andere Lebensbestimmung gegeben, wenn sie nur gewußt hätte: „welche". Allein waren wir nichts weniger als reich, und wenn wir auch, so lange mein Vater lebte, ein sehr anständiges Haus machen konnten, so wurde dieß mit seinem Tode ganz anders und man durfte nunmehr nicht daran denken, viel weitere Kosten auf mich zu verwenden. Ich blieb also vorläufig in meiner Schule, doch nur noch wenige Monate, denn ein Vierteljahr nach meines Vaters Tod wurde meine Mutter urplötzlich aus einer mittellosen eine sehr bemittelte, wenn nicht gar reiche Frau. In dieser Zeit nämlich starb ihr in Cincinnati — ich habe vergessen zu bemerken, daß ich von Geburt aus ein Nordamerikaner bin und in Morissiania, einem Dorfe unweit der Stadt Newyork, das Licht der Welt erblickt habe — ein Oheim, welcher durch die Schweinemetzgerei im Großen ein kolossales Vermögen erworben hatte, und hinterließ jedem seiner sechs Erben die Kleinigkeit von zweimal hunderttausend Dollars, oder, um mich deutsch auszudrücken, von einer halben Million Gulden. Nun natürlich quittirte meine Mutter sofort ihre bisherige bescheidene Wohnung in Morissiania und siedelte in die Weltstadt Newyork über, um von nun an ihrem neuen Stand, d. h. ihrem Vermögen gemäß zu leben; mich selbst aber nahm sie in der Minute aus der Schule weg und verbot mir, an's seemännische Leben auch nur noch zu denken. „Ich hätte," meinte sie in ihrer Zärtlichkeit, „weder ein Brodstudium noch die Erlernung einer bestimmten Profession oder Kunst nöthig, da ich ja später in Hülle und Fülle von meinen Zinsen leben könne, und überhaupt wäre es ein Ueberfluß, wenn ich mich bei der Anhäufung von Kenntnissen allzusehr anstrengen würde, denn die Gesundheit gehe über Alles und reiche Leute thäten übergenug, wenn sie so viel erlernten, daß sie sich in der Gesellschaft mit Anstand bewegen könnten." So dachte meine Mutter, und bei einigem Nachdenken wird man finden, daß es heut zu Tage noch sehr viele Mütter und sogar Väter gibt, welche bei der Erziehung ihrer Kinder ganz denselben Grundsätzen huldigen; was aber dabei heraus kommt, nun das wird sich am besten bei meiner eigenen Geschichte zeigen.

Läugnen kann ich übrigens nicht, daß mir von jetzt an die Tage auf's Allerangenehmste vergingen. Bisher hatten mich meine Lehrer äußerst strenge gehalten, und die freie Zeit zu Vergnügungen war mir sehr kurz zugemessen. Ueberdem beschränkte sich mein Taschengeld auf das Allernothwendigste, und ich beneidete oft meine Kameraden um die viel größere Liberalität, mit der sie von ihren Eltern bedacht wurden. Jetzt durfte ich in einer Woche mehr verbrauchen, als sonst in einem ganzen Jahre, und wenn ich auch gleich der Form nach ein Gymnasium oder College, wie man in Amerika sagt, besuchte, so war dieß ein sehr vornehmes, in welchem gegen die Schüler mit der größten Zartheit verfahren wurde. Die Wahrheit zu sagen, so durfte ich thun was ich wollte, und eine Strafe wegen vorgekommener Versäumnisse, oder auch nur ein leiser Tadel deßhalb, wäre etwas Unerhörtes gewesen; meine Mutter aber sah ohnehin mehr darauf, daß ich mir die Eigenschaften eines Gentleman erwerbe, als daß ich mich mit Philosophie, Mathematik und den alten Sprachen langweile. Noch mehr Freiheit erhielt ich mit dem Antritt meines achtzehnten Jahres, und da ich als ein reicher Erbe mir kein Vergnügen versagen durfte, so brachte ich von da an fast meine ganze Zeit mit Reiten und Fahren, mit Conzert- und Theaterbesuchen, mit Tanzen und andern Vergnügungen hin. Kurz, ich führte ganz dasselbe Leben, wie es so viele verzärtelte Söhne reicher und vornehmer Eltern zu führen gewohnt sind, und die Jahre vergingen mir gleichsam wie im Traume. Auch erinnere ich mich keines Abschnitts aus jener Zeit, der sich mir durch irgend ein hervorstechendes Ereigniß besonders eingeprägt hätte, sondern es glich jeder Tag dem andern fast bis auf's Haar, indem jeder Morgen die Wiederholungen der gestrigen Genüsse brachte. Doch, daß ich's recht sage, ein einziger Tag jenes nach ewigem Vergnügen haschenden Lebens bildete eine Art von Ausnahme, und ich kam oft und viel in meinen Gedanken auf ihn zurück. Wie ich nämlich einstens nach Gewohnheit auf der vornehmsten Straße Newyorks, dem Broadway, hinschlenderte, um mich an dem Menschengewühl, das dort zu Zeiten, wie Jedermann weiß, ganz außerordentlich ist, zu weiden, bemerkte ich plötzlich, wie eine Dame, die über die Straße hinüberwollte, unter der Unmasse von Gefährten hart in's Gedränge kam. Die Karren, Chaisen, Wagen und sonstigen Fahrzeuge, die sich da meist in vierfacher Reihe fortbewegen, waren durch irgend ein Hinderniß in's Stocken gerathen und rückten nun so nahe auf einander hinauf, daß man kaum mehr zwischen ihnen durchkommen konnte; die Dame aber hatte das Unglück, gerade in den dichtesten Knäuel hinein zu gerathen. Natürlich konnte ich da nicht ruhig zusehen, wie so viele hundert Andere thaten, denn mein Herz war durch meinen faullenzerischen Lebenswandel zum Glück nicht verdorben worden, und überdem glaubte ich in der Dame eine Bekannte zu erkennen. Ich sprang also sofort zur Hülfe herbei, riß mit meinen starken Fäusten die Rosse in ihrer nächsten Nähe zurück, und brachte die vor Schrecken halb Ohnmächtig gewordene glücklich auf's Trottoir hinauf. Wie ich ihr nun übrigens hier in's Gesicht sah, fand ich, daß ich mich vorhin getäuscht hatte, denn es stand ein mir ganz unbekanntes Mädchen

von kaum fünfzehn Jahren vor mir, allein das arme Ding zitterte so sehr, daß ich ohne weiteres seinen Arm unter den meinigen schob, um es aus der drängenden Masse hinauszuführen. Da, in diesem Momente, rief eine Stimme neben mir: „Dora, liebe Dora, was um's Himmelswillen ist dir begegnet?“ und wie ich mich umwandte, sah ich eine feingekleidete ältere Frau, welche den Arm nach meiner Geretteten ausstreckte. Diese ergriff denselben mit einem lauten Freudenrufe, und ganz zu gleicher Zeit, wie sie dieß that, ward ich durch den Strom der Hin- und Herwandelnden so auf die Seite gedrückt, daß ich weder sie noch die Frau mehr sehen konnte. Ich machte einige kräftige Versuche, mich bis zu ihnen durchzudrängen, denn ich hätte doch gerne gewußt, wem ich meinen Ritterdienst erzeigt habe; allein es ging um alle Welt nicht, wenn ich nicht Aufsehen erregen wollte, und letzteres wäre gegen meine Begriffe von Anstand gewesen. Demgemäß überließ ich mich ruhig wieder dem Herumschlendern und suchte mich vor mir selbst lächerlich zu machen, daß ich nur einen Augenblick lang eines Kindes wegen versucht hatte, gegen den Strom zu schwimmen. Doch mußte ich nachher unwillkürlich noch manchmal an das kleine Abenteuer zurückdenken, wahrscheinlich weil es das einzige war, das mir je in dieser Art aufstieß; allein weil ich später weder die junge Dora noch die ältere Frau in den Cirkeln, in welchen ich mich bewegte, aufzufinden im Stande war, drängte sich mir der Gedanke auf, daß dieselben keiner besonders respectabeln — respectabel und reich sind in den Augen gewisser Menschen gleichbedeutend, und zu diesen gewissen Menschen gehörte ich damals auch — Familie angehören müßten, und so schlug ich mir endlich die Geschichte, wie ich glaubte für immer, aus dem Sinne.

So schwanden mir die Jahre in lauter Lust und Freude dahin, und ohne daß ich mich dessen versah, war ich ein junger Mann von Zweiundzwanzigen geworden. Da aber sollten mich plötzlich zwei furchtbare Schicksalsschläge aus meinem Taumel herausrütteln und das Bewußtsein in mir wach rufen, daß ich bisher auf eine unverantwortlich thörichte Weise die beste Zeit meines Lebens geradezu vertrödelt habe. Zum Ersten nämlich wurde meine Mutter von einem hitzigen Fieber ergriffen und starb nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen, so daß ich von da an, weil ich keine sonstigen Verwandten besaß, ganz auf mich allein angewiesen war. Zum Zweiten machte nur drei Wochen später das große Kaufmannshaus Bullwinkle, Badger und Snable, bei welchem meine Mutter vom Tage ihrer Erbschaft an all' ihr Vermögen stehen hatte, in Folge einer großartigen, aber schlecht ausgefallenen Spekulation bankerott, und zwar in einer Weise, daß nicht einmal die bevorzugten Gläubiger — und unter diese gehörte ich nicht — auf Befriedigung hoffen durften. Auf mich fiel also voraussichtlich nichts, und somit war ich jetzt urplötzlich nicht blos zur Waise, sondern auch zum Bettler geworden, denn es blieb mir rein gar nichts, als das Mobiliar unserer bisherigen Wohnung, und der Erlös für dieses reichte nicht viel weiter, als zur Deckung der laufenden Verbindlichkeiten der letzten zwei Monate. Was nun beginnen? Das überlegte ich hin und her und nach allen Seiten, aber

es wollte mir nichts beifallen. Ich hatte ja nichts Positives gelernt, und um jetzt irgendwo als Lehrling einzutreten, dazu war ich viel zu alt. Ueberdieß schämte ich mich auch vor meinen bisherigen reichen und vornehmen Kameraden, so gar tief, als wie z. B. zu einer Profession herabzusteigen, und im Stillen hoffte ich immer, mein Schicksal werde schon wieder eine bessere Wendung nehmen. So beschloß ich denn, ein paar Wochen lang abzuwarten, ob sich nichts Günstiges zeige, und miethete mir ein bescheidenes Stübchen in einem andern Theile der Stadt, als wo ich bisher gewohnt hatte; allein es vergingen Tage, Wochen und sogar Monate, ohne daß ich irgend eine Aussicht bekommen hätte. Dagegen aber wanderten in dieser Zeit meine Uhr, meine Kette, mein Weißzeug, meine bessern Kleider, kurz Alles, was ich nur irgend entbehren konnte, in's Pfandhaus, denn wovon hätte ich sonst leben sollen? Doch wie Alles in der Welt, so nahm auch das Versetzen ein Ende, und eines schönen Morgens stand ich auf ohne einen rothen Heller in der Tasche, so wie ohne Aussicht, einen solchen bekommen zu können. Um aber das Elend voll zu machen, kündigte mir mein Hausherr an, daß ich mein Stübchen verlassen müsse, da er es an einen bessern Zahler vermiethet habe, und so sah ich mich denn förmlich auf die Straße gesetzt. Verzweiflung im Herzen lief ich fort, ohne zu wissen wohin, und wahrscheinlich irrte ich auf diese Weise ein paar Stunden in die Kreuz und die Quer herum. Plötzlich aber brachte mich mein knurrender Magen — ich hatte noch nicht gefrühstückt und den Abend vorher nicht zu Nacht gegessen — zur vollen Besinnung, und wie ich mich nun umschaute, da sah ich mich im untersten Theile der Stadt, wo es bekanntlich keine Wohnhäuser mehr, sondern nur noch Geschäftshäuser gibt. Da war denn Alles in der emsigsten Thätigkeit begriffen, und von den Tausenden von Menschen, die sich vor den Häusern, auf den Straßen, an den Lagerplätzen hin- und herbewegten, ging auch nicht ein Einziger auch nur einen Augenblick lang müßig. Im Gegentheil, ein Jeder suchte es, wie es schien, dem Andern an Eifer zuvorzuthun, und sogar die Rosse an den Frachtkarren gingen in einem weit schnelleren Schritt, als sonst Pferde zu thun gewohnt sind. Nun fuhr es mir auf einmal wie ein elektrischer Funken durch's Gehirn, und mich mit der Faust vor den Kopf schlagend, fand ich, daß ich ein vollkommener Dummkopf sei.

„Ja wahrhaftig," rief ich mit mir selbst sprechend ganz laut aus; „ja wahrhaftig, ich bin ein Dummkopf, oder vielmehr ich war einer, daß ich nicht längst zur Arbeit gegriffen habe; aber dieß soll nun anders werden, so wahr ich William Pepperidge Lowatt heiße."

So sprechend, war ich beinahe über ein Dutzend großer Fässer, die eben vor einem Magazin abgeladen wurden, gestolpert, und wie ich mich herumwandte, um auszuweichen, sah ich mich einem starken, gut aussehenden und feingekleideten Herrn gegenüber, welcher mich lächelnd betrachtete. Die Miene desselben sprach mich ungemein wohlthuend an, und wie ich nun, meinen Blick auf den Schild des Geschäftshauses, zu welchem das Magazin gehörte, richtend, die Worte »Groceries,« das ist

„Material- und Specereiwaaren" las, da war ich über meinen Entschluß mit mir in's Reine gekommen. Ohne Weiteres ging ich dem Hause zu und wandte mich nach dem Comptoir; der starke Mann aber folgte mir auf dem Fuße und trat ganz nahe an mich heran.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er mich mit einem höflichen Nicken.

„Das weiß ich jetzt selbst noch nicht," erwiederte ich hastig; „aber ich hoffe, es soll sich in Bälde herausstellen."

Auf diese mehr als unklare Antwort hin sah mich der Herr mit einem sehr zweifelhaften Blicke an, und offenbar überlegte er bei sich selber, ob er es mit einem Narren oder einem vernünftigen Menschen zu thun habe. Da konnte ich mich denn nicht mehr halten, sondern platzte auf einmal los.

„Ich messe," rief ich, „meine sechs Fuß, weniger einen halben Zoll, und daß ich breite Schultern habe, davon können Sie sich durch den Augenschein überzeugen. Im Uebrigen erzog man mich zu einem vornehmen Herrn; allein nun besitze ich keinen Heller mehr und habe seit gestern Mittag Nichts über den Mund gebracht. Nein, nein," setzte ich dann eifrig hinzu, als ich sah, wie der Herr nach seiner Börse greifen wollte, „nein, nicht Bettelns halber bin ich gekommen, sondern um Arbeit zu suchen, und wenn Sie können, so geben Sie mir welche."

„Hm!" meinte jetzt der Herr kopfschüttelnd, „die Stelle eines zweiten Gehülfen wird in Bälde bei mir vacant, aber . . ."

„Ich verstehe mich nicht auf die Buchführung," warf ich bescheiden ein, da er hier stockte.

„So," fuhr er fort, indem er mich vom Kopf bis zum Fuße musterte. „Nun, mein Hausknecht hat im Sinne, einen kleinen Kramladen anzufangen, und ich muß mich also nach einem Ersatzmann umsehen; allein da Sie als vornehmer Herr erzogen sind . . ."

„Das thut nichts, das thut nichts," unterbrach ich ihn hastig. „Den Hausknechtsposten will ich behalten, vorausgesetzt, daß Sie mich wildfremden Menschen ohne irgend welche Empfehlungsbriefe in Ihr Haus aufnehmen wollen."

„Sie sind der sonderbarste Kostgänger, der mir noch je unter die Hände gekommen ist," lachte jetzt der Herr gutmüthig; „allein ich denke, ich will's mit Ihnen probiren, wenn Sie fleißig sein und sich mit neun Dollars die Woche begnügen wollen."

„Neun Dollars?" schrie ich, meine Mütze in die Luft werfend; „das ist für mich eine wahre Goldmine. Aber nun bitte ich, mir zu sagen, was ich zuerst zu thun habe."

„Zuerst," entgegnete der Herr, noch immer lachend, „zuerst frühstücken Sie und dann kaufen Sie sich ein blaues Ueberhemd nebst ditto Hosen, wie sie die Hausknechte zu tragen pflegen. Das Frühstück finden Sie in einer Garküche auf dem nahen Fultonmarkt und die Kleidungsstücke bei dem Kleiderhändler, der um die Ecke

herum seinen Laden hat; hier aber sind drei Dollars Vorschuß auf Ihren Wochenlohn, und in einer Stunde müssen Sie wieder hier sein."

„Ich brauche keine halbe dazu," war meine Antwort, indem ich das Geld einsteckte, „und hoffe mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

Fort rannte ich, dem Fultonmarkte zu, und wer war nun glücklicher als ich? Das Frühstück schmeckte mir vortrefflich, und wie ich es beendet, kaufte ich mir das blaue Hemd nebst ditto Hosen, um sie sofort anzuziehen. Dann eilte ich nach der Materialwaarenhandlung zurück, besah mir dort den kleinen Schild an der Comptoirthüre, auf welchem der Name des Eigenthümers eingravirt stand, und stellte mich sofort meinem neuen Brodherrn wieder vor.

„Hier bin ich, Herr Banks," sagte ich, „und mein Name ist Lowatt, William Lowatt."

„Gut," entgegnete Herr Banks, abermals lächelnd, und sandte mich zum ersten Buchhalter, damit dieser mir mein Geschäft anweise.

So hatte ich denn eine Anstellung, die mich nährte, gefunden, und ich versah meine Stelle, so ungewohnt ich derselben auch war, mit so viel Eifer und Ausdauer, daß man nicht ein einziges Mal mich zu tadeln nöthig hatte. Nicht leugnen kann ich aber, daß ich mich Abends oft wie gerädert fühlte, besonders im Anfang, denn den ganzen Tag schwere Lasten auf- und abladen, ist für einen verzärtelten Menschen keine Kleinigkeit; dagegen hatte ich auch nie vorher einen so köstlichen Appetit gehabt, und im Schlafen übertraf ich mich so zu sagen selbst. Somit fühlte ich mich im Ganzen genommen sehr wohl und zufrieden, obwohl es natürlich auch nicht an Momenten fehlte, wo mein Geschick wie eine Centnerlast auf mir lag. So war ich z. B. eines Tages eben damit beschäftigt, einige Fässer, die ein Fuhrmann gebracht hatte, in das Waarenlager zu rollen, als einer meiner früheren Genossen, ein reicher junger Lebemann, des Wegs daher kam und mich im Vorbeigehen beinahe streifte. Ich erröthete über und über, denn ich fürchtete, er möchte mich erkennen und sich über mich lustig machen; allein meine Angst war eine thörichte. Wie hätte ein so vornehmer Herr sich auch nur die Mühe nehmen mögen, sein Auge auf einem so geringfügigen Menschen, als in seinen Gedanken ein Hausknecht sein mußte, ruhen zu lassen? Nach und nach übrigens verlor sich dieses falsche Schamgefühl, und machte dem stolzen Bewußtsein Platz, daß ich das Brod, welches ich esse, mit dem Schweiße meines Antlitzes verdiene.

Drei Monate lang etwa mochte ich als Hausknecht Dienste gethan haben, als eines frühen Morgens nicht Herr Banks (denn dieser hatte seit dem Tage meiner Anstellung dem Anscheine nach keine besondere Notiz mehr von mir genommen), sondern dessen erster Buchhalter mich in's Comptoir hineinrief.

„Lowatt," sagte er, „ich habe bemerkt, daß Sie eine gute Hand schreiben und im Rechnen sehr wohl zu Hause sind. Nun läßt sich aber so eben Herr Greene (dieß war der Name des vor Kurzem angestellten zweiten Gehülfen) krank melden und ich

bin deßhalb wegen der Menge von Rechnungen, die heute noch ausgestellt und eingetragen werden müssen, in Verlegenheit. Wollten Sie nun nicht eine Zeitlang am Schreibtisch mithelfen?"

„Ich will's probiren," erwiederte ich, „wenn Sie mir zeigen, wie ich's machen soll."

Er zeigte mir's und ich setzte mich an das Pult. So gar schwer aber war die Arbeit nicht, als daß ich sie nicht ganz gut hätte ausführen können, und der Buchhalter bezeugte mir deßhalb auch seine Zufriedenheit. Nicht lange hernach, als ich bereits wieder zwischen meinen Fässern und Ballen handthierte, kam Herr Banks in's Comptoir, und es vergingen sofort keine zehn Minuten, so ward ich ebenfalls dahin berufen.

„Lowatt," sagte Herr Banks, „ich höre so eben von Herrn Lipscombe — so hieß der erste Buchhalter —, daß Sie die Stelle Greene's mit ganz gutem Geschick ausgefüllt hätten; ich wünsche daher, daß Sie so lange für ihn eintreten, bis er wieder gesund ist."

Stillschweigend verbeugte ich mich, zog sofort meinen blauen Kittel aus und nahm Greene's Platz am Pulte zum zweiten Male ein. Das Resultat aber war, daß Greene nicht mehr gesundete und daß ich also seinen Platz behielt, was mir eine Besoldungsaufbesserung von drei Dollars in der Woche brachte.

Einen Monat später saß ich Morgens in der Frühe, ehe noch der Buchhalter nebst dem ersten Gehülfen in's Geschäft gekommen waren, an meinem Platze, damit beschäftigt, Rechnungen in's Fakturenbuch einzutragen, als Herr Banks ganz unversehens die Thüre öffnete.

„Gut, daß schon Jemand da ist," sagte er. „Ich muß heute Vormittag nach Newark hinüber, um ein wichtiges Geschäft abzumachen, und habe die Hauptsache, ein Packet Papiere, vergessen. Da hoffe ich denn, daß Ihre jungen Füße meinen Gedächtnißfehler in Bälde wieder gut machen werden."

Mit diesen Worten ergriff er eine Feder, schrieb ein paar Zeilen und händigte sie mir ein. „Geben Sie dieß meiner Frau," meinte er, „so wird sie Ihnen das Packet übermachen; bewahren Sie es aber sorgfältig, da die Papiere von großem Werth sind."

Natürlich sprang ich wie der Wind auf, riß meinen Comptoirrock herunter, schlüpfte in meinen bessern hinein und rannte zur Thüre hinaus, als ob Feuer hinter mir wäre. Herr Banks bewohnte ein schönes Landhaus bei Brooklyn, über dem Ostflusse drüben, etwa drei Viertelstunden von Newyork entfernt, und ich kannte den Weg dahin sehr genau, weil ich ihn in Aufträgen meines Brodherrn schon mehrere Male gemacht hatte. Wenn ich aber früher, um ihn zurückzulegen, nie unter vierzig Minuten brauchte, so brachte ich's dießmal in dreißig zu Stande, denn ich merkte wohl, daß Herrn Banks an dem Packete viel läge, und wollte ihn nicht lange in der Unruhe lassen. An Ort und Stelle angekommen, übergab ich das an Madame Banks gerich-

tete Billet einem Bedienten, und ward sofort in das Besuchszimmer geführt, um daselbst die Antwort zu erwarten. Dieß war vordem während meiner Hausknechtsperiode nie geschehen, und ich hatte auch vom ganzen Hauswesen noch keinen Menschen zu Gesicht bekommen, als einige Mitglieder des Dienstpersonals; heute jedoch war es anders mit mir, weil man einen Gehülfen nicht wie einen Hausknecht behandelt. Kaum also verflossen zwei oder drei Minuten, so hörte ich einen leisen flüchtigen Tritt, und wie ich mich nun der Thüre zuwandte, so sah ich ein junges Fräulein vor mir, das mich ganz überrascht ansah.

„Meine Mutter hat mich angewiesen, Ihnen dieß Packet zu übergeben," sagte endlich die junge Dame, indem sie mir die bewußten Papiere überreichte; „aber," fügte sie dann über und über erröthend hinzu, „sind Sie nicht der Herr, der mich vor zwei Jahren aus dem Gewirr der Gefährte im Broadway errettete?"

Jetzt schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf; ich hatte das junge Mädchen vor mir, an das ich damals so oft dachte, ohne es auffindig machen zu können. Die Aehnlichkeit war unverkennbar, obwohl das schmächtige Kind sich in der Zwischenzeit in eine blühende Jungfrau verwandelt hatte.

„Und Sie heißen Dora," rief ich ganz glücklich über meine Entdeckung. Doch wie ich den Namen aussprach, schoß mir, wie ihr vorhin, alles Blut in den Kopf, und ich bat tausendmal um Entschuldigung, daß ich Fräulein Banks mit ihrem Taufnamen anzureden gewagt habe.

„Lassen Sie das," fiel sie mir hastig in die Rede, „und sagen Sie mir lieber, warum Sie damals so plötzlich verschwanden, nachdem ich meine Mutter gefunden hatte? Wir konnten Ihnen ja nicht einmal für Ihre ritterliche Dienstleistung danken. Doch jetzt kommen Sie, daß ich Sie meiner Mutter verstelle, denn diese hat Sie eigentlich noch gar nicht gesehen und kennt Sie also noch nicht, obwohl wir schon sehr viel von Ihnen sprachen."

Inzwischen nun aber, während Fräulein Dora diese Worte heraussprudelte, war ich wieder zu meiner vollen Besinnung gekommen, und namentlich hatte mir ein richtiges inneres Gefühl zugerufen, meiner untergeordneten Stellung im Hause Banks eingedenk zu sein. „Mein Fräulein," erwiederte ich also, mich tief verbeugend, „Ihre Güte schlägt den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu erweisen das Glück hatte, viel zu hoch an, und ich würde daher Ihrer Frau Mutter mit meiner Aufdringlichkeit nur beschwerlich fallen. Ueberdem hat mich Ihr Herr Vater beauftragt, so schnell als möglich mit dem Packete zurückzukommen, und somit erlauben Sie, daß ich mich von Ihnen verabschiede."

So sprechend verbeugte ich mich auf's tiefste und machte mich sofort mit verdoppelten Schritten auf den Heimweg. Wie hätte ich auch als ein Commis mit einem Einkommen von zwölf Dollars die Woche anders handeln können?

Abermals vergingen Wochen und Monate, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Nur glaubte ich zu bemerken, daß Herr Banks mich wenn möglich mit noch mehr

Güte denn zuvor behandle, und mein ganzes Thun und Treiben mit großer Genauigkeit überwache. Eines Tages nun, wie ich eben in eine schwierige Rechnung vertieft war, während der Buchhalter und der erste Gehülfe im Magazine zu thun hatten, öffnete sich die Thüre hinter mir und eine Stimme, die ich früher schon öfter gehört zu haben glaubte, fragte mich, ob Herr Banks anwesend sei. Ich drehte mich um und erkannte augenblicklich einen gewissen Van Gent, einen meiner früheren Genossen, der mir hundert Mal ewige Freundschaft geschworen hatte. Erröthend, doch ohne ein Wort der Erkennung zu äußern, wies ich nach der Thüre des Nebenkabinets, in welchem Herr Banks arbeitete, und mit hochmüthigem Blicke, mich von oben bis unten musternd, ging Herr Van Gent weiter. Nach einer Besprechung von einer halben Stunde verließ er Herrn Banks wieder, vergaß aber nicht beim Hinausgehen aus dem Comptoir mir abermals einen tief verächtlichen Blick zuzuwerfen. Gleich darauf rief mich Herr Banks zu sich hinein.

„Kennen Sie den Herrn, der mich so eben verlassen hat?" fragte er mich.

„Ja," erwiederte ich, „es ist Herr Van Gent, der Sohn des verstorbenen Generals."

„Ganz richtig," entgegnete er. „Er brachte mir Nachrichten von der Firma Bullwinkle, Badger und Snable, welche nicht ganz ohne Interessen für mich sind, da ich früher bei dem Bankerott dieses Hauses einiges Geld verlor. Nebenbei erzählte er mir, daß ein gewisser William Pepperidge Lowatt, der Sohn eines Schiffskapitäns gleichen Namens, durch selbigen Bankerott sein Alles verloren habe und sich seither bettelnd und vagabundirend in der Welt herumtreibe."

„Das log er wie ein Tropf," rief ich über diese verläumderische Erfindung mit Recht empört. „Ich bin jener William Pepperidge Lowatt, welcher damals um sein Alles kam; aber, Gott sei Dank, ich habe noch nie vagabundirt und auch noch nie gebettelt, sondern ich ernähre mich redlich und ehrlich durch meiner Hände Arbeit, wie Sie selbst, Herr Banks, mir bezeugen werden. Von Herrn Van Gent jedoch ist's um so schlechter, daß er so von mir spricht, weil ich ihm früher in meinen besseren Tagen gar viele Gefälligkeiten erwies und namentlich auch oft mit Geld aushalf. Ja ich habe sogar jetzt noch eine Schuldverschreibung über fünfhundert Dollars, die ich ihm kurz vor jenem Bankerott lieh, in Händen, aber es war mir bis jetzt unmöglich, sie in baar Geld zu verwandeln, weil er kein Eigenthum besitzt, und freiwillig bezahlte er nicht."

„Sie brauchen sich keineswegs zu ereifern," erwiederte Herr Banks ruhig, „denn es ist mir nur zu genau bekannt, wie viel man von Herrn Van Gents Worten zu halten hat. Im Uebrigen ist mir's lieb, daß Sie derselbe Lowatt sind, der damals bei Bullwinkle, Badger und Snable so viel Geld verlor, indem sich die Verhältnisse dieser Firma so gestaltet haben, daß auch die nichtbevorzugten Gläubiger wenigstens nicht ganz durchfallen. Ein paar tausend Dollars, denke ich, sollten Sie also immer noch retten, und wenn es Ihnen recht ist, so will ich meinen Advokaten

mit dem Handel beauftragen. Dann die Schuldverschreibung des Van Gent anbelangend, so geben Sie sie mir. Der junge Mann hat kürzlich von einem Oheim geerbt und gehört jetzt unter die besitzende Classe. Auch wird er sich wohl schwerlich weigern, die Note zu bezahlen, wenn ich sie ihm präsentire, denn er weiß recht wohl, daß ich in Geldangelegenheiten keinen Spaß verstehe."

„Herr Banks," rief ich, „ich weiß gar nicht, womit ich so viel Güte verdient ...."

„Still, still," unterbrach er mich, „keine Dummheiten, sondern thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe."

Natürlich händigte ich ihm sofort die Schuldverschreibung ein, und zwei Tage darauf erhielt ich von ihm eine Bankanweisung auf fünfhundert fünf und achtzig Dollars und drei Cents. Van Gent hatte bezahlt und zwar nicht blos das Kapital, sondern auch die Zinsen. Eben so vortheilhaft beendigte Herrn Banks's Advokat den Handel mit Bullwinkle, Badger und Snable für mich, und die Prophezeihung, daß ich ein paar tausend Dollars retten würde, traf wörtlich genommen ein. So kam ich nun wieder in den Besitz eines kleinen Vermögens, und ich schmiedete sofort Pläne über Pläne, wie ich dasselbe verdoppeln, verzehnfachen wolle. Einstweilen aber, bis sich eine recht gute und untrügliche Spekulation gefunden haben würde, legte ich das Geld ganz sicher auf einer Ersparnißbank an, und hütete mich wohl, etwas davon zu brauchen, denn ich kannte jetzt den Werth desselben.

Ueber die nächsten zwei Jahre kann ich füglich mit beinahe gänzlichem Stillschweigen hinweggehen, indem nichts besonders Bemerkenswerthes vorfiel. Doch ist anzuführen, daß ich in die Stelle des ersten Gehülfen vorrückte, als dieser in ein anderes Geschäft trat, und daß sich in Folge dessen mein Einkommen auf fünfzehn Dollars die Woche steigerte. Ich fuhr jedoch fort, gerade so eingezogen zu leben, wie früher, und verwandte die freie Zeit, die mir blieb, nicht sowohl zu Vergnügungen als vielmehr zu kaufmännischen und anderen Studien. Uebrigens darf man deßwegen nicht glauben, daß ich ein trübsinniger Kopfhänger gewesen sei, sondern ich war vielmehr einer der fröhlichsten Bursche von der Welt, und wenn wir zwei, der Lipscombe und ich, manchmal Sonntags Nachmittags einen Ausflug mit einander machten, so hallten Berg und Thal von unseren Gesängen wieder. Als der allergrößte Festtag im Jahr aber galt mir unbedingt meines Brodherrn Geburtstag, denn an diesem Tage wurde Lipscombe und ich nicht blos regelmäßig zum Essen eingeladen, sondern man behielt uns auch Abends zum Tanzkränzchen, und Herr und Frau Banks behandelten uns dabei ganz wie die übrigen Gäste. Ja man hätte glauben können, wir seien Angehörige des Hauses und keine armen Commis, so gütig erwiesen sie sich gegen uns, und wie wohl dieß unseren Herzen that, das kann nur der richtig beurtheilen, der schon bei reichen Leuten in einem Abhängigkeitsverhältniß gelebt hat. Doch ich will dieses Thema nicht weiter verfolgen, sondern lieber in meiner Geschichte fortfahren.

Gegen das Ende des dritten Dienstjahres bei Herrn Banks, im Monat Februar wollte es mich bedünken, daß demselben ein besonderes Geschäft im Kopfe herumgehen müsse, denn er machte mehr Ausgänge, als gewöhnlich, und überdem kamen Leute zu ihm, die man bis jetzt noch gar nicht auf dem Comptoir gesehen hatte. Natürlich jedoch wagte es keiner von uns Angestellten, nach der Sache zu fragen, sondern wir warteten vielmehr bescheiden, bis er selbst uns darüber unterrichten werde. Eines Tags nun öffnete Einer die Comptoirthüre, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er ein Seemann sein müsse, und wie ich ihn näher betrachtete, meinte ich ganz bekannte Züge vor mir zu haben.

„Möchte Herrn Banks sprechen im Namen meines Kapitäns, der verhindert ist, selbst zu kommen," sprach der Eingetretene frisch von der Leber weg, indem er zugleich seine Augen ganz ungenirt rings im Zimmer herumlaufen ließ. „Vom Stapel gelaufen?" fuhr er dann fort, als wir ihm sagten, daß Herr Banks ausgegangen sei. „Nun gut, so sagen Sie ihm, wenn er an Bord kommt, daß Steuermann Burrmann dagewesen sei, und heute Mittag wieder beilegen werde. Es stehe übrigens Alles in bester Ordnung, und hoffentlich werde auch später kein conträrer Wind blasen."

Mit diesen Worten drehte sich der Mann auf dem Absatz um und wollte das Zimmer verlassen, aber nun konnte ich mich nicht mehr halten, sondern verrannte ihm eilends den Weg.

„Jonny," rief ich, „Jonny Burrmann, kennst du mich denn nicht mehr?"

Er warf mir einen langen prüfenden Blick zu; dann aber streckte er mir plötzlich beide Hände entgegen. „Es ist des Kapitäns William, so wahr ich lebe," sprach er mit freudestrahlenden Augen; „aber William, William, wie kommst du denn in diesen Commiskittel, statt auf dem Quarterdeck eines guten Schiffes als Commandeur desselben zu stehen?"

Der Leser wird schon errathen haben, wer der Jonny war; nämlich kein anderer, als der Sohn des alten Steuermanns, von dem ich schon beim Beginn dieser Geschichte gesprochen habe, kein anderer als mein Spielkamerad und Schiffsgenosse bis zu meinem vierzehnten Jahre. Die Freude, uns nach so langer Trennung wiederzusehen, war von beiden Seiten eine gleich große, und wir hätten uns am liebsten jetzt gleich zusammen gesetzt, um uns unsere beiderseitigen Erlebnisse in den letzten zehn Jahren zu erzählen; allein jeder von uns, Jonny, wie ich, sah sich durch seinen Dienst gebunden, und so machten wir denn ab, heute Abend auf dem Schiffe, auf welchem Jonny als Steuermann angestellt war, zusammenzukommen.

„Vergiß nicht," rief mir mein Freund zum Abschied nochmals unter der Thüre zu, „vergiß nicht: heute Abend präcis sechs Uhr, Wallfischfahrer-Brigg: die Hoffnung, Dok-Numero vier, Ostfluß".

Nicht lange nach seinem Abgang kam Herr Banks, und ich meldete ihm pflichtgemäß, daß mein Freund, der Steuermann Burrmann, dagewesen sei, ihn zu sprechen. Auf das Wort „mein Freund" legte ich absichtlich einen Nachdruck, weil ich hoffte,

Herr Banks werde dann nach den näheren Verhältnissen fragen und mir gestatten, den morgenden Tag mit Jonny zuzubringen; allein er lächelte blos und ging, ohne eine Silbe zu erwiedern, in sein Cabinet. Dorthin wurde ich eine halbe Stunde später ebenfalls berufen.

„Herr Lowatt,“ begann sofort Herr Banks, „was haben Sie mit dem Gelde angefangen, welches Sie aus dem Bankerott von Bullwinkle, Badger und Snable gerettet haben?“

„Ich habe es in der Ersparnißbank niedergelegt,“ erwiederte ich.

„Der Grund, warum ich darnach frage,“ fuhr Herr Banks fort, „ist der, daß Sie das Geld brauchen werden, denn ich möchte eine Veränderung in Ihrer Stellung mit Ihnen vornehmen.“

„Eine Veränderung in meiner Stellung?“ rief ich. „Sie werden mich doch nicht entlassen, Herr Banks?“

Ich spürte, wie sich alles Blut in mir zum Herzen zurückdrängte, und Herr Banks muß meine Blässe gar wohl bemerkt haben, allein er kümmerte sich nicht im Geringsten darum. „Unsere Regierung,“ sprach er ganz ruhig weiter, „hat sich mit der englischen in Hinsicht der Fischereigrundsätze an den Küsten von Neufundland und Labrador verständigt, und somit faßte ich den Entschluß, mich von nun an an dem Robben- und Kabeljaufang zu betheiligen. Das Geschäft ist ein sehr einträgliches, weil sich wegen des großen dazu erforderlichen Capitals nicht Jeder damit befassen kann, und ich denke daher mit großem Nutzen zu operiren. Meinen Sie nicht auch so, Herr Lowatt?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte ich, ohne recht eigentlich zu wissen, was ich sagte, denn der Schrecken lag mir noch immer wie Blei in den Gliedern.

„Es freut mich,“ nahm Herr Banks abermals das Wort, „es freut mich, daß Sie ebenfalls meiner Ansicht sind. Um übrigens auf die Hauptsache zurückzukommen, so bin ich jetzt mit allen Vorbereitungen so ziemlich fertig, denn das Schiff: die Hoffnung, eine starke Brigg von zweihundert fünfzig Tonnen ist nicht blos längst angekauft, sondern auch bereits vollständig ausgerüstet. Ueberdieß gilt der Kapitän, den ich gewann, nämlich Herr Richard Pierce, für einen ganz tüchtigen Offizier, und eben so viel Werth hat sein erster Steuermann, Herr John Burrmann, dessen Vater, so viel ich weiß, unter Ihrem Vater diente. Kurz, es ist Alles in bester Ordnung und nur noch eine einzige Stelle zu besetzen, nämlich die des Zahlmeisters oder Supercargo. Für diese aber habe ich Sie bestimmt, das heißt, wenn Sie dieselbe annehmen.“

Wie eine Centnerlast fiel es mir nun vom Herzen, und ich hätte vor Freude laut aufjubeln mögen. Ich nahm mich jedoch zusammen und antwortete, wie sich's gebührte, daß mich sein Vertrauen im höchsten Grade beehre.

„Sie sind ganz der Mann dazu,“ fuhr er darauf fort, „und ich ernenne Sie mit dem größten Vergnügen zu meinem Bevollmächtigten. Doch handelt es sich nicht

blos darum, sondern ich möchte Ihnen auch Gelegenheit geben, Ihr Vermögen ein wenig in Fluß zu bringen. Ich stelle es Ihnen daher frei, sich mit einer gewissen Summe bei der Spekulation zu betheiligen, werde Ihnen aber den zehnten Theil am Reingewinn gewähren, wenn Sie die dreitausend Dollars, welche Sie besitzen, einlegen."

Das war ein mehr als großmüthiger Antrag, den mir da Herr Banks machte, und ich konnte ihm daher vor Rührung kaum antworten; wie aber die Antwort lautete, kann sich der Leser denken.

„Gut also," schloß nun Herr Banks seinen Vortrag, „die Sache ist abgemacht, und wir wollen den Vertrag morgen Mittag in meiner Privatwohnung vollends in's Reine bringen. Natürlich bleiben Sie dann bei Tisch, wozu ich den Kapitän der Hoffnung nebst seinem Steuermann ebenfalls einladen werde; im Uebrigen aber werden Sie wohl thun, jetzt gleich an Ihre Ausrüstung zu gehen, denn der Tag der Abfahrt ist bereits auf Uebermorgen festgesetzt."

Also sprach Herr Banks, und wer war nun glücklicher als ich? Wie ich aus seinem Kabinete herauskam, und was ich in den nächsten paar Stunden vornahm, weiß ich gar nicht mehr, denn der Kopf schwindelte mir förmlich vor Freude. Doch ging Alles seinen richtigen Weg, indem mir mein Freund Jonny mit Rath und That an die Hand ging, und ich dadurch in Stand gesetzt wurde, mich mit Allem zu versehen, wessen man zu einer so langen Seefahrt in die nördlichen Regionen benöthigt ist. Den andern Mittag fand ich mich rechtzeitig in dem Landhaus bei Brooklyn ein, und wir Beide, Herr Banks und ich, unterzeichneten sofort den Vertrag, welchen der Advokat des ersteren inzwischen aufgesetzt hatte; beim darauffolgenden Mittagessen aber, bei welchem ich den Platz zwischen Madame Banks und Fräulein Dora erhielt, wäre der Schwindel vom Tag zuvor fast wiedergekehrt. Ich kann mich deßwegen auch an gar nichts mehr erinnern, was über Tisch gesprochen wurde, oder wie es sonst dabei zuging, ein kleines Ereigniß ausgenommen, welches sich an eine von Fräulein Dora an den Kapitän Pierce gerichtete Frage knüpfte. Sie fragte nämlich, ob eine solche Fahrt, wie wir sie vorhätten, mit großen Gefahren verknüpft sei, und dabei zitterte ihre Stimme förmlich, so daß man wohl fühlte, wie nicht müßige Neugierde, sondern wirkliche herzliche Theilnahme ihr die Worte in den Mund legten. „Liebe Dora," erwiederte ihr Vater darauf, indem er dem Kapitän zuvorkam, „jede Fahrt auf der See, wie auch auf dem Lande, hat ihre Gefahren, und daß der Robbenfang insbesondere mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, darf man sich keineswegs verhehlen; allein eben in der Gefahr bewährt sich der Muth und die Geschicklichkeit der Seefahrer, und da nun Kapitän Pierce, wie auch sein wackerer Steuermann diese zwei Eigenschaften in einem vorzüglichen Grade besitzen, so lebe ich der bestimmten Zuversicht, daß die Hoffnung nächsten Herbst im besten Zustand und mit einer reichlichen Ladung versehen zurückkehren wird. Laßt uns also Alle unsere Gläser füllen und trinken wir auf ein frohes, fröhliches Wiedersehen!" Wir

Alle erhoben nun unsere Champagnerkelche und stießen lustig mit einander an, so daß es einen recht hellen und lauten Klang gab; wie aber der Kapitän Pierce sein Glas an den Mund setzen wollte, da rutschte es ihm, sei's durch Zufall, sei's aus Ungeschicklichkeit aus der Hand, und sprang auf dem Boden in Scherben. Man machte nichts daraus, sondern lachte nur über die unstäte Hand des Kapitäns, aber Fräulein Dora erblaßte sichtlich, und blieb von da an über die ganze Mahlzeit trüb und melancholisch.

Den Tag darauf, am 20. Februar segelten wir von New-York ab, und obwohl die Witterung kalt und rauh war, so befand ich mich doch stets wohlauf und guter Dinge. Die Zukunft erschien mir im rosigsten Lichte, und gar viele holde Träume, die ich nicht näher ausmalen will, zogen damals durch mein Gehirn. Dazu kam, daß ich den Kapitän Pierce alsbald als einen äußerst tüchtigen Offizier erkannte, der seines wichtigen Amtes vollkommen gewachsen war, und überdieß hatte ich ja meinen Freund Jonny, mit dem ich nun alle Erinnerungen aus der Jugendzeit wiederum durchlebte. Auch die Mannschaft des Schiffes ließ sich gut an, besonders der Zimmermann und ein paar ältere Matrosen; etliche jüngere dagegen wollten mir nicht recht gefallen, indem ich an ihnen einen trotzigen, rohen Charakter wahrzunehmen glaubte. Doch war der Kapitän nicht der Mann dazu, Widerspruch zu dulden, und sie schienen auch großen Respekt, wenn nicht gar Furcht vor ihm zu haben. Kurz, es ging Alles seinen ruhigen Gang, und Jeder that seine Schuldigkeit; ich selbst aber fand mich bald so gut wieder in das Seemannsleben hinein, daß mir der Kapitän, als er ein paar Tage lang unwohl wurde, getrosten Muthes auf diese Zeit die Leitung des Schiffes — natürlich unter der Beihülfe seines ersten Steuermanns, das ist meines Freundes Jonny — überlassen konnte. Während die Hoffnung nun übrigens der Küste Neufundlands zusegelt, wird es Zeit sein, jene Insel ein wenig näher zu betrachten, damit der Leser dieselbe schon kennt, ehe das Schiff an dem Eissaum ihrer Küste vor Anker geht.

Ob die Insel Neufundland schon von den Normännern von Grönland aus entdeckt wurde, und eins und dasselbe ist mit dem „Winland", das in der alten Geographie eine so mysteriöse Rolle spielt, darüber streiten sich jetzt noch die Gelehrten, und ich werde natürlich nicht so anmaßend sein, diesen Streit durch einen Machtspruch zu Ende bringen zu wollen. Thatsache dagegen ist, daß Johann Cabot und sein Sohn Sebastian, welche im Mai 1497 auf einigen vom König von England ausgerüsteten Schiffen von Bristol aus auf Entdeckungen ausgingen, am 24. Juni desselbigen Jahres an der Ostküste von Neufundland bei dem jetzigen Cap Bonavista landeten, und das Eiland unter dem Namen „Stockfischinsel" (Baccalaos) für Heinrich VIII. in Besitz nahmen. Anno 1501 berührte auch der Portugiese Corte Real auf einer seiner Entdeckungsfahrten die Insel, und noch später anno 1537 der Franzose Cartier; den ersten Versuch aber, eine Colonie daselbst zu gründen, machte im Jahr 1583 unter der Königin Elisabeth der berühmte Sir Humphrey Gil-

bert, der Stiefbruder des noch berühmteren **Walter Raleigh**. Von nun an suchte sich England ganz alleinig im Besitz der Insel so wie des daran grenzenden Meeres zu erhalten, allein die andern seefahrenden Nationen, besonders die Franzosen wollten sich dieß nicht gefallen lassen, und so kam's darüber im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV. zu einem hartnäckigen See-Kriege, der aber ungünstig für die Franzosen endigte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts entzündete sich der Streit abermals, und dießmal betheiligte sich auch Spanien dabei. Doch Großbritanniens Seemacht besiegte die Spanier und Franzosen zugleich, und im Pariser Frieden von 1763 ward Neufundland von Neuem für allein englisches Eigenthum erklärt. Damit war übrigens die Sache keineswegs für immer abgemacht, sondern ein Dutzend Jahre später regten sich die Franzosen schon wieder, und mit ihnen zugleich die Holländer, so wie auch die Nordamerikaner, die sich damals ihre Unabhängigkeit erkämpften. Es setzte also wieder tüchtige Püffe, und das ging so fort bis zum großen Weltfrieden von 1814; nun aber kam ein Vergleich zu Stande, laut welchem zwar das ganze Inselland im brittischen Besitze blieb, dagegen aber die Franzosen, Holländer und Nordamerikaner verschiedene Distrikte und Baien zu Fischerstationen erhielten, und seither ist's zu keiner blutigen Rauferei mehr gekommen.

Doch — warum stritten sich die genannten seefahrenden Völker mit solcher Heftigkeit um die Insel Neufundland? Ist sie denn etwa vielleicht ein Land wie Italien, dessen wunderbare Herrlichkeit von jeher die Fremden zur Eroberung anlockte? — O nein, ganz und gar nicht, sondern sie steht vielmehr zu dem Lande der Citronen und Orangen im vollkommensten Gegensatze. Ihr ganzes Inneres nämlich bietet nichts als entweder sandige, weit ausgedehnte Haideflächen, auf denen nicht einmal das niederste und verachtetste Gesträuch fortkommt, oder aber steile, abschüssige Felsenhügel, in deren Spalten höchstens flechtenartige Moose Wurzel fassen können. Dazu kommen dann noch eine Masse von Sumpfgründen, in denen Mann und Roß zu versinken drohen, und überdem herrscht der neunmonatliche Winter mit solcher Strenge, daß jeder Cultivirungsversuch als erfolglos angesehen werden müßte. Eben deßwegen ist auch dieses ganze Innere, trotzdem es mindestens seine vierzehnhundert Quadratmeilen umfaßt, von Menschen — einige wenige rothe Indianer, die im Norden an den Binnenseen hausen, ausgenommen — total unbewohnt, und es gehört schon eine große Aufopferung dazu, es nur zu bereisen. Etwas, aber nicht viel besser steht's mit den Küstenstrichen, denn dieselben sind gemeiniglich rauh, klippig, in jähe Abgründe zerrissen. Doch gibt's in den vielen Buchten und Baien, die sich oft tief in das Land hineinziehen, manche vor den schlimmen Winden geschützte Niederungen, in welchen wenigstens Kohl und Kartoffeln nothdürftig gedeihen, und überdem wachsen dort an den Sommerseiten der Berge fichtenartige Gesträuche, welche in besonders günstigen Fällen eine Höhe bis zu zwölf Fuß erlangen. Dieß ist aber auch Alles, und wenn also die Einwohner Neufundlands von dem, was dort gepflanzt wird und

gepflanzt werden kann, leben müßten, so wären neun und neunzig Hundertstel zur Auswanderung genöthigt, wenn sie nicht Hungers sterben wollten.

Die Fruchtbarkeit Neufundlands war es also sicherlich nicht, welche die Menschen anzog, und ebensowenig war es der Reichthum an kostbaren Thieren. Was nämlich die wilden Thiere anbelangt, so gibt's da nichts außer Rennthieren, Wölfen, Bären und Füchsen, welche man bekanntlich überall im Norden findet, und diese sogar sind keineswegs in großer Anzahl vorhanden. Nicht besser steht's um die zahmen Thiere, und die wenigen Pferde, Kühe und Schafe, die man bei dem geringen Graswuchs zu halten im Stande ist, können eigentlich gar nicht in Anschlag gebracht werden. Von großem Werth ist dagegen der Neufundländerhund, denn dieses mit dem Eskimohunde Nordgrönlands auf's genauste verwandte Thier zeichnet sich eben so sehr durch seine geistigen wie durch seine körperlichen Fähigkeiten aus, und ist im Wasser eben so gut zu gebrauchen, als auf dem Lande; allein — werden sich wohl die Franzosen und Engländer wegen ein paar Hunden den Krieg erklärt haben? Doch vielleicht ist die Insel reich an Gold und Silber, oder doch wenigstens an Kupfer, Blei und Eisen? O nein, auch davon findet sich keine Spur, sondern das einzige Werthvolle, welches man aus dem Innern der Erde ziehen könnte, wären Steinkohlen, die in ziemlicher Menge gefunden werden. Allein England beutet diesen Schatz nicht einmal aus, und somit hat Neufundland für die Welt auch keinen metallischen oder mineralischen Werth.

Nun aber — was ist's denn, das Neufundland den Menschen so ungeheuer werthvoll macht? Die Fischerei ist's, und zwar insbesondere die Kabeljau-Fischerei und Robbenjagd, denn diese beiden Gattungen von Meerbewohnern finden sich seit unvordenklichen Zeiten in den Neufundländischen Gewässern in solch' ungeheurer Menge ein, daß gar kein anderer Theil des Meeres auch nur entfernt mit denselben zu concurriren im Stande wäre. Darum nannte schon der berühmte Francis Bacon die Insel Neufundland die reichste Goldmine der Welt, und sie ist es auch in der That durch den reichen Ertrag, den sie liefert. Ja sie hat in sofern sogar einen noch größeren Werth, denn Gold- und Silberwerke, — als sie gar nicht ausgebeutet, gar nicht erschöpft werden kann, sondern jedes Jahr, so viel Menschen sich auch mit dem Erlegen der Fische beschäftigt haben mögen, einen immensen, gar nicht zählbaren Ueberschuß zurückläßt. Was Wunder also, wenn alle schifffahrenden Nationen sich bestrebten, von diesem außerordentlichen Reichthum ebenfalls einen Theil zu ziehen? Was Wunder aber auch, wenn die Engländer, dieses selbstsüchtigste aller Völker der Erde, die ganze Einnahme für sich allein in Anspruch nehmen? Was Wunder endlich, wenn in den schönsten und sichersten Buchten theils kleinere, theils größere Niederlassungen entstanden, deren Bewohner — man schätzt ihre Gesammtzahl gegenwärtig auf etwa 90,000 — sich beinahe ohne Ausnahme dem Fischfang widmen, und dazuhin auch von nichts leben, als von Fischen und abermals Fischen?

Das ist es, was mir Kapitän Pierce nach und nach, wenn wir Abends beisammen saßen, über Neufundland und seine Geschichte mittheilte, denn da er schon oftmals daselbst verweilt hatte, so kannte er die Insel ganz genau. Nun aber kehre ich wieder zu meiner Geschichte zurück, und verspreche, wenn möglich, nie mehr von derselben abzuschweifen.

Acht Tage lang waren wir zur See, als wir plötzlich in einen so dichten Nebel geriethen, daß man kaum von einem Ende des Schiffes bis zum andern sehen konnte; der Kapitän und die Erfahreneren unter der Mannschaft begrüßten jedoch diese Luftverdickung mit Freuden, denn sie sagte ihnen, daß man jetzt an der großen Neufundland-Bank ganz in der Nähe der Insel Neufundland angekommen sei.

„Eine eigenthümliche Erscheinung im Meere, diese große Bank da," meinte Kapitän Pierce. „Eigentlich ist sie ein wohl hundert Stunden langes, und von fünf bis zu dreißig Stunden breites, unterseeisches Gebirge, das sich beinahe bis zur Oberfläche des Meeres erhebt, denn man findet oft schon in dreißig Fuß Tiefe Grund. Man könnte sie also auch eine unterseeische Insel heißen, oder ein Eiland, das von der See überströmt wird, und wenn sie nur noch ein klein wenig mehr in die Höhe gewachsen wäre, so gäbe es eine Insel mehr in der Welt."

„Aber woher kommen die ewigen Nebel über dieser Bank?" fragte ich.

„Wahrscheinlich vom Gegensatz zwischen Wärme und Kälte," erwiederte er. „Um Neufundland herum kann man nämlich selbst im hohen Sommer nicht über allzugroße Hitze klagen, und der Winter hat ohnehin seine Tücken. Dagegen aber strömt der Golfstrom, der hart an der Bank vorübergeht und sich an dieser sogar stößt, eine bedeutende Wärme aus, und dadurch entstehen Wasserdämpfe, welche dann von der kälteren Luft niedergeschlagen werden. So erklären wenigstens Naturforscher die Sache, und ich will ihnen nicht widersprechen. Die andere Thatsache aber, daß am Rande der großen Bank, rund um sie herum, das Meer stets äußerst bewegt, wenn nicht gar stürmisch ist, während auf der Bank selbst, also im Innern der unterseeischen Insel, das Wasser so glatt daliegt, wie in einem Hafen — den Grund dieser Thatsache konnten sie noch nicht ausklügeln, so viel Mühe sie sich auch gegeben haben."

Wir kamen nunmehr dem Ziele unserer Reise immer näher, und plötzlich am 4. März hatten wir ein großes Eisfeld vor uns, während in der Entfernung von nur wenigen Meilen die schneebedeckten Berge Neufundlands auftauchten. Diese Insel ist nämlich den ganzen Winter hindurch von Mitte Januar an bis Ende April oder Anfangs Mai von einem mehrere Stunden breiten Eisgürtel umgeben, und in Folge dessen kann während dieser fünf Monate kein Schiff in einen Neufundländischen Hafen einlaufen. Den besagten Eisgürtel aber, d. h. das gefrorene Küstenmeer darf man sich nicht so glatt vorstellen, wie bei uns einen gefrorenen Teich, sondern er ist vielmehr zum großen Theil rauh und uneben, und nur zu oft hat sich das Eis in großen Schollen über einander geschoben. Nicht selten finden sich mitten drin auch größere

Erhöhungen von den seltsamsten Gestalten, und es ist dann gerade, als ob man Inseln oder Inselberge vor sich hätte. Zeitenweise steht dieses Eis fest, und zwar sogar oft während ganzer Wochen; zeitweise aber wird's von Sturmwinden gebrochen, und dann Gnade Gott dem Schiffe, das in einen solchen Eisschwall hineingeräth. Wir selbst nun trafen es äußerst glücklich, denn wir konnten unser Schiff an einem hohen, festliegenden Eisberge befestigen, und lagen unter seinem Schutze, so lange er liegen blieb, so sicher als im besten Hafen.

Man darf übrigens natürlich nicht glauben, daß wir die Einzigen gewesen seien, welche an dem Eisgürtel Neufundlands vor Anker lagen. Im Gegentheile hatten wir eine ganze Menge von Kameraden, oder wenn man lieber will, von Concurrenten (denn das Bestreben eines jeden Schiffes ging natürlich dahin, für sich selbst wo möglich den besten Fang zu thun), und nur allein in unserer nächsten Nähe, d. h. so weit wir vom höchsten Maste aus sehen konnten, zählte man vier und sechszig Fahrzeuge. An's Besuchemachen aber konnten wir deßwegen doch nicht denken, indem gerade die Monate März und April als die besten Robbenjagdmonate gelten und unsere Zeit also von Morgens bis Abends vollständig in Anspruch genommen war. Zwei Monate später, nämlich in der Mitte des Mai, wandern diese Thiere weiter nördlich gegen Grönland zu und bleiben dort bis zum Oktober, wo sie zu Hunderttausenden wieder südlich ziehen. Nach Neufundland selbst jedoch kommen sie erst im Februar, wenn sich das Eis um die Insel herum stellt, denn ohne dieses können sie einmal nicht leben.

Wie jagt man nun aber die Robben? Nun immer auf die gleiche Weise, und wenn ich also einen einzigen Jagdtag schildere, so habe ich sie alle geschildert. Wir nahmen drei Boote, jedes von sechs Mann besetzt, und fuhren damit am Rande des Eises hin. Jeder von uns hatte sich mit einer schweren Keule bewaffnet, und überdem führten wir auch Büchsen mit uns, doch nur auf den Nothfall, denn Robbenfelle, welche von Kugeln durchlöchert sind, verlieren an Werth, und man bedient sich also der Gewehre so selten wie möglich. Unsere Aufgabe war, eine „Robbenwiese" zu entdecken, mit andern Worten ein Eisfeld, wo man um diese Jahreszeit Robben in großer Compagnie mit ihren Jungen in der Sonne spielend oder schlafend antrifft. Obwohl sich nämlich der langgestreckte, fischähnliche Körperbau der Seehunde mit ihren kurzen Ruderfüßen weit mehr zum Schwimmen als zur Bewegung auf dem festen Boden eignet, so sind diese Thiere vermöge der starken Klauen an ihren Vorderpfoten doch im Stande, an Gestaden und Klippen oder am Eis hinaufzuklettern, und es wird ihnen daher ganz und gar nicht schwer, ihr Gelüste, „am Lande zu athmen und sich zu sonnen", jeden Tag zu befriedigen. Nur entfernen sie sich nie weit vom offenen Wasser, damit sie sich sogleich, wenn sie einen Feind wittern, hineinstürzen und ihm durch Schwimmen und Untertauchen entrinnen können. Hatten wir nun nach langem Spähen eine Robbenwiese entdeckt, so fuhren wir so vorsichtig als möglich, um die Thiere nicht zu stören, darauf zu, befestigten sofort unsere Boote am

Eise, und gingen dann mit vereinter Macht auf den Feind los. Gelang es uns, ihm den Weg in's Wasser zu versperren, so hatten wir immer gewonnenes Spiel, denn die meisten dieser Thiere leisten keinen Widerstand, und lassen sich durch einen Kolbenschlag auf die Nase mit Leichtigkeit tödten; mit den größeren und tapfereren aber, wie mit den sogenannten Mützenrobben oder Klappmutzen, so wie auch mit den grönländischen Bartrobben hielten wir uns auch nicht lange auf, sondern sandten ihnen — und zu diesem Behufe hatten wir immer einige gute Schützen bei uns — ohne Weiteres eine Kugel in den Kopf. Wurden die Thiere dagegen unsrer noch zur rechten Zeit gewahr, so glitschten sie mit einer oft unbegreiflichen Schnelligkeit über das Eis hin der offenen See zu, und waren unsern Augen, so bald sie diese erreicht hatten, in einem Nu entschwunden. Darum gab es manchen Tag, wo wir nicht ein einziges dieser Thiere zu erlegen uns im Stande sahen, und zu einer anderen Zeit wieder erschlugen wir sie zu Hunderten, so daß wir förmlich von Blut trieften. Mochte aber unsere Ausbeute groß oder klein sein, so behandelten wir die todten Thiere immer auf die gleiche Weise, das heißt, wir schleppten sie über das Eis zu den Booten hin, zogen ihnen dort die Haut ab, trennten dann das Fett vom Fleische. und warfen schließlich den Leichnam über Bord, nachdem wir noch Leber, Lunge und Zunge, als die besten Bissen, zum Verspeisen zurückbehalten hatten.

So trieben wir's volle vier Wochen lang, ohne daß wir von besonders schlimmer Witterung heimgesucht worden wären, und es gelang uns auf diese Weise über zweitausend Robbenfelle nebst etwa fünfzig Tonnen Thran zu sammeln, was ein zwar nicht vorzügliches, aber auch keineswegs ungünstiges Resultat war. Allein nunmehr kam ein Tag so schweren Unglücks, daß es mir fast an Worten gebricht, ihn ausführlicher zu schildern. Am Morgen des 17. April nämlich, bei einer für die neufundländischen Gewässer ungewöhnlich milden Temperatur, doch ohne daß irgend ein schlimmes Anzeichen am Himmel zu bemerken gewesen wäre, gingen wie gewöhnlich unsere drei größten Boote vollbemannt auf den Robbenfang aus, und auf einem derselben, welches Jonny kommandirte, hatte auch ich meinen Platz genommen, denn ich half bei allen Jagden auf's eifrigste mit. Auf dem Schiffe selbst blieb nur der Kapitän mit sechs Matrosen zurück, und diese Mannschaft genügte vollkommen, um dort Alles in Ordnung zu erhalten. Bis zum Mittag fiel nichts Besonderes vor; da aber, wie wir eben eine neue Robbenheerde (mit einer waren wir bereits fertig geworden) entdeckt hatten, erschreckte uns plötzlich ein Signalschuß von unserem Schiffe und gleich hernach lösten auch verschiedene andere Schiffe in unserer Nachbarschaft ihre Böller. Die Schüsse galten den Booten, d. h. es lag für diese der Befehl darin, so schnell als möglich, weil ein Sturm im Anzug sei, nach dem Schiffe zurückzukehren, und natürlich säumten wir keinen Augenblick, solchem Befehl sofort nachzukommen. Doch schneller, als wir, war die Aenderung, die nun auf einmal mit dem Wetter verging, und es wurde nachher constatirt, daß selbst alte Seemänner sich keines so furchtbar plötzlichen Uebergangs einer ruhigen in eine wüthende und tobende



Art A v E Hochdanz

Der Robbenschlag auf Neufundland



See erinnern konnten. Fast in einem Augenblicke hatte sich der Himmel so dicht überzogen, daß man sich in die Mitternacht versetzt glaubte, und dazuhin heulte ein Sturmwind, vor dessen Stößen man sich kaum aufrecht erhalten konnte. Nun brachen die Eisfelder mit einem gräßlichen Gekrach zusammen, und die einzelnen Schollen stürmten mit solcher Wuth gegen einander, wie wenn sie einen Vertilgungskrieg zu führen hätten. Die ganze Natur war in Aufruhr, und während im Meere Wogen und Eisstücke in einem schäumenden Chaos über einander rollten, fielen vom Himmel herab solch' immense Schlossenmassen, daß man die Augen gar nicht mehr offen halten konnte; überdem aber wurde es plötzlich ganz außerordentlich kalt und überall, an den Händen, im Gesicht, an den Kleidern setzte sich Glatteis an. Doch ich will die Scene nicht weiter ausmalen, sondern sage nur kurz, daß wir uns in einer ganz entsetzlichen Lage befanden, und jeder Augenblick unsere drei Boote mit Tod und Vernichtung bedrohte. Trotzdem aber verloren wir den Muth nicht, sondern kämpften wacker für unser Leben und unseren vereinten, fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es auch in der That, uns bis in die nächste Nähe unseres Schiffes hinzurudern. Ja — noch ein Ruck und wir Sechse in unserem Boote konnten die Ruderringe am Vordertheile des Schiffes fassen, so daß wir jetzt in eine etwas gesichertere Lage kamen.

„Muth, Muth, meine Jungen," schrie uns nun der Kapitän zu. „Haltet fest an den Ringen, und wenn Euch auch Eure Finger mit denselben zusammengefrieren. Nur so lange haltet fest, bis wir Euch ein Tau zugeworfen haben."

Die Minute, bis das Tau herabkam, schien uns eine Ewigkeit; allein wie wir es nun gefaßt hatten, da stießen wir einen Jubelschrei aus, denn mittelst desselben konnten wir uns an die mittlere Seitenwand des Schiffes hinziehen, und von da aus fiel es nicht allzu schwer, das Schiff zu erklettern. Es glückte und einen Augenblick später hatte Jeder von uns das Verdeck erreicht. Wir waren gerettet, aus fast sicherem Tode gerettet, so bald nur das Schiff gegen den Sturm Stand hielt!

Während dieß mit uns Sechsen geschah, strengten sich auch die beiden andern Boote auf's Aeußerste an, das Schiff zu erreichen, und endlich, endlich brachten sie es ebenfalls dazu, die Ruderringe zu ergreifen. Natürlich wurde nun auch ihnen ein Tau zugeworfen, wie vorhin uns, allein ihre erstarrten Hände waren zu entkräftet, um sich an die Seitenwand des Schiffes hinzuziehen, und so trieben sie trotz aller ihrer Anstrengungen längs desselben nach dem Hintertheile hinab.

„Grates," rief jetzt der Kapitän einem der Matrosen, der wegen seines Muthes und seiner Stärke besonders bei ihm beliebt war, in fliegender Hast zu; „Grates, willst du mir beistehen, wenn ich einen letzten Versuch mache, sie zu retten? Aber ich sage dir zur Warnung, es geschieht auf Gefahr deines Lebens."

„Gehen Sie voran, ich folge," erwiederte der Matrose entschlossen. „Ein Wicht, der sein Leben nicht wagt für seine Kameraden!"

„So komm," schrie der Kapitän, schwang sich sofort über das Bordgeländer und

glitschte, gefolgt von dem Matrosen, an dem Taue in das erste der beiden Boote hinab. Seine Absicht war offenbar durch seine und seines Genossen noch ungeschwächte Kraft es so weit zu bringen, daß die Boote an der Seitenwand anlegen könnten, und dieß wäre ihm auch beinahe gelungen. Allein wie wir nun eben der Hoffnung auf die Rettung der so hart Bedrängten Raum geben wollten, schoß plötzlich eine furchtbare Eisscholle auf einer hohen Welle über die Boote her, und — ein gräßlicher Aufschrei — dann war Alles vorbei. Alle, die in den Fahrzeugen gewesen, im Ganzen mit dem Kapitän vierzehn Männer, waren zugleich mit den Booten in den Abgrund hinabgerissen worden, und nicht die geringste Spur ließ sich nachher mehr von ihnen auffinden.

Das war ein gräßliches Unglück, und man kann sich denken, in welches Entsetzen wir eilf auf dem Schiffe Zurückgebliebenen dadurch versetzt wurden. Uebrigens waren es nicht blos wir, welche von dem Unglückstag so schwer zu leiden hatten, sondern die andern Schiffe in unserer Nachbarschaft traf größtentheils dasselbe Wehe, und Alles in Allem fanden über sechshundert Seeleute damals ihren Tod in den Wellen. Ueberdem gingen fünf Schiffe ganz unter, und die nicht untergegangenen wurden mehr oder weniger beschädigt. Letzteres war auch bei der Hoffnung der Fall, und somit segelten wir, so wie der Sturm etwas nachgelassen hatte, der Bai von St. Johns, an welcher die gleichnamige Hauptstadt Neufundlands liegt, zu, um zu sehen, ob es nicht möglich sei daselbst einzulaufen. Es ging, denn das furchtbare Unwetter hatte alles Eis der Bai in's Weltmeer hinausgetrieben, und der Hafen lag also vollkommen frei da.

Ueber die nächsten sechs Wochen kann ich mit wenigen Worten hinweggehen. Zuerst hielten wir, mein Freund Jonny, der zweite Steuermann, mit Namen Templeton, und ich eine lange Berathung, was nun nach dem großen Verluste, den wir erlitten hatten, zu thun sei, und das Resultat der Berathung war der Beschluß von dem ursprünglichen Plane, nach Beendigung der Robbenjägerei dem Stockfischfang obzuliegen, nicht abzugehen, denn das Schiff hatte ja noch nicht einmal den dritten Theil seiner Ladung. Ich ernannte also kraft meiner Vollmacht als Superkargo meinen Jugendgenossen John Burrmann zum Kapitän des Schiffes, indem ich zugleich den Templeton zum ersten Steuermann beförderte, und diese zwei wackeren Männer machten sich sofort mit Hülfe einiger geschickten Zimmerleute daran, die Hoffnung wieder vollkommen seetüchtig zu machen. Ueberdem wurden die drei verlorenen Boote durch neue ersetzt, und Alles eingekauft, wessen wir außer dem bereits von New-York Mitgebrachten noch etwa zum Stockfischfang bedurften. Schließlich endlich gingen wir daran, die vierzehn verlorenen Männer durch neue Anwerbungen zu ersetzen, und solches war, trotzdem in der Stadt St. Johns im Sommer viele Tausende von Seeleuten verkehren, der schwierigste Theil unserer Aufgabe, indem natürlich alle besseren Arbeitskräfte sich bereits versagt hatten. Doch kam auch dieß zu Stande, und zwar meist durch die Bemühungen eines Engländers, mit Namen Bill

Porter, welchen ich, weil seine Papiere gut lauteten, zum zweiten Steuermanne erwählte. Freilich hätten wir diesen Bill Porter näher gekannt, hätten wir gewußt, daß er, wie es sich später herausstellte, kein Engländer, sondern vielmehr ein geborner Spanier war, der den Namen Porter nur als besseren Aushängeschild führte, oder hätten wir ihm auch nur etwas tiefer in die tiefliegenden, unheimlichen Augen geschaut, so würden wir eher Alles gethan, als ihn auf unser Schiff aufgenommen haben. So aber glaubten wir, weil er sich recht rührig bewies und viele Erfahrung in allem Seemännischen zeigte, eine ganz vortreffliche Erwerbung gemacht zu haben, und waren weit entfernt, irgend ein Mißtrauen in ihn zu setzen.

Endlich Ende Mai hatten wir Alles glücklich in Stand gesetzt, und es kam nun die Frage zur Erörterung, wohin wir unsere Segel richten wollten: ob nach der nahen Bank von Neufundland oder nach der um nur ein weniges mehr entfernten Küste von Labrador, dem äußersten Ost-Rande des nordamerikanischen Festlandes. Für die Bank sprach der Umstand, daß dort die Stockfische Jahr aus Jahr ein vom Juni bis September sich in ganz unermeßlichen Schaaren einfinden, für Labrador aber die Thatsache, daß man daselbst nicht von so unendlich vielen Concurrenten belästigt wird. Lange überlegten wir hin und her, und schon neigte sich die Wagschale zu Gunsten der Bank; da brachte es Bill Porter doch noch dahin, daß wir uns für die Labradorküste entschieden.

„Es ist vollkommen richtig," sagte er und dabei nahm er eine gar treuherzig ehrliche Miene an, wie wenn es ihm blos um unser Wohl und Glück zu thun wäre; „es ist ganz richtig, daß die Neufundlandbank drei oder gar viermal so reich an Kabeljau's ist, als die Küste von Labrador, aber dafür finden sich dort auch an die dreitausend Fahrzeuge ein, und dieß Jahr soll, wie man allüberall hier im Hafen hören kann, die Anzahl eine noch viel größere werden. Da wird man denn auf alle Weise gehemmt oder doch genirt, und überdem sind jetzt die besten Trockenplätze am Ufer von Neufundland bereits längst mit Beschlag belegt. Solches Alles steht bei Labrador nicht zu befürchten, indem es da Hunderte und aber Hunderte von Buchten gibt, unter denen wir die Auswahl haben. Die Hauptsache, Herr Lowatt, ist jedoch die, daß ich die letztere Küste durch und durch kenne, und daß ich im Stande bin, Ihnen eine der nördlicheren Buchten zu bezeichnen, in welcher es von Kabeljaus gerade so wimmelt wie auf der Bank."

„Wie heißt diese Bucht?" fragten ich und mein Freund John zu gleicher Zeit.

„Tublharbor," erwiederte er. „Sie werden sie übrigens kaum auf der Karte finden, denn sie ist außer mir nur sehr wenigen Schiffern bekannt."

Diese letzte Versicherung entschied, und am 4. Juni gingen wir Labrador zu unter Segel. Vorher jedoch setzte ich Herrn Banks in einem langen Briefe, den ich einem nach Quebeck fahrenden Schiffe mitgab, von Allem in Kenntniß, was uns bis jetzt begegnet war, und drückte darin die Hoffnung aus, daß wir längstens bis Mitte Oktober mit einer recht guten Ausbeute nach New-York zurückkehren würden. Allein

dieser Brief kam leider, wie ich später erfuhr, nicht an seine Adresse, weil das besagte Schiff unterwegs mit Mann und Maus zu Grunde ging.

Die Insel Neufundland wird von dem südlicheren Theile der Labradorküste nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, und am Ende dieses Canals liegt die Insel Belleisle. Dieser fuhren wir zu, und erreichten sie auch schon nach acht Tagen. Nun bekamen wir zum ersten Male die Küste von Labrador zu Gesicht; aber wie in aller Welt kam denn Johann Cabot, der Entdecker Neufundland's und dieser Küste, dazu, dem Lande den Namen »Tierra del Labrador«, d. h. „ackerbaufähiges Land" zu geben? Es ist rein unbegreiflich, denn es läßt sich dort auch nicht das kleinste Fleckchen Erde ausfindig machen, wo Ackerbau oder etwas dem Aehnliches getrieben werden könnte. Wir wenigstens konnten nichts sehen, als nackten, steinigen Boden und dazwischen hinein schwarze Felsenmassen, auf denen kaum spärliches Moos fortkam. An Buchten dagegen war die ganze Küste überreich, und in fast jeder derselben ankerten Barken, welche sich bereits eifrigst mit dem Fischfang abgaben. Wir hielten uns jedoch, weil unser Ziel „Tubharbor" viel weiter nördlich lag, mit dem Besuche derselben nicht auf, mit der einzigen Ausnahme der beiden kleinen Häfen „Whalehead" oder „Walfischkopf" und „Henleyharbor", in welchen wir gewaltiger Stürme halber auf mehrere Tage Schutz suchen mußten.

Endlich am letzten Tage des Monats Juni, nachdem wir eine hohe Felsen-Bergspitze, welche den nicht sehr einladenden Namen »Devils-Look-out«, d. h. „Teufelswarte" führt, glücklich passirt hatten, lenkten wir nach Bill Porters Anleitung in einen kleinen Hafen ein, dessen schmalen Eingang hohe Felsen überragten, und nun erklärte Bill, daß wir zur Stelle seien. Wir hatten also die langgesuchte Bucht von Tub Harbor erreicht, und sicherlich, das konnte man auf den ersten Blick sehen, eine recht tiefe, vor den Winden vollkommen geschützte und für den Fischfang wie geschaffene Bucht war es. Natürlich gingen wir sofort vor Anker, und eine halbe Stunde später befand ich mich mit Freund Jonny und Bill Porter bereits am Ufer. Auch dieses, obwohl aller Vegetation entblößt, und — eine Anzahl Wasservögel, die in den Klippen nisteten, ausgenommen — von keinem lebenden Wesen bewohnt, paßte vortrefflich, denn der Strand war bis fast zum Meere hinab mit festem Sand und Kies bedeckt, so daß er einen vortrefflichen Trockenplatz für die Fische abgeben mußte. Ich konnte daher nicht umhin, dem Bill Porter wegen des Platzes mein Kompliment zu machen.

„Herr Lowatt," erwiederte er, „Sie werden, wenn wir erst den Fischfang selbst eröffnet haben, sich vollkommen überzeugen, daß das Lob, das ich diesem Platze ertheilte, keineswegs übertrieben war."

Auch hierin hatte er recht, wie uns schon nach wenigen Tagen klar wurde.

Natürlich nämlich verfehlten wir nicht, das Geschäft, das uns hierher geführt, so schnell als möglich in's Werk zu setzen, und noch am Abend unserer Ankunft wurde mit der Errichtung der »Stage« oder „Bühne", wie man in der Kunstsprache

ſagt, begonnen. Dieß iſt ein bedeckter Schuppen, deſſen eines Ende immer bis in die See hineinragen muß, damit die mit Kabeljaus beladenen Boote bequem an ihn heranfahren können, denn in ihn müſſen alle gefangenen Fiſche gebracht werden, damit ſie hier die Wandelung aus Kabeljaus in Stockfiſche durchmachen. Mit dieſem Geſchäft waren wir übrigens bald zu Ende, (wir hatten das Holz bereits zugeſchnitten mitgebracht), und ſomit konnten unſere Stockfiſchboote ſchon nach ganz kurzer Zeit auslaufen. Was war aber die Ausbeute gleich am erſten Fangtage? Nun ein jedes Boot — und wir hatten deren vier — lieferte am Abend ſeine zehn bis dreizehn Centner Fiſche ab, was nur bei Plätzen von ſehr großem Fiſchreichthum möglich iſt, und wenn es alſo über die ganze Fiſchzeit, das iſt während der Monate Juli und Auguſt bis zum Anfang September ſo fortging, ſo mußten wir bis dahin unſere hundert und fünfzig bis hundert und achtzig Tonnen gefaßt haben. Noch einmal wiederhole ich's alſo: Bill Porter hatte bis jetzt in Allem die reinſte Wahrheit geſagt, und nur darin täuſchte er ſich, daß er meinte, Tub Harbor werde außer uns von keinem Schiffer beſucht werden. Im Gegentheil kamen, offenbar zum großen Aerger Bills, innerhalb der nächſten vierzehn Tage noch etliche und dreißig kleine Barken von Neufundland herüber, und es war alſo klar, daß die Bucht als ein guter Fiſchgrund bereits in weiteren Kreiſen bekannt ſein müſſe. Dieß hatte jedoch auf unſere Ausbeute ganz und gar keinen Einfluß, ſondern wir fuhren vielmehr fort, jeden Tag zwei bis zwei ein halb, oft auch noch mehr Tonnen Fiſche fertig zu bringen.

Doch ſoll ich nun vielleicht die Art und Weiſe, wie der Kabeljau gefangen und in einen Stockfiſch verwandelt wird, weitläufig beſchreiben? Ich denke, einige wenige Andeutungen werden genügen. Alſo man fängt den Kabeljau mit Angeln, die man rechts und links über den Bootsrand hinabhängen läßt, und gewöhnlich ſitzen vier Männer in einem Boote, deren jeder vier Angeln überwacht. Als Köder benützt man den ſogenannten „Caplin“, einen Stintfiſch von nur fünf bis ſechs Zoll Länge, von dem man, weil er zu Hunderttauſenden an der Küſte von Labrador getroffen wird, mittelſt eines Netzes in einer Stunde einen ganzen Wochenvorrath fängt, und da nun der Kabeljau ein ſehr gefräßiger Raubfiſch iſt, ſo ſchnappt er natürlich ſogleich nach dem an der Angel befeſtigten Fiſchchen; ſo wie aber der Matroſe ſieht, daß die Angelſchnur ſtraff wird, ſo reißt er ſie flugs empor und bringt den daran hängenden Kabeljau in's Boot. Das Fangen des Fiſches erfordert alſo keine bedeutende Kraft-Anſtrengung, wohl aber eine große Aufmerkſamkeit, und überdem iſt es Sache des Fiſchers ausfindig zu machen, in welchem Theile der See ſich die Kabeljaus am liebſten aufhalten. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den in der Stage arbeitenden fünf Männern, denn dieſe haben in der That ein ſehr anſtrengendes Geſchäft. Durch ihre Hände muß nämlich jeder der eingefangenen Kabeljaus, ohne irgend eine Ausnahme, wandern, und zwar iſt der Erſte, der ihn bekommt, der

„Gurgelabschneider“. Dieser nimmt von den vielen Fischen, die in einem Haufen neben ihm aufgeschichtet liegen, den nächsten besten hervor, legt ihn platt auf die vor ihm stehende lange Tafel, schneidet ihm mit seinem breiten Messer die Gurgel bis an das Genick durch, schlitzt ihm dann mit einem einzigen Zug den Bauch auf, und stößt ihn sofort seinem Nachbar zur rechten, dem „Kopfabreißer“ zu. Letzterer hat natürlich seinen Namen auch nicht umsonst, sondern er reißt in der That dem Fische den Kopf ab, und läßt denselben durch ein Loch im Boden in's Meer fallen. Ebendahin wirft er auch die Eingeweide und die Schwimmblase; die Leber aber wandert in ein großes neben ihm stehendes Faß, um daselbst in Gährung überzugehen und jenen Thran zu liefern, der bei uns als „Leberthran“ bekannt ist. Jetzt ergreift der „Spalter“ den Fisch, und dieser macht ihm einen so langen und tiefen Schnitt in den Rücken, daß sich das ganze Rückgratbein mit Leichtigkeit herausnehmen läßt. Nach dieser Procedur macht sich der „Salzer“ daran, den Fisch von innen und außen, besonders zwischen den Weichtheilen recht tüchtig mit Salz einzureiben, und wirft ihn darauf in eine große Kufe, deren Boden mit Löchern versehen ist, damit das Salzwasser ablaufen kann. Schließlich endlich, wenn der Fisch seine sechs bis acht Tage in der Lauge gelegen hat, nimmt ihn der „Trockner“ heraus, reinigt ihn sorgfältig im frischen Seewasser, und legt ihn dann auf ein über dem Sandboden hingebreitetes Weidengeflecht, um ihn da in der Sonne trocknen zu lassen. Letzteres braucht eine Zeit von acht bis zehn Tagen, aber dann ist der Fisch auch so hart wie Holz geworden, das heißt, er hat sich aus einem Kabeljau in einen Stockfisch verwandelt, und man kann ihn nun in großen Haufen aufstapeln.

Auf diese Art geht's beim Fang und bei der Zubereitung des Stockfisches zu, und volle acht Wochen lang arbeiteten wir unausgesetzt so fort. Eben so thaten auch die andern Schiffe, die neben uns im Hafen lagen, aber jetzt mit dem Beginn des September machte sich eins nach dem andern fort, selbst wenn es seine volle Ladung noch nicht hatte, denn der arktische Winter stand vor der Thüre. So kam's, daß wir am 4. jenes Monats bereits nur noch unserer Fünfe waren, und nun natürlich konnte auch unseres Bleibens nicht mehr länger sein. Wir, Jonny und ich, hatten also bereits beschlossen, am 6. die Stage abbrechen zu lassen und dann so schnell als möglich heimwärts zu segeln, allein Bill Porter wußte uns von diesem Vorsatze wieder abzubringen.

„Warum denn so ängstlich?“ rief er in seiner gewohnten Weise. „Da sind außer uns noch vier Barken da, wahre Nußschalen gegenüber der Hoffnung, die doch wahrhaftig einen Puff aushalten kann, und wir sollten minderen Muth zeigen, als sie? Ueberdem kenne ich mich hier aus und weiß, daß vor Mitte September sich kein Eis bildet. Verlassen Sie sich also auf mich und versäumen Sie die herrliche Gelegenheit nicht, das Schiff vollends ganz anzufüllen, denn es wäre ja wahrhaftig eine Schmach, wenn wir's bei dieser Ueberfülle an Fischen nicht thäten.“

So sprach er und brachte uns richtig dazu, noch drei Tage lang fortzufischen. Als aber nun am 7. auch das letzte der vier andern Schiffe abgesegelt war, so daß wir nun ganz allein waren, da wollte mein Freund John die Verantwortlichkeit nicht mehr länger auf sich nehmen, sondern drang alles Ernstes auf die Abreise. Natürlich stimmte ich ihm sofort vollkommen bei, und jetzt machte auch Bill Porter keine Einwendungen mehr. Es wurden also augenblicklich die nöthigen Befehle ertheilt und die Mannschaft stieß einen lauten Jubelschrei aus, als sie hörte, daß bereits am 11. die Heimfahrt angetreten werden würde. Um dieß übrigens möglich zu machen, hatten wir am 10. bis zum späten Abend äußerst anstrengend zu arbeiten, denn es war keine Kleinigkeit, unsere großen Vorräthe an Fischen, Thran und Seehundsfellen sämmtlich so gut unterzubringen, daß sie während der ganzen Heimfahrt keinen Schaden leiden konnten, und man kann sich also wohl denken, daß wir uns alle nach Vollendung des mühsamen Geschäfts nicht wenig ermüdet fühlten. Ja diese Müdigkeit erreichte bei mehreren der Mannschaft — es waren lauter solche, die wir in St. Johns angeworben hatten, aber damals fiel uns dieser Umstand nicht auf — einen solch' hohen Grad, daß sie alsbald nach dem Abendessen, obwohl zu demselben eine doppelte Ration Grogg als Recompens für den harten Tag ausgetheilt wurde, ihre Hängematten aufsuchten, und dasselbe that Bill Porter mit der Bemerkung, daß er sonst leicht seine Morgenwache — er wechselte mit dem ersten Steuermann alle vier Stunden ab, und für diese Nacht traf ihn die Morgenwache von zwei bis sechs Uhr — versäumen könnte. Die übrige Mannschaft ließ sich jedoch durch den frühzeitigen Rückzug dieser Siebenschläfer, wie man ihnen spottweise nachrief, nicht stören, sondern der Eine trank's dem Andern wohlgemuth zu, und zum Schlusse sangen sie noch alle zusammen ein heiteres Seemannslied auf eine schnelle und glückliche Heimfahrt.

Es mochte etwa eilf Uhr sein, als auch wir Zwei, Jonny und ich, uns in unsere kleinen Schlafgemächer zurückzogen, und nun herrschte die tiefste Stille auf dem Schiffe. Alles schlief oder schien wenigstens zu schlafen, die Wache auf dem Verdeck allein ausgenommen, und auch ich lag bald dem Gott der Träume in den Armen, die ganze Welt um mich her vergessend. Wie lange nun übrigens dieser mein Schlaf gedauert, ob drei oder vier oder fünf Stunden, darüber kann ich durchaus keine Auskunft geben; nur allein das weiß ich, daß ich plötzlich an dem Geräusch eines schweren Falles hart über meiner Kajüte auf dem Hinterdeck oben erwachte. Den Augenblick darauf schien es mir, als ob man einen Körper am Boden hin schleppe, und zugleich meinte ich ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen. Ich rief sofort laut genug, was es gebe, erhielt jedoch keine Antwort. Ebensowenig gab mein Freund John, dessen Kajüte nur durch einen Bretterverschlag von der meinigen getrennt lag, einen Laut von sich, als ich an dem Verschlage pochte, und so sprang ich denn schnell aus dem Bette, um selbst nachzusehen, was es gebe. In einem Augenblicke hatte ich die nöthigen Kleider übergeworfen, und schnellen Schrittes eilte ich die Treppe hinauf, welche

aus der Kapitänskajüte auf das Hinterdeck führte. Mit vier Schritten war ich oben, aber in dem Momente, in dem ich meinen Fuß auf das Deck setzte, erhielt ich mit einem Kolben einen so schweren Schlag über den Kopf, daß ich augenblicklich zusammenstürzte und die Besinnung vollkommen verlor.

Ich kann also jetzt nicht mehr angeben, was man zunächst mit mir vornahm, und auch darüber fehlt mir jede Erinnerung, wie viele Stunden ich in diesem betäubten Zustande zugebracht haben mag. Als ich jedoch wieder halb und halb zum Bewußtsein kam, und nun unwillkürlich nach meinem Kopfe, der mich sehr heftig schmerzte, greifen wollte, fand ich, daß ich kein Glied rühren konnte, denn meine Hände sowohl als meine Füsse waren mit Stricken fest zusammengeschnürt. Ich versuchte es nun, um Hülfe zu rufen; allein auch dieses war vergebens — ein Knebel steckte in meinem Munde!

Was da für Gefühle meine Brust durchzitterten, ach ich kann es unmöglich beschreiben; bald aber ward mir vollkommen klar, daß die Schiffsmannschaft sich empört haben müsse, und wie ein Blitz trat der Name Bill Porter vor meine Seele. Ich versuchte es jetzt meinen Körper in eine andere Lage zu bringen, und mit unsäglicher Anstrengung gelang es mir. Da sah ich, wo ich war, und daß ich nicht allein hier war. Unfern von mir nämlich lagen noch zehn Andere auf dem Boden ausgestreckt, zunächst mein Freund John und dann der erste Steuermann Templeton, alle eben so gebunden wie ich und mit Knebeln im Munde; den Raum aber, in den man uns gebracht hatte, erkannte ich als die Geschirrkammer, von welcher eine Lücke in's Zwischendeck hinaufführte.

Stunden vergingen, ohne daß sich irgend eine Seele um uns bekümmert hätte. Stumm und still lagen wir da, uns mit den Augen zuwinkend; höchstens stieß Einer oder der Andere ein dumpfes Stöhnen aus. Endlich, wie's schon gegen Abend ging, stieg ein Mann durch die Lucke zu uns herab, und wir erkannten in ihm einen Matrosen mit Namen Tom Sailor, welcher sich bis jetzt stets als einen besonderen Anhänger Bill Porters gezeigt hatte, dagegen aber bei den andern Matrosen wegen seines Geizes ganz und gar nicht beliebt war.

„Ich hab's bei unserem neuen Kapitän," sagte er, „dahin gebracht, daß ich euch etwas Nahrung bringen darf; aber ich habe mich auch dafür verbürgt, daß ihr kein Geschrei ausstoßen werdet, wenn ich euch jetzt den Knebel aus dem Munde nehme und mit meinen eigenen Händen zu essen gebe."

In der That wurden wir sofort von ihm gespeist und nahmen die Nahrung stillschweigend zu uns; wie er jedoch mit Allen fertig war, rief ihn Jonny leise zu sich her.

„Tom," sagte er mehr flüsternd als sprechend, denn er konnte nicht wissen, ob nicht Jemand oben im Zwischendeck lausche. „Tom, ist dir, so lange du auf dem Schiffe bist, von mir oder von sonst Jemand ein Leids zugefügt worden?"

„Kann's nicht sagen," erwiederte Tom. „Man hat mich immer recht behandelt."

„Wie kamst du dann dazu," fuhr Jonny fort, „an dieser That theilzunehmen?"

„Ei," meinte Tom höhnisch, „die hatten wir schon in St. Johns verabredet, und eben darum lockten wir euch nach Tubharbor hinauf. Ja," setzte er mit höchlichst zufriedener Miene hinzu, „der Bill Porter ist ein so kluger Kopf, wie nur Einer, und hat ausgerechnet, daß der Verkauf des Schiffs und seiner Ladung jedem von uns Vierzehn mindestens seine dreitausend Dollars bringen werde."

„Thor, der du bist," rief nun Jonny. „Nichts werdet ihr erhalten, als den Strang, denn ihr möget in einen Hafen einlaufen, in welchen ihr wollt, so muß euer Verbrechen zu Tag kommen."

„Aber wir haben ja gar kein todeswürdiges Verbrechen begangen," entgegnete Tom leise, indem er plötzlich sehr ernst wurde. „Der Bill führte dieß allerdings im Schilde, denn er meinte, todte Leute schwatzten nichts aus; aber wir wollten uns keinen Mord auf die Seele laden und setzten es durch, daß ihr auf Sealislandharbor, wo einige menschliche Wohnungen stehen, ausgesetzt werden sollt. Dort müßt ihr, weil alle Schiffe fort sind, den Winter über bleiben, und wenn ihr dann nächsten Sommer nach St. Johns kommt, um uns wegen Raubs anzuklagen, so findet ihr das Nest ausgeflogen."

„Tom," sagte jetzt Jonny, und seine Stimme klang dabei so tief, daß der Matrose offenbar davon erschüttert wurde. „Tom, kennst du die Geschichte des Walfischfahrers Independence nicht? Seine Mannschaft that gerade, wie ihr thun wollet; allein wurden nicht Alle, mit alleiniger Ausnahme des Schiffsjungen, wegen Meuterei gehenkt? Bedenke das, Tom; Alle ohne Ausnahme wurden gehenkt. Gesetzt den Fall aber, es gelänge dem Bill Porter, Schiff und Ladung irgendwo in einem Hafenwinkel heimlich zu verkaufen, ohne daß man euch faßte, glaubst du denn, er würde ehrlich mit euch theilen? Nein er nähme das Geld, machte sich damit davon und ließe euch das Nachsehen."

Tom war sehr blaß und nachdenklich geworden, erwiederte aber keine Silbe.

„Tom," setzte drauf Jonny mit noch größerem Ernste hinzu, „ich wüßte dir einen andern Weg, wie du dir sichere fünfhundert Dollars erwerben und dabei deinen ehrlichen Namen wieder herstellen könntest."

In diesem Augenblick hörte man oben die Stimme Bill Porters, welche deutlich nach Tom Sailor rief.

„Still, still, kein Wort weiter," flüsterte sofort der Matrose in der hastigsten Eile. „Bill Porter gibt heute Abend der Mannschaft einen Schmaus, und daß das Bier und der Rum dabei nicht gespart wird, dafür will ich schon sorgen. Spät in der Nacht, wenn Alle schlafen, komme ich dann zu euch, um das Weitere zu besprechen. So," fuhr er nun im lautesten Tone und begleitet von einem derben Fluche fort, „so,

nun könnt ihr genug haben bis Morgen Mittag, wo ich wiederkommen werde, und daß mir keiner wimmert oder schreit, sonst stopf' ich euch gleich euern Knebel wieder in den Mund."

Mit diesen Worten stieg er durch die Lucke in's Zwischendeck hinauf, und wir sahen uns nun wieder uns selbst überlassen; aber da wir jetzt wenigstens mit einander flüstern konnten, so war unser Zustand kein so trostloser mehr, wie vor einer Stunde. Dagegen drückte die Pein der Ungewißheit, ob der Mann Wort halten werde oder nicht, so schwer auf unsere Gemüther, daß uns die Minuten wie Ewigkeiten vorkamen. Am unheimlichsten war uns die große Stille, die längere Zeit über uns herrschte; doch wie nun die Abendschatten länger und länger wurden, und das durch die Lucke zu uns hereinfallende Licht immer spärlicher zu werden begann, da drangen von Zeit zu Zeit von dem fernen Oberdeck her dumpfe Jubelschreie bis in unsere elende Kammer herab und wir wußten also nun, daß der Abendschmaus begonnen haben müsse.

Längst war es tiefe Nacht geworden, und noch immer schrieen und tranken sie oben auf dem Hinterdecke; aber endlich wurde es wieder still, so still, daß das geringste Rascheln der Ratten um uns herum sich gerade so ausnahm, als marschirten Soldaten im Parademarsche vorbei. Auf diese Art vergingen wieder einige Stunden und bereits verzweifelten wir daran, daß Tom Sailor seines gegebenen Wortes eingedenk sein werde. Da, als Mitternacht längst vorüber war, meinten wir den schleichenden Tritt eines Menschen im Zwischendeck zu vernehmen. Der Tritt kam näher und näher und plötzlich glitschte ein Mann wie eine Schlange zu uns herab. Der Mann war Tom Sailor.

„Sie sehen," wandte er sich an mich und meinen Freund John, „daß ich Wort gehalten habe, und zwar auf Gefahr meines Lebens, denn wenn sie oben wüßten, daß ich jetzt bei Ihnen bin, so würden sie mich auf der Stelle tödten; aber sie schlafen alle wie die Ratzen, sogar die Wache auf dem Verdeck nicht ausgenommen."

„Gut," sagte ich, „so schneide unsere Stricke durch."

„Halt," erwiederte er, „so weit sind wir noch nicht. Vorerst will ich meine Bedingungen stellen, und die sind folgende. Zum ersten, ihr zahlt mir baare sechshundert Dollars.

„Zugegeben," rief ich, „obwohl fünfhundert ausgemacht waren."

„Zum zweiten," fuhr Tom fort, „ihr thut weder dem Bill Porter noch den Andern ein Leids an, sondern setzt sie im Vorbeifahren an der Küste von Neufundland ab, ohne eine Klage gegen sie zu erheben."

„Soll ebenfalls geschehen," erwiederte ich, „obwohl sie alle den Galgen verdient hätten."

„Zum dritten endlich," schloß Tom seine Rede, „ihr nehmt mich mit bis New-York, denn ich muß eine ziemliche Strecke Wegs zwischen mir und Bill haben, wenn ich meines Lebens noch länger mich freuen will."

Auch diese Bedingung fand ich in der Ordnung, und nun endlich ließ sich Tom herbei unsere Bande zu lösen. Welches Wonnegefühl aber, als wir nun wieder frei und ledig dastanden! Doch wußten wir uns so zu beherrschen, daß kein Laut über unsere Lippen kam. Was wir zu thun hatten, mußte in aller Stille geschehen, weil ein einziges unvorsichtiges Geräusch unsere Gegner wach machen konnte.

Ich kann nun übrigens das Nachfolgende mit zwei Worten erzählen. Tom Sailor hatte die vollkommenste Wahrheit gesagt, als er uns berichtete, daß die Meuterer in ihrer Trunkenheit sämmtlich wie die Ratzen schliefen, und es machte uns also keine besondere Schwierigkeit, sie eben so fest zu binden, als sie uns vorhin gebunden gehabt hatten. Nur Bill Porter und der Mann am Steuerruder setzten uns einen ernstlichen Widerstand entgegen; allein einige derbe Hiebe über den Kopf brachten auch sie bald zur Raison, und wir schafften nun alle in dieselbe Kammer hinab, in der wir so viele unselige Stunden erlebt hatten. Natürlich übrigens mit der Ausnahme Bill Porters, denn dieser wanderte in den Kohlenraum, wo wir ihn mit Ketten an einen Pfosten anschloßen.

Wir waren nun wieder vollkommene Herren des Schiffes, und segelten rasch gen Süden hinab; aber welche außerordentliche Veränderung war nicht in dieser kurzen Zeit mit dem Meere eingetreten! Dicke Nebel lagerten sich über demselben, und wenn diese sich auf eine Zeitlang vor dem Winde hoben, so sahen wir nichts als Treibeis und abermals Treibeis. Zum Glück übrigens wehte ein steifer Nordwester, der unsere Fahrt natürlich außerordentlich beförderte, und wenn dieser anhielt, so durften wir hoffen in wenigen Tagen, ehe der eigentliche und strenge nordische Winter eintrat, um Neufundland herum zu kommen. Gelang uns aber dieß, so war keine besondere Gefahr mehr vorhanden — wenigstens keine größere, als alle Befahrer des atlantischen Meeres zu bestehen haben — und wir konnten Newyork im Oktober erreichen. Doch der Himmel hatte es anders beschlossen. Am zweiten Tage nämlich — es war der 14. September — zertheilte plötzlich ein von Südosten kommender Windstoß den Nebel, und in demselben Augenblicke knickte unser Vordermast mit einem Gekrach ab, als hätte man hundert Kanonen zumal gelöst. Von nun an folgte Stoß auf Stoß, und bald peitschte sich das Meer zu lauter siedendem Schaum. Das Schrecklichste dabei aber war, daß wir mit unwiderstehlicher Gewalt dem Ufer zugetrieben wurden, wo sich die Wellen unter furchtbarem Getöse an den himmelansteigenden Felsen brachen. Kamen wir in diese Brandung, so mußte unserer Ansicht nach das Schiff nothwendig zerschellen. Wir Eilfe arbeiteten daher aus Leibeskräften, um den Lauf des Fahrzeugs zu ändern, und weil unsere Kraft zu schwach war, so befreiten wir sogar unsere Gefangenen, den Bill Porter allein ausgenommen, damit sie ihre Hände mit den unsrigen vereinigten. Auch kann ich nicht anders sagen, als daß die Leute sich auf's äußerste anstrengten, und jedem Kommandoworte unbedingt nachkamen; allein es half doch alles nichts, sondern wir näherten uns der Küste mit reißender Schnelligkeit. Da wurde jedoch, was unser Untergang schien, unsere Rettung, denn gerade

an dem Punkte, auf den wir zutrieben, zog sich ein schmaler Streifen Wassers in's Land hinein, und ehe wir's uns versahen, befanden wir uns im „Robbeninselhafen" oder im Sealislandsharbor, wie ich ihn vorhin genannt habe. Nun mochten die Winde außen heulen und toben, wie sie wollten, wir lagen sicher, indem die hohen Felswände ringsum fast keinen Hauch zu uns hereindringen ließen.

Drei volle Tage lang wüthete der Sturm, und wir benützten diese Zeit dazu, um unser schwer mitgenommenes Schiff zu repariren, so wie insbesondere, um statt des gebrochenen Mastes einen andern, den wir im Vorrath besaßen, aufzurichten. Auch setzten wir uns mit den wenigen Ansiedlern, die da in vier armseligen Hütten wohnten, in freundschaftlichen Verkehr, und was die Hauptsache ist, die dreizehn Meuterer, welche wir während des Sturms ihrer Bande entledigt hatten, baten so reumüthig um Verzeihung, daß wir nicht umhin konnten, sie vollständig zu begnadigen. Diese Gnade war übrigens nicht bei Allen gut angelegt, denn am Morgen des vierten Tages zeigte es sich, daß Zwei von ihnen in der Nacht den Bill Porter befreit und mit ihm davon gegangen waren. Wahrscheinlich — so viel stellte sich nämlich aus den aufgefundenen Spuren heraus — wollten sie der Küste entlang weiter nach Süden gelangen, und sich von da aus entweder nach Quebeck oder nach einer andern Stadt des brittischen Amerika begeben; allein ob ihnen dieß gelungen ist, kann ich nicht sagen, indem wir nachher nie eine Silbe mehr von ihnen hörten. Doch sei dem, wie ihm wolle, am selbigen Tage, an welchem jene drei entwichen, gingen wir wieder an's Meeresgestade hinaus, um zu sehen, ob sich der Sturm noch nicht gelegt habe, und richtig, er hatte sich vollkommen gelegt. Aber wer beschreibt nun unser Erschrecken, als wir uns zugleich überzeugten, daß sich vor den schmalen Eingang unserer Bai eine kolossale Masse von Treibeis gelagert hatte, die bei einer Breite von wohl einer Stunde eine Länge von mehreren Meilen besaß? Der Ausgang war also gesperrt, und zu unserem noch größeren Schrecken versicherten uns die Bewohner dieser kleinen Kolonie, daß er von nun an den ganzen Winter hindurch gesperrt bleiben werde.

Sie hatten recht, die guten Leute; der Ausgang blieb gesperrt, und wir sahen uns gezwungen, in Sealislandsharbor zu überwintern. Große Qualen wegen der Kälte standen wir übrigens nicht aus, denn einmal lag der Ort so geschützt, daß gar kein kalter Wind hereindringen konnte, und zum andern hatten wir uns vorsichtigerweise schon in Newyork mit einer Menge warmer Kleider versehen. Zum dritten endlich nahmen uns die Einwohner in ihre Hütten auf, und zum vierten opferten wir die Stage zu Brennmaterial. Ebensowenig plagte uns die Langeweile, da wir ja Gesellschaft hatten, und überdem vergnügten wir uns an jedem nur irgend erträglichen Tage damit, daß wir in die Eisdecke unseres Hafens ein Loch schlugen, in welchem wir die herrlichsten Fische fingen. Kurz der Winter ging ganz leidlich vorüber, und während der Monate März und April hatten wir sogar das Glück noch gegen achthundert Stück Seehunde zu fangen, mit deren Thran und Fellen wir unser

Schiff vollends ganz vollstopften. Deßwegen kann ich aber doch nicht in Abrede ziehen, daß wir Alle mit größter Sehnsucht auf das Erscheinen der milderen Witterung warteten, und als diese endlich Anfangs Mai mittelst eines sturmähnlichen Südwinds die Eisbarre vor unserem Hafen sprengte, so säumten wir natürlich keinen Augenblick, unsere Segel nach heimwärts zu spannen.

Ueber diese Fahrt selbst schweige ich, da sie nichts Bemerkenswerthes darbot, und das einzige, was ich zu sagen habe, ist das, daß wir am Abend des 30. Mai glücklich im Hafen von Newyork anlangten. Dort wurden wir übrigens an der Quarantaine mehrere Stunden lang aufgehalten, und so kam die Nacht herbei, bis wir endlich unsern Dock erreichten. Dieß hinderte mich aber nicht, sofort an's Land zu eilen und den Weg nach Brooklyn einzuschlagen, denn ich konnte mir wohl denken, daß die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Hoffnung dem Herrn Banks auch zur jetzigen späten Stunde noch angenehm sein werde. Mit dem Schlag zehn Uhr war ich an seinem Hause und läutete die Glocke. Ein Diener, den ich noch nie gesehen hatte, öffnete mir, erklärte mir aber auf meine Frage nach Herrn Banks, daß derselbe mit Gattin bei Bekannten in der Nachbarschaft zu Besuche sei.

„Sie können übrigens jeden Augenblick zurückkommen," setzte der Diener hinzu, „denn sie bestellten den Wagen bis auf zehn Uhr. Ueberdem ist das Fräulein zu Hause, da es sich seit einiger Zeit nicht ganz wohl fühlt, und wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollen, so werde ich Sie melden."

„Fräulein Dora ist krank?" rief ich auf's tödtlichste erschreckend.

„O nein nicht krank, nur etwas unwohl," erwiederte der Diener, „und der Arzt hat ihr deßhalb die Nachtluft verboten. Aber soll ich Sie nicht melden?"

„Nein," sagte ich mich mit Gewalt bezwingend, „es würde sich für eine so späte Stunde nicht mehr schicken. Da ich übrigens für Herrn Banks äußerst wichtige Neuigkeiten habe, so werde ich im Besuchszimmer auf ihn warten."

Der Diener ging mit dem Lichte voran und öffnete mir die Thüre. Da saß eine junge Dame am Piano, aber nicht spielend, sondern träumend, und wie ich nun eintrat, drehte sie unwillkürlich den Kopf nach mir um. Ich zitterte, denn ich erkannte Fräulein Dora, obwohl sie sehr blaß und mager geworden war; sie aber, wie sie mich erblickte, stieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Voller Bestürzung eilte ich herzu, um sie auf das Sopha zu bringen, und während ich mich bemühte, sie zum Leben zurückzurufen, was mir nach und nach gelang, kamen Herr und Frau Banks herein. Da hätte sich nun aber bald die Ohnmachtsscene wiederholt, denn Frau Banks fuhr um zehn Schritte zurück, als sie mich erblickte, und Herr Banks, so eine starke, kräftige Natur er war, erblaßte sichtlich.

„Um Gottes willen," rief er, „sind Sie's wirklich, Herr Lowatt? Sind Sie's in wirklicher lebender Gestalt?"

Nun stellte es sich heraus, daß schon vor einem Jahre einige vom Robbenfang heimkehrende Schiffer die Nachricht verbreitet hatten, die Hoffnung sei in dem großen Sturme vom 17. April vorigen Jahres mit Mann und Maus zu Grund gegangen, und da nun gar nie ein Brief von mir einlief, so fand jene Nachricht vollen Glauben. Man betrauerte mich also im Banks'schen Hause bereits seit vielen Monaten als todt, und am meisten that dieß Fräulein Dora; um so größer war aber auch die Freude, als nun die Wahrheit zu Tage kam, und schon den Tag darauf nahm mich Herr Banks zu seinem Geschäftstheilnehmer an, indem er zugleich in meine Verbindung mit Fräulein Dora willigte.

So machte ich mein Glück durch den Robben- und Stockfischfang.

Neuntes Kapitel.

Die Pelzthiere und der Pelzhandel im großen Hudsonbaiterritorium.

Im Jahr 1670 trat zu London Prinz Rupert, angefeuert durch die Berichte des Franzosen Grosselius über den außerordentlichen Reichthum des nördlichsten Theiles Amerikas an werthvollen Pelzthieren, mit einigen andern vornehmen Herrn in eine Gesellschaft zusammen, welche sich den Namen Hudsonbaicompagnie gab und keinen andern Endzweck hatte, als sich den Ertrag dieser pelzreichen Ländereien anzueignen und sicher zu stellen; König Karl II. von England aber ertheilte dieser Compagnie durch einen vom 2. Mai selbigen Jahres ausgestellten Freibrief das ausschließliche Recht in dem großen an die Hudsonbai grenzenden Ländergebiete, so weit es zu England gehörte, mit den Indianern Handel zu treiben und Pelzthiere zu jagen. Ja sogar Hoheitsrechte verlieh er dieser Compagnie, nämlich das Recht der bürgerlichen Verwaltung und der Gerichtsbarkeit, und Prinz Rupert nebst seinen Genossen und Erben konnte also als der förmliche Souverain jenes ausgedehnten Länderstriches angesehen werden. Natürlich unterließ man es nun nicht, den Handel mit den Indianern sofort zu eröffnen, und errichtete zum Schutze der Bediensteten der Compagnie einige Forts an der Hudsonbai; allein eigentlich schwunghaft betrieb man das Geschäft doch nicht, sondern man begnügte sich mit den Pelzen, welche die Indianer als das Erträgniß ihrer Jagd nach den Forts brachten, um sich dafür europäische Waaren einzutauschen. Dessenungeachtet war der Gewinn ein außerordentlicher, und die Herren Actionäre und Mitglieder der Compagnie konnten jährlich große Summen unter sich vertheilen. Nun eroberte aber neunzig Jahre später, anno 1761, England das bisher zu Frankreich gehörige Canada, d. h. alles Land von den großen nordamerikanischen Binnenseen bis an's Eismeer, und in diesem ungeheuren Distrikte gab's eben so viel Pelzthiere als in den Hudsonbailändern. Somit traten, angelockt durch den großen Reichthum, welchen die Hudsonbaigesellschaft von

ihrem Pelzhandel bezog, abermals verschiedene vornehme Herren zusammen und bildeten unter dem Titel „Nordwestcompagnie" eine zweite Pelzgewinnungsgesellschaft, welcher im canadischen Territorium ganz dieselben Vorrechte, wie der Hudsonbaicompagnie im Hudsonbaiterritorium, ertheilt wurden. Die Folge hievon war, daß die beiden Compagnien einander den Rang abzugewinnen suchten, und jede den Versuch machte, den Pelzmarkt alleinig zu beherrschen. Bald kam's zu Streitigkeiten, und von den Streitigkeiten zum Kriege. Mit der Zeit jedoch sahen beide Parteien ein, daß sie klüger thun würden, statt sich gegenseitig so viel Schaden als möglich zuzufügen, ihre Interessen zu verschmelzen, und so traten sie denn anno 1821 in eine einzige Gesellschaft, die jetzige Hudsonbaicompagnie, zusammen; dieser Compagnie aber bestätigte die englische Regierung alle früher empfangenen Vorrechte, und dieselbe beherrscht in Folge dessen das gesammte Gebiet, welches sich von der Hudsonbai und Labrador bis zum stillen Ocean, so wie vom rothen Flusse bis zum Eismeer erstreckt.

Es ist ein ungeheures Gebiet, dieses Hudsonbaiterritorium, ein Gebiet zum mindesten eben so groß als ganz Europa, wenn nicht um ein gutes Drittheil größer (man schätzt es auf 148,000 deutsche Quadratmeilen), aber so weit es sich auch erstreckt, so besitzt es doch nicht einmal so viel ackerbaufähigen Boden, daß auch nur ein Dutzend Menschen von dem Ertrage leben könnten. Nichts als nackte Tundren und steile Felsenmassen gegen das Eismeer hin; nichts als finstere Nadelholzwaldungen in den südlicheren Strichen, unterbrochen von unabsehbaren Morästen und einem ganzen Gewirre von Seen und Flüssen! Dazuhin dann ein Clima, ganz wie das im nördlichen Sibirien, und folglich eine Winterkälte, welche die Ströme und Seen acht Monate lang das Jahr hindurch in eiserne Bande schlägt. Was Wunder also, wenn auf diesem ganzen Territorium noch fast gar keine Niederlassungen civilisirter Menschen, die von der Hudsonbaigesellschaft errichteten wenigen Forts ausgenommen, gegründet worden sind? Was Wunder, wenn selbst die Zahl der Eingebornen, d. i. der rothen Indianer in den Wäldern, und der Eskimos in der Tundra und am Eismeer sich nicht höher beläuft als auf hundert vierzig, höchstens hundert sechzig tausend Menschen? Man bedenke doch — Ein Mensch auf eine Quadratmeile Landes, ist das nicht unerhört? Aber freilich sind jene Hundertsechzigtausende zu ihrem Unterhalt auf nichts angewiesen als auf die Jagd, und zwar auf eine Jagd ganz absonderlicher Art, weil die Thierwelt des amerikanischen Nordens eine ganz andere ist, als die des gemäßigten Klimas. Da können es nur solche Thiere aushalten, welchen die Natur einen dicken Pelz gegeben hat, weil alles andere Wild an der Kälte daraufgehn müßte, und diese Pelzthiere sind natürlich nicht in großer Anzahl vorhanden; denn woher wollten sie denn unter einem solchen Himmel die Nahrung nehmen? Doch ist ihre Zahl auch nicht Legion, so ist ihr Werth ein um so größerer, und die Jagd nach ihnen bringt stets doppelten Gewinn, nämlich einmal den des Fleisches und zum andern den des Pelzes.

Vor allem nenne ich den schwarzen Bären, welcher weder in Asien noch Europa vorkommt, sondern ganz allein nur dem amerikanischen Norden angehört. Er

ist zwar einer der kleinsten seines Geschlechtes, und darf auch nicht unter die eigentlichen reißenden Thiere gerechnet werden, da er vorzüglich von Früchten, Beeren, Wurzeln, Eiern und Honig lebt; allein sein feines, glänzendes, langhaariges Fell gibt ihm einen Rang im Pelzhandel, dem nicht leicht ein anderes Thier weder in der alten, noch in der neuen Welt gleichkommt. Weit weniger Werth hat der Pelz seines Vetters, des braunen Bären, denn man achtet ihn kaum für gut genug, um als Fußdecke eines Schlittens zu dienen, und mit einem fast noch verächtlicheren Blick mustert ein verwöhnter Händler das zottige Fell des grauen Bären. Doch wenn dieser Letztere auch in Beziehung auf den Pelzhandel wenig zu bedeuten hat, und wenn überdem sein Fleisch fast allzurauh ist, als daß man es genießen könnte, so gilt er dagegen für eines der wildesten und unbändigsten Raubthiere, und kommt an Größe — er erreicht oft die enorme Länge von neun Schuhen — selbst seinem königlichen Bruder, dem Eisbären, der die ganze Eismeerküste entlang getroffen wird, nahe. Nicht minder werthvoll, als der schwarze Bär, ist der Edelmarder, welcher außer in Europa auch in Nordamerika seine Heimath hat, und über sein wunderschönes Fell geht höchstens noch das des Zobels; der Pekan dagegen, d. i. der gemeine amerikanische Marder, steht, trotzdem er an Größe alle Marderarten übertrifft, in keinem allzuhohen Ansehen. Ein ganz eigenthümliches Pelzthier ist ferner das sogenannte Skunk, ein iltisartiges Geschöpf, aus dessen schwarzem langhaarigem Felle die Indianer ihre Tabacksbeutel zu verfertigen pflegen. Dasselbe besitzt nämlich die Fähigkeit, eine Flüssigkeit, deren gräßlicher Gestank fast die Grenzen des Erdenklichen übersteigt, mehrere Fuß weit von sich zu spritzen, und wer davon getroffen wird, sei's Mensch oder Thier, der kommt dem Ersticken nahe. Dem Skunk verwandt ist der Minx, der gewöhnlich an kleinen Flüssen oder Bächen lebt, weil er sich vorzugsweise von jungen Fischchen, Krebsen und dergleichen nährt. Die Natur hat ihn deßwegen auch mit Schwimmfüßen versehen, und er taucht fast so gut als die Fischotter, welche sich ebenfalls bis weit gegen Norden hinauf findet. Weiter nenne ich den amerikanischen Fuchs, dessen Fell weit kostbarer ist, als das des europäischen oder asiatischen Vetters, weil es eine ganz eigenthümliche Zeichnung hat. Der Rücken nämlich glänzt dunkelroth, Hals und Brust schneeweiß, der Bauch blaßroth, und Füße und Ohren pechschwarz. Noch mehr Werth hat übrigens der Kreuzrothfuchs, der das Gold an Farbe beschämt; allein auch er muß dem Silberfuchse weichen, dessen feine schwarze Haare mit glänzend weißen Spitzen endigen. Nicht so kostbar, aber sehr warm und dick, ist der Balg, welchen der canadische Luchs liefert, und selbst der Eishase in seinem weißen Winterkleide mit den schwarzen Ohrenspitzen ist ganz und gar nicht zu verachten. Das meiste Interesse erregt jedoch der amerikanische Biber, denn wenn es gleich an der unteren Donau und Rhone, so wie in Polen und Rußland ebenfalls Biber gibt, so construirt doch nur der amerikanische jene Kunstbauten von Wohnungen, welche die Bewunderung von Jedermann erregen müssen. So wie nämlich die rauhere Jahreszeit heranrückt, verläßt das kluge Thier seine Sommervilla, das ist die Erdhöhle, die

es sich am Ufer eines Sees oder Flusses gegraben hatte, und verbindet sich sofort mit einigen Hundert seiner Brüder, um gemeinsame Winterquartiere zu errichten. Zum Mittelpunkt derselben wird, wie bei der Sommerwohnung, ebenfalls ein See oder Fluß gewählt, das Wasser muß aber so tief sein, daß es nie bis auf den Grund zufriert. Ist die Wahl getroffen, so beginnen die Verbündeten sofort mit der Anlegung eines Dammes von achtzig bis hundert Fuß Länge und von einer ganz außerordentlichen Stärke. Zu diesem Behufe rammen sie vermittelst ihrer starken Vorderzähne und ihrer sehr geschickten Vorderfüße arms- und schenkeldicke Baumstämme ganz dicht neben einander in den Boden, und verbinden diese Pfosten mit Weidengeflechten. Ueberdem füllen sie die Zwischenräume mit Lehm und kleinen Steinen aus, und ruhen nicht, als bis das Ganze ganz wasserdicht geworden ist und vom Strom nicht fortgerissen werden kann. Nun geht's an die Errichtung der Wohnungen, die sich sämmtlich an den Damm anlehnen. Dieselben haben die Form einer Glocke mit einem inneren Durchmesser von sechs bis sieben Schuh und bestehen ebenfalls aus Zweigen, die in einander geflochten sind. Auch ragen sie zu zwei Dritttheilen über das Wasser empor und theilen sich in zwei Stockwerke ab, deren oberes trockenes den Bibern zur Wohnung dient, während das untere im Wasser befindliche als Vorrathskammer benützt wird. Der Eingang in die Wohnung ist gleichfalls unter dem Wasser, so daß kein Landraubthier hineindringen kann; damit aber auch der Mensch nicht störend eingreife, wählen die Biber immer ganz abgelegene, verborgene, schwer zugängliche Stellen der Flüsse aus und verrichten überdieß alle ihre Arbeiten nur bei Nacht. Ist nun dieß nicht wunderbar und ein Beweis von einer Ueberlegungskraft, welcher sich nur zu Viele von uns selbst nicht rühmen können?

Schließlich muß ich noch zweier Pelzthiere des amerikanischen Nordens erwähnen, von denen das erste bei uns in Europa jetzt nur noch äußerst selten, das andere aber überhaupt sonst nirgends vorkommt, als in Amerika, ich meine das Elch und den Bisamstier. Das Elch, oder wie man es sonst auch heißt, das Elennthier, gehört zur Gattung des Hirsches; doch überragt es mit seinen langen Beinen und seinem sonstigen gewaltigen Körperbau selbst den größten Edelhirsch um ein Bedeutendes, ist dagegen aber auch viel plumper und schwerfälliger, als dieser. Sein großes dreieckiges, schaufelartiges Geweih wiegt oft nicht weniger als fünfzig Pfund, und in Allem und Allem erreicht es nicht selten eine Schwere von zwölf Centnern; sein Fleisch ist deßwegen aber doch gut zu essen, und sein Fell liefert ein so zähes und starkes Leder, daß selbst eine Pistolenkugel kaum durchzudringen vermag. So ein merkwürdiges Thier nun aber das Elch auch ist, so müssen wir doch über den Bisamstier noch viel mehr staunen, denn er hält sich, im geraden Gegentheil gegen das nur in den Wäldern lebende Elch, fast das ganze Jahr hindurch rein blos auf der baum- und gesträuchlosen Tundra auf und wendet sich nur in sehr strengen Wintern bis zum Saume der Wälder hin. Derselbe wird gewöhnlich sechs Fuß lang, hat niedere Beine nebst einem kurzen Schwanz und gleicht in der Größe einem mittleren Bullen

oder Ochsen. Die sehr breiten Hörner, welche vorn auf der Stirn fast in Eins zusammenschmelzen, biegen sich erst nach unten, dann aufwärts und erreichen eine Länge von gut zwei Schuh; die langen dunkelbraunen Haare aber hängen zottig, fast mantelartig bis auf den Boden herab, und verbergen trotzdem eine so feine Wolle, daß man dieselbe sogar sehr oft der Seide vorzieht. Seine Nahrung besteht aus Flechten und Gräsern, und um diese aus den Felsenspalten am Eismeer hervorzusuchen, klettert das Thier mit großer Gewandtheit über die steilsten Abhänge hinweg; wenn es aber von Menschen oder Thieren angegriffen wird, so zeigt es, daß es nicht blos gewandt, sondern auch eben so wohl kühn als stark ist, und geht seinem Feinde immer mit großer Energie zu Leibe.

Dieß sind die hauptsächlichsten und vornehmsten Thiere, mit deren Pelzwerk die Hudsonsbaicompagnie ihren weitverzweigten Handel treibt; aber nun wollen wir auch sehen, wie sie diesen Handel treibt, und durch wen und mit welchem Nutzen.

Die eigentlichen Pelzjäger sind die Indianer, von denen ich schon oben gesprochen habe, — jene hundertvierzig- bis hundertfünfzigtausend Rothhäute, welche in verschiedene Nationen und Stämme abgetheilt über das ungeheure Territorium des nordischen Amerika hin zerstreut leben. Man darf sich unter ihnen jedoch keineswegs so idealische Persönlichkeiten denken, wie sie der berühmte Romantiker Cooper in seinem letzten Mohikan, so wie in seinen andern amerikanischen Erzählungen geschildert hat, sondern sie bilden vielmehr einen wenigstens in geistiger Beziehung auf einer sehr niedrigen Stufe stehenden Menschenstamm, der durch seinen Umgang mit den Weißen keineswegs gewonnen hat. Früher, aber in längst vergangenen Zeiten, war der Indianer ein freier Mann, der sich stolz auf seine eigene Kraft verließ und keines fremden Menschen Hülfe begehrte. Damals fertigte er sich die zu seinem Bestehen nothwendigen Waffen und Geräthschaften mit eigenen Händen, und begehrte keines andern Schmuckes, keiner andern Nahrung, als was ihm sein eigenes Vaterland lieferte. Jetzt, durch die Bekanntschaft mit den Weißen, hat er sich an Bedürfnisse gewöhnt, von denen er vordem gar nichts wußte, und es ist ihm gar nicht mehr möglich, ohne das englische Schießgewehr, ohne die englischen Messer und Eisenwaaren, ohne englisches Baumwollegewebe und wollene Decken auszukommen. Ueberdem kennt seine Eitelkeit keinen größern Schmuck als Glasperlen, und um eine einzige große weiße Emailperle gibt er gerne die Jagdbeute einer ganzen Woche. Was aber das Traurigste ist — Branntwein geht ihm über Alles, und um sich in diesem recht gründlich betrinken zu können, opfert er ohne Bedenken sein werthvollstes Besitzthum.

So steht's um die Indianer der ausgedehnten Hudsonsbailändereien, und es versteht sich nun von selbst, daß es sich die Hudsonsbaicompagnie auf's Aeußerste angelegen sein läßt, die Rothhäute mit Allem zu versehen, wessen sie bedürfen; natürlich im Tausch gegen die Bälge der so sehr werthgeschätzten Pelzthiere. Sie errichtete also zuerst am Ufer der Hudsonsbai einige Forts und Faktoreien und lud die Indianer ein, dahin zu kommen, um mit den dortigen Compagniebeamten Handel zu treiben.

Allein wie wäre es den weiter im Innern lebenden Rothhäuten möglich gewesen, die ungeheure Strecke, die zwischen ihren Jagdgründen und der Hudsonsbai lag, einen Weg von vielen hundert Stunden, alljährlich zurückzulegen? Die kluge Compagnie schritt daher immer weiter in's Land hinein, und errichtete an jedem größeren See oder Fluß, zu dem man ohne allzu große Schwierigkeiten gelangen konnte, entweder ein kleines Fort oder doch wenigstens eine Handelsstation mit einigen starken, hölzernen Gebänden, damit ihre Angestellten sicher darin wohnen könnten. Solcher sind es nach und nach nicht weniger als hundert und fünfzig geworden — meist mit Pallisaden umgebene niedere Magazinshäuser mit einer sehr kleinen Wohnung daneben — und in jedem derselben befindet sich ein Buchhalter oder Commis nebst einem oder mehreren Gehülfen, welche von der Compagnie sowohl besoldet als auch mit Nahrungsmitteln (so weit nämlich der Fischfang und die Jagd nicht ausreicht) versehen werden. Man merke aber wohl — diese Stationen liegen alle in der tiefsten Wildniß, und von einer zur andern sind's meist hundert und noch mehr Stunden, so daß eine gegenseitige Hülfeleistung selbst in Nothfällen fast eine Unmöglichkeit ist. Die wenigen weißen Bewohner derselben sind also ganz auf ihre eigene Kraft, ihren eigenen Muth, ihre eigene Klugheit angewiesen, und ihre Hauptaufgabe ist, sich mit den Indianerstämmen, bei denen ihr Blockhaus liegt, gut zu stellen. Wie wollten sie sonst einen etwaigen Angriff derselben in die Länge abwehren? Insbesondere, wie wäre es ihnen sonst möglich, ihrer Verpflichtung, wegen welcher sie angestellt sind, nachzukommen, der Verpflichtung nämlich, von den Rothhäuten so viel Pelze als möglich einzuhandeln? Uebrigens muß zugegeben werden, daß die meisten Indianer durch den Verkehr langer Jahre hindurch, so wie durch das Bewußtsein der Ueberlegenheit der Weißen ganz friedlich gesinnt worden sind, und wenn daher ein im Dienste der Compagnie stehender Buchhalter oder Commis ihre Sprache und Sitten genugsam kennt, um sie richtig behandeln zu können, so hat er gewöhnlich kein allzu schweres Spiel mit ihnen.

Jedes Fort und jede Handelsstation ist mit den Artikeln, welche den Pelzjägern besonders wünschenswerth erscheinen, stets auf zwei Jahre reichlich versehen (denn man muß sich doch darauf gefaßt machen, daß einmal eine längere Verzögerung in der Zufuhr eintreten könnte) und diese Artikel sind, wie aus dem obigen schon geschlossen werden konnte: theils Gewehre, Schrot, Schießpulver, Aexte, Messer und was dergleichen mehr ist, theils Teppiche, Stücke Tuch, grobe Halstücher, rother oder anderer farbiger Flanell und farbige Kleidungsstücke, theils endlich Glasperlen, Spiegelchen, Angelhaken, Nestel und sonstige fast werthlose Spielsachen. Auch Branntwein gibt's auf jeder Station in genügenden Quantitäten, denn dieses Getränk ist die Hauptliebhaberei der Indianer, und ohne dasselbe kann man sie zu gar nichts bringen, weder zu einem Handel, noch zu einer sonstigen Uebereinkunft; allein weil dadurch schon so vieles Unheil unter den Rothhäuten angerichtet worden ist, verlangte das englische Parlament, daß dieser verderbliche Handel aufhören müsse. Die Compagnie gehorchte und verbot von nun an den Branntwein als Tauschartikel. Als „Ankaufs-

preis für Pelzwaaren" darf er also jetzt nicht mehr verwerthet werden, aber verschenken, „als Freundschaftsbeweis an die Indianer verschenken" darf ihn jeder Buchhalter und Angestellter, und da der Indianer keinen Schritt thut, bis er sein „Geschenk" erhält, so ist's in Wahrheit mit dem Branntweinhandel beim Alten geblieben. Doch nun fragt sich's — wie gehandelt, wie getauscht wird? Denn es muß doch eine gewisse Norm und Regel stattfinden, weil's sonst zwischen den Verkäufern und Käufern allzu viel Streitigkeiten geben würde. Eine solche Norm existirt nun auch, und zwar besteht sie laut altem Herkommen darin, daß Alles nach „Biberfellen" berechnet wird. Ein ganz eigenthümliches Münzsystem, wird mancher Leser sagen, und ich gebe dieß gern vollkommen zu, allein dasselbe thut seine Dienste gerade so gut, als unsere Gulden- und Thalerrechnung. So hat, um die Sache durch Beispiele klar zu machen, ein Silberfuchs den Werth von vier Bibern, und wenn also ein Indianer einen solchen Fuchs auf die Station bringt, so bekommt er vier sogenannte „Tallies," d. i. kleine Holzmarken, deren jede den Werth eines Biberfells vorstellt. Bringt er einen schwarzen Bären, so erhält er sechs Tallies; dagegen wird für zwei gewöhnliche Marder oder zehn Hasen oder zwölf Minx's je nur eine einzige Holzmarke verabreicht. Mit einem Worte also: der Werth eines jeden Balges, des kleinsten wie des größten, ist zum voraus in Tallies festgesetzt, und die Indianer können sich also in dieser Beziehung nicht über allzu große Willkür und Ungerechtigkeit beklagen. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Anschlag der Waaren, welche von der Compagnie verkauft werden, denn da befindet sich die Rothhaut im entschiedensten Nachtheil. Ein gewöhnlicher grober Teppich nämlich, den die Compagnie in Birmingham um etwa anderthalb Gulden nach unserer Rechnung kauft, muß von den Eingebornen auf der Station mit vier, und eine Muskete von eilf Gulden Werth mit zwanzig Biberfellen oder fünf Silberfüchsen bezahlt werden. Gerade dasselbe Verhältniß findet auch bei allen andern Waaren statt, und im Allgemeinen werden sie so hoch angeschlagen, daß in der Regel ein Profit von tausend Procent herauskömmt. Ja oft steigert sich derselbe noch höher, und es ist nachgewiesen worden, daß z. B. für ein plumpes Messer, welches man in England dem Dutzend nach um drei ein halb Gulden, also das Stück um achtzehn Kreuzer verkauft, von den Rothhäuten in der Regel drei Marderfelle (anderthalb Biber) bezahlt werden, die auf dem Markt einen Werth von sechzig Gulden repräsentiren. Wird es also wohl zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, die Compagnie habe an den 500,000 Fellen — kleine und große in einander gerechnet —, welche sie in der Regel jährlich in London für die Summe von 180,000 Pfund Sterling, das Pfund zu zwölf Gulden rheinisch, versteigert, einen Nutzen von zum mindesten einer Million Gulden?

Von einem Punkte übrigens ist bis jetzt noch gar nicht die Rede gewesen, davon nämlich, wie man es zu Stande bringt, das Pelzwerk, welches sich das Jahr hindurch auf den verschiedenen Forts und Stationen ansammelt, aus dem Innern des

ungeheuren Territoriums heraus an die Verschiffungsplätze zu bringen, so wie umgekehrt die europäischen Waaren, welche man zum Handel braucht, nebst den Lebensmitteln aus den Häfen auf die Stationen zu schaffen. Und doch liegt eben hierin die Hauptschwierigkeit des amerikanischen Pelzhandels. Zwar hat der Bequemlichkeit wegen die Compagnie vier Hauptstationen errichtet, zwei in der Hudsonsbai — im Süden das Fort Moose, im Norden das Fort York — eine dritte am Lorenzstrom, das ist die Stadt Montreal —, eine vierte am stillen Meere, das Fort Vancouver — und jedes kleine Fort im Innern liefert natürlich dahin ab, wohin der Transport sich am schnellsten und leichtesten bewerkstelligen läßt; allein deßwegen bedarf es doch fast immer einer eben so langen als beschwerlichen Reise, und oft und viel braucht man zwei, drei Jahre, bis man an Ort und Stelle kommt. Von Straßen nämlich ist in dem ganzen Gebiet der Hudsonsbaicompagnie keine Rede, und es wäre bei der so äußerst dürftigen Bevölkerung auch rein unmöglich, solche herzustellen. Zum Glück aber gibt's der Bäche, Flüsse und Ströme eine schwere Menge, und man kann also zum Wassertransport seine Zuflucht nehmen. Doch leider hat die Schifffahrt auf diesen Flüssen ihre besondern Schwierigkeiten, indem eine Menge von Stromschnellen und Wasserfällen da sind, welche man natürlich weder hinauf- noch hinabfahren kann. Ueberdem muß man oft von einem Flußthal in's andere übersetzen, und da kann man natürlich eben so wenig fahren. Was bleibt also in solchen Fällen übrig, als die Boote auszuladen und sie mitsammt den Waaren auf dem Rücken weiter zu tragen? Gewiß — Hindernisse von so absonderlicher Art, daß man auf den ersten Blick gar nicht einsieht, wie sie überwunden werden können, besonders wenn man noch bedenkt, daß die Reise entweder durch eine vollkommene Wüste, in welcher gar nichts wächst, oder durch düstere einförmige Tannenwälder geht, in denen man höchstens einem Wild oder einer Rothhaut begegnet. Dennoch kommt man in den Hudsonsbailändereien zum Ziele, aber nur dadurch, daß man dort das Birkenrindencanoe besitzt, und daß diese Canoes von canadischen Voyageurs, wie man diese Sorte von Menschen nennt, gelenkt werden.

In den Hudsonsbailändern wächst, wo nur überhaupt Baumwuchs fortkommt, eine niedere Birkenart, die sogenannte Papierbirke, deren Rinde so außerordentlich leicht, elastisch und zäh ist, daß man daraus ohne Hammer und Nägel, ohne Säge und Hobel die verschiedenartigsten Geräthschaften verfertigen kann. Sobald man nämlich hinlänglich viel größere und kleinere Rindenstücke abgestreift hat, schneidet man sie in beliebige Formen, näht sie dann mit Fichtenfasern fest zusammen, und siehe da, man bekommt Körbe, Schüsseln, Teller, Trinkgefäße, kurz was man eben braucht. Aus dieser Rinde wird nun auch das Canoe oder Boot zusammengenäht, dessen man sich in den Hudsonsbailändern zum Transport der Waaren und des Pelzwerks bedient, und um es wasserdicht zu machen, kalfatert man es mit Fichtenharz, das sich ebenfalls überall in Menge findet. Viel Schwierigkeiten gibt's nicht dabei, sondern ein paar geschickte Bursche — seien sie nun Indianer oder Weiße — bringen

ein derartiges Fahrzeug, welches meist eine Länge von vierzig Fuß und eine Tragfähigkeit von achtzig Centnern hat, in weniger als einer Woche zu Stande. Dessenungeachtet sind die Canoes so leicht, daß sie — natürlich leer — bequem von zwei Männern getragen werden können, und überdem gehen sie wegen ihres flachen Bodens so wenig tief im Wasser, daß man mit ihnen selbst die seichtesten Flüßchen zu befahren im Stand ist. Freilich viele Püffe und Stöße vermögen sie nicht auszuhalten, und der geringste spitze Stein reißt schon ein Loch hinein; allein was thut's? Man verschmiert den Leck, wenn's blos ein Riß ist, mit Harz, und ist er größer, so näht man einen Lappen Birkenrinde darauf, gerade wie man ein altes Kleid flickt.

So unendlich viele Vorzüge nun aber auch das Birkenrindencanoe in sich vereinigt, so würde es doch gewöhnlichen Menschen nicht möglich sein, vermittelst desselben Waaren oder sonstige Güter nach solch' ungeheuren Entfernungen, wie z. B. von der Stadt Montreal bis an den Fuß der Felsengebirge oder vom Fort York bis an die Mündung des Mackenzieflusses zu bringen. Ja nicht den zehnten Theil einer derartigen Strecke könnten sie zurücklegen, ohne entweder rath- und thatlos dazustehen, oder gar elendiglich in der pfadlosen Wüste zu verkommen! Die canadischen Voyageurs aber vollbringen dieß alles mit größter Leichtigkeit, denn sie sind in den Wäldern wie in der Tundra zu Hause und bilden eine ganz eigenthümliche Menschenrasse. Kühnheit und Ausdauer besitzen sie im vollsten Maße, und überdem vereinigen sie die Lustigkeit des Franzosen mit dem außerordentlichen Gleichmuth des Indianers. In ihren Adern fließt nämlich meist sowohl gallisches als indianisches Blut, weil ihre Vorväter sich in der Wildniß mit Indianerinnen geheirathet hatten, und so bildet denn Alles an ihnen, selbst ihre Kleidung, ein Mittelding zwischen einem Europäer und einer Rothhaut. Eine wollene Decke dient ihnen als Oberrock, und die Beinkleider sind ebenfalls von Wollentuch; aber unter der Decke tragen sie einen Leibrock von Thierleder und die Stelle von Schuhen und Strümpfen ersetzen ihnen die indianischen Mocassins und Leggins. Auch der Gürtel, in welchem ein starkes Messer nebst einem vollen Tabaksbeutel nie fehlen darf, ist wie bei den Rothhäuten von buntfarbenem Zeug, und wenn sie nun auch gleich keinen Tomahawk führen, so schmücken sie sich dagegen eben so gerne mit allerlei Tandsachen, wie ihre Vettern, die Eingebornen. Selbst ihre Sprache klingt ganz eigenthümlich, denn sie ist meist ein französisches, mit indianischen und englischen Wörtern gemischtes Kauderwelsch; nicht Wenige von ihnen jedoch verstehen die verschiedenen indianischen Dialekte aus dem Fundamente und dienen dann den Andern als Dolmetscher.

Auf welche Art reisen nun aber die Voyageurs? Ihrer Acht bis Zehn, von denen jeder ein eben so gewandter Schiffer als unermüdlicher Fußgänger ist, regieren das Canoe, und unter lautem Gesang oder fröhlichem Gespräch wird dasselbe vorwärts getrieben. Gewöhnlich übrigens sind zwei Canoes oder auch drei bei einander, und stehen unter der Oberanführung eines Bediensteten der Compagnie, der sich längst schon als Dolmetscher und Händler bewährt hat. Abends vor Sonnenuntergang,

meist um sieben Uhr, macht man an einer geeigneten Stelle Halt, und alsbald eilen Einige zum nahen Wald, um das nöthige Holz zur Bereitung des Abendessens zu schlagen, während die Andern das Canoe ausladen und dasselbe genau untersuchen, ob es keinen Schaden genommen hat. Bald lodert ein mächtiges Feuer empor, und über demselben hängt in einer eisernen Gabel der Kessel, in welchem der Pemmikan, die Hauptnahrung des Voyageurs, mit Wasser aufgekocht, vielleicht aber auch ein heute gefangener Fisch zubereitet wird. Die Waarenballen aber, jeder von neunzig bis hundert Pfund Schwere, werden nebst dem Boote so geschickt über einander gestapelt, daß man vor dem Winde, zur Noth auch vor dem Regen geschützt ist. Nach eingenommener Abendmahlzeit, die selten mit Brod, wohl aber fast regelmäßig mit einem Becher voll Grogg gewürzt wird, wickelt sich Jeder in seine wollene Decke und überläßt sich dem Schlafe. So wie es jedoch gegen zwei Uhr Morgens geht, ertönt aus dem Munde des Anführers des Zugs das laute Commandowort: »Léve! Léve! Erhebt euch! Erhebt euch!« und auf dieses hin springt Alles auf die Beine. In fünf Minuten ist der Kahn im Wasser, in weiteren zwanzig Minuten hat man die Ballots hineingebracht, und so vergeht im Ganzen keine halbe Stunde, bis sich unter Absingung eines lustigen Liedes, wozu die Ruder den Takt schlagen, das Boot wieder in Bewegung setzt. Sechs Stunden später, um acht Uhr, wird Halt gemacht, denn der Magen verlangt doch auch etwas, und überdieß ist's nun hinlänglich Tag, um seine Toilette etwas in Ordnung zu bringen. Eine Stunde Zeit genügt jedoch vollkommen hiezu, und nun geht's wieder weiter bis um zwei Uhr Mittags, wo man sich abermals lagert, um auszuruhen und etwas kalte Küche zu sich zu nehmen. Man erlaubt es sich nämlich, um sich nicht allzu lange aufhalten zu müssen, nur äußerst selten, zum Mittag ein Feuer anzumachen, und hält die Hauptmahlzeit erst Abends, wie ich oben schon erwähnte, ab. So sind's also der Ruhestunden den Tag über viel weniger, als der Arbeitsstunden, und es erfordert eine wahrhaft eiserne Natur, um solche Anstrengungen nicht nur wochen-, sondern monatweise auszuhalten; allein der Voyageur erträgt alles mit Leichtigkeit, ja sogar mit einer Munterkeit und guten Laune, welcher andere Menschen nur im Vollgenusse des Glücks fähig sind. Ist das Fahrwasser gut, so strengt er Arme und Brust auf's Aeußerste an, um das Boot durch Rudern so schnell als möglich vorwärts zu treiben; kommen aber seichte Stellen, so springt er sofort in's Wasser und zieht das Canoe an Seilen nach sich. Eben dasselbe hat er zu thun, wenn Moräste oder Stromschnellen überwunden werden müssen, und dennoch denkt er nie an's Wechseln der Kleider, sondern er läßt dieselben, wenn die Witterung es nur irgend erlaubt, am Leibe trocknen. Am schlimmsten jedoch hat er's, wenn das Boot von einem Fahrwasser zum andern oft viele Meilen weit getragen werden muß, denn da belastet er seinen Rücken mit zweien der obengenannten Waarenballen, also mit wenigstens hundert und achtzig Pfunden, und schleppt diese auf Wegen fort, deren Schwierigkeiten ein Anderer, auch wenn er gar kein Gewicht zu tragen hätte, schon an sich nicht überwinden könnte. Solcher „Trageplätze", wie

man sie heißt, gibt es aber weit mehr, als wir es uns nur träumen lassen, indem auch bei jedem kleinen Katarakt oder „Sprung“, den ein Fluß macht, die Boote ausgeladen und mitsammt ihrem Inhalt über die gefährliche Stelle zu Lande hinübergeschafft werden müssen.

Wenn nun übrigens auch eine Bootsmannschaft derartige Schwierigkeiten noch mit Glück überwindet, wie ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn die in den Hudsonsbailändereien so furchtbar rauhe Winterszeit eintritt? Von einer Fortsetzung der Reise kann da natürlich nicht die Rede sein, denn zu Wasser geht's nicht, weil alle Bäche und Flüsse fest zufrieren, zu Lande aber, im Schlitten mit Hundevorspann, kann man wohl kürzere Strecken zurücklegen, keineswegs jedoch längere, welche Wochen und Monate erfordern. Oder wie wollte man es denn möglich machen, so lange, jede Nacht hinter der andern, im Freien zu campiren, ohne zu erfrieren? Wie viele Schlitten brauchte man nicht, um nur die Nahrungsmittel zu transportiren, wie viel dann aber vollends zur Fortschaffung der schweren Waarenlasten? Man bedenke doch: zehn Hunde ziehen kaum vier Centner, und die Waaren allein wiegen deren achtzig! Dazu das Gewicht des Proviants und der Menschen — wahrhaftig, dreißig Schlitten mit dreihundert Hunden würden nicht genügen, und solche zu ernähren wäre eine pure Unmöglichkeit. An längere Winterreisen darf also der Voyageur nicht denken; sondern seine Aufgabe ist vielmehr, sich, wenn's kalt zu werden beginnt, mitten in der Wüste ein Winterquartier einzurichten. Eine Hütte muß er sich bauen, groß genug, um sich und die Waaren aufzunehmen, und in dieser Hütte hat er, abgeschlossen von der ganzen civilisirten Welt, umgeben von den Schrecken der Natur, ausgesetzt den möglichen Angriffen wilder Thiere, vielleicht auch denen eines eben so wilden Indianerstamms, kämpfend oft mit Hunger und Krankheit, nicht weniger als acht volle Monate, d. h. so lange, bis das Eis wieder aufthaut, hinzubringen. Sind das nicht schreckhafte Aussichten — Aussichten, bei denen selbst einem Muthigen das Herz im Leibe erstarren könnte?

Aus allem dem nun, was ich bis jetzt über die canadischen Voyageurs, so wie auch über die englischen Commis auf den Stationen im Innern des Hudsonsbaiterritoriums erzählt habe, geht zur Genüge hervor, daß das Leben dieser Männer unendlich reich an Entbehrungen, Gefahren und Abenteuern aller Art sein muß, und es dürfte daher gewiß vom größten Interesse sein, hierein etwas näher eingeweiht zu werden. Aus diesem Grunde kann ich nicht umhin, aus der Geschichte eines Mannes, welcher die halbe Zeit seines irdischen Daseins entweder auf der Reise nach den bewußten Stationen oder auf ihnen selbst zubrachte, wenigstens Einiges zu entnehmen, und bemerke dabei nur, daß die sämmtlichen Begebenheiten, welche vorgeführt werden, nicht etwa erfunden oder auch nur ausgeschmückt sind, sondern daß sie sich vielmehr alle gerade so, wie er sie hier selbst erzählt, ereignet haben.

Am 4. Mai — so berichtet der viel geprüfte und bewährte Mann von einer seiner Reisen, die er von Montreal aus bis an den großen Bärensee, also fast bis

an die Mündung des Mackenzieflusses in das Eismeer machte — verließ ich Montreal mit zwei großen Canots von Birkenrinde, jedes mit zehn canadischen Voyageurs bemannt, denn ich hatte eine schwere Last von Waaren nach Fort Franklin zu bringen, und die Menge der Trageplätze erforderte ohnehin schon viele Leute. Alle Waaren hatten wir sorgfältig in Ballen von 80 – 90 Pfund verpackt, und diese mit doppelter wasserdichter Leinwand überzogen; den Rum aber, so wie das Pulver und Blei nebst den Lebensmitteln — indianischem Korn (Welschkorn) und Pemmikan — führten wir in Fäßchen mit uns.

Von Montreal bis Michillimakinak am Beginn des Oberen Sees rechnet man neunhundert englische oder hundert achtzig deutsche Meilen, und man könnte den Weg bequem in einigen zwanzig Tagen zurücklegen, wenn man nicht sechs und dreißig Tragеplätze zu überwinden hätte. Ueberdem gab es in allen Strömen, die wir zu unserer Reise benützten, eine Menge von „Rapids“ oder „Schnellen“ (abschüssige Stellen), über welche es große Mühe kostete, die Boote unbeschädigt hinaufzubringen, und so kamen wir erst am 17. Juni nach Michillimakinak. Hier versahen wir uns mit neuen Vorräthen von Korn und Pemmikan, und fuhren dann Pay's Plat am nordwestlichsten Ende des großen Sees zu, welches wir auch am 4. Juli glücklich erreichten. Auf dieser Station ruhten wir ein paar Tage aus, um uns auf unsere künftige Reise zu stärken, denn wir erfuhren da, daß es bis zum Athapaskasee, wo ich mein Winterquartier aufschlagen wollte, nicht weniger als hundert und achtzig Tragеplätze gebe, und zwar zum Theil sehr lange und mühselige, welche nur mit Anstrengung aller Kräfte zu passiren seien. Ueberdem hatten wir einen hohen Wasserfall zu umgehen, und auch der sonstigen Hindernisse gab es noch viele. Die Reise ging übrigens wenigstens für ihr erstes Dritttheil glücklicher von Statten, als ich zu hoffen gewagt hatte, denn es gelang mir, gegen das Versprechen einer wollenen Decke für Jeden, zwanzig Indianer zu miethen, daß sie uns bis zum Winipeg-See geleiteten und an den Lasten des Tragens Theil nahmen.

An diesem See, der etwa die Länge von vierzig und die Breite von neun bis fünfzehn Stunden haben mag, blieben wir sechs Tage lang, das ist bis zum 1. August liegen, um uns gehörig mit Fischen zu versehen, und kamen da jeden Tag mit Indianern vom Stamm der Crees oder Knistinaux's zusammen, welche hier ihre Jagdgründe hatten. Dieselben sind sehr eitel und darum ruhten sie auch nicht, als bis wir sie mit Spiegeln und Glasperlen beschenkten; doch brachten sie uns dafür einige hübsche Bälge, so wie auch verschiedenes frisches Wildpret. Dagegen aber mußten wir unsere Waarenballen unter steter genauer Aufsicht behalten, damit wir nicht bestohlen würden, denn die Crees halten das Stehlen und Rauben nicht nur für kein Verbrechen, sondern sogar für eine ächte Mannesthat, deren sich nur der Listige und Kühne zu rühmen vermöge.

Am 1. August reisten wir mit fünfzehn Indianern ab, welche uns zu Führern dienen und zugleich über die Tragеplätze beistehen sollten. Sie thaten es auch, aber

nur bis zum Sturgeon- oder Störsee, wo sie uns plötzlich verließen, weil sie behaupteten, es befinden sich in der Nähe Rothhäute vom Stamm der Chippewähs, mit welchen sie in Feindschaft lebten. Nun waren wir wieder inmitten der Wildniß auf uns allein angewiesen, und die Mühseligkeiten, die wir von jetzt an zu ertragen hatten, überstiegen oft wirklich alles Maß. Wir setzten jedoch unsere Reise unbeirrt fort, und die wenigen kleinen Indianertrupps, denen wir begegneten, legten uns nicht das Geringste in den Weg; dagegen aber zeigten sie keinerlei Neigung, mit uns in nähere Berührung zu treten, und hielten sich stets von unsern Nachtquartieren fern. Es waren dieß übrigens keine Chippewähs, sondern Kancho-tinne's, d. i. Hasenindianer, so genannt, weil sie ihre Kleider meist aus Hasenfellen verfertigen, und gerade dieser Stamm der Rothhäute steht keineswegs im besten Geruche. Darum freuten wir uns auch nicht wenig, als wir endlich am 20. September auf einen anderen größeren Trupp von Indianern stießen, in welchen ich augenblicklich an der Sprache sowohl als der Kleidung ächte Athabaskas oder Chippewähs — beide Namen sind gleichbedeutend — erkannte, denn nunmehr durfte ich auf thätige Beihülfe rechnen, und überdieß konnten wir auch nicht mehr allzu weit von dem Athabaskasee, um welchen herum die Chippewähs wohnen, entfernt sein. So dachte ich wenigstens, und daß ich richtig kalkulirt hatte, davon überzeugte mich schon der nächste Augenblick. Der Häuptling des Trupps nämlich, ein hoher Krieger mit Namen Matchi Quewisch, kam augenblicklich auf mich zu und bezeigte sich nicht nur unendlich erfreut, als er sich überzeugte, daß ich mit ihm in seiner Mundart sprechen könne, sondern ließ auch sogleich trockenes Fleisch und frische Fische herbeibringen, die er mir zum Geschenke machte. Ueberdem theilte er mir auf meine Frage mit, daß es nur noch fünf Tagreisen bis zum Athapaskasee sei, und schließlich erklärte er sich gern bereit, mir dreißig, und wenn nöthig noch mehr von seinen Leuten als Wegweiser und Lastträger zu überlassen. Ja er versprach sogar, in nicht allzu ferner Zeit selbst an den See zu kommen, um dort nach mir zu sehen, denn er schätze sich unendlich glücklich, einem Weißen die Hand drücken zu können. Natürlich beschenkte ich ihn dafür mit einer Auswahl unserer Waaren, mit Skalpiermessern, Perlen, Taback, Schrot, Pulver und dergleichen mehr, eine große mit Rum gefüllte Flasche auch nicht zu vergessen, und so schieden wir, nachdem wir etwa zwei Stunden bei einander gewesen waren, gegenseitig sehr erfreut von einander; die Hülfe der dreißig versprochenen Wegweiser und Träger aber nahm ich, wie sich von selbst versteht, mit Dank an.

Matchi Quewisch hatte Recht gehabt — wir erreichten den Athabaskasee nach fünf Tagreisen am Abend des 25. September, und nun entließ ich die dreißig Rothhäute, nachdem ich sie nach ihren Begriffen reichlich belohnt hatte. Den andern Morgen aber war es mein erstes Geschäft, mit zwei meiner erfahrensten Voyageurs die Ufer des Sees zu begehen, um den passendsten Platz zu unserer Ueberwinterung auszulesen, und nachdem wir ihn auf einer kleinen Anhöhe hart am Wasser gefunden hatten, begannen wir augenblicklich aus unbehauenen Stämmen, welche wir im nahen

Walde holten, ein dreißig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Haus zu errichten. Dieses theilten wir in zwei Zimmer ab, das hintere größere für unsere Waaren, das vordere für uns selbst, und verstopften die Ritzen von innen so fest als möglich mit Moos, denn bereits mit dem 1. October zeigten sich strenge Vorboten des Winters. Kaum hatten wir es übrigens so weit gebracht, so dachten wir an unsere Winterfeuerung, und schleppten so viel Brennholz als möglich herbei, da ich wohl wußte, daß man dasselbe bei schlechtem Wetter nur mit unsäglicher Mühe transportiren kann. Das Nächste war nun, daß wir in den inzwischen hartgefrorenen See Löcher hieben, um unsere Netze und Angeln darein zu hängen, denn wir besaßen zwar einen leidlichen Vorrath von Korn und Pemmikan, allein so viel konnten wir natürlich nicht mit uns führen, daß wir längere Zeit davon hätten leben können. Im Gegentheil rechnete ich zum voraus schon auf den Ertrag des Fischfangs und der Jagd, als unsern Hauptnahrungszweig, und auf diese Weise muß eigentlich Jeder rechnen, welcher eine Reise durch die Wildniß machen will. Auch hatten wir in den ersten Wochen ziemlich Glück, indem der Athabaskasee sehr fischreich ist, und eben so ergiebig erwies sich die Jagd in den nahen Wäldern, obwohl der tiefe Schnee es uns nicht erlaubte, unsere Hütte anders zu verlassen, als mit langen, aus Birkenrinde verfertigten Schneeschuhen an den Füßen. An diesen Jagdausflügen übrigens nahmen wir nie Alle zumal Theil, sondern es mußte stets die Hälfte der Leute im Blockhause bleiben, damit man einen etwaigen Ueberfall feindselig gesinnter Rothhäute abwehren könne.

Auf diese Weise verbrachten wir die ersten dritthalb Monate des Winters ohne besondere Beschwerden; allein nunmehr trat eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß wir ganze vierzehn Tage lang weder auf die Jagd gehen noch nach den Netzen sehen konnten, sondern wir sahen uns vielmehr darauf angewiesen, stets ein großes Feuer zu unterhalten und auf unseren Decken zu liegen. Dieß brachte uns in unseren Kräften sehr zurück, und überdieß schmolz nun auch unser Pemmikanvorrath schnell dahin. Darum benützte ich den ersten hellen und zugleich milderen Tag, um zehn der Voyageurs auf die Jagd auszusenden, während ich selbst mit den andern die während der großen Kälte tief eingefrorenen Netze und Angeln aus dem Eise heraufholte, um sie in neue Löcher zu bringen. Noch war dieses Geschäft nicht halb gethan, als sich plötzlich ein starker Haufe von Indianern zeigte, welcher — einer nach dem andern gehend (die sogenannte indianische Reihe) — ohne weiteres auf unser Haus zuschritt, offenbar in der Absicht, sich darin festzusetzen. Im ersten Augenblicke meinte ich, es sei Matchi Quewisch mit seinen Leuten, und ich wollte sie schon fröhlich bewillkommnen; allein ein zweiter Blick sagte mir, daß ich Hasenindianer vor mir habe, und somit rannte ich, was ich konnte, dem Blockhause zu, indem ich meinen Leuten zurief, mir schnellstens zu folgen. Es gelang mir, den Rothhäuten zuvorzukommen, und indem ich mich nun an die Wohnthüre stellte, begrüßte ich den Anführer derselben — er hieß, wie ich nachher erfuhr, Keskonik — auf die unter Indianern gewöhnliche Weise, doch ohne ihn einzuladen, in die Hütte zu treten.

„Mein Bruder," sagte er nun, „hat große Vorräthe, und die Söhne dieses Landes, die rothen Männer hungern."

Ich wußte jetzt, was er wollte, und ließ durch meine Canadier, die inzwischen auch herbeigerannt waren, ein Fäßchen Pemmikan aus dem Magazin holen, welches ich dem Häuptling sofort übergab. Ich that dieß zwar sehr ungern, weil unser Vorrath bereits auf die Neige ging, allein die Klugheit rieth mir zu diesem Opfer, indem wir Weiße nur unserer eilf waren, während die Zahl der Rothhäute sich wenigstens auf hundert belief. Meine Freigebigkeit genügte jedoch den Letztern durchaus nicht, sondern sie verlangten sofort mit ziemlichem Ungestüm gebranntes Wasser, damit sie ihr ausgetrocknetes Herz erfreuen könnten. Um sie los zu werden, ließ ich ihnen zwei kleine Fäßchen mit Rum, jedes von etwa sechs Maas, reichen, und fügte dazu noch einige Flintensteine nebst andern Kleinigkeiten. Sie aber stießen nun ein lautes „Yo-hah" oder Freudengeschrei aus und zogen sich augenblicklich in den nahen Wald zurück. Ich traute ihnen übrigens nicht, sondern es stieg unwillkürlich die Besorgniß in mir auf, sie möchten, wenn sie den Rum getrunken hätten, wiederkehren und ihre Forderungen noch höher steigern. Somit befahl ich, alle Musketen, die wir besaßen, scharf zu laden, und that dasselbe mit meinen zwei Pistolen. Dann setzten wir uns um das Feuer in unserem Wohnzimmer herum, der Dinge wartend, die da kommen sollten.

Meine Muthmaßung bewährte sich als vollkommen richtig, denn schon nach einer Stunde kehrten die Rothhäute zurück; doch nicht still und ruhig, wie das erste Mal, sondern im schnellen Laufe und den Kriegsgesang singend. Wir sprangen sofort Alle auf und Jeder ergriff eine Muskete; ich aber öffnete die Thüre und stellte mich mit meinen Pistolen neben derselben auf. Dieß machte die Wilden auf einen Augenblick stutzig; allein schon in der nächsten Minute schwangen sie ihre Speere und Tomahawks und schrieen uns zu, wir müßten ihnen Alles geben, was wir besäßen. Es war ein äußerst gefährlicher Moment. Meine Leute warteten nur auf ein Zeichen von mir, um loszudrücken, und wenn ich dieses Zeichen gab, so fielen ganz gewiß ihrer Zehn aus dem Haufen der Indianer. Allein mußte ich dann nicht befürchten, die Ueberlebenden würden so in Wuth gerathen, daß sie keinen von uns am Leben ließen? Da schoß mir plötzlich ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf, und im Nu brachte ich ihn auch zur Ausführung. Ich sprang nämlich mit einem Satze nach unserem Magazin in's andere Zimmer, rollte ein Fäßchen Pulver bis an die Wohnthüre und schlug ihm da mit ein paar Hieben den Boden aus. „Wer," schrie ich jetzt in der Sprache unserer Feinde, indem ich zugleich den Lauf meiner gespannten Pistole auf die offene Pulvertonne richtete, „wer von euch alten Weibern ist ein braver Krieger? Kommt heran, wenn ihr den Muth dazu habt; kommt heran, damit wir Alle zusammen sterben." Diese Worte, in Verbindung mit meiner drohenden Geberde, machten einen so gewaltigen Eindruck auf die Leute, daß die Zunächststehenden tödtlich erschrocken

zurückprallten und ihr Heil in der schnellsten Flucht suchten; die Uebrigen aber, wie sie ihren Häuptling so eilig davon rennen sahen, folgten alsobald nach, und so sahen wir uns in wenigen Minuten von ihrer Gegenwart vollständig erlöst. Auch kamen sie später nie wieder zurück, um ihr schlimmes Vorhaben zu wiederholen; doch mag hiezu, außer der Furcht, auch noch ein anderer Umstand, dessen ich jetzt Erwähnung thun muß, viel beigetragen haben.

Gleich den ersten Tag nämlich, nachdem die Hasenfellindianer abgezogen waren, näherte sich ein anderer viel größerer Trupp Rothhäute, bei dem sich auch viele Weiber und Kinder befanden, unserer einsamen Hütte, und zu meiner großen Freude erkannte ich in dem Anführer derselben den schon oben erwähnten Matchi Quewisch. Wie ein Bruder kam er auf mich zu und schüttelte mir die Hand, während einige seiner Leute ein großes Quantum von Häuten und getrocknetem Fleisch als Freundschaftsgruß vor mir niederlegten; indem sie aber dieß thaten, machten sich die Weiber eiligst daran, aus Baumrinden Wigwams oder Wohnhütten zu errichten, und ich ersah daraus, daß es nicht blos auf einen vorübergehenden Besuch, sondern auf einen längeren Aufenthalt abgesehen sei. Auch erfuhr ich nun, daß der arme Häuptling längere Zeit krank darnieder gelegen habe, und daß es ihm deßwegen unmöglich gewesen sei, seinem Versprechen, nach mir zu sehen, früher schon nachzukommen; jetzt aber würde er sich, so lange ich am Athapaskasee verweile, nicht mehr von mir trennen, denn er wisse wohl, daß der große Herr des Lebens den Rothhäuten befohlen habe, für die Weißen Thiere zu erlegen und Fische zu fangen. So ungefähr drückte sich der wackere Häuptling der Chippewähs aus, und ich beeilte mich sofort, seine Geschenke mit anderen zu vergelten. Nicht übrigens blos mit Glasperlen, Spiegelchen und sonstigem Tand, sondern auch mit einem Dutzend Musketen nebst einer gehörigen Portion Pulver und Blei, so wie mit vielen anderen nützlichen Dingen, welche sämmtlich mit unendlichem Jubelgeschrei in Empfang genommen wurden.

Wie blieben von nun an verschiedene Monate bei einander, indem wir uns fast jeden Tag, an dem es möglich war, sich in's Freie zu wagen, der Jagd widmeten, und Matchi Quewisch faßte in Folge dessen eine solche Zuneigung zu mir, daß er eines Morgens in einer öffentlichen Versammlung seines Volkes mir vorschlug, mich als Bruder unter seine Krieger aufzunehmen. Dieser einem Weißen so selten zu Theil werdenden Ehre konnte ich mich, obwohl ich wußte, daß damit eine sehr schmerzhafte Operation verbunden sei, nicht wohl entschlagen, weil man meine Weigerung ohne Zweifel für Furcht ausgelegt hätte, und somit sagte ich mit Bezeugung meiner Dankbarkeit ohne weiteres zu. Nun wurde augenblicklich im Freien um ein mächtiges Feuer herum ein großes Gastmahl veranstaltet, bei welchem Bärenfleisch und Bärenfett die Hauptrolle spielte, und nach dem Mahle setzte man mich auf ein Biberfell, während die jungen Krieger anfingen um mich herumzutanzen. Darauf ergriff der Häuptling das „Kalumet,“ d. i. eine aus rothem Thon gefertigte Pfeife, mit einem sehr langen federgeschmückten Rohre, that einen Zug daraus und reichte sie seinem Nebensitzer,

indem er sprach: „Herr des Lebens, sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der Stärke im Arme hat, und seinen Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht.“ Zuletzt wurde auch mir die Pfeife gereicht, und zugleich warf man mir einen „Wampum“ oder, um deutlicher zu sein, einen aus schwarzen und weißen Muscheln künstlich zusammengesetzten Gürtel um den Hals. Kaum waren wir so weit, so führte man mich in eine sehr kleine, kaum drei Menschen fassende Hütte, die man mit Häuten und Fellen so dicht belegt hatte, daß gar keine Luft eindringen konnte, und mit mir traten auch Matchi Quewisch und der vornehmste Krieger nach ihm unter das Zelt; den Augenblick darauf aber schoben einige junge Krieger einen glühend gemachten Stein herein, auf welchen sofort der Häuptling so lange Wasser spritzte, bis der enge Raum innen sich ganz mit Dampf gefüllt hatte. Dadurch gerieth ich in einen starken Schweiß, der alle Poren meiner Haut öffnete und diese so geschmeidig machte, daß man sie gar leicht bearbeiten konnte. Ich mußte nun mein Oberkleid ausziehen und mich auf den Rücken niederlegen; so wie aber meine Brust und Arme bloß lagen, malte darauf der Häuptling mittelst im Wasser aufgelösten Schießpulvers jene kriegerischen Figuren, mit welchen die indianischen Krieger ihren Leib zu zieren pflegen. Nun kam aber erst die Hauptsache. Matchi Quewisch ergriff nämlich sofort einen scharf zugespitzten Flintenstein, ritzte mir damit die Haut an den Stellen auf, an welchen die Figuren eine blaue Farbe annehmen sollten, und rieb diese Stellen recht tüchtig mit Schießpulver ein; die übrigen Stellen aber punktirte sein Begleiter mit einer starken Nadel, bis das Blut floß, und rieb sie dann mit Zinnober ein. Auf diese Art bearbeiteten mich die Beiden mehrere Stunden lang, und der Schmerz war so groß, daß ich mir die Lippen blutig biß, um nicht laut aufzuschreien. Die allerfurchtbarste Qual jedoch hatte ich beim Schluß der Operation auszustehen, denn als nun alle Figuren ganz schön roth und blau hervortraten, zündete der Häuptling ein großes Stück Zunder oder Zündschwamm an, und brannte mir die Wunden damit aus, daß sie nicht eitern sollten. Das war kaum zum Aushalten, aber ich mußte es nicht blos aushalten, sondern durfte sogar nicht einmal eine Miene verziehen, weil sonst der Ruf meiner Standhaftigkeit Noth gelitten hätte. Endlich jedoch hatten die Beiden Alles vollbracht und führten mich zu der Versammlung zurück, diese aber empfing mich mit einem unendlichen Freudengeschrei, denn ich war nun ein regelrecht tättowirter Krieger mit dem Beinamen „der Biber“ geworden.

In der Mitte des Monat Mai fing sich das Eis des Athapaskasees nach und nach zu lösen an und wir konnten nun an unsere Weiterreise denken. Ich ließ also sogleich alles in Bereitschaft setzen, und meine neuen Brüder, die Chippewähs, versahen mich mit so viel Mundvorrath — meist in der Sonne getrocknetem Fleisch — daß ich für viele Tage lang keine Sorge zu haben brauchte. Uns Alle beseelte daher der froheste Muth, besonders auch weil die jetzige Reise keine so großen Schwierigkeiten darbot, als die des vergangenen Sommers. So weit nämlich auch der Athapaskasee vom großen Bärensee, meinem Zielpunkt, entfernt liegt, so besteht doch

zwischen beiden eine ganz direkte Wasserverbindung, denn der Athapaskasee ergießt sich durch den Sklavenfluß in den Sklavensee und aus diesem entströmt dann wieder der mächtige Mackenzie, mit welchem der Bärensee durch den Bärenseefluß zusammenhängt. Wir hatten also nichts zu überwinden, als die verschiedenen Katarakte und Stromschnellen, welche in diesen Flüssen sehr häufig sind; allein dieß ist nicht so mühsam, als das Hinüberschleppen der Canoes und der Waaren von einem Thale in das andere. So nahmen wir denn am 25. Mai Abschied von unseren Freunden, die ich zum Schlusse noch reichlich beschenkte, und bald liefen wir in den Sklavenfluß ein, der uns mit rascher Eile dem Sklavensee zuführte.

Ueber diese ganze Reise kann ich übrigens mit beinahe gänzlichem Stillschweigen hinweggehen, da sie nichts besonders Merkwürdiges darbot; doch muß ich ein einziges Abenteuer ausnehmen, weil uns dieses beinahe den Untergang bereitet hätte. Eines Abends nämlich, wie wir bereits den großen Sklavensee hinter uns hatten und auf dem Mackenzie hinabschwammen, landeten wir an einer Stelle, wo ein klarer Bach, der sogenannte Forellenfluß, in den Mackenzie einmündet, und schlugen da unser Nachtlager auf. Während wir nun aber mit den Zubereitungen zum Abendessen beschäftigt waren, trieben unfern von uns auch einige mit etwa zwanzig Indianern gefüllte Canoes an den Strand, und diese boten uns sogleich frische Fische, die sie den Tag über gefangen hatten, im Tausch an. Sie gehörten zum Stamm der Loucheux oder Schielindianer, und da sie sich den Schein der größten Ehrlichkeit und Zuvorkommenheit gaben, so schenkte ich ihnen außer dem für die Fische bezahlten Preis noch einige Kleinigkeiten. Dafür erboten sie sich, uns den andern Tag bei dem Uebergang über den sogenannten Inselstrudel behülflich zu sein; denn nicht weit von unserem Lagerplatz wird der Mackenzie durch einige Inseln in mehrere Canäle zerspalten, durch welche er in starken Strudeln dahinbraust, und man muß daher hier die Boote ausladen, um sie mit sammt den Waaren so weit hinabzutragen, bis wieder ruhigeres Fahrwasser kommt. Natürlich nahm ich das Anerbieten mit Freuden an, und um es kurz zu sagen, so gingen wir, nachdem wir nur wenige Stunden geruht hatten, schon mit Tagesanbruch an unser mühsames Geschäft. Es nahm uns fast vierzehn Stunden lang in Anspruch, und die Indianer benahmen sich recht willig dabei; dagegen aber glaubte ich doch zu bemerken, daß bei einigen von ihnen die Augen vor Begierde funkelten, als sie sich von den großen Waarenvorräthen überzeugten, welche ich bei mir führte. Ich beschloß daher auf der Hut zu sein, und beobachtete die Leute von nun an ganz genau. Doch bekam ich keinen weitern Anhaltspunkt für meinen Verdacht bis am Abend, wo wir Alles glücklich zu Ende gebracht hatten. Nun nämlich baten die Rothhäute außer den Waaren, welche sie sich für ihre Mühewaltung zum Voraus bedungen hatten, auch noch um einigen wenigen Rum, um ihr Herz zu erfreuen, und natürlich konnte ich ihnen diesen nicht verweigern; so wie sie aber im Besitz desselben waren, zogen sie sich in einige Entfernung zurück und überließen sich da der lautesten Fröhlichkeit. Plötzlich jedoch wurde es ganz still bei ihnen, und dieß

erschien mir so auffallend, daß ich mich alsobald bis in ihre nächste Nähe hinschlich, wo ich mich hinter hervorstehenden Felsen verbarg. Da hörte ich denn nun mit meinen eigenen Ohren, wie sie sich darüber leise beriethen, auf welche Weise sie sich am besten in den Besitz unserer Waaren setzen könnten, und als nun alsbald Einer den Antrag stellte, uns heute Nacht, wenn wir im Schlafe lägen, sämmtlich zu ermorden, so stimmten die Andern ohne Weiteres zu. Dann machten sie noch weiter aus, sie wollten, um uns ganz sicher zu machen, jetzt gleich Abschied nehmen, wie wenn sie die Absicht hätten, noch heute Abend zu ihren Canoes am Forellenbach zurückzukehren; wären sie dann aber weit genug entfernt, daß wir sie nicht mehr sehen könnten, so sollte Halt gemacht werden bis zur Mordstunde um Mitternacht. Solches war ihr Plan, und natürlich erschrack ich nicht wenig, als ich denselben so ganz ruhig und kaltblütig nur fünf Schritte von mir entfernt auseinander setzen hörte. Doch — was sollten wir nun beginnen? Etwa den Angriff abwarten oder sie lieber jetzt gleich über den Haufen schießen, wie sie es nicht anders verdienten? Nein, keines von beiden, sondern ich half mir vielmehr auf eine ganz andere Weise — auf eine Weise, die schon manchen Pelzhändler aus großen Nöthen gerettet hat. Leise, aber so schnell wie möglich eilte ich zu meinen Canadiern zurück und befahl einem von ihnen, augenblicklich ein kleines Fäßchen Rum in ein größeres umzufüllen. Nachdem dieses geschehen war, nahm ich aus der Kiste, in welcher ich mein Privateigenthum verwahrte, eine halbe Flasche Laudanum, schüttete den Inhalt derselben unter den Rum und füllte das Ganze mit Wasser voll. Meine Voyageurs sahen mir verwundert zu, denn sie konnten mein Thun und Treiben nicht recht begreifen, aber sie kamen bald genug in's Klare darüber. Einen Augenblick später nämlich kamen die Rothhäute anscheinend ganz wohlgemuth angeschritten und erklärten, sie wollten jetzt gleich nach dem Forellenbach aufbrechen, damit sie morgen früh ihren Fischfang fortsetzen könnten. „Wie?" rief ich ihnen zu, „heute Abend wollt ihr schon gehen, und ich habe euch doch zur Belohnung für eure guten Dienste noch ein ganzes Fäßchen Rum von meiner besten Sorte zugedacht gehabt?" Zugleich füllte ich einen großen Becher mit dem Getränke aus dem Mischfäßchen, und reichte denselben dem ersten von ihnen dar. Der Bursche warf seinen Kameraden einen ganz eigenthümlichen Blick zu, aber einer solchen Verlockung vermag kein Indianer zu widerstehen, und im Augenblick war der Becher geleert. Ich füllte ihn wieder und wieder, und Einer trank nach dem Andern; wie aber das Fäßchen anfing auf die Neige zu gehen, da lagen sie bereits Alle tief betäubt am Boden und rührten kein Glied mehr. Nun setzte ich meinen Voyageurs den ganzen Sachverhalt auseinander, und darüber wurden sie so wüthend, daß sie die Schlafenden fast ermordet hätten. Ich hielt sie jedoch zurück und gab dafür den Befehl, den Elenden die Hände fest zusammen zu schnüren, damit wir die Nacht, wenn je auch der Eine oder Andere aufwachen sollte, ungestört zubringen könnten. Wir schliefen aber deßwegen doch nicht ganz gut, und brachen den andern Morgen, die immer noch tief betäubten Rothhäute ihrem Schicksale überlassend, schon vor Sonnenaufgang auf.

Am letzten August kamen wir wohlbehalten an dem kleinen Fort Franklin am großen Bärensee an, und die Bewohner desselben waren sehr erfreut, wieder einen neuen Vorrath von Waaren zu erhalten, da der ihrige anfing zur Neige zu gehen. Dafür hatte Herr Fulton, der erste Buchhalter auf dieser wichtigen Station, ein großes Quantum von Pelzwerk aufgespeichert, das ich als Rückfracht mitnehmen sollte, und es fragte sich nun blos, ob es besser gethan sei, die Heimreise nach Montreal noch diesen Herbst, oder erst im nächsten Frühjahr anzutreten. Auf Zureden Fulton's entschied ich mich für Letzteres, und ich bereute es auch nicht, indem ich meine Kenntnisse über den nordischen Pelzhandel und die damit verbundenen Gefahren in diesem langen Winter um ein Bedeutendes vermehrte. Um jedoch nicht allzu weitläufig zu sein, will ich mich auf die Erzählung von drei Abenteuern beschränken, die alle in ihrer Art Interesse erregen dürften; freilich mit dem Beisatze, daß bei einem derselben der Abscheu das Interesse bei weitem überwiegen wird.

Das erste dieser Abenteuer betrifft mich selbst, und ich werde mich daher so kurz als möglich fassen. Während meines Aufenthalts auf Fort Franklin nämlich beschäftigte ich mich sehr viel mit der Jagd, die daselbst auch im Winter sehr ergiebig ist, und oft und viel zog ich ganz allein, ohne irgend einen andern Begleiter, als nur allein die schönen Hunde Fultons, in die nahen Wälder hinaus. Eines Tages nun verleitete mich die Verfolgung eines Rothfuchses bis weit über mein gewöhnliches Revier, und ich kam in eine Gegend, wo der Wald einer von hohen Felsentrümmern übersäeten Sandwüste Platz gemacht hatte. Hinter einem dieser Felsen war der Fuchs verschwunden und ich eilte ihm daher so geschwind als möglich nach, allein wie ich nun um die Steinmasse herum kam, sah ich mich plötzlich einem Bisamstier gegenüber, der das zwischen den Felswänden verborgene Flechtgras abweidete. Wie wüthend fuhren meine beiden Hunde auf das Thier los, und suchten es an der Nase zu packen. Das war jedoch bälder gedacht als gethan, denn der Stier erhob sich augenblicklich zu einem gewaltigen Galopp und rannte auf mich und die Hunde zu. Natürlich nahm ich ihn sofort ganz genau auf's Korn und drückte hinter einander meine beiden Büchsenläufe auf ihn ab. Beide Kugeln trafen, und zwar riß ihm die eine das Schulterblatt auf, während die andere in den Leib eindrang; aber wenn ich nun glaubte, der Bursche werde in Folge dessen zusammenstürzen, so hätte ich mich bitter getäuscht. Im Gegentheil schienen die Wunden seine Kraft noch zu steigern, und vor Wuth schäumend sprang er eine ganze Elle hoch empor, um sich über mich herzustürzen. Erreichte er mich, so war ich ein verlorner Mann. Bei der furchtbaren Gewalt, welche dieses Thier in seinem breiten Vorderkopfe hat, würde es mich zu Brei zusammengequetscht haben. Zum Glück jedoch verließ mich auch in dieser großen Noth die Besinnung nicht, und es gelang mir, mich in demselben Augenblicke hinter einen Felsen zu werfen, in welchem mich der Stier erfassen wollte. Nun prallte dieser an dem Felsen an, und zwar mit einem solchen furchtbaren Stoß, daß er sofort in die Kniee sank und wie betäubt eine halbe Minute lang liegen blieb. Jetzt erhob er sich wieder und schaute

Guido Hammer

Art.A.v.E. Hochdanz

Der verwundete Bisamstier



sich wild um, wo sein Feind geblieben sei; allein diese halbe Minute hatte ich benützt, um meine Büchse wieder frisch zu laden, und so rannte ich ihm abermals zwei Kugeln in den Leib. Doch nein — nicht in den Leib, sondern durch's Auge in's Gehirn, und da stürzte er denn mit einem großen Gekrach todt zusammen.

Das war mein Abenteuer; das zweite aber betrifft nicht mich, sondern einen meiner Freunde, mit Namen Ramsey, der unter den Beamten der Hudsonsbaicompagnie ungefähr dieselbe Stellung einnahm, wie ich. Er war das Jahr vor mir mit Waaren nach dem Fort der guten Hoffnung geschickt worden, und kam auf der Heimreise etwa einen Monat nach mir auf Fort Franklin an, um ebenfalls daselbst zu überwintern; während seiner Fahrt auf dem Porcubineflusse aber begegnete ihm Etwas, was außer ihm vielleicht noch Niemanden auf der Welt begegnet ist. Eines Tages nämlich sah er am Ufer eine ziemliche Anzahl von Indianern, welche einen großen Haufen von Fischen aufgehäuft hatten und ihm zuriefen, er solle anlanden, damit sie ihm von ihren Vorräthen mittheilen könnten. Meinem Freund Ramsey kam dies sehr erwünscht, und er befahl also der Bemannung seines Bootes, nach dem Ufer zuzuhalten. Auch fiel es ihm nicht von ferne ein, mit besonderer Vorsicht zu Werke zu gehen, da er glaubte Kutchin-Indianer vor sich zu haben, von welchen man seit Jahrzehnten keine Gewaltthat gegen die Weißen mehr gehört hat. Es waren übrigens, wie er sich nachher genugsam überzeugen konnte, keine Kutchins, sondern Poës vom Felsengebirge, und diese gehören unter die Wildesten und Grausamsten aller Rothhäute. Kaum hatte nun Ramsey gelandet, so drängte sich ein ganzer Haufen von Indianern, den Tomahawk schwingend, zwischen ihn und seine Leute, und die Letzteren flohen sofort, was sie ihre Füße trugen, denn ihre Waffen lagen im Boote, und mit den Fäusten konnten sie, die Wenigen, gegen einen ihnen zehnfach überlegenen Feind natürlich nichts ausrichten. So blieb Niemand bei Ramsey, als sein Sohn, ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der sich fest an ihn geklammert hielt; die Rothhäute aber stießen den Jungen auf die Seite und banden den Vater an den Stamm eines Baumes fest. Darauf stiegen sie zu dem Boote hinab und brachten dessen Inhalt an's Ufer; insbesondere aber fahndeten sie nach den Rumfässern, deren eines sie sofort öffneten und in gieriger Hast austranken. Kaum waren sie damit zu Ende, so traten sie in eine große Berathung zusammen, und das Resultat derselben ging dahin, den weißen Händler zu tödten, damit er wegen des Raubs nicht später Rache nehme. Alsobald beeilte sich ein Theil von ihnen rings um den Baumstamm herum Holz aufzuhäufen, die andern aber bereiteten an einem großen Feuer ein Gastmahl aus Hundefleisch mit Bärenfett, und wie sie dieses halb gar gekocht hatten, setzten sie sich alle nieder, um es zu verzehren. Natürlich aber verabsäumten sie es dabei nicht, auch dem Rum stark zuzusprechen, und riefen den jungen Ramsey herbei, damit er ihnen die Becher, so bald sie leer waren, stets wieder fülle. Dessen war nun zwar der Jüngling, weil ihn die Angst um seinen Vater fast verzehrte, kaum fähig, allein eben dieser sein Vater sprach ihm Muth ein und forderte ihn in englischer Sprache auf, den Wilden so viel einzu=

schenken, als nur immer möglich sei. So verging eine gute Stunde, da rief einer der Indianer, es sei Zeit, mit den Todesmartern zu beginnen, und das um den Baumstamm aufgeschichtete Holz anzuzünden. Schon stimmten einige Andere bei, aber nunmehr schrie Ramsey, der die Fassung bis jetzt nicht einen Augenblick lang verloren hatte, er wolle eine Rede halten, ehe er in einen andern Himmelsstrich ziehe, und da dieß eine uralt hergebrachte indianische Sitte ist, so konnten es ihm die Rothhäute nicht verweigern. „Der Herr des Lebens," rief jetzt Ramsey, „hat mich zu den rothen Männern geschickt, daß ich ihnen Gutes thue und sie theilnehmen lasse an den Genüssen der Weißen; aber ihre Herzen sind voll vergifteten Blutes und sie haben beschlossen, mich in das ferne Land zu schicken, aus dem noch Niemand wiederkehrte. Ich freue mich, jenes Land zu betreten, denn dort werde ich große Krieger finden. Ihr jedoch seid alte Weiber, und eure Schmach ist groß, weil ihr mir noch nicht einmal den Becher gereicht habt, um zum letzten Mal mit euch zu trinken." So sprach Ramsey und die Folge war, daß einer der Wilden ihm sofort einen Becher reichte, während sie selbst sich die ihrigen ebenfalls bis an den Rand füllen ließen. Dann tranken sie dieselben aus bis auf die Nagelprobe, und hiedurch, sowie durch das, was sie früher schon genossen hatten, wurden sie so wirre in ihrem Kopfe, daß sie nicht einmal sahen, wie Ramsey seinen Becher verstohlen auf den Boden schüttete. „Noch einen Becher voll," schrie Letzterer, „dann will ich den Kriegern im andern Lande die Großmuth eurer Seelen verkünden." Abermalen wurden die Becher gefüllt und abermalen auf dieselbe Weise geleert; dieser letzte Trunk aber hatte die Wirkung, welche Ramsey beabsichtigte, denn die Indianer konnten nun kaum mehr lallen, und wenn einer aufstehen wollte, so fiel er gleich wieder rückwärts. Deßwegen begehrten sie aber doch noch immer mehr zu trinken und der junge Ramsey schenkte auch Jedem ein, so lange er nur schlucken konnte. Endlich übermannte sie die Trunkenheit vollkommen, und nun, als sie alle sinnlos dalagen, beeilte sich natürlich der Sohn, dem Vater die Stricke zu durchschneiden. Gleich darauf stießen auch die geflohenen Voyageurs, die sich in einem nahen Walde versteckt gehabt hatten, wieder zu ihnen, und sie setzten nun, nachdem sie alle ihre Waare in ihr Canoe zurückgebracht, ihre Reise weiter fort. Verschweigen jedoch darf ich nicht, daß sie sich vorher blutig rächten, denn sie zählten je den fünften Mann ab, und schnitten ihm wegen der beabsichtigten Frevelthat den Hals bis zum Halswirbel durch. Die Uebrigen ließen sie am Leben.

Das dritte Erlebniß, welches ich erzählen will, ist ein Beweis, bis zu welcher grenzenlosen Rohheit der Mensch herabsinken kann; ja zu einer Rohheit, die ihn bei weitem unter die wilden Thiere des Waldes herunterdrückt. Herr Fulton hatte kurz vor meiner Ankunft drei seiner Leute, lauter im Lande geborene Weiße, mit Namen Karl Janvier, Franz St. Ange und Ludwig Dufresne mit Geschenken an einen fernen Indianerstamm in den Felsengebirgen abgesandt, um diesen Stamm zu bewegen, künftighin seine Felle, was er bisher nicht gethan, nach Fort Franklin zum Austausch zu bringen. Die Dreie richteten den Auftrag nach Vorschrift aus, hielten sich jedoch

viel länger auf, als sie hätten sollen, und so überraschte sie auf der Rückreise unversehens ein mit solcher Kälte begleiteter Wintersturm, daß sie unmöglich weiter konnten. Zum Glück hatten sie aber, außer ihren Jagdgewehren, auch noch Aexte und Fischergeräthe bei sich, und somit erbauten sie sich an dem kleinen Flusse, in welchem ihr Boot festgefroren war, eine Hütte, in der Hoffnung, sich so lange mit Fischen nähren zu können, bis bessere Witterung eintrete, denn der von Fort Franklin mitgenommene Proviant war bereits verzehrt. Einige Tage lang gings ganz gut, aber dann zerbrach zum Unglück ihr Fischergeräth, und da ihnen auch kein Wild zum Schusse kam, so trat bald bittere Hungersnoth unter ihnen ein. Natürlich suchten sie dieser auf alle nur mögliche Weise abzuhelfen, und es wurden Gegenstände in Speisen verwandelt, welche man sonst für durchaus ungenießbar hält. So assen sie z. B. das sogenannte »Tripe de Roche,« d. i. „Felsenkaldaunen," ein schwammiges an den nackten Felsen klebendes Kraut, das die heftigsten Schmerzen in den Eingeweiden erregt, und zugleich kratzten sie von ihren Bärenfellen, die ihnen seither als Bettdecken dienten, das Haar aus, um die Felle selbst braten zu können. Allein deßungeachtet kamen sie dem Verhungern immer näher, und ihre Leiber magerten zu wahren Skeletten ab. Da, in diesem großen Jammer, wurde der böse Geist, wie die Indianer sagen, Herr über die Seele Janviers, und er faßte den gräßlichen Entschluß, die erste Rothhaut, welche er zu Gesicht bekommen werde, zu ermorden, um dieselbe aufzuzehren. „Lieber will ich Menschenfleisch essen, als elend verhungern," rief er seinen Kameraden zu, „und überdem ist eine Rothhaut auch nur ein halber Mensch." Dabei blieb er, trotzdem ihm die beiden andern das Grausige seines Vorhabens vorhielten, und da er schon im gewöhnlichen Leben ein eben so trotziger und roher, als starker und gewaltthätiger Mann war, so ließ sich jetzt, wo ihn der Hunger dem Wahnsinn nahe gebracht hatte, wohl von ihm erwarten, daß er sein Vorhaben ausführen werde. Nun wollte es das Geschick, daß gleich den andern Tag, nachdem Janvier seinen schrecklichen Vorsatz kund gegeben hatte, ein Indianer in der Nähe der Hütte der drei Halbverhungerten sich sehen ließ. Janvier rief ihn augenblicklich an und der Mann kam näher. Er hatte auf der Jagd zwei Ottern und einen Hasen erbeutet, die er bei sich trug; wie er aber das Elend der weißen Männer sah, so gab er das Wild freiwillig her, damit sich die Armen satt essen könnten. Wie unendlich glücklich fühlten sich jetzt diese! Selbst Janvier aß so begierig und sah dabei den Indianer mit solchen Freudenblicken an, daß seine Gefährten hofften, er werde jetzt seine früher ausgesprochene Absicht vergessen haben. Er konnte, meinten sie, unmöglich so niedrig denken, daß er einen Mann mordete, welcher ihnen so eben durch seine Freigebigkeit das Leben gerettet hatte; aber sie kannten das harte Herz Janviers nicht. Den andern Morgen — der Indianer hatte die Nacht bei ihnen in ihrer Hütte zugebracht — wurde der großen Kälte wegen schon in aller Frühe ein tüchtiges Feuer angezündet, und um denselben eine rechte Kraft zu geben, sollte ein mächtiger, in der Ecke liegender Holz-

klotz hineingeworfen werden. Die zwei Gefährten Janviers fühlten sich aber zu schwach dazu, und so forderte Letzterer die Rothhaut auf, ihm dabei behilflich zu sein. Der Indianer war im Augenblicke dazu bereit, allein wie er sich nun bückte, um die schwere Last fortzubewegen, schmetterte ihn Janvier mit einer Axt zu Boden, und die Axthiebe wurden so oft wiederholt, daß derselbe bald den letzten Athemzug gethan hatte. Darauf schleppte der Mörder die Leiche bis zur Thüre, schnitt sie daselbst auf, und legte so viel Fleischstücke in den über das Feuer gebrachten Kessel, als ihm zu einer tüchtigen Mahlzeit nöthig schienen. Wie das Fleisch gekocht war, forderte er seine Gefährten auf, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Sie weigerten sich und wandten sich voll Abscheu ab. Allein nun drohte er ihnen, sie so kalt zu machen, wie die Rothhaut, und brachte es hiedurch so weit, daß sie nicht nur am Essen theilnahmen, sondern daß sie ihm auch feierlichst schworen, nie eine Silbe von dem, was vorgegangen, zu verrathen. Das gräßliche Mahl bekam ihnen übrigens sehr übel, denn sie — St. Ange und Dufresne nämlich — mußten sich aus Eckel heftig erbrechen und wurden darauf mehrere Tage lang vom Fieber geschüttelt. Da bereuten sie dann bitter von dem Indianer gegessen zu haben, und klagten sich dies auch leise. Janvier dagegen spottete ihrer Schwachheit und fragte sie höhnisch, welches Stück vom Menschen sie für das beste hielten. Diesen Spott nahm Dufresne still hin, St. Ange aber wagte eine kleine Entgegnung und reizte dadurch den Zorn Janviers auf's Aeußerste. Darum, wie nun nach acht Tagen der Indianer — weil sie keine andere Nahrung hatten, zwang der Hunger auch den St. Ange und Dufresne, von der widernatürlichen Speise zu sich zu nehmen — aufgezehrt war, brach Janvier jede Gelegenheit vom Zaune, um mit St. Ange in Streit zu gerathen, und beschuldigte denselben endlich geradezu, er habe im Sinne die Sache zu entdecken, obwohl er feierlichst geschworen, sie geheim zu halten. Offenbar ging die Absicht des gräßlichen Menschen dahin, sich abermalen Menschenfleisch zu verschaffen, und er suchte nur noch einen Vorwand, um dem St. Ange an's Leben zu gehen. Deßwegen forderte er auch den Dufresne, dessen große Aengstlichkeit er kannte, auf, rund heraus zu sagen, ob ein Verräther nicht den Tod verdiene, und als darauf der Gefragte demüthig entgegnete, daß Verrath allerdings strafbar sei, ergriff Janvier sofort eine Axt und spaltete damit dem St. Ange den Kopf. Kaum aber hatte er ihn getödtet, so schnitt er ihn auch auf, kochte ein Stück und zwang den Dufresne, dasselbe mit ihm zu verzehren. Für Nahrung auf die nächsten vierzehn Tage war also gesorgt, allein wie sollte es nachher werden? Mit Schauder dachte Dufresne hieran, denn er konnte sich wohl denken, daß, so bald St. Ange aufgespeist sei, die Reihe des Gegessenwerdens an ihn kommen müsse. Doch zum Glück trat jetzt plötzlich gelindere Witterung ein, und hiedurch ward ihnen die Möglichkeit gegeben, mittelst Schneeschuhen, die sie sich fertigten, ihre Heimreise nach Fort Franklin zu bewerkstelligen. Ende November kamen sie daselbst an und Herr Fulton fragte sie nun sogleich, „wo St. Ange geblieben sei." „Er ist mit einem Indianerhäuptling Namens Onnomay auf die Jagd gegangen," erwiederte Janvier, „und

wird ohne Zweifel bald wieder kommen." Weil aber ein Tag nach dem andern verging, ohne daß St. Ange sich einstellte, fragte Herr Fulton abermalen ernstlich nach ihm. Doch erhielt er stets dieselbe Antwort, und selbst Dufresne bestätigte auf die Aufforderung Janviers hin ihre Wahrheit. Nicht lange hernach kam ein Trupp Indianer des Pelzhandels wegen auf's Fort und es stellte sich heraus, daß ihr Anführer gerade der Häuptling Onnomay war, mit welchem St. Ange auf die Jagd gegangen sein sollte, während Onnomay selbst nicht eine Silbe davon wußte. Nun wurde die Sache immer verdächtiger, und Herr Fulton nahm sofort den Janvier als den Dufresne einzeln vor. Janvier spielte den Trotzigen und blieb dabei: St. Ange sei mit einem Indianerhäuptling auf die Jagd gegangen, nur wisse er den Namen desselben nicht genau; Dufresne dagegen stockte in seiner Antwort und erklärte endlich, er habe einen schweren Eid geleistet, nichts zu verrathen, aber so viel könne er schon sagen, daß St. Ange nie mehr wiederkehren werde. Natürlich drangen wir jetzt alle in ihn, die ganze Wahrheit zu sagen, indem wir ihm vorstellten, daß ein erzwungener Eid keine Geltung habe, und so konnte er endlich nicht mehr umhin, das scheußliche Verbrechen zu enthüllen. Nun wurde Janvier abermalen vorgefordert, und Dufresne mußte vor ihm den ganzen Hergang erzählen. Dennoch fuhr der Mörder fort zu läugnen. Aber wie ihm nun Fulton plötzlich zurief, „welches Stück vom Menschen das beste sei," da gerieth er in eine sichtliche Verwirrung und schließlich legte er ein umständliches Bekenntniß ab. Deßwegen bezeugte er aber doch keine Reue, sondern meinte, in einer ähnlichen Lage würde er selbst seinen Bruder umbringen, und ich glaube auch, daß er's im Stande gewesen wäre. Allein Herr Fulton sorgte dafür, daß der grausame Bösewicht seinen Lohn erhielt, denn er berief sofort alle anwesenden Angestellten der Compagnie zu einem Gericht zusammen, und dieses verurtheilte den Janvier einstimmig zum Tode.

Solch' schreckliche Dinge ereignen sich in den Wildnissen der Hudsonbeiländereien, und eben damit will ich auch dieses Kapitel schließen.

Zehntes Kapitel.

Zwischen zwei Welttheilen,

oder

Die Küsten und Inseln am nördlichsten Ende des stillen Oceans.



Wir haben nun die große Rundreise um die Länder des Nordpols und des Eismeeres beinahe vollendet. Begonnen haben wir mit Sibirien, das ist mit dem nördlichsten Theile Asiens, von da besuchten wir Nowaja Semlja, und kehrten dann für ein ganzes Jahr bei den Lappen ein. Darauf schilderten wir die Leiden und Freuden des Wallfischfangs in den nördlichen Meeren, überwinterten sofort auf der Insel Spitzbergen, und machten eine längere Tour durch Island. Endlich besuchten wir die Eskimos auf Grönland, machten hernach einen längeren Abstecher nach Neufundland und Labrador, und schilderten zuletzt die nördlichsten Striche Amerikas oder die Hudsonsbailändereien mit ihren Pelzthieren und Pelzhändlern. Es bleibt uns also nichts mehr übrig, als der Theil des hohen Nordens, wo Amerika und Asien beinahe zusammenstoßen, oder mit andern Worten jener Meeresarm, welcher den stillen Ocean mit dem Eismeere verbindet, und eigenthümlicherweise reicher ist an Inseln, als beinahe irgend eine andere Partie des Weltmeeres.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wußte man von diesem Meeresarme nichts, und kein Mensch konnte sagen, wo Asien aufhöre und Amerika beginne. Allein seit der Eroberung Sibiriens durch die Russen drangen jene kühnen Abenteurer, welche man in Rußland „Promyschlenik" nennt, weil sie zugleich Pelzjäger und Pelzhändler sind, von der Gewinnsucht getrieben, immer weiter gegen Osten vor, und unmittelbar hinter den Promyschleniks her kamen die Kosaken, um die neu entdeckten Ländereien dem Czar von Moskau unterwürfig zu machen. Auf diese Art wurde die ganze ungeheure Landschaft, welche sich vom Obi zum Jenissei, von diesem zur Lena und von der Lena zum Anadyr erstreckt, in der kurzen Zeit von einem Jahrhundert dem russi=

schen Reiche einverleibt, und im Jahre 1698 setzte sich Wladimir Atlassow, welcher das Jahr zuvor mit sechzig Kosaken als „Piätidesatnik" das ist als Befehlshaber nach dem Anadyr gesandt worden war, um neue Entdeckungen zu machen, gar in der Halbinsel Kamtschatka fest. Die Ausbeute an Pelzthieren aller Art war groß, und der russische Czar beförderte daher den Atlassow, obwohl derselbe wenig mehr war, als ein Räuber, zum Obristen und Gouverneur von Kamtschatka; was jedoch bei der ganzen Eroberung das meiste Aufsehen erregte, war die Entdeckung eines ganz neuen Pelzthieres, dessen Balg einen weit größeren Werth hatte, als der aller bisher bekannten Gattungen. Dieses Thier ist die Seeotter, die Lutra oder besser Enhydris marina, wie die Gelehrten, die Bobr Kamtschazkoi, d. i. die kamtschadalische Otter, wie die Russen sagen, ein wieselartiges Geschöpf, welches der an den Süßwasserflächen Europas lebenden Fischotter vielfach gleicht, aber doch keineswegs mit ihr zu vergleichen ist. Wenn nämlich die Fischotter einen breiten, vorn abgerundeten Kopf, sowie einen sehr langen, gegen das Ende flach gedrückten Schwanz besitzt, so hat die Seeotter eine stumpfe Schnauze nebst einem kurzen Schweife, und unterscheidet sich außerdem noch durch sehr kleine Vorderfüße, deren Zehen durch eine feste haarige Schwimmhaut mit einander verbunden sind. Auch wird sie viel größer, als die Fischotter, und erreicht nicht selten ohne den Schwanz eine Länge von vier Fuß. Die Hauptsache aber ist die außerordentliche Verschiedenheit des Balges, denn wenn der der Fischotter oben eine röthlich-braune und unten am Bauche eine grau-weiße Farbe hat, so glänzt dagegen der der Seeotter so schwarz wie Ebenholz, und zugleich fühlt sich das überaus dichte und lange Haar so weich an, wie die feinsten Daunen. Ebendeßwegen gilt ein Fischotterfell gewöhnlich seine zwölf bis vierzehn Gulden, für ein Seeotterfell aber, wenn es unverdorben ist, zahlen die Chinesen recht gern ihre dreihundert Gulden und noch mehr. Man hatte also eine wahre Goldgrube gefunden, als man Kamtschatka mit den an der Küste dieser Halbinsel einheimischen Seeottern entdeckte, und alle kühneren Abenteurer und Pelzjäger Rußlands eilten sofort dahin, um durch den Fang des kostbarsten aller kostbaren Pelzthiere schnell zu großem Reichthum zu gelangen.

Eben diese eifrige Verfolgung der Seeottern aber machte, daß bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine einzige derselben mehr an der Küste von Kamtschatka gefunden wurde; allein nun fahndete man weiter nordwärts nach ihnen, und ließ keinen einzigen Küstenstrich Asiens bis gegen das Eismeer hinauf ununtersucht. Ja sogar auf die benachbarten Inseln schiffte man hinüber, und machte so eine Entdeckung nach der andern, bis man endlich auch auf die gegenüberliegende Küste von Amerika gelangte. So fand anno 1759 Demetrius Paikoff, ein Schiffer und Abenteurer aus Jakutsk, die sogenannten Fuchsinseln, die mittlere Gruppe der Aleuten; so anno 1760 Adrian Tolstych aus Ochotsk, die nach ihm benannten Adrianowinseln, eine andere Gruppe der Aleuten; so anno 1763 Stephan Glottoff die Insel Kadiak; so im Jahre 1768 der unglückliche Krenitzin die Halbinsel Alaschka auf amerikanischer Seite; so anno 1786 der Steuermann Pribylow die Inseln St. Georg und

St. Paul, welche beide zusammengenommen auch Pribylowinseln genannt werden. Uebrigens nicht blos von der Habgier getrieben machte man Entdeckungen, sondern es rüstete auch die russische Regierung verschiedene Expeditionen aus, welche den Seeweg von Kamtschatka gegen Norden hin so weit als möglich verfolgen und namentlich herausbringen sollten, ob Asien mit Amerika zusammenhänge oder nicht. Schon Peter der Große dachte hieran, und nahm deßhalb den Vitus Behring, einen geschickten jütländischen Seemann, dem aber leider sonst jede wissenschaftliche Bildung fehlte, in seine Dienste. Doch konnte das Vorhaben des großen Kaisers erst unter seiner Nachfolgerin Katharina I. anno 1728 ausgeführt werden, und auch jetzt war der Erfolg kein vollständiger. Es glückte nämlich zwar dem Capitän Behring, welchen zwei kühne Officiere, Martin Spangberg und Alexei Tschirikow, begleiteten, die ganze sibirische Ostküste bis an's Eismeer hinauf zu befahren, allein nach Amerika kam er nicht hinüber. Uebrigens war schon das ein großer Gewinn, daß man jetzt mit Bestimmtheit wußte, Amerika hänge nicht mit Asien zusammen, sondern beide Welttheile seien durch eine schmale Wasserstraße, die sogenannte Behringsstraße, von einander getrennt, denn auf dieser Grundlage konnte man nun mit Leichtigkeit weitere Forschungen anstellen. Zwölf Jahre nachher veranlaßte der in St. Petersburg lebende Astronom Delisle die Kaiserin Anna, durch dieselben Seeofficiere eine nochmalige, wiederum von Kamtschatka ausgehende Untersuchungsreise vornehmen zu lassen, und zwar in drei Schiffen, deren erstes nordöstlich, deren zweites östlich, und deren drittes südlich segeln sollte. Die nordöstliche Richtung hatte Behring zu verfolgen, und er verließ am 4. Juni 1741 den Hafen von St. Peter und Paul auf Kamtschatka unter sehr frohen Hoffnungen. Allein seine Fahrt war eine sehr unglückliche, und ohne weit gekommen zu sein, strandete er auf einem wüsten, kaum von wilden Thieren bewohnten Eilande, das man später ihm zu Ehren „Behringsinsel“ genannt hat. Hier starb er am Skorbut und mit ihm der größte Theil seiner Mannschaft. Der Ueberrest dagegen, im Ganzen noch fünfundvierzig Mann, zimmerte sich aus dem gestrandeten Schiffe eine Barke und kam damit, nachdem man unter unsäglichen Leiden auf der Behringsinsel überwintert hatte, glücklich wieder in Kamtschatka an. Das zweite gegen Süden bestimmte Schiff commandirte Martin Spangberg, und dieser geschickte Officier machte auch richtig mehrere nicht unwichtige Entdeckungen in den Kurilischen und Japanischen Inseln. Den eigentlichen Zweck der ganzen Expedition jedoch, nämlich die Untersuchung des zwischen Asien und Amerika dahinfließenden Meeres und seiner Küsten erreichte nur Tschirikow, welcher mit seinem Schiffe nach Osten segelte, denn er landete nach einer Fahrt von einundvierzig Tagen auf der Küste Amerika's ungefähr in demselben Striche, in welchem jetzt als Städtchen Neuarchangel liegt, und nahm das Land für seine Kaiserin in Besitz. Dem Capitän Tschirikow gebührt also die Ehre, zum ersten Male von Kamtschatka aus nach dem nördlichen Amerika hinüber gesegelt zu sein; ihm gebührt überhaupt der Ruhm, diese Küste zuerst entdeckt zu haben, und ihm allein verdankt Rußland den Besitz des großen Ländergebiets, welchen es jetzt

noch im äußersten Westen des vierten Welttheils unter dem Titel „Russisches Amerika" inne hat. Seither übrigens ist für die nähere Kenntnißnahme dieser nördlichen Gegenden ziemlich viel gethan worden, besonders durch den großen Weltumsegler Cook, welcher anno 1778, sowie durch den Russen Kotzebue, welcher in den Jahren 1815 bis 1818 den größten Theil der Küsten und der Inseln von Kamtschatka an nordwärts, und von der Behringsstraße an südwärts genauer untersuchte; allein dennoch bleibt noch Vieles zu thun und noch manches Geheimniß zu entschleiern übrig, weßhalb kühne, unternehmende Reisende ihr Augenmerk dorthin richten sollten. Ja, das Interesse an diesem Theile der Welt muß um so größer sein, als er sich von all' den nordischen Gegenden, die wir bereits kennen, in nicht wenigen Dingen um ein Bedeutendes unterscheidet!

Nehmen wir nur das Clima — welch merkwürdiger Gegensatz zwischen dem Behringsmeer (so nennt man den Theil des Oceans, welcher zwischen Amerika und Asien dahinfließt) und der See an der Nordküste Islands, Norwegens und Spitzbergens! Hier macht sich allüberall an den nach Westen zu gelegenenen Küsten, wie ich im dritten Kapitel näher auseinander gesetzt habe, die Einwirkung des Golfstroms bemerklich, und man trifft deßhalb auf Norwegen in den vor den Nord- und Ostwinden geschützteren Buchten, bis weit gegen Norden hinauf, einen herrlichen Baumwuchs; das Behringsmeer dagegen entbehrt aller dieser Vortheile und man sieht sich dort unter dem sechszigsten Breitegrade dem Norden weit näher gerückt, als in der atlantischen See unter dem siebzigsten. Aus diesem Grunde herrschen auch in den Gewässern zwischen Asien und Amerika fast das ganze Jahr hindurch so dicke Nebel, daß der Schiffer sich oft gar nicht zurecht zu finden weiß, und im Winter stellt sich der Schnee, im Sommer aber der Regen fast im Uebermaße ein. Das Clima dorten ist also nicht nur kein angenehmes, sondern vielmehr eines der unangenehmsten der Welt, und an Pflanzenwuchs — nasses Gras ausgenommen — oder gar eine Baumwelt darf man natürlich ohnehin nicht denken. Um so großartiger dagegen entwickelt sich das Leben im Schooß der Gewässer, und insbesondere drängen sich die Fische in unglaublich großen Schaaren, während über dem Meere, sowie am Strande wundersam zahllose Flüge von Wasservögeln dahinschweben. Doch ist es nicht bloß der Reichthum der Wasserthierwelt, welcher unsere Bewunderung hervorruft, sondern noch mehr die Gattung der Thiere, die man hier findet. Zwar allerdings sind die meisten Vögel und Fische des Behringsmeers auch im atlantischen Ocean zu Hause, allein wo in der Welt findet man sonst jenes kostbarste aller Pelzthiere, von dem ich weiter oben schon gesprochen habe, nämlich die „Seeotter", als gerade hier? Wo sonst jene kolossalen, unförmlichen Fett- und Fleischmassen von Meersäugethieren, welche man „Seelöwen und Seebären" nennt. Freilich sind diese letzteren Thiere nur Abarten der Robben, und Robben gibts überall in den nördlichen Gewässern; aber muß man nicht vor solchen Robben, wie sie das Behringsmeer erzeugt, einen ganz besonderen Respect haben, vor Robben nämlich, die wie die Seelöwen ihre zwanzig bis vierundzwanzig

Fuß lang werden, und dabei fünfzehn bis achtzehn Fuß im Umfang haben? Ueberdem aber — in welch' unendlicher Anzahl sind nicht alle diese Thiere vorhanden! Die Mannschaft des gestrandeten Behring'schen Schiffes, welche, wie ich oben sagte, auf der Behringsinsel überwintern mußte, erlegte in dieser Zeit mit Leichtigkeit neunhundert Seeottern, nebst einer entsprechenden Anzahl von Seelöwen, und der Capitän Tschirikow brachte von seiner Reise nicht minder viel Otternfelle nach Hause; am allerklarsten wird uns aber die Sache, wenn wir den Schifffahrer Pribylow nach den beiden von ihm entdeckten kleinen Inseln St. Georg und St. Paul begleiten, denn er erlegte in den zwei Jahren, die er dort verweilte, nicht weniger als zweitausend dreihundert Ottern, dreißigtausend Seelöwen und Seebären, vierhundertundachtzig ganz junge Seebären, deren Fell fast so viel Werth hat, als das der Ottern, und endlich achttausend blaue Füchse. Alles in Allem erlöste er aus seiner Jagdbeute, die er freilich zu äußerst mäßigen Preisen in Ochotzk verkaufte, die Kleinigkeit von zweimalhundert und fünfzigtausend Silberrubeln, was damals, anno 1786, so viel war, als jetzt ein paar Millionen Gulden, und er rückte also plötzlich von einem armen Steuermann zu einem steinreichen Mann vor.

Ein solcher Fang ist noch nicht leicht erlebt worden, und ebendeßwegen versetzte er die russischen Pelzjäger und Händler in eine fast fieberhafte Aufregung. Jeder wollte ein zweiter Pribylow werden, und so ließen sich denn theils auf den vielen Inseln des Behringsmeers — man gab ihnen allen zusammen der Kaiserin Katharina zu Ehren den gemeinsamen Titel „Katharinenarchipel" — sowie an dessen beiderseitigen Küsten russische Abenteurer aller Art nieder. Diese Abenteurer aber machten sich unter dem Schutze des russischen Doppeladlers, welcher seit den Zeiten Behrings und Tschirikows die Oberhoheit über alle diese Lande und Meere in Anspruch nahm, nach und nach die Eingebornen des ganzen Archipels zinsbar und eröffneten zugleich, sei's zu Schiffe über Canton, sei's zu Lande über Kiachta, einen Verkehr in Pelzen mit China, der in kurzer Zeit eine großartige Ausdehnung erlangte. In Folge dessen bildete sich bereits im Jahre 1797 eine förmliche russisch-amerikanische Handelscompagnie, welche sich die englische Hudsonsbaicompagnie zum Muster nahm, und da sich sehr angesehene Herrn in St. Petersburg bei der Sache betheiligten, so gelang es dieser Gesellschaft in der That, vom Kaiser Paul I. ganz dieselben, wenn nicht noch größere Vorrechte zu erhalten, als König Karl II. von England dem Prinzen Rupert und seinen Genossen ertheilt hatte. Mit andern Worten, der Kaiser verlieh ihr den ausschließlichen Handel und die ausschließliche Jagd, sowohl zu Wasser, als zu Lande, über das ganze russische Amerika, sowie über das ganze Behringsmeer, mit allen darin befindlichen Inseln, also über ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, und fügte dazu noch das weitere Monopol, daß alle Entdeckungen, welche von der Gesellschaft im stillen Oceane später noch gemacht würden, ebenfalls nur von ihr allein ausgebeutet werden dürften. Eine Gesellschaft mit solchen Privilegien mußte natürlich gedeihen und es wurden von ihr sofort überall, wo es ihren Beamten dienlich schien, Jagdposten, Stationen oder

Forts errichtet, gerade wie es die Hudsonsbaicompagnie auch machte. Den Haupt- und Mittelpunkt aller dieser kleinen Niederlassungen übrigens bildet das Städtchen Neuarchangel, welches anno 1804 auf der Insel Sitcha unweit der amerikanischen Küste gegründet wurde, denn es ist nicht nur der Sitz des Generalgouverneurs, sondern es liegt darin auch eine Besatzung von dreihundert Mann, und seine Wälle sind mit etlichen und fünfzig Kanonen besetzt. Hierher muß die gesammte Jagdausbeute von allen Stationen und Forts abgeliefert werden, und von hier aus erhalten umgekehrt alle diese Posten die nöthigen Waaren und Vorräthe; das ganze Geschäft aber besorgt, weil alle Posten an der See liegen, eine kleine Flottille von gut ausgerüsteten Schiffen. So ist die Stellung, welche Neuarchangel einnimmt, offenbar eine sehr wichtige, und dazu kommt dann noch, daß sein Hafen den ganzen Winter hindurch nicht eingefriert, was in dieser Himmelsgegend ziemlich viel besagen will; allein dessenungeachtet will die Niederlassung doch nicht recht gedeihen, denn sie hat es noch nicht einmal zu tausend Einwohnern gebracht, und unparteiische Reisende versichern, daß man auf der ganzen Welt nicht leicht einen elenderen und schmutzigeren Ort, als diese Hauptstadt des großen Territoriums der russisch-amerikanischen Handelscompagnie, auffinden könne. Doch was liegt den reichen Mitgliedern der Compagnie daran? Nicht um das Emporkommen ihrer Colonien, nicht um das Glück ihrer Unterthanen ist es ihnen zu thun, sondern nur allein um ihr Einkommen, nur um den jährlichen Ertrag des Pelzhandels, und da dieser zu ihrer großen Zufriedenheit noch immer in ganz gleichmäßiger Stärke florirt, so huldigen die Regenten jenes großen Territoriums den Neuerungen und dem Fortschritt so wenig als möglich.

Es dürfte nun übrigens an der Zeit sein, auch ein wenig nach den Eingebornen zu sehen, welche den Katharinenarchipel nebst den angrenzenden Festlandsküsten bewohnen, indem doch gewiß Jedermann ein Interesse dafür hat, zu wissen, wie sich in dieser Beziehung Asien und Amerika zu einander verhalten. Man könnte nämlich versucht sein zu glauben, daß die Küsten zweier verschiedenen Welttheile doch auch sicherlich von verschiedenen Völkerschaften bewohnt sein müßten, weil ja schon die einzelnen Länder, die durch Gebirge naturgemäß von einander getrennt sind, total ungleiche Nationalitäten beherbergen. Allein wie ist's nun mit den sich gegenüberliegenden Küsten Asiens und Amerikas?

Fährt man vom stillen Ocean aus in das Behringsmeer ein, so gewahrt man mit Erstaunen, wie eine große lang gedehnte Reihe von Inseln sich von der asiatischen Halbinsel Kamtschatka bis nach der amerikanischen Halbinsel Aljaska oder Alaschka hinzieht, so daß es fast scheint, als habe hier die Natur eine Brücke von Asien nach Amerika hinüber bauen wollen. Oder — so könnte man sich auch fragen — haben vielleicht die beiden Welttheile in unvordenklichen Zeiten einmal zusammengehört, und sind später durch eine ungeheure Erdrevolution von einander gerissen worden? Fast scheint es so; aber wie dem auch sei — die Inselbrücke existirt und ist unter dem

Gesammtnamen „die Aleuten“ bekannt. Natürlich übrigens theilt man die lange Kette wieder in besondere Gruppen ein, wie z. B. die Fuchsinseln, die Andreanowinseln, die Ratteninseln und wie sie sonst heißen mögen. Auch herrscht in der Größe der einzelnen Eilande, wie man sich wohl denken kann, keine Gleichheit vor, sondern das eine übertrifft das andere oft — die beiden größten heißen Unimak und Unalascha — um das Zehn- oder Zwanzigfache an Ausdehnung. Deßwegen haben sie aber doch alle wieder unendlich viel Gemeinsames, und erzeugen z. B. auf ihrem mageren Felsengrund außer Gräsern, Moosen und Flechten, nur niedriges Gestrüpp, keineswegs aber Baumwuchs. Von der See aus gesehen, gewähren sie einen äußerst traurigen Anblick, und betritt man ihr Inneres, so begegnet man überall den Spuren der gewaltsamsten Zerrüttungen, so wie auch insbesondere großen Lavamassen und mächtigen immer noch rauchenden vulkanischen Bergen. Von einer Kultivirung des Bodens kann also nie und nimmer die Rede sein, allein dessen ungeachtet sind die Inseln, einige wenige kleinere ausgenommen, zur Zeit ihrer Entdeckung von einem zahlreichen Menschenstamme bewohnt gewesen, denn die See bot ja der Nahrung eine Ueberfülle. Und wer waren nun diese Menschen? Alle ohne Unterschied, also sowohl die auf den Inseln als die auf Kamtschatka oder Alaschka wohnenden, gehörten einer und derselben Race an, und noch jetzt kann man die Aleuten, Kamtschatkalen und Alaschkaer in Aussehen, Kleidung und Sitten kaum von einander unterscheiden. Sie sind sämmtlich klein von Statur, aber breit von Schultern und haben dicke Lippen nebst hervorragenden Backenknochen. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlicht-schwarz — bei den Weibern durch Einreibung von Fett oft gelblich-weiß — doch nicht so dunkel als das Haar, und als eine besondere Eigenthümlichkeit können ihre überaus kleinen, jedoch keineswegs platten und eingedrückten Nasen gelten. Sie kennen sämmtlich nur eine einzige Nahrungsquelle, nämlich die Jagd und den Fischfang, und aus den Fellen der erlegten Thiere verfertigen sie sich ihre Kleider. Natürlich übrigens sehen sich die Aleuten als Inselbewohner fast ganz allein auf den Fischfang angewiesen, weil Rennthiere, Bären und Wölfe, welche auf Kamtschatka und Alaschka in großer Anzahl getroffen werden, sich nur äußerst selten bis zu ihnen verirren. Dafür aber besitzen sie auch eine wahrhaft außerordentliche Geschicklichkeit in der Erlegung der Seethiere, und schon der Bau ihres Bootes, so wie die Herstellung des „Ueberziehers“, dessen sie sich bei Seefahrten bedienen, zeugt von einem Geiste, den man Menschen, welche wir eingebildeten Europäer mit dem Namen „Wilde“ bezeichnen, nicht zutrauen sollte. Der „Ueberzieher“ nämlich, wie wir uns in unserer modernen Sprachweise ausdrücken oder die „Kamleika“, wie der Aleute sagt, ist ein langer hemdartiger durchaus wasserdichter Rock, welcher aus den abgeschabten Gedärmen und der Kehlhaut des Seelöwen mit einem aus den Flechsen jenes Thiers gedrehten Faden zusammengenäht wird, und ohne denselben müßten die Bewohner des Katharinenarchipels nothwendig schon frühzeitig zu Grunde gehen. Oder — wie wollten sie sonst den ewigen Nebeln und Regengüssen, mit denen ihre Heimath heimgesucht ist, Trotz bieten? Wie könnten sie sonst fast

Tag für Tag auf dem Meere zubringen, und sich den Leib von den oft eisig kalten Sturzwellen übergießen lassen? Noch sinnreicher zeigen sich die Aleuten bei der Erbauung ihrer Boote oder „Baidaren", wie sie dieselben nennen. Zuerst verfertigen sie aus Holz, wenn sie welches bekommen, noch öfter aus den Rippenbeinen der gefangenen Seethiere, ein sehr langes, aber sehr schmales und überaus leiches Gerippe; dieses überziehen sie dann von allen Seiten mit Seelöwenfellen, welche sie wie bei der Kamleika wasserdicht zusammennähen, und lassen nur oben in der Mitte ein rundes Loch; endlich umsäumen sie das runde Loch mit einem Schlauche von demselben Stoffe, aus dem die Ueberzieher bereitet werden. Geht nun der Aleute zur See, so streckt er den Unterkörper durch das Loch und setzt sich auf den Boden der Baidare; den Oberkörper aber, welcher über dem Boote hervorragt, schnürt er so fest unter den Armen an den Schlauch an, daß auch der furchtbarste Wogenschwall keinen einzigen Tropfen Wassers in das Innere des Bootes ergießen kann. So fliegt er pfeilschnell, sich kunstgerecht wie ein Seiltänzer im Gleichgewicht erhaltend, über das nasse Element hin, und sollte ihn auch, was oft geschieht, eine Welle umwerfen, so weiß er sich mit Hülfe seiner Ruder im Augenblick wieder emporzurichten.

Nach diesen wenigen Andeutungen wird man sich wohl denken können, daß die Aleuten sich auf den Fischfang außerordentlich gut verstehen, und in der That thut es ihnen in der Erlegung des Seelöwen, so wie in der Gewinnung der so überaus werthvollen Seeotter nicht leicht ein anderer Jäger zuvor. Nur muß ich zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß auch die Eingebornen der Halbinseln Kamtschatka und Alaschka ihre Baidaren mit einer wirklich bewundernswürdigen Gewandtheit zu handhaben wissen, und so verbrachten denn diese Menschen bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts ihr Leben in großer Sorglosigkeit und Zufriedenheit, denn die Gewandtheit ihres Armes verschaffte ihnen alles, wessen sie bedurften, im Ueberflusse. Da kamen aber die Russen, und — ach, wie schnell wurde nun Alles anders! Fast schneller noch, als auf St. Domingo oder auf Cuba und in Mexiko, nachdem die Spanier daselbst gelandet waren. Die Spanier verlangten nach Gold, und Tausende von armen Indianern wurden herzlos hingeschlachtet, um den Durst der Eroberer nach dem edlen Metalle zu befriedigen, so daß jene neu entdeckten Länder, wenn es längere Zeit so fortgegangen wäre, in kurzer Zeit aller ihrer ursprünglichen Bewohner beraubt worden sein würden. Allein bald sah man den Wahnsinn und die Schlechtigkeit eines solchen Verfahrens ein, und die Rothhäute wurden unter den Schutz der Gesetze gestellt, weßhalb auch jetzt noch ihre Anzahl in Amerika nicht nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen gerechnet werden muß. Wie ganz anders aber auf Kamtschatka, auf den Aleuten und auf der Halbinsel Alaschka! Allerdings nach Gold und edlen Metallen begehrten die eingedrungenen Russen nicht, dagegen aber nach Etwas, das für sie ganz denselben, wenn nicht einen noch höheren Werth hatte, nämlich nach Pelzwerk, und besonders nach Seeotterfellen. Unbändig war ihre Begierde, und um diese zu befriedigen, mißhandelten sie die Eingebornen auf solch' tyrannisch-grausame Weise, daß

die Feder sich sträubt eine Beschreibung jener Scheußlichkeiten zu geben. Wird doch von Russen selbst berichtet, daß die Eingebornen nicht blos einmal, sondern oft und viel, wenn man kein weiteres Pelzwerk mehr aus ihnen herauspressen konnte, zehn Mann hoch hinter einander von den Kosaken aufgestellt wurden, und daß dann die Letzteren kaltblütig Versuche an ihnen machten, durch wie viele Menschenleiber die Kugel einer gezogenen Büchse dringe! Wahrhaftig wo solche Thatsachen sprechen, da braucht's keiner weiteren Beweise, und ich will daher über andere vielleicht noch erschütterndere Grausamkeitsscenen hinweggehen. Aber — so fragt nun vielleicht der Eine oder der Andere — ließen sich denn die Eingebornen dieses Alles ganz ruhig gefallen? Nein, gewiß nicht, ist die Antwort; so feig waren sie nicht, sondern sie setzten ihren Bedrückern oft und viel den heftigsten Widerstand entgegen, und mehr als einmal kam es sowohl auf Kamtschatka als auf den Aleuten und auf Alaschka zu förmlichen Empörungen, in welchen dann jedes Mal nicht wenige Kosaken und sonstige Russen ihr Leben lassen mußten. Aber was half's für die Zukunft? Dem Schießgewehre konnten die armen Eingebornen mit ihren Lanzen, Bogen und Pfeilen in die Länge nicht widerstehen, und so wurden sie regelmäßig wieder mit Leichtigkeit zu Paaren getrieben. Ja sogar noch mehr — man behandelte sie nach jeder versuchten Gegenwehr wo möglich noch grausamer als zuvor, um ihnen die Lust zum Widerstande für immer und ewig zu vertreiben, und dieß ist auch den Russen im vollkommensten Maaßstabe gelungen. Die jetzige Generation denkt also mit keiner Silbe mehr an die Freiheit, sondern sie fügt sich in die Knechtschaft, als wären schon ihre Ureltern in der Sklaverei geboren gewesen; allein dafür ist auch die eingeborne Bevölkerung von Kamtschatka, Alaschka und den Aleuten von dreimalhunderttausend Seelen, die sie noch vor hundertundfünfzig Jahren zählte, auf kaum siebenzehntausend herabgesunken, und mit Schrecken sieht man jetzt ein, daß es in Bälde an Männern fehlen werde, welche im Stande seien, die Seeotter und den Seelöwen zu erlegen. So rächt sich jede begangene Schlechtigkeit früher oder später von selbst, und die nunmehrige russische Regierung bereut es bitter, es so lange zugegeben zu haben, daß auf dem Katharinenarchipel ein Thierfell mehr galt, als zehn Menschenleben; aber kann sie damit die Hunderttausende von hingeschlachteten Eingebornen wieder in's Leben zurückrufen?

Fährt man von den Aleuten oder von Kamtschatka aus nördlich, so kommt man bei gutem Winde schon nach wenigen Tagen nach den bereits weiter oben genannten Pribylowinseln St. Georg und St. Paul; allein trotz der nur kurzen Entfernung zeigt sich die Natur hier bereits viel winterlicher, als auf dem so eben verlassenen Archipel, und der Boden thaut selbst im höchsten Sommer kaum einige Zoll tief auf. Von Quellbächen ist also hier bereits keine Rede mehr, und von Pflanzen gedeihen nur noch Riedgräser und Moose. Trotzdem hat sich dort eine kleine Aleutencolonie angesiedelt und ernährt sich reichlich von Seelöwen und Seebären, welche noch immer in unermeßlicher Anzahl, gerade wie zu Pribylow's Zeiten, die Ufer umgeben. Kommt

zu Seite 333.



Art A v E. [illegible]

Mitternachtssonne.



man aber um noch ein paar Tagreisen weiter nördlich nach der St. Lorenzinsel, so trifft man schon keine Aleuten mehr, sondern Eskimos. Man ist also jetzt bereits in die arktische Region eingetreten, denn die weitverbreitete Familie der Eskimos hat keine andere Heimath als die eisigen Gestade des Polarmeeres, und schreckt zurück vor Gegenden, in denen der Schnee im Sommer vollständig hinwegschmilzt. Noch weiter nördlich, so bald man die kleinen felsigen Diomedesinseln erreicht hat, fangen die Ufer der beiden Welttheile an, einander näher zu treten, und bald befindet man sich in dem engsten Fahrwasser der Behringsstraße, dem Ostcap auf der asiatischen und dem Prinz Walescap auf der amerikanischen Seite gegenüber. Diese beiden Caps liegen nur zehn Meilen von einander entfernt, und sind hohe Berge, die weit in die See hereingehen; doch unterscheiden sie sich dadurch von einander, daß das Ostcap ganz steil vom Meere aufsteigt, während der Fuß des Prinz-Wales-Caps von einer nachgeschwemmten Niederung umsäumt wird. Auffallend ist auch, daß das Meer auf der asiatischen Seite eine weit bedeutendere Tiefe hat, als auf der amerikanischen, und daß das Wasser daselbst mit einer ungemeinen Schnelligkeit vom Süden her in das Polarmeer hineinströmt, während man auf der amerikanischen Seite, wo das Land wie ein Sumpf an's Meer herantritt, von dieser Strömung nicht viel bemerken kann. Ebendeßwegen halten sich die größeren Seethiere, wie die Walfische und Walrosse, fast stets nur auf der asiatischen Seite auf, und diese erscheint überhaupt viel belebter als die entgegengesetzte. Leider übrigens kann man zehn Mal durch diese Straße fahren, ohne von allem dem einen richtigen Anblick zu bekommen, denn es herrschen hier fast das ganze Jahr hindurch so dicke Nebel, daß man keine hundert Schritte weit sehen kann. Am besten trifft man's im Monate August, und zwar nicht sowohl bei Tage als bei Nacht. Zum ersten nämlich sind die Augustnächte meist wolkenlos, und zum zweiten verbreitet die Sonne, welche in diesem Monat selbst um Mitternacht kaum um die Tiefe ihres Durchmessers unter den Horizont hinabsteigt, eine solche Helle, daß man jeden Gegenstand auf's genaueste unterscheiden kann. Welch' prachtvolles Farbenspiel nun aber, wenn ihre Strahlen den ganzen nördlichen Himmel beleuchten und zugleich an jedem hohen Punkte der beiden Caps bunte Feuer anzünden, so daß dieselben sich nicht anders ausnehmen, denn wie zwei steinerne Kolosse, dazu aufgestellt, das mächtige Wasserthor zwischen der alten und neuen Welt zu bewachen!

Betreten wir nun aber die linke oder die rechte, also die asiatische oder die amerikanische Küste, so finden wir hüben wie drüben ganz dieselbe Menschenrace, wie auf der Insel St. Lorenz, und besehen wir uns diese Leute etwas näher, so finden wir eine merkwürdige Aehnlichkeit in Aussehen, Kleidung und Gewohnheiten mit den Bewohnern Nordgrönlands, von denen ich bereits früher gesprochen habe. Es sind durchaus plumpe breitschulterige Gestalten von starken Knochen, aber selten über mittlerer Größe; der Kopf ist rund und unverhältnißmäßig groß; das steife schwarze Haar hängt ungebunden herunter; die Gesichter sind breit, platt und schwärzlichtblau, die Nasen klein und tiefeingedrückt, die Lippen dick und die Backenknochen weithervorstehend,

die Bärte aber dünn und die Hälse kurz. Ihre Kleider bestehen aus den Fellen der wilden Thiere, welche sie erlegen, und der Balg des Fuchses, so wie des Eisbären spielt dabei eine Hauptrolle. Doch tragen Viele auch Röcke oder Jacken von Rennthierhänten, so wie auf dem bloßen Leibe eine Art Hemden von zusammengenähten Eidergansbälgen. Was ihre Nahrung anbelangt, so bildet das Walroß nebst dem Seelöwen und Robben den Hauptheil derselben, und man darf mit Recht behaupten, daß ohne diese Fischsäugethiere ihre ganze Existenz gefährdet wäre; ihre Wohnungen aber beschreibt der Naturforscher Chamisso, welcher mit Kotzebue die ganze Behringsstraße durchforschte mit folgenden Worten: „Eine Kammer von zehn Fuß in's Gevierte, die Wände sechs Fuß hoch, die Decke gewölbt, im Scheitelpunkt ein mit einer Blase verschlossenes viereckigtes Fensterchen. Der Eingangsthür gegenüber eine um anderthalb Fuß erhöhte Pritsche als Schlafstelle, den dritten Theil des Raums einnehmend; längs der Wände leiterähnliche Hängeböden zur Aufstellung von Geräthschaften. Die Eingangsthüre selbst eine runde Oeffnung von anderthalb Fuß Durchmesser, und hinter dieser ein einem Maulwurfsgang ähnlicher Stollen, der sich wohl zwölf Fuß lang bis zum äußern Eingang hinzieht. Der Wintervorrath — Massen von Walroßspeck; die Winterwärme — die Hütte wohl fünf Fuß dick mit Erde und Schnee bedeckt." — Also schreibt Chamisso, und wer findet hierin nicht das „Igloe" und den „Tossut" der Nordgrönländer?

Gewiß sie gleichen sich in Allem, die Eskimos an den Ufern der Behringsstraße und die Eskimos in Nordgrönland; nur in einem einzigen Dinge gehen sie aus einander. Der Nordgrönländer nämlich weiß nichts von der Schifffahrt und dem Fischfang zur See, weil das Meer bei ihm das ganze Jahr hindurch vor Eis nicht befahrbar ist; der Behringsstraße-Eskimo aber bewegt sich fast das ganze Jahr hindurch auf dem Wasser, weil jene Straße ihrer starken Strömung wegen nie ganz zugefriert. Sein Boot ist übrigens ganz dasselbe, wie die Baidare des Aleuten, nur heißt er es „Kayak" und richtet es zuweilen zwei- oder gar dreisitzig ein. Ueberdem erbaut er auch noch größere Boote, das sogenannte „Oomiak" oder das Frauenboot, welches bis zu fünfzig Personen fassen kann, und einen Mast nebst einem dreieckigten aus den Darmhäuten von Seehunden zusammengenähten Segel besitzt; allein selbst dieses größere Fahrzeug hat mit den unter den civilisirten Menschen üblichen wenig Aehnlichkeit, indem es wie das Kayak nicht aus Balken und Planken gezimmert wird, sondern aus einem beinernen Gerippe besteht, das mit Seelöwenfellen überzogen ist. Dadurch erreicht es eine ganz außerordentliche Leichtigkeit, so daß man es ungemein schnell über die Wellen hinschießen lassen kann; allein deßwegen paßt es doch nicht zur Jagd auf das Walroß, zu welcher man sich blos des Kayak bedient, und ein ächter Eskimo würde es ohnehin tief unter seiner Würde halten, in einem Frauenboote zu fahren. Sitzt er dagegen in seiner Baidare, so fühlt er sich darin eben so stolz und sicher, als der Araber auf seinem Rosse, und er scheut sich dann sogar nicht, den

Walfisch, das größte aller Thiere, von hinten leise zu beschleichen, und ihm seinen kurzen Speer unter der Vorderfloße in den Leib zu rennen.

Es ist also ein kräftiger und kühner Menschenschlag, das Geschlecht der Eskimos zu den beiden Seiten der Behringsstraße, und mit diesen männlichen Eigenschaften verbinden dieselben, besonders die auf der asiatischen Küste wohnenden, die sogenannten „Onkilon" (die auf amerikanischem Grund heißen Kililak), noch eine immerwährende unverwüstliche Heiterkeit, als ob sie die glücklichsten Menschen von der Welt wären. Dennoch aber bewohnen sie eine der unwirthbarsten und ödesten Gegenden auf der ganzen Welt, eine Gegend, in welcher gerade wie in Nordgrönland die rauhen Polarwinde alle Keime des vegetabilischen Lebens von Beginn an unterdrücken, und besonders übel daran sind in dieser Beziehung die amerikanischen Eskimos. Ebendeßwegen lebten diese auch nur allein an den äußersten Küstenstrichen, weil sie allda von den unerschöpflichen Vorrathskammern des Meeres ihre Nahrung ziehen, während sie dagegen weiter im Innern verhungern müßten. Etwas besser sieht's auf der asiatischen Seite aus, denn so traurig auch hier das Klima ist, so lange auch hier der Winter andauert — gewöhnlich von Mitte August bis Mitte Juli, das heißt volle eilf Monate des Jahrs —, so wenig auch hier von einem Pflanzenwuchs die Rede sein kann, so wachsen doch zwischen den Steinen graue Moose in solchen Massen, daß das Rennthier sich in Hülle und Fülle davon nähren kann. So haben sich denn Viele vom Stamme Onkilon weiter in's Innere begeben, wo die Rennthiere zu Hause sind, um sich von der Jagd auf diese Vierfüßler zu nähren; allein da sie hier bereits einen asiatischen Menschenstamm vorfanden, nämlich den der Koriäken, so vermischten sie sich bald mit denselben, und so entstand daraus ein neues Geschlecht, das der Tschucktschen, welches den Uebergang bildet von den Eskimos zu den Mongolen. Diese Tschucktschen übrigens, die blos von der Rennthierzucht, so wie nebenbei auch von der Jagd des Bären, des Steinfuchses und des Wolfes leben, können selbst jetzt noch ihre innige Verwandtschaft mit den Onkilon's oder den Fischerei-Tschucktschen, wie man sie auch nennt, nicht verläugnen, und namentlich haben sie sich jene Stärke und Tapferkeit bewahrt, welche den Bewohner der Küste auszeichnet. In Folge dessen gelang es den Russen bis jetzt nie, sie gänzlich zu unterjochen, sondern sie bilden vielmehr — selbst jetzt noch — das einzige nordasiatische Volk, welchem der Kosak keine Gesetze vorzuschreiben wagt. Aber freilich trägt hiezu die grausige Einöde, in welcher die Tschucktschen leben, nicht wenig bei, denn selbst dem abgehärtetsten Russen würde es angst und bang, wenn man ihm zumuthete, allda seine Lebenszeit, wenn auch als Herrscher, zuzubringen.

So sieht es aus zwischen den beiden Welttheilen Asien und Amerika und — besonders einladend kann man demnach jenen Theil unseres Erdballs nicht nennen. Dennoch aber würde ihn weder der Eskimo, noch der Aleute, noch sein Vetter der Kamtschatkale und Alaschkaer gegen irgend einen andern der Welt vertauschen, und der beste Beweis hiefür ist der Aleute Owsannikow, welcher die Insel Unalaschka sein

Vaterland nannte. Er war jung, kräftig, voll Muth und Feuer, einer der besten Jäger des Seelöwen und der Seeotter, und in der Führung seiner Baidare übertraf ihn keiner, nicht einmal ein Onkilon aus dem Tschuktschen-Lande. An Unalaschka band ihn nichts, denn Vater und Mutter waren längst todt, und Schwestern oder Brüder hatte er nie besessen. Ja nicht einmal von Vettern und Basen konnte er sprechen, und wenn er je welche hatte, so bekümmerten sie sich nichts um ihn. Da kam eines Sommers ein Walfischfahrer von Ochotzk, und der Patron desselben miethete verschiedene Eingeborne, um ihm beim Fischfang behülflich zu sein. Darunter gehörte auch Owsannikow, und derselbe wußte sich so gewandt und anstellig zu benehmen, daß die Russen einen großen Gefallen an ihm fanden.

„Owsannikow," sagte also eines Tages der Patron zu dem jungen Aleuten, „in St. Petersburg hat man noch nie eine Baidare und noch weniger einen Aleuten gesehen, der sie lenkte; in St. Petersburg aber gibt's sehr viele neugierige und zugleich reiche Leute. Was meinst du also dazu, wenn ich, der ich diesen Winter dorthin reise, dich mitnehmen würde?"

Dem Jüngling kam der Vorschlag im Anfang allerdings etwas seltsam vor; allein nach und nach leuchtete ihm derselbe mehr und mehr ein, und endlich entschloß er sich zu dem Wagniß. Selbstverständlich übrigens verfertigte er sich vorher eine recht schöne Baidare, und zwar nach dem Rathe des Ochotzker Schiffers eine zweisitzige, legte sie dann auseinander und packte die einzelnen Stücke sorgfältig in eine Kiste, um sie nach der Hauptstadt des Czaren mitzunehmen. Eben so wenig vergaß er seine Waffen, den kurzen Wurfspieß nebst Bogen und Pfeil, und noch weniger seine Kamleika, so wie den kleinen steinernen Pfeifenkopf, aus dem er seine Tabakswolken emporzublasen pflegte. Kurz seine Ausrüstung war eine ganz vollständige.

Von der Reise nach St. Petersburg schweige ich, und bemerke nur, daß Owsannikow glücklich dort ankam; aber nicht verhehlen darf ich, daß das Erstaunen des Aleuten ein grenzenloses war, wie er sich zum ersten Mal in dieser Stadt umsah. Nach und nach gewöhnte sich jedoch sein Auge an die Wunder der Civilisation und wie er sich nun wieder gefaßt hatte, packte er schleunigst seine Kiste aus, um die mitgenommene Baidare zusammenzusetzen. Es war in wenigen Stunden geschehen, und gleich darauf schwamm er mit ihr in der Newa herum; sein Freund und Gönner aber, der Ochatzker Schiffer, sorgte dafür, daß es an Zuschauern nicht fehlte. Das gab nun ein Halloh! Nein, so etwas zu beschreiben, bin ich nicht fähig, und somit begnüge ich mich damit, zu berichten, daß ganz St. Petersburg auf die Beine kam. Sicherlich — ganz Petersburg, und insbesondere der vornehme Theil der Bevölkerung, selbst den Kaiser und seine Familie nicht ausgenommen. Jedermann wollte den Aleuten in seiner Baidare sehen, und wer ihn nicht gesehen hatte, der galt für einen unwissenden Barbaren, der gar nicht mehr „gesellschaftsfähig" sei. Viele, sogar sehr Viele begnügten sich übrigens damit nicht, sondern sie wollten in das Boot hineinsitzen, und mit dem Owsannikow auf der Newa herumrudern. Nicht etwa, daß ihnen dieß

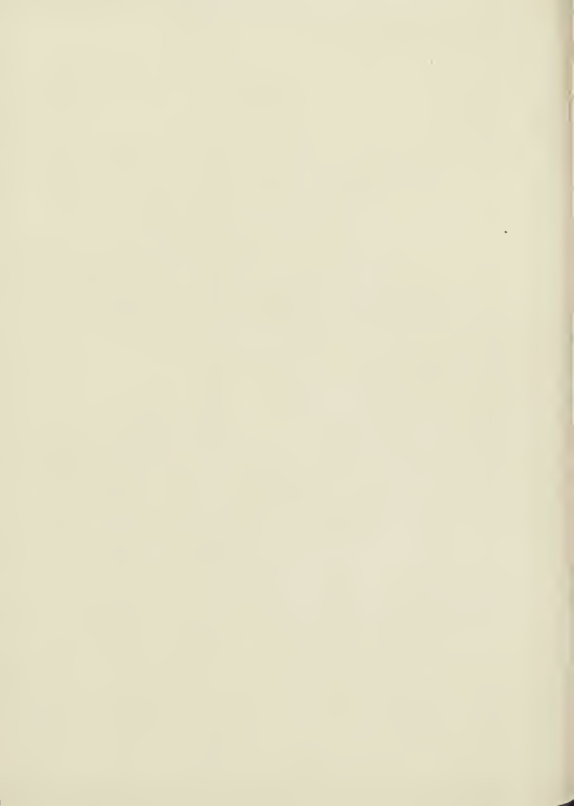
ein besonderes Vergnügen bereitet hätte, oder daß es für sie ein Genuß gewesen wäre, sich mit Anstrengung all' ihrer Kräfte im Gleichgewicht zu erhalten; nein, ganz und gar nicht, aber sie wollten sich ihrer Heldenthat rühmen, sie wollten, daß man in gewissen Kreisen von ihnen und ihrem Wagniß spreche. So gehörte eine Baidarefahrt bald zum gute Tone, und der junge Owsannikow wurde jeden Tag von Morgens bis Abends, bei hellem Mondschein oft gar noch Nachts, von der Petersburger hohen Aristokratie in Anspruch genommen. Ja, daß ich's recht sage, nicht blos die vornehmen Herren beeiferten sich mit ihm zu fahren und mit ihm zu fischen, sondern das Baidare-Fieber ergriff auch die Damen, und diese sogar noch weit heftiger als ihre Väter, Brüder oder Ehegatten. Kurz das Glück des jungen Aleuten war gemacht, denn natürlich vergaß es von all' den Fahrenden kein Einziger und keine Einzige, demselben ein namhaftes Geschenk zu machen, und so füllte sich sein Sparhafen jeden Tag um ein Bedeutendes mehr an. Nicht blos aber das, sondern Einzelne der Einflußreicheren machten ihm auch Vorschläge wegen seiner Zukunft, und zeigten sich bereit, ihm eine gesicherte Stellung in der Hauptstadt zu verschaffen, so bald er sich nur erst in der russischen Sprache besser auszudrücken gelernt habe, denn — Owsannikow war einmal in der Mode, und für solche Leute thut man in der vornehmen Welt Alles.

Auf diese Art trieb's unser junger Freund vier volle Monate lang, und ganz Petersburg meinte, er müsse vor Seligkeit außer sich sein. Dem war aber durchaus nicht so, sondern ganz Petersburg befand sich auf einer falschen Fährte. Der gute Owsannikow wurde nämlich von einer Krankheit geplagt, und zwar von einer sehr gefährlichen und fast unheilbaren, mit Namen „Heimweh", und diese Krankheit nahm mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde so zu, daß es der Patient bald nicht mehr aushielt. Was galten ihm die vielen Genüsse, die man ihm jeden Tag bot? Was das gute Essen und Trinken, was die herrliche Wohnung, was Theater, Bälle, Concerte und andere Vergnügungen? Ach, er sehnte sich zurück nach seiner ärmlichen Hütte, zurück nach seinem Seebären- und Seelöwenfleisch, zurück nach der Insel Unalaschka trotz ihres schrecklich unwirthlichen Klimas und Aussehens, und er wäre gestorben, wenn er dieser Sehnsucht nicht Genüge gethan hätte. So erkundigte er sich denn insgeheim nach einer Gelegenheit, sein Vaterland wieder zu erreichen, und als er einen Kaufmann fand, der über Moskau nach Tobolsk zu reisen beabsichtigte, so ließ er mit guten Worten und Geld nicht nach, bis dieser ihm versprach ihn mitzunehmen; von Tobolks aus aber mußte es ihm ein leichtes sein, sich, wenn er die nöthigen Mittel besaß, über Tomsk und Jakutzk nach Ochotzk bringen zu lassen, von wo aus es jeden Sommer Schiffsgelegenheit nach Unalaschka gibt. Freilich kostete eine solche Reise viel Geld, sogar sehr viel Geld, allein was lag dem jungen Manne am Geld? In seinem Vaterlande hatte dasselbe ja doch keinen Werth, und so war's besser, dasselbe noch vorher los zu werden!

Eines Morgens also war Owsannikow plötzlich verschwunden, und seine Baidare schaukelte sich leer an ihrer Uferkette. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, wohin der junge Wilde gekommen sei, und man flüsterte sich die allerwundersamsten Gerüchte in's Ohr. Wie aber nun endlich die Wahrheit zu Tag kam, ei wie staunten da erst die Leute! Kein Petersburger hielt es übrigens für möglich, daß ein mit gesunden Sinnen begabter Mensch auf solch thörichte Weise sein Glück verscherzen könne, und somit sank Owsannikow plötzlich tief in der Achtung seiner früherer Bewunderer. Er aber — ach wie glücklich war er, die civilisirte Hauptstadt hinter sich zu haben, und wieder die Seeotter und den Seelöwen jagen zu dürfen!












Stuttgart
K.THIENEMANN'S
Verlag
(Jul. Hoffmann.)

